Digitized by Google

Eph. Col. 41–6 Ueberlieferungen

Digitized by Google

<36635337300019

<36635337300019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1822.

Januar-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Inhalt.

Ueber den Zustand unsers Welttheils im Anfang des Jahrs 1822. Seite 3.
Robespierre. — 22.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen und des evangelischen Kirchen-Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1822.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ueber den Zuſtand unſers Welttheils im Anfang des Jahrs 1822.

Als Vorrede zu dieſem Jahrgang der Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit.

Vom Herausgeber.

Napoleon Buonaparte, als er die Kaiſerkrone auf ſeinen Scheitel legte und eines Kaiſers Eidam ward, bildete ſich ein, er habe mit dieſen Auſſendingen den Sturm der Geiſterwelt beſchworen, und aller Staatsumwälzung ein Ende gemacht. Man muß dem klugen, ſoldatiſchen Staatsmann, der Bajonette und Kanonen für Alles, Grundſätze der Vernunft für Nichts hielt, die vermeſſene Eitelkeit verzeihen. Er ſelbſt wußte nicht, mit welchem Jahrhundert er es zu thun hatte. Darum ging aber auch er, bei aller Größe ſeiner Fürſten- und Krieger-Eigenſchaften, unter. Er erkannte es zu ſpät. Ihn ſchlug die eherne Naturnothwendigkeit im geſunden Menſchenverſtande, im ewigen Rechtsgefühl und im unabweislichen Bedürfniſſe der Nationen zu Boden. Was ihm gänzlich mißlungen war, wollten Andere nach ihm verſuchen, welche weder die Größe ſeines Geiſtes noch ſeiner Mittel hatten.

Inzwiſchen läßt ſich keineswegs läugnen: die Mittel, welche ſie wählten, um die Welt in das verlorene Geleiſe zurückzuſchieben, waren, dem erſten Schein nach, weit klüger berechnet, als die ſeinigen. Kanonen und Bajonette können Mauern und Menſchen, aber nicht Wahrheiten, Ueberzeugungen und die daraus entſpringenden Bedürfniſſe niederwerfen. Darum verſchloß man die Zeughäuſer und gab den Völkern das ſüße Gefühl des öffentlichen Friedens wieder, deſſen ſie ſo lange entbehrt hatten. Man hoffte, die Wellen des tiefbewegten Meeres würden ſich nach und nach von ſelbſt durch ihre eigene Schwere beruhigen, ſobald einmal der lange Kriegs-Orkan verſtumme. Man gebot den Prieſtern der Vernunft Schweigen, und gönnte ſtatt ihrer den Lobrednern des Herkommens, der guten alten Zeiten, ausſchließlich das Wort. Man lähmte die Zungen der Völker, mit denen ſie zu einander reden (nämlich die Zeitungen) durch Zenſuren. Man ſtellte die lauerſame Polizei vor die Thüren der Kirchen, Schulen und Hörſäle. Man forderte ſchweigenden Gehorſam, und pries deshalb ſogar unter Proteſtanten den Katholizismus, weswillen ihn doch die Katholiken ſelbſt weder haben noch preiſen mochten.

Und die Wirkung davon ſeit Napoleons Verbannung nach Afrika? — Ganz die entgegengeſetzte von der, welche beabſichtigt war!

Wir haben ſeitdem mehr Staatsumwälzungen in wenigen Jahren erlebt, als vorher in eben ſo vielen Jahrzehnden. Von Allem das Merkwürdigſte aber iſt, daß eben in denjenigen Ländern die großen Verwandlungen am erſten, am gewaltigſten geſchahen, wo ſie nach

Digitized by Google

den Voraussetzungen unserer Staatskünstler am wenigsten hätten statt finden sollen: wo priesterliche Gewalt, Mönchthum, Aberglaube, Adelshoheit, unbeschränkte Ministerialherrschaft, Inquisition, Zensurwesen in höchster Vollendung standen; wo die Bücher selten, die Schulen erbärmlich, die Zeitungsartikel vom Hofe diktirt, die hellern Köpfe geächtet waren; wo die entehrte Wissenschaft als Schulfüchserei, die Kunst als Magd der Ueppigkeit dastand; wo man mit Aberglauben und Wunderglauben den gesunden Menschenverstand, mit Nachäfferei des Fremden das Nationalgefühl täglich tödtete. Man denke an Nord- und Südamerika, Brasilien und Mexiko, Spanien, Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland!

Erscheinungen, wie diese, sollten allerdings den Werth der bisher gewählten und gepriesenen Mittel wenigstens verdächtig machen können.

Die Völker des südlichen Europa's gaben von jeher immer den übrigen Nationen das Schauspiel großer und gewaltsamer Umschwünge. Immerdar sah man sie zwischen empörender Knechtschaft und stolzer Freiheit schwanken, weder feig genug, jene, noch stark genug, diese lange zu ertragen. Im alten Rom folgten auf die ruhmreichen Jahrhunderte zwischen dem ersten und letzten Brutus, die schmachvollen Zeiten des Untergangs zwischen dem ersten und letzten Augustus oder Augustulus. Die Freistaaten des italienischen Mittelalters, der Glanz von Venedig, Florenz und Genua gingen einer neuen Knechtschaft nach und vor. Das mittelalterische Spanien genoß hoher Freiheiten, vor deren Wiedererscheinen das neunzehnte Jahrhundert erschrack. Selbst Frankreich erfreute sich vor Alters großer Rechtsame, deren es in spätern Tagen vergaß. Verdorbene Völker wollen lieber freche und freie Lebensweise, als freie Verfassung.

Die Völker des nördlichen Europa's, gemäßigter und ernster, haben fast allezeit angestammten Königen gehorcht, und unter denselben weder die Willkühr zügelloser Gewaltherrschaft ertragen können, noch eine zügellose Freiheit aufnehmen wollen. Selbst England, als es seine weiland edle Verfassung ausbildete, mochte diese nicht ohne Königthum; und als die Niederlande das Joch des spanischen Nero gebrochen hatten, erhoben sie das Haus Oranien an die Spitze ihrer Verwaltung, wenn auch nicht mit der Krone, doch mit der gesetzlich geordneten Macht eines Fürsten. Im Süden gingen die meisten Revolutionen aus den Völkern hervor; im Norden wurden sie nur meistens von Höflingen gemacht.

Der mildere Himmelsstrich der Südländer hat auf die Regsamkeit und Reizbarkeit der daselbst wohnenden Völkerschaften mächtigen Einfluß. Sie werden daher zu staatsthümlichen Umgestaltungen schneller Hand bieten, und anhaltender als die Nordsöhne über die Grenzen der Mäßigung hinausschweifen. Der Geist im Norden ist sinnig und schafft große Ideen. Aber der Geist im Süden ruft die großen Ideen keck aus dem Reiche des Möglichen ins wirkliche Leben

Digitized by Google

herüber. Auch dazu hilft viel der mildere Himmel, der die Menschen aus den engen Wohnungen hervorlockt und ein öffentliches Leben gebeut. Da findet man weniger Gefallen an Sprache der Schrift, als an Sprache des Mundes. Einer theilt sich gesprächig dem Andern mit. Alles geschieht im Freien, wo man sich allseitig begegnet, und selbst Menschen, die einander wenig kennen, mögen dennoch mit einander sich freuen und trösten, zusammen tanzen und streiten und Unternehmungen beschliessen. Das Land und die Gegend ist ihnen gar oft bekannter, als das Haus, in welchem sie schlafen.

Hingegen die Bewohner des Nordens werden von der Länge ihres Winters in verschlossene Zimmer, in vereinzelte Gesellschaftszirkel, Schulen und Einsamkeiten gebannt. Die flüchtige Anmuth des Sommers ist nur zur Erholung benutzt. Daher wird durch die Macht der Gewöhnung ihnen das Haus wichtiger, als der Staat, und die Familie geht ihnen über das Volk. Was sich im Süden die Menschen unter freiem Himmel sagen, das melden sie sich bei ihrer Vereinzelung im Norden durch Flugblätter.

Schon durch das Getrenntsein der Familien, welches von der einen Seite die häuslichen Tugenden im Norden zu einer Vollendung erhöht, die dem Süden fast fremd ist, hingegen aber die Theilnahme am Allgemeinen schwächt, wird die Monarchie, welche für Alle sorgen soll, Bedürfniß, wie durch Naturgebot. Im Süden, wo sich Alles im Freien berührt und verhandelt, kann Gedanke und Neigung zur Demokratie, weil das Volks sich überall selbst sieht, leichter reifen. Aus demselben Grunde aber gedeiht auch hier leichter der Despotismus mit allen seinen Gräueln, weil die Menschen, weniger durch häusliche Tugend veredelt, in der Menge unter einander gleich immerwährenden Reisenden sind, die einander zwar kennen, aber doch fremd und auf der Hut stehen. Sie sind geselliger, abgeschliffener, geschmeidiger, aber kennen minder jene Herzlichkeit, Treue, Freundschaft und Zärtlichkeit, die im Norden heimisch wohnen. Furcht Aller vor Allen gebiert da Parteiung statt Freundschaft. Parteien sind es aber allezeit gewesen, welche den Tirannen auf den Thron führten und ihm, statt des Gesetzes, das Schwert in die Hand gaben. Der Gewaltherr, nachdem er die Feinde seiner Freunde gedemüthigt, weiß, von wem er, nächst ihnen, das Meiste zu fürchten hat. Es sind die, welche ihm Thron und Schwert gaben, und ihm beides wieder entreissen können. Darum stellt er beides wider sie selbst.

Die Geschichte der südwärts wohnenden Nationen ist daher von jeher glänzender durch wechselvolle Schicksale und durch den Widerspruch der erhabensten und verworfensten Gesinnungen und Thaten gewesen. Die Menschheit entfaltete sich dort in allen Anlagen früher, kräftiger und mannigfaltiger. Griechenland und Rom, Italien, Frankreich und Spanien wurden Europa's Lehrer durch Wort oder Werk. Die italienische Sprache beherrschte lange die Handelsstädte und Küsten des Mittelmeeres und des schwarzen Meeres, so wie die spanische beide Indien. Dann trat die französische übermächtig hervor.

Digitized by Google

Ohnedem ſind die Zungen der meiſten dieſer Nationen romaniſch-galiſcher Abkunft. Die Sprache der einen wird daher leichter von der andern erlernt und verſtanden, als jede andere, beſonders als die germaniſche oder ſlaviſche Zunge des Nordens. Die Sprache der Engländer ſteht zwitterhaft mitten inne.

Unſtreitig iſt, dieſer Verwandtſchaft willen, weit mehr Wechſelwirkung und Gemeinſchaft bei den ſüdlichen Völkern unter ſich, als Gemeinſchaft mit den germaniſchen und ſlaviſchen Nationen. Die italieniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Literatur ſind gewiſſermaßen eine Art Gemeinguts Aller dort. So durchdringen ſich jene Südvölker vorzugsweiſe mit ihren Ideen, Vorſtellungsarten und Anſichten des Lebens empfangen die Familienähnlichkeit ihrer Sprachen. Was weiß die welſche Welt viel von unſerm Klopſtock, Schiller, Wieland, Herder, Göthe, Müller? Selbſt Shakespear und Byron erſcheinen ihnen fremd, wie ſeltſame Zerrbilder. Sie nennen den Namen Kant's, wie den eines alten Scholaſtikers; von Fichte oder Schelling ſprechen ſie nicht.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß bei den romaniſchen Völkerſchaften, wo der mildere Himmelsſtrich ohnedin mehr zum öffentlichen Leben führt, Frankreichs Staatsumwälzung allgemeine und ſchnelle Nachfolge erweckte, während im Norden die Völker ruhig blieben, wenn ſie ſchon, bei ihrer höher geſtiegenen Bildung, beſcheidene Anſprüche und Hoffnungen auf Rechte machten, die ſolcher Bildung beſſer, denn die alten zum Theil morſch gewordenen Inſtitutionen, entſprechen.

Was, wie in Frankreich, ſo in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont jählings Revolutionen hervorrief und begünſtigte, war die unglaubliche Unwiſſenheit und Verwilderung des gemeinen Mannes neben der höhern Einſicht einzelner Gebildeter; tiefe Verſunkenheit und Verarmung des großen Haufens neben dem ungeheuern Reichthum einzelner Bevorrechteten vom Feudal-Adel und prieſterlichen Stande: ſklavenartige Rechtloſigkeit der großen Mehrheit neben den wenigen Genoſſen privilegirter Stände; Willkühr der Miniſter und Höflinge neben dem auch nicht in Sklaven ſterbenden Selbſtgefühl der gehorchenden Maſſe, ohne Preßfreiheit oder andere Mittel, ihre Klagen und Leiden zu offenbaren.

Das alles, was hier, wie in der ganzen Welt und was immer, wie immer, Unruhen und Staatsumwälzungen beförderte, war größtentheils in den nordiſchen Staaten nicht vorhanden. Weder ſo unwiſſend, ſo abergläubig, ſo verwildert, noch ſo tief verarmt und rechtlos ſtand da der gemeine Mann. Der Reichthum und Beſitz des Grundeigenthums war mehr vertheilt, als einzeln zum Uebermaas gehäuft. Wohlſtand und Geiſtesbildung des Bürgerſtandes hielt Alles in wohlthätigem Gleichgewicht und führte von ſelbſt ein Ineinanderſchmelzen der verſchiedenen Stände herbei. Die Fürſten waren Selbherrſcher, aber hielten am Geſetze. Hoflings- und Miniſterial-Willkühr wurden nur ſelten wahrgenommen, und dann ſchnell durch Publizität gerügt und zurückgeſcheuchtert.

Weil die Urſachen im Norden fehlten, darum fehlten auch die Wirkungen. So nicht im Süden. Darum geſchahen da die Aufſtände der Völker ſo leicht.

Man meint gewöhnlich etwas Kluges zu ſagen, wenn man ſpricht: „Es waren nicht die Völker, ſondern einzelne verwegene, ehrſüchtige Menſchen, welche die Revolutionen machten und die Völker ins Verderben riſſen.“ Aber ſie fanden die Völker zum Aufſtande erbietig. Die unwiſſende, rohe, verwilderte Menge kennt in thieriſcher Selbſtſucht nur ſich, und wird eben ſo leicht vom Demagogen, der ihr Beute vorſpiegelt, als vom Herrn gegängelt und gehetzt. Ein Volk, dem die Willkühr des Gebieters zum Geſetz geworden iſt, greift ſeinerſeits zur Willkühr, wenn es leidet, weil es auf keine andere Weiſe ſein Recht ſchützen kann Ein Volk, welches alles Eigenthum und alles Recht in den Händen weniger Perſonen zuſammengeronnen ſieht, die neben ihm wie Halbgötter ſtehen, erinnert ſich, wenn es hungert, bald daran, daß die Halbgötter nur Menſchen ſind, und daß das übrige Volk ebenfalls aus Menſchen beſteht, die ein ewiges Recht haben, und daß eine Million Menſchen nicht weniger gelten könne, als einige Dutzende.

Jene verwegenen, ehrſüchtigen Einzelnen, welche in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien durch das Uebergewicht ihrer Einſichten Revolutionen bewirkt haben — ſie würden in Deutſchland und England vergebens aufſtehen, wo ihnen das Urtheil einer großen gebildeten Maſſe entgegentritt, die ſich nicht leichtgläubig einem Freiheitsdeklamator hingibt. Noch vergeblicher, als in England, würden ſie in Deutſchland das Volk durch Hoffnungen der Beute zur Revolution rufen, weil in Deutſchland der Wohlſtand über die Geſammtheit der Bewohner ausgedehnter, keineswegs im ausſchließlichen Beſitze einzelner Stände und Familien iſt.

Es gab einſt eine Zeit, da war auch in Deutſchland eine allgemeine Staatsumwälzung leicht, ja ſie war nahe, nämlich: als der größere Theil des Landvolks noch leibeigen, arm, gedrückt, unwiſſend und verwildert lebte, — als den Bauern zum erſtenmal das Wort von chriſtlicher Freiheit, menſchlichem Rechte, Gleichheit der Erſchaffenen vor Gott aus dem Munde der kirchlichen Reformatoren durch die Nacht ihres Verſtandes ertönte (wie heutzutage den Landleuten Italiens, Frankreichs, Spaniens das Wort der politiſchen Reformatoren). Damals war eine große Staatsumwälzung für Deutſchland zu fürchten. Der Bauernkrieg brach aus. Er mißlang aber auch damals ſchon; denn eine große Maſſe des Volkes, durch Bildung und Eigenthum mächtig, ſtand entgegen, das Volk der Städte nämlich.

Ohngefähr da, wo das deutſche Landvolk im ſechszehnten Jahrhundert, zur Zeit Thomas Münzers, ſtand, mag die größere Menſchenmaſſe ſtehen, welche heutiges Tages Spanien, Portugal und Italien bewohnt. Nur haben Spanien, Portugal und Italien nicht die Menge freier Städte gehabt, wie ſie Deutſchland ehemals beſaß; nicht die Menge der vielſeitig gebildeten Genoſſen des Bürgerſtandes und ſeiner Freiheiten; und die Maſſe der Gebildeten dort ſelbſt war durch den Anblick des allgemeinen Unheils empört.

Aus eben dem Grunde iſt gegenwärtig in Frankreich eine neue Staatsumwälzung nicht

Digitized by Google

ſo leicht mehr, als vor dem Jahr 1789. Durch Verkauf der unermeßlichen Kloſter- und Adelsgüter iſt das Landvolk in Beſitz von Eigenthum gelangt, und durch die Beſteurung aller Stände nach gleichem Geſetz und Maas der Wohlſtand über alle Theile der Nation allgemeiner verbreitet. Dies, und die durch den Revolutionsſturm beförderte Aufklärung und öffentliche Bildung, gibt für die Ruhe Frankreichs ſtärkere Gewährleiſtung, als der thörichte Zwang der Preſſen, als die Sendung der Miſſionarien und andere dergleichen Fehlgriffe, die weit mehr Bitterkeit erwecken, als ſtillen.

Daß aber nicht auch Frankreich noch einmal in die blutige Bahn der Staatsumwälzungen eintreten könne: wer möchte dafür Bürge ſein? Wenn es je geſchieht, ſo wird daran nicht der Wohlſtand, nicht die Aufklärung, nicht die Preßfreiheit der Nation Schuld ſein, ſondern das Gegentheil. Man ſtelle die alten Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit, die Willkühr des Hofes, den Miniſterialdeſpotismus wieder her, mache die Beſitzer ehemaliger Nationalgüter in ihrem Beſitzthum unſicher und erſticke durch Preſſenzwang die Publizität, — man gehe, wohin die Ultra's ſteuern, und das Werk iſt vollbracht. Schneller und allgemeiner würde der Sturm ausbrechen, als im Jahr 1789, weil die große Mehrheit der Nation nicht nur deutlicher ſich bewußt wäre, was zu thun ſei, ſondern auch weil ſie mehr, als ſie vormals gehabt, einzubüßen in Gefahr ſtände.

Auch iſt Frankreich wirklich, wie Jedermann weiß, in geſpanntem Zuſtande, in banger Unruhe und Bewegung. Der Grund davon liegt, wie geſagt, keineswegs in der Unzufriedenheit des Volkes mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, ſondern in der Furcht, ihn zu verlieren. Die unverhohlenen Aeuſſerungen der Ultra's, die theilweiſen Fortſchritte, welche ſie möglichſt zu ihrem Ziel machten, die neuen Wahleinrichtungen, die Ausnahmegeſetze u. ſ. w. ſcheinen die allgemeinen Beſorgniſſe zu rechtfertigen.

Die Unruhe und Spannung der franzöſiſchen Nation hat noch weit weniger ihren Grund in der langen Gewöhnung des Volkes zu großen, revolutionären Bewegungen, oder im eingefleiſchten Jakobinismus der Mehrheit, im Haſſe der Bourbonen, im wahnſinnigen Streben nach republikaniſcher Verfaſſung, wie uns und ſich ſelbſt viele der ſogenannten Ultra's bereden möchten. Nein, die Franzoſen, da ſie in ihrer Mehrheit haben, was ſie einſt begehrten, ſind der Umwälzungen müde, können und wollen nur Sicherheit des Genuſſes der Rechte verlangen, welche ihnen die Charte gewährte.

Wahr iſt es, wir haben Verſchwörungen und meuteriſche Bewegungen geſehen, welche aus Widerwillen gegen die Bourbonen und den zurückgekehrten Adel, oder wohl gar aus republikaniſchen Gelüſten hervorgingen. Wenn dergleichen ſtatt fanden, trugen daran die fortgeſetzten Verſuche der Ultrapartei zur Herſtellung ehemaliger Herrlichkeit, ihr hartnäckiger Krieg gegen die Intereſſen, Bedürfniſſe und Anſichten des großen Mehrtheils der Nation, die weſentlichſte Schuld. Denn die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie ihre Ziele verfolgten, reizte die Leidenſchaft-

Digitized by Google

lichkeit der Gegner; ihr „quand même“ den republikaniſchen Ton; ihr Sichvordrängen und ihr Glück den Haß und die öffentliche Bekümmerniß; ihr Verachten der alten Krieger, die unter Napoleons Fahnen den Welttheil vor Frankreichs Größe zittern machten, den unverſöhnlichen Groll vieler tauſend Tapfern; ihr abſichtliches Befördern des Aberglaubens und der Unwiſſenheit im Volk, ihr Ausſenden ſchwärmeriſcher Miſſionarien, ihr Eifer gegen den wechſelſeitigen Unterricht in Volksſchulen, empörte das Gemüth aller gebildeten Männer.

Daher alſo die gegenwärtige unſichere, drohende Stimmung in Frankreich, wo man ſich nicht überreden mag, es ſei darum ſo Ungeheures und ſo lange erduldet und gelitten worden, um ſich zuletzt das Geſetz geben zu laſſen: man müſſe ſchweigen, dulden, jede freie Geiſtesentwicklung haſſen, glauben, beten, opfern, Steuern zahlen, drunten nicht nach der Sache des Staates fragen, droben aber die Willkühr walten laſſen. Mit Recht fragen die Franzoſen: iſt unſer Blut in ſo vielen Schlachten gefloſſen, um endlich nur die alte Pracht der Kapellen, die Privilegien einiger Kaſten, zuletzt wohl noch eine Baſtille herzuſtellen?

Durch den Parteikampf iſt Frankreich gelähmt, daß es ſich kaum thätig in die großen Weltangelegenheiten einmengen darf. Welches immerhin der Umſtand ſein möge, der die einander entgegengeſetzten Parteien zu vereinigen fähig iſt: wenn er früh oder ſpät erſcheint, gibt er dem franzöſiſchen Reiche plötzlich die alte Stärke und Furchtbarkeit zurück. Bis dahin iſt die Deputirtenkammer ein treues Abbild der Nation. Auf der linken Seite ſchlägt das ſtürmiſche Herz des Volkes, da iſt auch der Degen; aber auf der rechten Seite iſt der ſtärkere, lenkende Arm; im Zentrum der Magen, der begehrliche und vielverdauende.

Man muß billig als öffentliches Unglück beklagen, daß ſelbſt in Ländern, in denen ganz andere Verhältniſſe als in Frankreich ſtatt finden, die Grundſätze der franzöſiſchen Ultra's zu politiſchen Maximen erhoben wurden, und dadurch eine große Verſtimmung des gebildetern Volkstheils herbeigeführt wurde.

Die Völkerſchaften Deutſchlands, weit entfernt, Staatsumwälzungen zu begehren, äuſſerten Hoffnungen zur Verbeſſerung ihres politiſchen und bürgerlichen Zuſtandes, für die ſie Verheißungen empfangen hatten. Die Schwärmereien einiger jungen Leute, die Unbeſonnenheiten einiger Schriftſteller, die verbrecheriſchen Handlungen zweier Jünglinge in politiſcher oder religiöſer Ueberſpannung, erſchreckten den Adel und viele derer, die am Ruder des Staates ſaßen Was Einzelne gefehlt hatten, ward nun den Millionen zum Nachtheil. Die Furcht vor Staatsumwälzungsentwürfen, vor weitverbreiteten Verſchwörungen ſah die Spuren derſelben in nichtswürdigen Dingen. Man forſchte mit großem Eifer, mit großen Koſten Jahre lang nach Nichts ward gefunden, als die Unſchuld deutſcher Nation, die ſich, wie immer, treu blieb. Man ſetzte die Lehrer der Hochſchulen, die Bewahrer der Wiſſenſchaft, unter polizeiliche Aufſicht, und eine der ehrwürdigſten Klaſſen des Volkes mußte büßen, was die Unbehutſamkeit einzelner Wenigen, vielleicht kaum, und gewiß nur für ihre eigene Perſon, in ſo hohem Grade

Digitized by Google

verſchuldet haben mochte. Die Freiheit der Preſſe, dieſe Offenbarerin alles Verborgenen im Volk, ward gebrochen, der Willkühr einiger Beamten hingegeben. Der Gelehrte ſtand unter dem Machtgebot oft eines gemeinen Schreibers, der zuweilen kaum fähig war, den Geiſt deſſen zu erkennen, den er beurtheilen ſollte. In ſolchen Widerſpruch mit der Ziviliſation des Jahrhunderts traten die öffentlichen Maasregeln!

Jene Furcht, durchaus von keinen allgemeinen Volksgährungen gerechtfertigt, nur durch einzelne und vereinzelt gebliebene Handlungen veranlaßt, die mit Gerechtigkeit an den Individuen zu beſtrafen geweſen wären, wie ſonſt andere dergleichen ehemals beſtraft worden waren — jene Furcht ſtiftete großen Nachtheil ſchon durch Unterlaſſung vieles Guten, welches ohne ſolche Furcht zum Wohl des Ganzen, zur Ehre der Nation, zur Stärke der Thronen erwachſen und kräftig geworden ſein würde. Es pflanzte ſich nach und nach ein Mißtrauen zwiſchen Regierungen und Regierten. Die öffentlichen Blätter, nun ſie nicht mehr frei waren, hörten auf, Werkzeug der Regierungen zur Einwirkung auf den Volksgeiſt zu ſein, oder die Stimmungen und allfälligen Beſchwerden zu offenbaren, die ſich nicht immer in Suppliken ausſprechen laſſen. Es iſt gefährlicher, als Viele meinen, wenn ſich in polizirten Ländern Herrſcher und Beherrſchte fremd werden. Selbſt in denjenigen Staaten Deutſchlands, wo das Volk ſich in freiern Verfaſſungen zu bewegen das Glück empfing, konnte es nicht allen Segen daraus gewinnen, den es zu erwarten hatte, weil auch hier das vorhandene Gute durch Furcht oder fremde Einwirkung gelähmt werden mußte.

Es iſt allerdings richtig, die Dinge der Welt, von oben herab, aus dem Kabinet eines Fürſten oder Staatsrathes, angeſehen, erſcheinen in Vielem anders, als der Privatmann ſie von unten hinauf erblickt. Aber eben ſo richtig iſt es, daß die öffentlichen Angelegenheiten, von unten nach oben angeſehen, ebenfalls in Vielem anders erſcheinen, als ſie der Staatsmann aus den Tabellen und Berichten der ſubalternen Behörden zu erkennen glaubt. Eins muß das Andere ergänzen. Dazu taugte bisher am weſentlichſten die geſetzlich geordnete Preßfreiheit. Sie war in unſern ziviliſirten Staaten, was im Mittelalter der Adel zwiſchen Fürſt und Volk war, das Verbindungsglied, der Berührungspunkt, das Sprachrohr beider mit einander.

Aber nun gilt ſie ſchon ſeit mehrern Jahren in mehrern europäiſchen, beſonders den nördlichen Staaten nicht mehr als das, und am wenigſten gerade in denjenigen Reichen, die ihr einen großen Theil des eigenen Glanzes, Reichthums und der innern Stärke danken. Man verabſcheut ſie als Giftmiſcherin, und fürchtet, das Verderben, welches ſie bringt, ſei größer als ihr Nutzen.

Es iſt mit der Preßfreiheit, wie mit den Staaten ſelbſt. Nicht daß Staaten ſind, iſt ein Unglück für die Menſchheit, ſondern daß es Zuſtände der Geſetzloſigkeit und Willkühr, der Anarchie und des Deſpotismus gibt; beide ſind gleich verabſcheuungswürdig. So iſt auch die wilde Anarchie der Schriftſteller allem Guten ſchädlich, wie der Deſpotismus einer willkühr-

Digitized by Google

lichen Zensur. Das Gesetz aber ist der Schild des Heils gegen die Zerstörung bringenden Leidenschaften der Menschen. Wer Gesetzlichkeit für das Walten des Herrschers verwirft, predigt Sultanismus und Anarchie, so gut, als wer für das Volk gesetzliche Ordnungen verschmäht. Man muß den blöden Geist des Sterblichen nicht höher als die göttliche Weisheit stellen, welche uns eben in der gesetzlichen ewigen Ordnung der Dinge, worin sie die Bewegung des Regentropfens und der unendlichen Weltenzahl erhält, als göttliche Weisheit offenbar wird.

Es kann darum lange übel gehen, weil viele Staats- und Geschäftsmänner in allzuängstlicher Klugheit nur das, was dem Augenblick angemessen scheint, für das Zweckmäßige und Rechte halten, aber nicht auf die Zukunft rechnen; und weil von der andern Seite die Schulweisen dem Gegenwärtigen zu wenig, dem Zukünftigen zu viel Rechnung tragen wollen, und sich in allgemeinen Grundsätzen und Urbildern des Vollkommenen gefallen, ohne das Thunliche zu beachten und zu kennen. Beide, im halsstarrigen Selbstdünkel, schaden gleich sehr. Es bleibt das Schaffen der sogenannten praktischen Staatsmänner, weil es nur dem Augenblick dienen kann, fortwährendes Flickwerk; und die Arbeit der Schulweisen will nirgends recht hinpassen, weil es allen Zeiten und Zonen anpaßt.

Jeder Mann von gerechter und mäßiger Denkart, wenn ihm die Natur nicht allen Scharfsinn versagt oder nicht die Leidenschaft sie ihm verdunkelt hat, erschrickt vor dem gegenwärtigen Zustand Europens. Er sieht mit der Glückseligkeit der Nationen vermessenes Spiel gewagt, indem Viele, welchen das Heil von Millionen zu verwalten gegeben ward, von der Mittelstraße abirrend, Tag und Stunde verkennend, sich in gefährlichen Extremen gefallen. Ihre Hand, sie ahnen es kaum, tastet an das Innerste, an das Zarteste der Menschheit, an die unaustilgbaren Ueberzeugungen, an die religiösen, bürgerlichen und reinmenschlichen Gefühle aller Millionen Einzelner. Die Staatsgewalten und deren Führer wollen mehr sein, als sie sein dürfen und sein können: sie wollen im Unsichtbaren Gewalt üben und das Geistige ordnen. Dies gelingt ihnen nicht. Noch nie, seit eine Menschheit an den Tag der Geschichte trat, ist das gelungen. Aber sie rühren an die verborgenen Federn und Getriebe der Weltereignisse; das geheimnißvolle Uhrwerk wird irre gehen und schreckhafte Wirkungen bringen!

So stehen im südlichen Europa heut mehrere große Nationen über den Trümmern der alten zerbrochenen Staatsformen in schreckhafter Bewegung und Gährung. Ungewarnt durch das lehrenvolle Beispiel der Staatsumwälzung Frankreichs, stehen sie da, im Begriff, den blutigen Kreislauf derselben zu wiederholen.

Die ungeheure Mehrheit von den Bewohnern dieser Länder war bisher in sklavenhafter Unterwürfigkeit gewohnt, dem gebieterischen Willen der Paschen, der Grandes, Baronen und anderer Herren zu dienen. Sieh sah nur die Person, als eine Art höhern und mächtigern Wesens, und diente nur dieser, so wie das unmündige Kind dem Vater, der Leibeigene dem

Leibherrn, das gedankenlose Thier dem Eigenthümer dient und gehorcht. Diese Unterthänigen waren nicht sowohl in Folgeleistung unterrichtet, als vielmehr dazu abgerichtet. Sie gehorchten, weniger aus Ueberlegung und Vernunftgründen, als aus Furcht vor Inquisition, Kerker, Hunger, Schwert, Stock und Bastonnade. Diesen Menschen wird nun Staatsverfassung dargeboten, wie sie kaum Volkern einer höhern Bildung angemessen wäre; eine Staatsverfassung, worin sie nicht mehr Herren, sondern Mitbürger und ihres Gleichen sehen; eine Staatsverfassung, worin sie der unsichtbaren Macht des Gesetzes gehorchen, nicht mehr dem sichtbaren Menschen als Menschen dienen sollen. — Es ist wahr, vorzeiten waren eben diese Nationen freier gewesen; aber ihre Freiheit ist durch Adel, Geistlichkeit und höfische Kunst allmälig bis auf die letzte Spur verwischt worden, daß man kaum noch das Wort Libertas anderswo, als, wie in Genua (nach Lady Morgans Erzählung), auf den schweren Eisenketten der Galeerensklaven findet. Nicht ihnen konnte man ohne alle Vorbereitung schon eine Verfassung geben, deren zarte Formen selbst den freien Athenern, Römern und Schweizern nie lange dauerhaft waren, sondern bald von den Leidenschaften der Menschen durchbrochen werden mußten. Ihnen, die bisher, durch den Einfluß der Mönchsorden, in knechtlichem Sinne alles Selbstdenkens entwöhnt waren, die priesterliches und göttliches Wort für gleichbedeutend hielten, Religiosität mit kirchlichen Uebungen verwechselten, nur blindlings glauben, nie prüfen lernten; ihnen, die in den elenden niedern Schulen nur kümmerlich mit Gedächtnißwerk, nie durch Beschäftigungen des Verstandes geübt wurden, deren Studienkreis selbst auf den höhern Schulanstalten so eng beschränkt gewesen war; ihnen, mit den nur an matte Dämmerung gewöhnten Geistesaugen, werden plötzlich die Sonnenpforten der Aufklärung aufgerissen, ihnen wird die volle Preßfreiheit gegeben, deren weiser Gebrauch selbst wissenschaftlich gebildetern Nationen oft schwer wird!

Dieser plötzliche Uebergang aus Nacht in Tag, aus Knechtschaft in Losgebundenheit, welche Wirkungen muß er haben? — Er wird diejenigen haben, die er in allen Zeiten und Himmelsstrichen hatte. Er wird diejenigen haben, welche er in Frankreich hatte. Die neuen Staatsverfassungen werden gestürzt werden, nicht weil sie an sich schlecht sind, sondern sich diesen Nationen nicht anpassen. Die Hefen des Volkes werden vom allgemeinen Sturm angeregt in die Höhe steigen, und die wenigen Guten und Weisen werden untergehen. Der nahe Aufruhr in der Ideenwelt dieser Völker wird der Quell bürgerlicher Verwirrungen, Faktionen und Parteienkriege werden. Mit den Ideen werden sich die Bedeutungen der Worte wieder verwirren; man wird das Verbrechen auch wieder Tugend, und die Tugend auch wieder Staatsverbrechen heißen. — Was bisher schon geschehen ist, läßt sich nicht mehr rückwärts bannen; Alles stürzt unaufhaltbar vor, Alles hat den alten Schwerpunkt verloren.

Nicht daß ich glauben sollte, jene Völker könnten nicht endlich zu einer edlern, freiern Verfassung Reife erhalten. Allerdings werden sie dahin kommen, aber auf blutigem Wege, wie Athen, wie Rom, wie die Schweiz, wie England, wie Frankreich dahin gelangten. In

zwanzig Schreckensjahren ward Frankreich zum Beſſern reif. Und vierzig Jahre mußte ja auch Moſes das Volk Gottes in den Wüſten Arabiens umherführen, um daſſelbe von den Fleiſchtöpfen Aegyptens, von den Sklavenketten zu entwöhnen und zur Selbſtſtändigkeit abzuhärten. Es mußte eine Generation ausſterben, ein neues Geſchlecht werden, unter großen Aufopferungen geboren. Schwer ward es ihm, dieſe rohen, bildungsloſen Maſſen von der Anbetung des ſichtbaren goldenen Kalbes zum Gehorſam gegen einen unſichtbaren Gott zu leiten.

Fragt man: Wer trägt die Schuld am langen Unglück, welches über Griechenland, Portugal, Spanien, ja ſelbſt, trotz der fremden Beſatzungen, immer noch über einem Theil Italiens ſchwebt? Sind diejenigen anzuklagen, welche die alten, morſchen Ketten des Paſchathums, des Feudalweſens, des Mönchthums, der Inquiſitionen brachen, oder diejenigen, welche die allmälige Freilaſſung und Entwickelung der Nationen hinderten? — Wer mir nachweiſet, daß bürgerliche Einrichtungen und Geſetze, wie ſie einmal gegeben und gut waren, zu allen Zeiten, oder auch nur einige Jahrhunderte lang, unveraltet und gut blieben, obſchon das Volk in ſeinen übrigen Verhältniſſen änderte — der wird mich bewegen, diejenigen von aller Anklage freizuſprechen, welche keine allmälige Verbeſſerung der Staatsformen vornahmen.

Die unglaubliche Unwiſſenheit, in welche man den größern Theil der Nation, das ſogenannte gemeine Volk von Spanien, Portugal und Neapel (Griechenland unter den Türken darf kaum genannt werden) verſunken, ja künſtlich durch Geſetze, bürgerliche Einrichtungen, Zenſuren, Bücherverbote, Inquiſitionen, Beſchränkung des öffentlichen Unterrichts u. ſ. w. untergehen ließ, hatte die Lähmung alles Guten in dieſen Ländern zur Folge. Künſte und Wiſſenſchaften ſtarben faſt aus, mit Ausnahme derer, welche der Ueppigkeit und Prachtliebe fröhnen; die Sitten verwilderten; die Religion ſelbſt entartete zum graſſen Aberglauben; der Handel verſchwand; der reichſte Boden ward unfruchtbar; die Mehrheit der Nation verlor ſich in zunehmender Armuth. Alles brütete in dumpfem, faſt nur thieriſchem, Daſein hin, weil dem Geiſte jede freie Thätigkeit, durch Kirche und Staat, verſagt, und den Leuten nur überlaſſen war, ſinnliche Freuden zu genieſſen, zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, zu arbeiten, zu zahlen.

Ueber das öffentliche Leben dieſer Staaten war dort, ſo gut als möglich, ein allesverhüllender Schleier ausgebreitet. Durch die wenigen, zenſirten öffentlichen Blätter erfuhren die Unterthanen von ihrem eigenen Vaterlande faſt nichts, von dem Treiben des Auslandes nur ſoviel, als die Polizei oder der Hof etwa erſprießlich fanden, daß ein Unterthan wiſſen könne. Europa vernahm, geſchah nicht allenfalls Meldung von einigen gelehrten Werken, fürſtlichen Heirathen, Verhaftnehmungen oder Hinrichtungen, beinahe minder von dieſen Gegenden, als vom Innern Aſiens. Dieſer politiſche Nebel, in welchem man ſich der Welt, und hinwieder den Unterthanen das Zeitalter unſichtbar machen wollte, gehörte dazu, eben dieſen Unterthanen eine künſtliche Zufriedenheit mit ihrem Stande der Verſunkenheit zu verſchaffen oder zu ſichern.

Wie wenig der Zweck erreicht ward, wie unmöglich er durch ſolche Mittel erreichbar ſei,

Digitized by Google

iſt bekannt. Man konnte weder jedem der eigenen Unterthanen die unſichtbar machende politiſche Tarnkappe auflegen, um ihn glauben zu machen, er ſei einzeln in der Welt bloß zum Dienſt für den Herrn da, noch konnte man die Landesgrenzen hermetiſch verſchlieſſen. Es kamen reiſende Fremdlinge herein, es zogen alljährlich Tauſende, ihrer Geſchäfte oder Freuden wegen, hinaus in andere Länder. Damit ſtahl ſich das Licht herein und entſtand die widerlichſte Selbſtbeleuchtung. Zuletzt nun gar ſprengte der Einzug der napoleoniſchen und britiſchen Heere überall Thore und Riegel. Alle Kunſtanſtrengungen voriger Jahre waren damit vereitelt, im neunzehnten Jahrhundert die gebenedeiten Tage des neunten oder zehnten Jahrhunderts wieder zu haben.

Daß aber nun die, welche durch die Macht der Staatsumwälzung an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geworfen wurden, ſolchem in tiefer Unmündigkeit niedergehaltenen Volke, ohne allen Uebergang, ſprungweiſe die Rechte der Mündigkeit gaben, wie ſie nur kaum die gebildetſte der Nationen ohne Gefahr des Mißbrauchs anzunehmen wagen darf; daß ſie ihm ſtatt des alten Unterſchiedes der Stände, Gleichheit der Rechte — ſtatt der anſpruchloſen Unterthänigkeit, Mitherrſchaft und Selbſtverwaltung — ſtatt der Inquiſition, Denkfreiheit — ſtatt der Zenſurſtrenge, Ungebundenheit der Preſſe gaben; kurz, daß ſie einem ganzen Volke jählings, nach der Freilaſſungserklärung, eine mit der Königskrone geſchmückte republikaniſche Verfaſſung gaben, ohne ihm die politiſche Gemüthsbildung, die Beſonnenheit, die Geſetzesachtung, die Sittenreinfalt, den Vaterlandsſinn der Republikaner zugleich mitgeben zu können: — dies erſt vollendete die Verwirrung. Es ſei, daß es nicht in ihrer Macht lag, anders zu thun: es wird auch nicht in ihrer Macht liegen, die gewaltigen Ereigniſſe abzuwehren, welche dieſer wilde Umſchwung aller Verhältniſſe herbeiführen muß.

Man hat wohl anfangs und zu früh die edle Mäßigung und Würde der Völker bewundert, mit der ſie ihre Freiſprechung und die Umgeſtaltung der hundertjährigen Ordnungen unternahmen oder anſahen. Doch, glaub' ich, ſollen wir uns nicht ſelbſt täuſchen über die Quellen dieſer Mäßigung. Beim größern Theil des Volks, zur Selbſtſucht erzogen, mußte anfangs Erſtaunen, Beſtürzung, Furchtſamkeit, Unentſchloſſenheit vorwalten. Nachher, beim Anblick der Vortheile, welche die Veränderung der Dinge für das Leben der Haushaltungen und des innern Verkehrs durch Sicherheit vor geheimen Polizeien und Inquiſitionen, durch Verkauf von Kloſtergütern, Verminderung der Abgaben, Aufhebung der Binnenzölle u. ſ. w. herbeiführten, entwickelte ſich ſchnell die eigennützige Vorliebe, ja die Begeiſterung für das neue Weſen Aber die wahre Revolution, die Revolution in den Geiſtern ſelbſt, die durch das Einſtrömen fremder Vorſtellungen und neuer Begriffe ſich entwickelnde Gährung war und iſt noch nicht allgemein erfolgt. Dieſe Geiſterbewegung folgt unausbleiblich, aber ſie nimmt langſamern Gang; doch ſchon jetzt offenbart ſie ſich in Spanien ſichtbarer. Das ohnmächtige Widerſtreben einer Hofpartei, einer Partei von beeinträchtigten Privilegirten und Klöſterlingen wird ſie nur zu ſchnellerm Ausbruch befördern und die Erſcheinungen derſelben einſt nur ſchrecklicher machen.

Digitized by Google

Wie man im südlichen Europa Völkerschaften, welche die Bildung und Gesittung des sechszehnten Jahrhunderts haben mögen, auf unnatürliche Weise plötzlich über das wirkliche Zeitalter hinaus und, ich möchte sagen, ins zwanzigste Jahrhundert versetzen möchte: so scheint hinwieder in nördlichern Reichen des Welttheils die Neigung vorherrschend zu werden, Nationen aus der Höhe und dem Genusse einer schon gewonnenen Zivilisation, wie sie irgend das neunzehnte Jahrhundert geben konnte, zurückzuführen in den bürgerlichen Zustand des sechszehnten Jahrhunderts. Hier dann ein anderes Extrem, ein staatsthümlicher Versuch von entgegengesetzter Art.

Sobald Napoleons Gewaltherrschaft über Europa gebrochen und nicht mehr zu fürchten war, wurde dieser Versuch mit Umsicht und Ernst begonnen. Es standen Gelehrte auf, welche ihn vertheidigten und anprieſen; andere schrieben dawider. Man gebot zwar Schweigen, am strengsten aber den Letztern. Die Preßfreiheit ward beschränkt, selbst in Frankreich. England, obschon frei, doch keine Freundin von der Freiheit anderer Nationen, begünstigte, wie es konnte, die emporkommende Sinnesart zur Wiederherstellung des Alten und Ueberalten; denn England verkannte sein Interesse nie. Es wurden Bücherverbote gegeben, es wurde die Lehrfreiheit geschreckt, und die wechselseitige Unterhaltung der Nationen über ihre Schicksale, Hoffnungen und Wünsche (durch das Organ der Zeitungen bisher gepflogen) beträchtlich vermindert. Vorlaute Worte, freimüthige Aeusserungen zogen strenge Untersuchungen, Verhaftungen und Verlust der Aemter nach sich. Die spähende Polizei erweiterte ihr Gebiet über Kirchen, Schulen, freundschaftliche Kreise, selbst über Briefwechsel der Privatpersonen. Ehemalige Entwürfe zu Verbesserungen der öffentlichen Verhältnisse wurden vertagt oder ganz zurückgelegt, andere in ihrer Vollziehung gehemmt. Alles drängte in politischer und religiöser Hinsicht nach dem einzigen Ziele, nach dem Alten und Veralteten zurück: zum Beten, Arbeiten, Schweigen und Gehorchen der Unterthanen; zum Wiederaufbauen der halb gesunkenen Schranken des Stände-Unterschiedes durch Vorrechte und Titelgepränge; zum Wiederherstellen der Klöster; zur Wiedereinführung der weiland verbannten oder aufgehobenen Mönchsorden; zur Wiederhingebung des öffentlichen Unterrichts in die Hände des Klerus; zur Wiedererweckung einer mittelalterischen Religion durch Missionen; zur Nahrung des Wunderglaubens u. s. w.

Als diese Richtung deutlicher ward, erhoben sich alle diejenigen, welche von solchem Gange der Dinge für die Welt, oder für sich selbst, Vortheil erwarteten. Bisher für einsichtvoll und weise geachtete Männer schwiegen, und wagten kaum, falscher Auslegung und Verdächtigung zu entgehen, ihre bisherigen Ueberzeugungen zu behaupten oder zu rechtfertigen. Um so triumphirender erschienen die Gegner des nun geächteten Zeitgeistes. Man vertheidigte ungestraft den Despotismus und die Rechtmäßigkeit der Leibeigenschaft; man forderte ungestraft die Fürsten zur Verfolgung ihrer Unterthanen auf, welche zur freien Denkart und Prüfung erzogen waren; man pries den blinden Glauben und verdammte die Vernunft; man zog vergessene Heiligengeschichten ins Leben und eine frömmelnde Mystik; man hörte wieder Propheten, man sah

Digitized by Google

wieder Wunderthäter und las deren salbungsreich verfaßte Lobreden. Es that sich in Deutschland, in Preussen, in Oesterreich, Frankreich, Italien und sogar in der Schweiz eine Literaturgattung auf, wie man sie bisher nur noch aus der Geschichte der finstern Zeitalter gekannt hatte. Den Worten folgten die Werke. Sogar der Sklavenhandel, das verruchteste aller Gewerbe, ward wieder nordwärts vom Aequator getrieben, sobald die Engländer seit Herstellung der Bourbonen keine Schiffe mehr untersuchten.

Unterdessen nahm fast kaum beachtet der Wohlstand der Nationen ab, wie er denn fortschreitend durch Amerika's Freiwerdung und Englands Seeherrschaft abnehmen muß; Handel und Gewerbe sanken langsam immer tiefer; unzählige Menschen verliessen ihre Vaterlande, wanderten in fremde Weltgegenden aus; und gleichwie das weiland in seiner Freiheit großgebietende Venedig heut im Schlamme der Lagunen verödet, und schon jetzt ein Drittheil Einwohner weniger zählt, als beim ersten Einzuge der Franzosen: so scheinen auch andern Gegenden ähnliche Verwandlungen bevorzustehen. Die Staaten blieben meistens verschuldet; die Abgaben wurden selten vermindert, noch seltener die Quellen des Nationalreichthums vermehrt.

Wer in den Tagen Josephs II und Friedrichs II hätte solche Weltverwandlungen ahnen, eine so gänzliche Umdrehung aller Völkerlooſe und staatsmännischen Grundsätze erwarten sollen? Wer hätte glauben sollen, daß man jemals in denjenigen Reichen und Völkern, welche zu den gebildetsten des Welttheils gehörten, sich rasches Schrittes jenen Staatsmaximen nähern würde, die bisher nur in den südlichen Ländern Europens, nicht zu deren Gedeihen und Ruhm, gegolten hatten? Und daß man sich diesen Maximen eben in der Zeit nähern würde, in welcher eben jene Südstaaten durch solche Maximen zur Revolution vorbereitet und übergeführt waren? — Wer hätte hinwieder glauben sollen, daß Spanien und Portugal und Neapel, und Mexiko und Südamerika und Brasilien, wo einst alle Denk- und Lehrfreiheit, alle Glaubens- und Preßfreiheit verschwunden war; wo Willkühr und Knechtschaft, ja sogar Sklaverei, grell neben einander standen; wo Feudal- und Priesterherrschaft hoch über dem Volke glänzten, — daß eben diese Länder jemals in furchtbarer Schnelle ihre Staatsumwälzung machen und mit den abstrakten Grundsätzen der Schulweisheit ihre kühnen Staatsverfassungen gründen und ausbilden würden?

Wahrlich, seit der ersten Anbauung Europens ward kein Zeitalter erlebt, dem unsrigen an widernatürlichen Wagstücken ähnlich. Ja, ich darf sie wohl widernatürlich heißen, weil sie den ewigen Ordnungen der Natur widerstreben, welche im Gange des menschlichen Geschlechts weder Riesensprünge noch Heimkehrungen gestattet; ich darf sie widernatürlich nennen, weil weder eine auf Papier geschriebene Staatsverfassung das unmündige Volk urplötzlich mündig und weise, noch ein Machtgebot irgend gebildete Völker zur Abstreifung ihrer wirklichen Gefühle, Ansichten, Ueberzeugungen und Wünsche zauberhaft zwingen kann.

Ich nenne die Versuche Wagstücke, weil mir die Politik mit denselben ihre Sphäre zu

Digitized by Google

überſchreiten ſcheint, wie ſie einſt Kaiſer Julian überſchritt, als er das fortwachſende Chriſtenthum durch Schlieſſung der Schulen, durch Wegnahme der heiligen Bücher, durch pomphaften Götterdienſt u. ſ. w. vernichten und ſeine Unterthanen in die Denk- und Glaubensweiſe vergangener Jahrhunderte zurückſchrauben wollte; oder wie der edelſinnige Kaiſer Joſeph II jene Sphäre auf entgegengeſetzte Weiſe überſchritt, als er voll philoſophiſcher menſchenfreundlicher Ideen ſeine Unterthanen weit über ihre wirkliche Bildungsſtufe hinausführen, ſie mehr beglücken wollte, als ſie Fähigkeit dazu hatten, und ſich zuletzt von Haß, Undank und Mißmuth umringt, einen Theil ſeiner Staaten in vollem Aufruhr, einen andern Theil zur gewaltthätigen Auflehnung bereit ſah.

Wer mag immer die Wirkungen ſolcher Wagſtücke berechnen, welche an das Zarteſte der Menſchheit rühren, welche im Unſichtbaren und Geiſtigen der Nationen Gewalt üben, und welche das geheimnißvolle Getriebe der Weltereigniſſe, nämlich politiſche und religioſe Ueberzeugungen und Bedürfniſſe der Nationen, nach dem Syſtem eines Philoſophen oder Jeſuiten regeln wollen?

Das ſonderbare gleichzeitige und groſſe Auseinanderweichen und Sich Abſtoßen der Staatsmaximen in den ſüdlichern und nördlichern Reichen unſers Welttheils, dies Hinüberflüchten in Extreme, die auf beiden Seiten mit den Geſittungsſtufen der Nationen im Widerſpruch ſchweben, kann nicht ohne große, weit wirkende Folgen bleiben. — Alle Warnerſtimmen verhallen eitel. Derſelbe Mann, welcher zur Mäßigung, zur Gerechtigkeit mahnen wollte, würde derſelben Worte willen im Süden als Serviler, als Freiheitsfeind, und im Norden als Jakobiner und Carbonari verdammt werden. — So gehen wir denn unſern Schickſalen, die wir ſelber rufen, entgegen. Die Lehren der Weltgeſchichte mögen verſtummen! Der Wille des Ewigen wird vollzogen.

Jede der großen Parteien, die ſich heute feindlich gegenüberſtehen, ſchmeichelt ſich, daß ihre Sache nicht nur in den eigenen Ländern, ſondern über den ganzen Welttheil ſiegen werde und müſſe. Die Hoffnung iſt verzeihlich, und in der That können beide einander feindſeligen Elemente nicht wohl beiſammen beſtehen. Der Unbefangene wird aber mit Fug und Recht zweifeln dürfen, daß eins das andere vernichten könne.

Die Vorfechter der einen Partei, welche noch immer bei dem Glauben verharren, daß die Völker ſelbſt keine Verbeſſerung ihres bürgerlichen Zuſtandes, keinen Antheil an der Geſetzgebung zur Beſchränkung der Beamten-Willkühr, keine Glaubens-, Denk- und Preßfreiheit oder andere Rechte begehren, wodurch der Unterſchied zwiſchen Schoos- und Stiefkindern des Vaterlandes aufgehoben wird, ſondern daß aller Lärmen, alle Revolutionen nur durch einige ehrſüchtige Unruheſtifter, durch einige freche Schriftſteller, durch einige politiſche Schwärmer verurſacht ſei — ich ſage, dieſe Vorfechter gründen den beſten Theil ihrer Hoffnungen auf ſchon gemachte Erfahrungen. Sie zeigen auf Piemont und Neapel, wo die demagogiſchen Auf-

wallungen ſchnell durch die ſiegreichen Waffen Oeſterreichs gedämpft wurden; ſie zeigen auf das den Bourbonen zurückgeſtellte Frankreich, wo der anfängliche republikaniſche Stolz jetzt fügſam und ehrbar unter der weißen Fahne des Königthums einherſchreitet; ſie zeigen ſogar auf Deutſchland, wo ein bloßer Wink des Karlsbader Kongreſſes die vorlauten Schriftſteller, die im Jugendrauſch ſchwärmenden Jünglinge und politiſchen Feuerköpfe zum Schweigen brachte. Sie zweifeln auch nicht, daß noch ein paar kraftige Züge bei beſſerer Gelegenheit das Freiheitsfieber in Spanien und Portugall ſtillen und den vorübergehenden, flüchtigen Schwindel gänzlich enden werden.

Die Sprecher der andern Partei gründen dagegen ihre Erwartungen auf Erfahrungen entgegengeſetzter Art. Sie erinnern daran, daß der vermeinte Schwindel mit dem nordamerikaniſchen Freiheitsſiege begann und ſeine Flüchtigkeit ſchon faſt ſeit einem halben Jahrhundert fortſetze; daß er, weit entfernt ſich zu vermindern, fortſchreitend wachſe; daß er erſt Frankreich ergriff, welches durch ihn zu einer freiern Verfaſſung gelangte, die nichts Aehnliches mit dem politiſchen Verhältniſſe des Volkes vor dem Jahre 1789 hatte; daß er dann in die Eidsgenoſſenſchaft der Schweizer drang, wo die Unterthanen aufhörten, dienſtbare Angehörige einiger Städte und Familien zu ſein; daß er darauf die Staaten am La Plata und Caracas und Venezuela unabhängig machte, wie es ſchon Hayti geworden war; daß er endlich Spanien ſelbſt umſchuf, dem Portugal folgte; daß er Mexiko und Braſilien darauf erfaßte; daß er Italien erſchütterte und jetzt das alte Griechenland gegen ſeine barbariſchen Unterjocher in Waffen jagt. Sie zweifeln nicht an der Stärke der Bajonette und Kanonen, aber an deren Gewalt gegen die Macht der Grundſätze und vernünftigen Ueberzeugungen. Sie fragen: Was hat nun ſeit vierzig Jahren, ſeit Gründung der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, die phyſiſche Gewalt, welche in den Zeughäuſern bereitet wird, gegen die beſſere Erkenntniß der Welt geleiſtet? Was richtete Alt-England mit ſeinen unüberwindlichen Armaden, was Napoleon mit ſeinen Xerxesheeren aus? — Eben das, was man erſticken und erdrücken wollte, ward nur verallgemeinert und ſchoß kräftiger aller Enden auf.

Jede der Parteien iſt unbelehrbar. Beide heben Steine gegen die Wahrheit auf, welche zwiſchen ihnen ſteht. Trete ich in den Kreis unſerer ſchwärmeriſchen Freiheitsfreunde, und höre, wie ſie zur Beſchränkung der Willkühr die ärgſte Willkühr üben möchten, wie ſie Luſt hätten, aus Liebe zum ewigen Rechte das heiligſte Recht zu morden, aus Liebe zur geſetzlichen Ordnung alle Geſetzlichkeit mit Füßen zu treten: ſcheinen mir die fanatiſchen Ultra's faſt die Weiſern. Trete ich in den Kreis dieſer Ultra's, höre ihr blindes Wüthen gegen geſunde Vernunft, ihr Verdammen alles deſſen, was Sache und Noth des Zeitalters iſt, ihre begehrliche Selbſtſucht, welche für ſich das Glück ganzer Nationen geopfert haben möchte — wahrlich, ihre Gegner ſcheinen wieder ſehr ehrwürdig zu werden. — Beide Parteien tragen den gefährlichen

Digitized by Google

Brennstoff zusammen, der die Ordnungen der bürgerlichen Welt verzehren muß. Nicht eine Partei, beide sind die Staatsumwälzer, den Königen und Völkern Unheil bringend.

Jene prahlerische Inschrift auf der Stirnseite des Kollegiums Ghislieri in Pavia mit goldenen Buchstaben: Gott hat's begonnen (nämlich Papst Pius V) und Cäsar vollendet (nämlich Kaiser Franz I), wird umgekehrt mit größerer Wahrheit einst über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gesetzt werden können: die Fürsten haben begonnen, Gott hat vollendet.

Unverkennbar ist das edle Anstreben der gegenwärtigen Beherrscher Europens, den Frieden des Welttheils festzuhalten. Sie lieben ihre Völker, darum wollen sie denselben eine lange Ruhe sichern; ohne Ruhe ist keine Wiederherstellung des von zwanzigjährigen Kriegen zerrissenen Wohlstandes, kein Aufblühen von Gewerben und Künsten gedenkbar. Sie meiden unter sich selbst mit zartester Sorgfalt jeden Anstoß. Sie heiligen ihre Bündnisse durch religiösen Sinn, durch persönliche Freundschaften.

Aber nicht anders ist es, als würden ihre reinsten Wünsche vom Schicksal selbst verworfen. Kaum ist Frankreich durch die Macht der Waffen zur Ruhe gewiesen, erheben sich Spanien und Portugal. Kaum sind Neapel und Piemont zum Schweigen gebracht, erhebt sich Griechenland. Die öffentlichen Verhältnisse des Welttheils verstricken sich täglich mehr.

Von jeher strebte Rußlands Politik zur Ausdehnung im Süden, zur Lähmung der osmanischen Macht. Die Beherrschung des schwarzen Meeres wird erst fruchtbar, wenn die Dardanellen nicht mehr den Ausweg ins Mittelmeer sperren, und das Kabinet von Petersburg wird erst weltgebietend, wenn Konstantinopel nicht mehr die Verbündete von Rußlands Feinden, sondern die zweite Stadt im ungeheuern Reiche der Czaaren ist. Was das Schicksal einst Katharinen II versagte, bietet es gleichsam freiwillig und lockend dem edelsinnigen Kaiser Alexander I dar. Nicht nur die Staatsklugheit, nicht nur die gegenwärtige Zerrüttung und Schwäche des türkischen Reiches, nicht nur der stolze Starrsinn des Sultans fordern ihn auf, dem Gewaltthum der asiatischen Barbaren auf europäischer Erde ein Ende zu machen: selbst die Religion, selbst die öffentliche Meinung, selbst die Stimmen der Menschlichkeit rufen ihn. Und dennoch zögerte er lange, aus Liebe zum Frieden und aus Treue zu den angenommenen Grundsätzen.

Denn in diesem gährungsvollen Zeitalter, da sich zur Bewahrung bestehender Staatenordnung die ersten Fürsten des Welttheils Hand und Wort gaben, nie zu dulden, daß Fürsten von ihren Unterthanen gezwungen werden könnten, die Verfassungen zu ändern — sollte der Urheber des heiligen Bundes selbst der Erste werden, welcher den Empörten wider ihren Beherrscher die Hand böte? Wer, wenn dies geschähe, könnte die Folgen berechnen?

Der Umsturz der osmanischen Macht würde das ganze Staatenverhältniß Europens verwandeln. Frankreich, England, Preussen und Schweden verlören, in künftigen Spannungen mit

Digitized by Google

Rußland, ihren alten und natürlichen Bundesgenoſſen von jener Seite. Großbritannien hätte mit vollem Rechte für ſeine Oberherrlichkeit im Mittelmeer zu zittern. Welche Macht des feſten Landes könnte ſich in Zukunft, wie bisher, ihrer vollen Unabhängigkeit einen Tag lang mit Sicherheit rühmen?

Der Fall der Pforte zieht unausweichlich Widerſprüche und europäiſche Kriege nach ſich. Aber wer ſteht dafür gut, daß in Tagen, in welchen die Völker, trotz alles Läugnens der Diplomaten, ſo gewichtige Stimmen gewonnen haben, die Kabinetskriege keine Volkerkriege werden? Wer ſteht dafür gut, daß die Maſſe der Unzufriedenen in den Nationen nicht die allgemeine Verwirrung zur Erreichung ihres Ziels benutze? — Noch gährt Frankreich. Noch iſt Italiens Geiſt darum nicht anders geworden, weil ihn öſterreichiſche Schildwachen hüten.

Nie ſtand die Politik der europäiſchen Höfe wohl in einem ſeltſamern und unglücklichern Widerſpruch mit ſich ſelbſt, als in dieſer Zeit. Indem die Höfe ſich feierlicher, denn nie vorher, zu den Grundſätzen der Religion und Menſchlichkeit vor Welt und Nachwelt bekannten, ruft ihnen die geſammte europäiſche Menſchheit zu: Endet die verruchte Barbarei und Grauſamkeiten der Türken, dieſer geſchwornen Feinde der chriſtlichen Religion, rettet aus Menſchlichkeit eine verzweiflungsvoll um ihr Leben ringende Nation, deren Vätern wir unſere gegenwärtige Bildung verdanken! Und die Höfe alle fühlen die Wahrheit des Rufes, und erſchrecken vor den Folgen der Erfüllung. Eine Freundſchaft, wie ſie in keinem frühern Zeitalter zwiſchen den Monarchen inniger, perſönlicher, aufrichtiger geſchloſſen war, wird durch die Macht der auſſerordentlichſten Staatsintereſſen unwiderſtehlich bedrängt. Aller Klugheit zum Hohn ſchlingt ſich der Knoten der Verhältniſſe unauflöslicher.

Aber die unſichtbare Hand, die ihn geſchlungen hat, wird ihn wieder löſen. Niemand ſieht das geheimnißvolle Wie voraus. Und die da meinen, ihr Wille lenke die europäiſchen Beſtimmungen, ſind, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſelbſt nur todte Werkzeuge in der unſichtbaren Hand. Mir iſt's, als gehe Europa einer größern Kriſis entgegen, als die war, welche wir ſchon überlebt haben. Die kommende überleben wir kaum. Unſere Kinder werden handeln. Vieles wird vergehen, was menſchlicher Blödſinn heute noch für unvergänglich hält und der ohnmächtige Stolz der Sterblichen vergebens zu retten ſucht.

Die Ruhe der Welt kann aber erſt dann wieder feſter hervortreten, wenn die feindſeligen Elemente, die jetzt faſt in allen Reichen gegen einander ſtreiten, ſei es durch die Weisheit großer Staatenführer, ſei es durch die Gewalt des Schickſals, mit einander verſöhnt ſind. Thöricht iſt die Einbildung, Eins könne vom Andern gänzlich vernichtet werden! Darin beſteht die Verſöhnung, daß ſie ſich einander durchdringen und damit gegenſeitig mäßigen und binden müſſen.

Idealiſche Freiheit ohne Ehrfurcht für Geſetz, Herkommen und Obrigkeit iſt für die Kulturſtufen, auf denen die Europäer ſtehen, eben ſo unmöglich, als oligarchiſche Willkühr droben und ſchweigſame Knechtſchaft drunten. Es ſcheint mir ein erzkleißneriſcher Weisſpruch der

Diplomaten zu ſein: Alles für, aber nichts durch das Volk! Denn die Weltgeſchichte lehret zu häufig: daß da, wo Nichts durch das Volk geſchieht, eben ſo wenig, als wo Alles durch das Volk geſchehen ſoll, in der That Nichts für das Volk geſchieht. Wo das Recht und die Freiheit Aller die Rechte und Freiheiten der Einzelnen tödtet, iſt es ſo unheimlich wohnen, als wo unter den Rechtſamen und Freiheiten Einzelner das Recht und die Freiheit Aller erſtickt wird.

Es gibt eine Mittelſtraße in Allem. Der geſunde Menſchenverſtand findet ſie leicht, die Leidenſchaft nie. Die da ſagen: der Fürſt iſt der Staat (l'état c'est moi)! predigen Deſpotismus; die da ſagen: das Volk iſt der Staat! predigen Anarchie. Ein Haupt ohne Rumpf iſt ſo ohnmächtig, als ein Rumpf ohne Haupt. Fürſt und Volk, durchs Geſetz umfaßt und verbunden, ſind der Staat, und ſind in ſich am vollendetſten dann, wann ſie einander durchdringen und erfüllen, jener das Volk mit Einheit des Geiſtes und Willens, dieſes den Fürſten mit Mannigfaltigkeit der Anſichten und Einſichten.

Man ſagt: Adel und Geiſtlichkeit gehören zu den nothwendigen Beſtandtheilen der monarchiſchen Verfaſſungen. Allerdings, zu den monarchiſchen nicht nur, ſondern auch zu den republikaniſchen! Sie waren immer, in allen Ländern, und werden zu allen Zeiten ſein, weil ſie durch die Natur gegeben werden. Wo Verkündung und Auslegung des göttlichen Wortes, wo feierliche Gottesverehrung iſt, da wird eine Geiſtlichkeit erſcheinen, ehrwürdig vermöge ihrer Beſtimmung. Wo Verdienſt, Weisheit und Tapferkeit in einer Nation hervorglänzen, ſcheidet ſich von ſelbſt ein Adel derſelben von der Maſſe ab.

Aber nicht die Natur gibt den Staaten Geiſtlichkeit und Adel als politiſchen, erblich bevorrechteten Stand, ſo wenig ſie Tugenden und Talente, nach Maasgabe der Stammbäume, als Angebinde an die Neugebornen vertheilt. Die Stände und ihr erbliches Vorrecht danken wir Zeitaltern, in welchen Kenntniß, Tapferkeit und Reichthum ausſchließlich dem Adel und der Prieſterſchaft gehörten. Damals waren ſie wirkliche geborne Stellvertreter des Volks, und ſtanden ſie zwiſchen demſelben und dem Fürſten des Landes, als Bindemittel, weil ſie ſelbſt eigentlich das Volk waren, denen die übrige leibeigene Maſſe der Menſchen großentheils zugehörte.

Die innern Verhältniſſe der Staaten änderten. Die Leibeigenen wurden frei, die Bürger reich, einſichtvoll, tapfer; aber die Stände behaupteten ihr erbliches Vorrecht. Von da an entſtand in der Natur der Staaten etwas ſich ſelbſt Widerſprechendes. Diejenigen, welche noch immer als Bindemittel zwiſchen Fürſt und Volk gelten wollten, wurden, indem ſie ſich zwiſchen beide drängten, und bald an des Volkes Statt, bald an des Fürſten Statt handeln wollten, Trennungsmittel. Republiken und Monarchien ſind durch dieſe politiſche Krankheit untergegangen.

Da, wo in Deutſchland, in Frankreich, in England, in der Schweiz Adel und Geiſtlichkeit nicht mehr ausſchließlich mit dem ſchneidenden Vorrechte ausgeſtattet ſind, ſtehen Volk und Regierungen einander näher. Man ehrt billig ererbte Vorzüge, wenn ſie dem Heil des Ganzen

nicht widerſtreben, ohne das Aufblühen des rechten Adels, den Natur und Tugend verleihen, zu hemmen. In dieſer Gerechtigkeit gegen Alle, in dieſer Zuſammenſtimmung der ſtaatsthümlichen Verhältniſſe mit den Geſittungsſtufen der Völker ſind Ruhe und Glück der Reiche eben ſo feſt und ſicher gegründet, als ſie haltungslos ſinken müſſen, wo menſchlicher Stolz, die Geſetze der Natur verſpottend, verwilderten oder unwiſſenden Völkern die freien Formen der Weiſern, oder gebildeten Nationen die verächtlichen Zuſtände der Zeiten geben wollen, die für ſie nicht mehr ſind.

Robespierre.

Darf der Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſeinem Gefühle oder ſeiner Beleſenheit trauen, ſo iſt jenes pſychologiſch-politiſche Räthſel, Maximilian Robespierre, noch nie ſo genügend gelöſet worden, als in der nachfolgenden Abhandlung, und in ſo fern wird ſie von bleibendem Verdienſt für die Geſchichte ſein.

Was dem Blicke des Kenners ohnedem nicht entgehen kann, mag hier noch über den ſcharfſinnigen und geiſtreichen Verfaſſer bemerkt werden: daß er durch die Länge ſeines Aufenthalts in Paris, durch den Umgang mit Augenzeugen und durch die Vertrautheit mit den nächſten Beobachtern der franzöſiſchen Staatsumwälzung allerdings Stimmfähigkeit über die auſſerordentlichen Erſcheinungen dieſer Umwälzung erworben habe. Wenn er ſich vorzüglich gern zuweilen auf Bonnet, Ferrieres und Toulongeon, als öffentliche Gewährsmänner, beruft, beurkundet er damit ſeine Vorſichtigkeit. Alle drei ſind durch ihren Stand, durch ihre Geſinnungen über jeden Verdacht einer Begünſtigung der Revolution erhaben. Ferrieres und Toulongeon haben es in ihren Werken ehrlich gemeint. Jener gehörte zur rechten Seite der konſtituirenden Verſammlung, ohne an allen ihren Meinungen und Maasregeln Theil zu nehmen, und emigrirte nicht. Toulongeon hat ſich in ſeiner Geſchichte der höchſten Unparteilichkeit befliſſen, bis zur Kälte, bis zur Gleichgültigkeit. Abbé Bonnet hatte hingegen bei ſeinem Werke noch Nebenzwecke. Er wollte Buonaparte'n ermuntern, der Monk der Bourbons zu werden, und wollte gern die Verfaſſung des Kirchenſtaats als das Urbild einer guten Regierungsform anpreiſen, — Dinge, die beide gleich lächerlich waren.

H. Zſchokke.

Wenn die Feinde der franzöſiſchen Revolution ihren Abſcheu gegen dieſe Begebenheit mit einem Worte ausſprechen und rechtfertigen wollen, ſo nennen ſie Robespierre; und ihn nennen Theilnehmer und Vertheidiger derſelben, wollen ſie das ganze Unglück bezeichnen, das der Großen Blindheit oder Falſchheit, der Hofſchranzen Ränke, des ausgewanderten Adels unverſöhnliche Eitelkeit und der fremden Regierungen Einmiſchung über Frankreich gebracht. Jede Partei ſtößt ihn mit Abſcheu von ſich, und ſucht ihn in die Reihen ihrer Gegner zu drängen; er aber ſteht in grauenvoller Einſamkeit unter den bewegten Maſſen der Revolution, und gehört in der That keiner Partei an, obgleich ihn jede, ſo lange er mit unwiderſtehlichem Schrecken über Ereigniſſe und Menſchen gebot, vielleicht zu gewinnen, gewiß zu benutzen ſtrebte. Und fremd, wie er den Abſichten ſeiner Zeitgenoſſen blieb, war er ihren Vorſtellungen und ihren Sitten. Ihm allein von allen Häuptern der Revolution glückte es, ſie zu lenken, ohne

Digitized by Google

ihr anzugehören. Die Antitheſe hört auf, eine bloße Redefigur zu ſein, wenn Er und ſeine Zeit, ſein Mittel und ſein Erfolg, ſein Zweck und ſein Schickſal mit einander verglichen werden ſollen; auch darin, daß die Vergötterung, die ſeine Anhänger mit ihm trieben, den Abſcheu der Welt gegen ihn erregte, und daß die ungezügelten Schmähungen aller Welt die Widerſprüche aufdeckten, die man ſich ihn beurtheilend erlaubt hatte, und unbefangenere Unterſuchungen veranlaßten.

Robespierre's Jugendleben läßt ſeine Eigenthümlichkeit errathen. Die Leidenſchaften des Kopfes — denn ſo mögen jene Ideen genannt werden, die in ihrer ſtarren Unveränderlichkeit, eingewurzelten Neigungen vergleichbar, eine unbeſchränkte Herrſchaft über den Willen ausüben — die Leidenſchaften des Kopfes entwickeln und befeſtigen ſich langſam und unbemerkt. In das ſtille Reich des Gedankens ſich zurückziehend, bleiben ſie dem Auge der Welt verborgen, während die des Herzens erſt in dieſer Wurzel und Nahrung finden. Zum Wahnſinne ſcheint nur ein Schritt zu führen; aber zu dem Gipfel des Laſters führen Leichtſinn und Gewohnheit von dem erſten Fehler bis zu dem letzten Verbrechen, durch tauſend Abſtufungen, die ſelten unbemerkbar ſind, wenn gleich ſie nicht immer beachtet werden.

Man hat aus Robespierre's Jugendgeſchichte einen Fabelkreis von Miſſethaten gemacht, um des Mannes ungeheure Blutſchuld zu erklären; aber ſogar die ſchrankenloſe Wuth des Parteigeiſtes in der konſtituirenden Verſammlung wußte ihm keine frühere Schlechtigkeit vorzuwerfen, und ungeachtet der ängſtlichen Nachforſchungen, die nach ſeinem Tode angeſtellt wurden, gelang es noch keinem, dergleichen in ſeinem Privatleben mit Beſtimmtheit nachzuweiſen. Die Lebensgeſchichte eines Gelehrten unſerer Tage geht in deſſen Kopfe vor.

Von Robespierre dem Jünglinge weiß man wenig mehr, als daß er ſich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnete, daß ſeine Erziehung von einem geiſtvollen Manne geleitet wurde, deſſen Talente man rühmt, der aber in der Revolution keine Rolle geſpielt hat, und daß er nach einigen fruchtloſen Anſtrengungen, ſich in ſeinem Fache vor dem Parlamente von Paris auszuzeichnen, einen der erſten Plätze unter den Advokaten von Arras einnahm *). Hier war ſein Leben unſträflich. Er zeichnete ſich durch Treue, Thätigkeit und Uneigennützigkeit in ſeinen Geſchäftsführungen aus, und hatte faſt keinen andern vertrauten Umgang, als den mit den Vätern des Oratoriums von Arras, mit welchen er einmal wöchentlich ſpeiſete und ſich gern über gelehrte Gegenſtände unterhielt **). In einer Sammlung von Denkſchriften, die unter dem Titel von Mémoires secrets vor der Revolution gedruckt wurde, geſchieht ſeiner bei Gelegenheit des unglücklichen Labarre, der ein Opfer ſtrafbarer Unbeſonnenheit fiel, als eines jungen Advokaten Erwähnung, der mit Beredſamkeit geſprochen und zu großen Hoffnungen berechtige ***).

---

*) Essai sur l'art de faire les révolutions utiles, par *Étienne Bonnet*.

**) Graf S.

***) Toulongeon. S. pièces justificatives zum zweiten Bande ſeiner Geſchichte der Revolution.

Robespierre war dreißig Jahre alt, als er unter den Nichtbesitzern zur Ständeversammlung von 1789 gesandt wurde. Die ersten Worte, die er in dieser sprach, kündigten den entschiedenen Republikanismus an, der bis zum letzten Augenblicke sein politisches Glaubensbekenntniß blieb, und nie versäumte er eine Gelegenheit, diese Meinung auszusprechen, wie erfolglos auch seine Rede unter den Verhandlungen über die Begründung einer konstitutionellen Monarchie erscheinen mochte *). Der Hof hielt es anfänglich nicht der Mühe werth, den Mann zu bezahlen, besonders da sogar die Aufmerksamkeit, die er in Versailles erregt, sich während der ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Paris verloren hatte **); späterhin fand es sich zur großen Ueberraschung der Gewissensmäkler, daß er nicht zu kaufen war. „Einige", sagt ein Schriftsteller, den Geburt und Grundsätze zum entschiedenen Gegner der Revolution machen mußten, und der in diesem Sinne selbst an ihr Theil genommen hatte ***), „Einige waren der Meinung, er handle aus Ueberzeugung, und diejenigen sogar, die seine Ansichten am stärksten bekämpften, versicherten, er sei ein ehrlicher Mann, der aber, ohne Weltkenntniß und ohne Regierungsgrundsätze, von dunkeln Ideen hingerissen, jedes Gesetz Despotismus und jede Gesetzlosigkeit Freiheit nenne." Freilich fügt er hinzu: „Andere, die besser unterrichtet waren, antworteten, Robespierre sei ein Schurke, den eine versteckte Ehrsucht quäle"; aber zu allen Zeiten galten dem Parteigeiste Schmähungen für die gründlichste Antwort, und nirgends findet sich die Anzeige der Quellen, aus welchen jene angeblich besser Unterrichteten ihre Ueberzeugung schöpften. Ein Beschluß der konstituirenden Versammlung, zu dessen Annahme Robespierre nicht wenig beigetragen hatte, schloß die Mitglieder derselben von der Wählbarkeit zur nächstbevorstehenden legislativen aus. Arm, wie er im April 1789 zur Ständeversammlung gekommen war, trat Robespierre in den Privatstand zurück, und glänzende Stellen in der Verwaltung lehnte er von sich ab, um endlich einen Platz in der Munizipalität von Paris anzunehmen †). Ein Beweis, daß er wirklich dachte, wie er gesprochen hatte, oder daß er die Zukunft glücklicher errieth, als seine kaltblütigern, die Leidenschaftlichkeit des Mannes bemitleidenden Gefährten.

Wie der 31 Mai 1793 seine Alleinherrschaft gründete, und welche Alleinherrschaft, ist der Welt bekannt. Räthselhafter erscheint bei dem auffallenden Mißverhältnisse zwischen den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, und dem Ziele, das er erreichte, die Beschaffenheit seines Einflusses. Von welcher Art war dieser eigentlich? — Die Frage, ruft Bailleul ††), wird

*) Bonnet, loco cit.

**) Graf S.

***) Charles Élie *Marquis de Ferrières*, dessen Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789, par le citoyen C. E. F...., membre de l'assemblée const., zuerst im Jahr VII der Republik in drei Banden in Paris erschienen sind.

†) Bonnet, l. c.

††) In seinem Werke über das der Frau von Stael.

Digitized by Google

die Verzweiflung der Geſchichtſchreiber ſein! Vielleicht, wenn ſie fortfahren, nur in der Sinnenwelt den Stützpunkt des großen Hebels zu ſuchen, der die Völker in Bewegung ſetzt. In jedem Falle iſt die Frage anziehend genug, um einen Verſuch ihrer Beantwortung gelten zu laſſen.

Wer war dieſer geheimnißvolle Menſch, und wie beherrſchte er ſeine Zeitgenoſſen? Ihm fehlte jeder äuſſere Vorzug, der die Sinne beſticht, und jedes Talent, das die Geiſter gewinnt. Er beſaß keine der Tugenden, die die Herzen erobern, und keins der Laſter, die den Eigennutz an den Dienſt des Verbrechens ketten; aber unter dem gewaltigen Uebergewichte ſeiner koloſſalen Popularität ſanken Schönheit und Talent, die Tugend wie das Laſter rettungslos in ein gleiches Verderben.

Lafayette's edle, offne Züge, de Lamothe's Jugendſchönheit und Barrere's gefälliges Aeuſſere lieſſen ihnen die Herzen der Zuhörer wohlwollend entgegenkommen, noch ehe dieſe durch ihre Worte überzeugt oder hingeriſſen waren. Robespierre hatte von der Natur eine ſo zurückſtoßende Hülle empfangen, als habe ſie mit ihr vor der Verderblichkeit ſeines Innern warnen wollen. Eine kleine, ſchmächtige Geſtalt, ſich regellos bald mit übereilten, bald mit gemeſſenen Schritten fortbewegend; — eine von den Phyſiognomien, wie ſie Julius Cäſar nicht gefielen, mit dem unruhigen Auge, das unſtetes Blickes die Wuth wider den Gegner ausdrückt und den fremden Blick nicht erträgt; — eine gallige Geſichtsfarbe und bedeutungsloſe Züge, die niemals durch das lebhaftere Kolorit der Thätigkeit oder eines innigen Gefühls verſchönert wurden, und von den innern Seelenkämpfen erblichen und ſich krampfhaft ausdehnten. „Er hatte dann weder die gebieteriſche Haltung des Löwen, noch flößte er Schrecken ein wie der Tiger: er war nur widerlich, wie die gereizte Viper.“ *) Eine kleinliche und unmännliche Eitelkeit, des bedeutungsloſeſten Höflings würdig, und wie ſie den ſchönern Mann entſtellt haben würde, ſchien Robespierre's Häßlichkeit durch den Kontraſt, den ſie ſchuf, noch widerwärtiger machen zu ſollen. Aber man kommt in Verſuchung, die Thorheit ſeines Betragens über den Muth oder die Gewalt zu vergeſſen, die es vorausſetzt. Zu einer Zeit, in der ſich die Unſchuld, wenn ſie öffentlich erſchien, nur unter dem frechen und vernachläſſigten Aeuſſern der Liederlichkeit für ſicher hielt, in welcher der Reichthum ſich unter den ekelhafteſten Lumpen der Dürftigkeit verbarg, genoß er allein das Vorrecht, geputzt und reinlich und mit ſorgfältig gekräuſeltem Haar zu erſcheinen, und alle Kennzeichen der verbannten Ariſtokratie zur Schau zu tragen. Während Condorcet den Tribunen zurufen mußte: „Und ich, ich auch bin ein Sansculotte!“ — während Marat in einem zerriſſenen Kittel, in Holzſchuhen und ein ſchmutziges Tuch um den Kopf gebunden, ſich auf die Sitze der franzöſiſchen Volksvertreter hinſtreckte und pöbelhaften Spott, ſeines Koſtüms würdig, über die Verſammlung ausgoß, war Robespierre mit der Eleganz und dem Anſtande eines Stutzers der König der Sansculottes.

*) Bonnet, Ferrieres, Toulongeon.

Seine Beredsamkeit war so wenig geeignet, ihm Anhänger zu erwerben, als sein Aeusseres. Der unerschöpfliche Reichthum an großartigen Ideen, durch den sich Mirabeau auszeichnete, die anziehende Wärme, mit der Barrere sprach, und Vergniaud's vollendete Rednergaben waren ihm fremd. Er sprach mit Heftigkeit und doch ohne Feuer, schleppend, ohne darum verständlicher zu werden, und eine Gedankenarmuth verrathend, wie sie mehr aus der ausschließlichen Herrschaft gewisser fixer Ideen, als eigentlichem Mangel an Kenntnissen hervorzugehen schien, drehte er sich in Allem, was er sagte, mit langweiliger Einförmigkeit um die Ereignisse der Revolution und seine Persönlichkeit *). In der konstituirenden Versammlung erhob er sich nie über die Redner vom dritten oder vierten Range **); dennoch gesteht Toulongeon ***), daß er zu einem Schwalle von Gemeinplätzen nicht selten von Exordien voll wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit ausgegangen sei. Und in der That, erinnert man sich einiger der Worte, die er in den großen Krisen der Revolution aussprach; — hört man ihn bald ohne Scheu „den Despotismus selbst zu Hilfe rufen, „den Despotismus der Freiheit, den die Könige so wenig nachzuahmen vermögen, als Salmoneus den Blitz", bald die ersten, leisen Regungen der Menschlichkeit unter den Mitgliedern des Konvents ersticken, indem er „die Armuth dieser Herzen beklagt, deren Mitgefühl durch die Leiden einiger Feinde der Freiheit erschöpft werde, und die keine Thränen übrig behielten für die Hunderttausende, die auf allen Grenzen verbluteten um Frankreichs Sache, um die der Freiheit"; — hört man ihn, wie von einem Wahrsagergeiste getrieben, sein eigenes heilloses Wirken in den Gefahren der Revolution schildern, „deren Siegeswagen von ihren Feinden, nachdem sie an der Möglichkeit, ihn aufzuhalten, verzweifelt, in beschleunigter Bewegung fortgetrieben werde, damit er in unaufhaltsamer Eile das Ziel überfliege, und aus seinen Gleisen gerathend über sich selbst hinstürze"; — oder endlich das nämliche Gewebe von Distinktionen und Trugschlüssen zerreissen, hinter dem die Männer, welche Ludwig XVI auf das Blutgerüst sandten, als seine Richter zu erscheinen hofften; ihnen zurufen, daß die Konstitution, die sie vorschützten, „sie in den Tempel sende und zu den Füßen des Gerechten"; und die That in ihrer ganzen, nackten Schmach darstellen, als nicht zu rechtfertigen vor irgend einem Richterstuhle, und nur zu vollführen und nur zu dulden „als der Akt einer höhern, über Gesetz und Gewissen erhabenen Nationalvorsehung": — dann gewinnt es fast den Anschein, es sei die Ungleichheit in seinen Reden nicht ohne Berechnung entstanden, und er habe sich absichtlich in jene Dunkelheit gehüllt, um aus ihr desto treffender und blendender solche Gedankenblitze hervorbrechen zu lassen; er habe seine Zuhörer verwirrt, ermüdet, betäubt, um sich dann mit Einem Schlage ihrer Einbildungskraft zu bemächtigen, wo es ihm nicht gegeben war, ihren Verstand zu überzeugen oder ihre Herzen zu gewinnen.

---

*) Ohrenzeugen, insbesondere Graf E.

**) Bonnet, l. c.

***) Pièces justificatives zum zweiten Bande seiner Geschichte.

Digitized by Google

Nicht Wenige hingen mit einer vergötternden Schwärmerei an Robespierre; Keiner ſchloß ſich an ihn mit der innigern Anhänglichkeit des Vertrauens, und Keinem gehörte er mit einem ſolchen Gefühle an. Er verſtand es, die Köpfe zu entzünden; die Herzen, die ſich ihm näherten, wußte er nur zu verwunden, und ſcheu und gekränkt zogen ſie ſich von der Verſchloſſenheit des Mannes zurück, dem Freundſchaft und Liebe wie ſtörende Zerſtreuungen auf ſeiner Bahn entgegenzutreten ſchienen. Die Briefe ſeiner Schweſter, die man unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand *), liefern rührende Beweiſe dieſes Karakterzuges, indem ſie die Qualen eines bis zur Kränklichkeit reizbaren Herzens ſchildern, das von einem überſpannten Kopfe nicht begriffen oder mißverſtanden wurde. Der Fanatismus tödtet das Herz, wie Ausſchweifungen die Sinne abſtumpfen. Iſt es aber wahr, was ſeine Zeitgenoſſen erzählen und was Garat **) zu verſtehen zu geben ſcheint; iſt es wahr, daß ſich Einmal ſein Herz einem ſanftern Gefühle öffnete, daß er liebte und daß ſeine Leidenſchaft nicht erwiedert wurde: dann iſt es begreiflich, wie dieſes Herz ſich um ſo feindſeliger einer Welt verſchlieſſen konnte, die es verſtoßen hatte, wie es um ſo rückſichtloſer alle Verhältniſſe derſelben der Idee zum Opfer bringen konnte, der es von nun an allein angehörte.

Und dieſer Fremdling unter den Sitten, den Talenten und den Gefühlen ſeiner Zeitgenoſſen theilte nicht einmal ihre Laſter, die ihn den Faktionshäuptern als Genoſſen, der Menge als Herrn hätte empfehlen können. In ihm fanden weder die Habſüchtigen und Sittenloſen einen Orleans, noch die Ehrgeizigen einen Buonaparte, und ſein ungeheures Streben durchkreuzte eben ſo oft die Plane der Schlechten, als es die Hoffnungen der Beſſern zerſtörte. Das Geld hatte keine Macht über ihn. Den Unbeſtechlichen nannte ihn das Volk, und die ihm Nichts laſſen wollen, haben ihm das Verdienſt dieſer Benennung nicht zu rauben vermocht, die eine unbefangene Nachwelt eher beſtätigen dürfte, als die Beinamen ſo vieler Großen, deren Schmeichler in den Zeitungen die Geſchichte zu ſchreiben ſich einbilden. Arm, wie er nach Paris gekommen war, ſtarb er, und in dem nämlichen Augenblicke, in welchem Courtois auf der Rednerbühne das Zerrbild des Todten aus allen Zügen des Laſters zuſammenſetzte, lieferte der Nationalſchatz vor den Augen von ganz Paris den Beweis wenigſtens einer Tugend, die ihm angehört hatte. Unberührt fanden ſich in dieſem alle koſtbaren Effekten der Hingerichteten, ſo wie ſie nach der Konfiskation dahin gebracht waren. Um ſie zu reklamiren, war es nicht immer nöthig, die Gegenſtände genau anzugeben; die Beſchreibung des Umſchlages, in dem ſie ſich befunden hatten, reichte hin ***).

Er war mäßig, arbeitſam, in ſeinen Sitten rein und ernſt bis zur Strenge †). Nie war

*) Sie finden ſich unter den Beilagen zu Courtois Berichte.

**) Dominique Joseph *Garat* in ſeinen Mémoires historiques sur la vie de Mr. *Suard*, sur ses écrits et sur le 18me siècle. Paris 1820.

***) Bonnet, l. c.

†) Ferrieres, Garat.

Digitized by Google

es ihm gegeben, der Abgott der Lebemänner zu sein. Er fesselte nicht, wie Danton, seine Anhänger durch die Geschenke, die er ihnen spendete oder mit ihnen theilte. Der Tisch, die Wohnung, die Kleidung des Gebieters von Frankreich waren die nämlichen, die dem armen Advokaten von Arras gehört hatten *). Er wohnte in dem Hause und aß an dem Tische eines unbemittelten Schreiners, Duplay, der noch jetzt in demselben kleinen Hause, nahe bei der Kirche de l'Assomption, in der Straße St. Honoré, lebt.

In einer Zeit, in der die Heuchelei der bevorrechteten Klassen die Religion, an die sie selbst nicht glaubten, den Bürgerkrieg anzufachen mißbrauchte, und in der die Tollheit selbstsüchtiger Anarchisten sich das Dasein des Gewissens auszureden versuchte, um seinen Vorwürfen zu entgehen; während die Hirtenbriefe der Bischöfe Zwietracht predigten, während Chaumette die herzlose Posse eines Vernunftkultus aufführte, während Jakob Dumont der Guillotine gegenüber den Atheismus lehrte, — hegte Robespierre religiöse Gefühle, die, ohne den Lehren seiner Kirche zu entsprechen, an Aberglauben grenzten. Keiner der Widersacher aller höhern Sittlichkeit entging seinen Achterklärungen, und Paris sah nur an einem Tage seine düstern Züge wie verklärt von einer heitern Begeisterung, damals, als er an der Spitze des Nationalkonvents das Dasein und die Weltregierung des höchsten Wesens verkündigte.

Diese bessern Gefühle waren nicht geeignet, in seiner Zeit und unter seinen Umgebungen ihres Besitzers Macht zu gründen oder zu befestigen, und die einzige Eigenschaft des Herzens, die in den großen Krisen der bürgerlichen Gesellschaft, von dem Glücke begünstigt, alle andere Vorzüge zu ersetzen vermag, und ohne welche in der Regel alle andere gelähmt und wirkungslos erscheinen, fehlte ihm — der Muth. Nicht jener Muth des Kopfes, der mit starrer Konsequenz jede und auch die entsetzlichste Folgerung aus dem einmal angenommenen Grundsatze gelten, und die entferntere Gefahr weniger aus Trotz als aus Befangenheit unbeachtet läßt, sondern jener physische Muth, der den gegenwärtigen, sinnlichen Gefahren unerschrocken entgegentritt, der den Stier bei den Hörnern packt, und — in festem Selbstvertrauen an die Spitze der scheuen, unentschlossenen Menge tretend sympathetisch den übrigen erweckt. Dieser Eigenschaft allein verdankten auch mittelmäßige Menschen, wie z. B. Merlin von Thionville, bedeutenden Einfluß; durch sie hauptsächlich gelang es Danton auf lange Zeit, die Herzen des Volkes mit Robespierre zu theilen. Ueber die Feigheit dieses letztern ist nur eine Stimme. An den gefahrvollen Tagen der Revolution, wie am einundzwanzigsten Juni, am zehnten August, war er unsichtbar, und muthigere Männer leiteten die Bewegungen des Volks. Waren sie aber vorüber, die Schrecken dieser Tage, dann trat er so keck und gebieterisch aus seinem Dunkel hervor, und ärntete mit so sicherer Hand die Früchte der Wagnisse Anderer, als hätten sie nur wie Handlanger in seinem Dienste gestanden.

So wenig die Mittel dieses Mannes der Herrschaft, zu der er gelangte, angemessen erschei-

*) Bonnet, Garat.

Digitized by Google

nen, ſo wenig entſprechen ſeine Zwecke den Meinungen und den Abſichten ſeines Volkes. Er und ſeine Zeitgenoſſen verſtanden ſich nicht, und der Augenblick, in dem ſie ihn errieth en, war auch der ſeines Sturzes. Dann aber, als hätten ſie ihres Aufſtandes wie ihrer Unterwürfigkeit gegen ihn ſich geſchämt, entſtellten ſie beide in ihren Darſtellungen, und Europa fuhr fort, ein Mißverſtändniß ſeiner Zeitgenoſſen zu theilen, das ſeinem Wirken alle Bedeutſamkeit, ſeiner Geſtalt alle Eigenthümlichkeit in der Geſchichte nahm.

Noch immer iſt die Meinung die herrſchende, die in der Schreckensregierung nur etwas Negatives ſieht, die Auflöſung aller Bande der bürgerlichen Geſellſchaft, die Abweſenheit aller Geſetze, die Schrankenloſigkeit aller Begierden und aller Kräfte des Einzelnen. So mochten viele von denen es meinen, die ſich ihrem Dienſte hingaben, und in dem Sinne mochten ſie handeln, aber ſo meinte Robespierre es nicht. „Die Revolution verſchlang, wie Saturn, ihre eigenen Kinder“ — und ſolche zuerſt. Was ſollte auch ihm an dem Abwerfen ſittlicher Feſſeln gelegen haben, deren Laſt er nie empfunden hatte; was an der Möglichkeit zügelloſer Genüſſe ihm, den Fanatismus oder Temperament gegen ihre Reize abſtumpften; wie endlich hätte er, der jedes ſelbſtſtändige Streben wie eine gegenrevolutionäre Bewegung argwöhniſch bewachte, und nur an ſeines Willens Unfehlbarkeit glaubend, dieſen nie genug und nie unbedingt genug zum Geſetz erheben konnte — wie hätte er an dem willkührlichen Treiben Aller Gefallen finden können? So weit entfernt davon war die Schreckensregierung, Geſetzloſigkeit zu begünſtigen, daß ſie vielmehr der Geſetzloſigkeit ein Ende machte, die ſeit dem zehnten Auguſt gewaltet hatte; und nicht die Anarchie, den Bürgerkrieg organiſirte Robespierre, wenn man ſich des Ausdrucks in einem ſolchen Zuſammenhange bedienen darf. Nicht der Bürgerkrieg nur, der in der Vendee oder vor Lyon und Toulon wüthete, ſondern der, der in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Hauſe ſeine Theilnehmer zählte und ſeine Opfer. Durch das Dekret wider die Verdächtigen, wie es nach dem Untergange der Gironde unter Robespierre's Auſpizien durchgeſetzt wurde, verkündigte die Nationalrepräſentation ſelbſt dieſen fürchterlichen Krieg. Und auch hier iſt es, als habe der Fanatiker inſtinktmäßig den Gang der Ereigniſſe, deren er ſich bemächtigte, richtiger beurtheilt, als ſo viele Kenntnißvollere und Kaltblütigere, die ſie herbeigeführt hatten, und die von dem Neuen und Beſſern angezogen und dann wieder von dem Außerordentlichen zurückgeſchreckt, bald in kläglicher Selbſttäuſchung ſich ihren Feinden überlieferten, bald in unvermögender Halbheit ihrem eigenen Werke unterlagen. Denn jede Staatsumwälzung iſt, mehr oder weniger, ein heimlicher oder offener Bürgerkrieg, und wo nicht nur Verſchiedenheit der Intereſſen, wo Trennung der Meinungen ſie hervorbrachte — ein Vernichtungskampf. Vergebens unternehmen die Beſſern aller Parteien das Werk der Verſöhnung. An eine politiſche Chemie iſt nur zu glauben, inſofern ſie Scheidekunſt iſt — nicht Miſchkunſt. Die Leidenſchaften verſöhnen ſich, die Ideen niemals. Sie nähern ſich einander wie Licht und Finſterniß in der Dämmerung, aber nicht um ſich zu vereinigen, ſondern um ſich zu trennen, und erſt in dem Untergange des Einen erſcheint des Andern Sieg.

Digitized by Google

Jenes Dekret, indem es die ganze Bevölkerung von Frankreich in zwei große Abtheilungen, die patriotiſche und die gegenrevolutionäre Partei, ſchied, und „der erſtern die Bewachung und Verfolgung der letztern zur Pflicht machte“ *), dennoch aber kein anderes, weſentliches Kennzeichen der Parteien anzugeben vermochte, als die Geſinnungen der Einzelnen — bewaffnete überall den Argwohn, ohne jemals die Gerechtigkeit zu erleuchten. Freilich machte es dadurch nur zu oft „den Friedlichgeſinnten zum Opfer des Wahnſinns, und alle Wohldenkenden zu Sklaven kühner Ränkemacher“ **); aber auch die Beſſern des Konvents, wie Alle, die in der Revolution das Beginnen eines Vertilgungskrieges des Rechts mit dem Vorrechte erblickten, traten jener Erklärung des unverſöhnlichſten Bürgerkrieges bei. Denn konnten ſie ſich auch nicht verbergen, daß an dieſem wie an andern Kriegen nur Wenige die Ueberzeugung Antheil nehmen hieß und daß die Mehrzahl einer niedrigen Leidenſchaftlichkeit gehorchte: ſo drang ſich ihnen doch eben ſo ſehr die Ueberzeugung auf, daß dem rückſichtloſen Angriffe nur durch eine eben ſo rückſichtloſe Vertheidigung begegnet werden könne. Unordnung aber war ſo wenig die Folge dieſes Zuſtandes, als ſie in der Abſicht derjenigen gelegen hatte, die ihn herbeiführten. Vielmehr glich derſelbe auch darin einem Kriege, daß die Regierung, ſo lange er dauerte, mit einer Allgegenwart und Strenge vorwaltete, wie ſie die vollkommenſte militäriſche Disziplin kaum zu erreichen vermag. Der Schrecken vollendete nicht die Anarchie, die ſeit dem zehnten Auguſt ſtatt gefunden; er beendigte ſie ***), indem er den Organen der Regierung, den Revolutionstribunalen und den Volksgeſellſchaften, eine unwiderſtehliche Gewalt verlieh. Ueber beide herrſchten diktatoriſch die Kommiſſäre des Wohlfahrtsausſchuſſes, wie Robespierre in der Hauptſtadt über dieſen Ausſchuß, den Jakobinerklubb und den Konvent.

Nicht der Schrecken an ſich darf als eine Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Revolution angeſehen werden; er iſt vielmehr in dieſer oder andern Formen ein unvermeidliches Stadium gewiſſer Krankheiten der politiſchen Körper. Robespierre's Perſönlichkeit war es, die dem Schrecken in Frankreich ein nur ihm gehöriges Gepräge aufdrückte, und die einen Kampf, zu deſſen Bezeichnung in andern Zeiten die Benennungen Bürgerkrieg und Parteiwuth hinreichten, der Welt zum erſtenmal als der Schrecken ſelbſt offenbarte. Frau von Stael, ſo umſichtig in dem Auffaſſen der Ereigniſſe jener Zeit, als befangen in ihren Erklärungen derſelben, hat es wohl erkannt, dieſes geheimnißvolle Etwas in dem Weſen Robespierre's, das in der Mitte des Schreckens, den die Regierung laut verkündigte, ein noch ängſtlicheres, unheimlicheres Gefühl verbreitete, und Bailleul iſt der Erſte geweſen, der öffentlich das Wort zu dem Räthſel gegeben hat, deſſen Auflöſung unter den Mitgliedern des Konvents die unmittelbare Veranlaſſung zu Robespierre's Sturz geweſen war. Ernſtlich hatte es dieſer nämlich gemeint mit den Lehren, die er von der Rednerbühne immer wieder verkündigte, und in welchen

*) **) Bailleul.

***) Bonnet's Worte.

Digitized by Google

die Mehrzahl ſeiner Zuhörer nur die Heuchelei des Redners oder die bedeutungsloſe Ueberſpannung demagogiſcher Redekünſte erkennen zu müſſen glaubte. „Aus einem einzigen Geſichtspunkt“, ſagt Bailleul *), „faßte er die Wiedergeburt der Geſellſchaft auf. Gleichheit und Volksherrſchaft waren ihm die Grundlagen des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Nicht eine unbedingte Gleichheit, denn er ſetzte Beamte und Ungleichheit der Glücksgüter voraus: aber auch nicht eine Gleichheit vor dem Geſetze nur, denn ſeine Beamten ſollten dem Volke unterworfen ſein, und jene unermeßlichen Reichthümer, die wir im Gefolge des Handels erblicken, duldete er nicht. Nun iſt das Weſen der Demokratie, wie er ſie beabſichtigte, die Tugend, die Tugend im ſtrengſten Sinne des Wortes; und da er als Feinde dieſer Tugend Alle betrachtete, die in den Mißbräuchen einer fehlerhaften Staatsverfaſſung ihren Vortheil gefunden, alle ſelbſtſüchtige Reiche, alle ſittenloſe Arme, alle Ehrgeizige, alle Gegner des Volkes und der Gleichheit: ſo lag es in dem Zwecke der Wiedergeburt der Geſellſchaft, oder der Revolution, wie er ſie anſah, die Geſellſchaft nicht allein von allen Laſtern, ſondern auch von allen Individuen zu reinigen, die das Beiſpiel derſelben gaben. Unter dieſer Vorausſetzung ſchloß Robespierre mit rückſichtloſer Folgerichtigkeit: Das Weſen einer Volksregierung im Frieden iſt die Tugend, das Weſen der Volksregierung im Revolutionszuſtande Tugend und Schrecken. Die Tugend, ohne welche der Schrecken verderblich, der Schrecken, ohne den die Tugend ohnmächtig iſt. Der Schrecken iſt nichts als ſchnelle, ſtrenge, unerbittliche Gerechtigkeit, eine nothwendige Folge der Tugend ſelbſt.“

„Robespierre“, fährt Bailleul fort, „Robespierre, mit der überſpannteſten Meinung von ſeiner Vollkommenheit und der Erhabenheit ſeiner Anſichten, glich in keiner Hinſicht den übrigen Revolutionsmännern. Dieſe fühlten es wohl, daß ſie einem Sturme Trotz boten; ſie wußten aber auch, daß das Fieber, von dem ſie geſchüttelt wurden, aufhören müſſe mit ſeiner Veranlaſſung. Er hingegen war ruhig und eben in ſeinem Elemente. Er ſah bereits die Tugend unter dem Volke, und in allen Niederlagen um ſich her eben ſo viele Triumphe ſeiner Tugend. Als ein bevorrechtetes Weſen ſah er ſich an, in die Welt geſandt, um der Geſetzgeber und Lehrer der Völker zu ſein. Daher dieſe Sicherheit, dieſe ruhige Haltung und dieſes geheimnißvolle Etwas, das Frau von Stael in ihm wahrnimmt.“

Bedenkt man aber, daß auch in ihm der Dünkel das richtige Maas der Beſchränktheit abgab, daß in Robespierre mit der feſten Meinung von der Erhabenheit ſeiner Abſichten und ſeiner Beſtimmung ein eben ſo entſchiedener Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß paarte, und daß auch in Anſehung ſeiner ſich die Erfahrung bewährte, nach der zu jedem Mittelpunkte der Gewalt, er ſei ein Thron oder eine Rednerbühne, mit größerer Kühnheit und glücklicherm Erfolge die Schlechten ſich vordrängen: ſo wird die heilloſe Verwirrung erklärlich, die ihn umgab, und die Täuſchung aller Faktionen, die ſchon ſeine Opfer wurden, während ſie ihn

*) In ſeinem Examen etc.

Digitized by Google

noch für ihr Werkzeug hielten. Während er, befangen von seinen eigenen Träumen und den Vorspiegelungen der Ränkemacher, die Besitzer jedes natürlichen Vorzuges und jedes erworbenen Verdienstes als eben so viele Verschwörer gegen die Gleichheit verfolgte; während er — seit dem Nivose des Jahres II die letzten Formen der Gerechtigkeitspflege, die letzten Schutzwehren der Unschuld gegen Willkühr zerstörend — jede Tugend wie jedes Eigenthum der Bosheit, der Habsucht und dem Blutdurste jener Niederträchtigen preisgab, die dem Pöbel schmeicheln, wenn es keinen Fürsten mehr anzubeten gibt, war er doch nicht bloß den ausgewanderten Prinzen oder den Bessern in Frankreich das Haupt der Gorgone *). Er war es auch den Heuchlern, den Ränkemachern, den Betrügern jeder Klasse. Vor seiner Rache waren die Opfer der Liederlichkeit auf den Boulevards von Paris nicht sicherer, als die einflußreichen Damen in den Cotterien der Vorstadt St Germain. Der gemeine Taschendieb fiel unter seinen Schlägen, wie der vornehme Agent der Gegenrevolution. Alle, so lauteten die Anklageakten, „als Mitschuldige einer Verschwörung gegen die Freiheit und Souverainität des Volkes“ **). Und diese Gleichförmigkeit der Anklageakten war keineswegs eine Folge gewissenlo er Nachlässigkeit der Beamten des Revolutionstribunals, oder gar eine noch entsetzlichere Verhöhnung der unterdrückten Unschuld: sie drückte den bittern Ernst des Systems aus, in dem Robespierre handelte.

Es mußte sich seinem Ende nähern, das ungeheure und unnatürliche Zerstörungswerk, sobald Robespierre'n die Folgen, und den Mitgliedern des Konvents, die bisher seine Werkzeuge gewesen, der Zweck desselben klar geworden. Jener, der das Riesenreichte unternehmend des Gewissens Strafgewalt in der Regierung darstellen und moralische Mängel wie politische Verbrechen verfolgen wollte, entdeckte endlich das unermeßliche Verderben, das alle Leidenschaften und alle Laster unter der Aegide seiner Grundsätze angerichtet. Zerfallen mit seinen Umgebungen und mit sich selbst, wußte er seinem Argwohn keine Schranken mehr zu setzen. Seine Anklagen, die Todesurtheile waren, und die bereits nicht Wenige auch von dem Berge, sobald er ihre selbstsüchtigen Gesinnungen und also ihre Verschwörungen gegen seine Tugend entdeckt, getroffen hatten, wurden jetzt ohne Rücksicht wider Alle geschleudert, die ihm verdächtig waren, und er traute Keinem mehr. Mit ungewissem Schritte eilte er auf der schmalen Grenzlinie hin, die den Fanatismus vom Wahnsinn trennt. Die Mitglieder der Regierungsausschüsse überſahen den ganzen Umfang seiner Plane und die eiserne Konsequenz, mit der er diese verfolgte. Drei Viertheile der Franzosen befanden sich, nach Bailleuls naiver Bemerkung, vor ihm im Zustande der Verschwörung, und er fiel, der seinem eigenen Werke unterlegen war, ehe ihn noch die Achterklärung der Konvents zu Boden streckte.

---

*) Ein Ausdruck Monsieur's vor Quiberon. S. Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de la Vendée, par Mr. le comte de *** (*Antoine de Vauban*). Paris 1806.

**) Bailleul.

Digitized by Google

Es iſt niederſchlagend, erkennen zu müſſen, daß der Furcht der Schlechten gelang, wozu es den Beſſern an Muth gefehlt, und daß der Plan, der keinen oder einen ohnmächtigen Widerſtand gefunden hatte, ſo lange er nur der Unſchuld und dem Eigenthum Gefahr zu bringen ſchien, erſt dann ſeinem Urheber verderblich wurde, als es offenbar geworden, daß er auch dem Ehrgeize und der Habſucht Verderben drohe.

Das Vernunftgeſetz, nach welchem Hypotheſen, welche Erſcheinungen der phyſiſchen Welt auf die einfachſte und genügendſte Weiſe erklären, für Wahrheit gelten müſſen, ſo lange nicht andere die nämliche Eigenſchaft in höherm Grade aufweiſen, gilt auch in der moraliſchen Welt. Robespierre's Laufbahn, alles Ungeheure, das er gewollt, alle Gräuel, die er veranlaßt, und ſein Sturz ſind erklärt durch jene Denkart, die Bailleul aus ſeinen eigenen Reden darſtellt, und die Hinlänglichkeit des Aufſchluſſes, den ſie uns gibt, zeigt den Unwerth der vielfachen übrigen Vermuthungen, die man über ſeinen Zweck gehegt; Vermuthungen, deren keine auch nur zu einiger überwiegenden Wahrſcheinlichkeit hat erhoben werden können, und die alle in größern oder geringern Widerſprüchen unter ſich und mit ſich ſelbſt ſtehen. Robespierre's Streben nach der Diktatur war das Loſungswort ſeiner Gegner zur Zeit ſeines Falles, ein Nachhall aus der Zeit ſeiner eigenen Herrſchaft, in der es auch nur Ein Verbrechen, das gegen die Gleichheit, gegeben hatte, und jenen um ſo willkommener, da die Wahrheit ſo wenig auf ihre frühere Geduld als auf ihr ſpätes Erwachen ein vortheilhaftes Licht werfen konnte. Robespierre mag eine Diktatur beabſichtigt haben, ſogar beſaß er ſie ſchon; aber eine Diktatur, gänzlich verſchieden von derjenigen, die gewöhnliche Herrſchſucht zum Ziele wählt. Sein Anſehen glich mehr dem des Stifters einer Sekte, als eines Parteihauptes. Der Erſte wollte er ſein, und für den Erſten hielt er ſich, aber als den Verkündiger einer neuen politiſchen Offenbarung, als den Oberprieſter ſeiner Tugend, der alle Opfer um ihn her geſchlachtet wurden.

Ein Gerücht, das ſich um die nämliche Zeit in Paris verbreitete, ließ Robespierre'n eine Heirath mit Madame, Ludwigs XVI Tochter, beabſichtigt haben; und ſo groß war die Eitelkeit des Mannes, daß ſie einer Meinung, die uns nur widerſinnig vorkommt, in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen Wahrſcheinlichkeit verlieh. Auch iſt denkbar, wie vor einer ſo ausſchweifenden Einbildungskraft, als die ſeinige, das Bild der vollendeten Wiedergeburt der Geſellſchaft und eines allgemeinen Verbrüderungsfeſtes ſehr wohl neben dem einer Verbindung des Propheten der neuen politiſchen Offenbarung mit der Erbin des letzten Oberhauptes der alten Ordnung beſtehen konnte. Indeſſen hat ſich doch nie mehr, als eben nur die Möglichkeit einer ſolchen Abſicht, nachweiſen laſſen. Ein näherer Aufſchluß iſt darüber nicht vorhanden; und wenn die Forſchungen ſeiner Zeitgenoſſen, denen alle Quellen zu Gebote ſtanden, und die durch Haß und Neugier gleich mächtig in Bewegung geſetzt wurden, erfolglos waren, ſo läßt ſich annehmen, daß ſie überhaupt nur eine weſenloſe Vermuthung zum Gegenſtande hatten.

Eine dritte Meinung macht Robespierre zum Werkzeuge der auswärtigen Mächte

Digitized by Google

und insbesondere der britischen Minister. Sie soll gerechtfertigt werden durch einen dem Berichte Courtois angehängten, unter Robespierre's Papieren gefundenen Brief, in welchem ein ungenannter Vertrauter dem Demagogen zu dem Erfolge seiner Thaten Glück wünscht und ihn erinnert, daß er jetzt, die Verwirrung zu vollenden, nur noch einige Schläge thun, dann aber sich retten müsse, um den Lohn seiner Dienste, die mittlerweile in Sicherheit gebrachten Schätze, auf fremdem Boden in Ruhe zu geniessen, und fern von dem allgemeinen Verderben die hintergangenen Thoren nach Verdienst auszulachen. Keine Meinung scheint besser begründet zu sein, und keine ist unwahrscheinlicher, als diese. Es bedarf, um dies zu zeigen, nicht einmal der Bemerkung, wie leicht jener Brief ein untergeschobener sein könne; ein Fall, dessen Möglichkeit bei der den Zeitgenossen wohlbekannten nichtswürdigen Sinnesart des Berichterstatters nur zu nahe liegt. Es ist wahrscheinlich, daß der Brief sich wirklich unter Robespierre's Papieren gefunden hat; es ist sogar wahrscheinlich, daß noch viele andere eines ähnlichen Inhalts an ihn gerichtet worden sind, sei es, um ihn zu verhöhnen oder um ihn, im Fall einer Entdeckung, verdächtig zu machen und zu stürzen; und daß jener zu dieser Klasse gehört, würden Form und Inhalt desselben darthun, wenn auch die Niederträchtigkeit, die erfordert wird, um solche Dienste zu belohnen, und die schamlose Absicht, einem solchen Diener einen Zufluchtsort zu verstatten, uns nicht unglaublich vorkommen sollten. Die Verbrechen der Staatskunst werden mit gröſserm Anstande begangen, und die unbarmherzigsten Berechnungen eines kaltblütigen Egoismus dürfen von ihren Agenten nur mit allem Prunke eines zarten Ehrgefühls und der menschenfreundlichsten Absichten zur Sprache gebracht werden. Der in Courtois Bericht enthaltene Brief, in einem so pöbelhaften Tone geschrieben, wie er kaum des Triumphes über einen gelungenen Taschendiebstahl würdig sein würde, liefert den sichersten Beweis, daß sein Verfasser — wenigstens zu ungeschickt war, um der Unterhändler eines Kabinets zu sein. Niemals hat sich auch die geringste Spur von den angeblichen Schätzen, die Robespierre's Tod herrenlos gelassen haben würde, nie eine weitere Andeutung seiner vorausgesetzten Verbindungen mit dem Auslande gefunden, und eine hohe innere Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung, aus seinen Eigenthümlichkeiten hervorgehend, gibt uns ein ferneres Recht, dieselbe für so grundlos zu halten, als sie unerwiesen ist. Wer mit seiner Ueberzeugung Handel treibt, der muß einen höhern Genuß kennen, als den, seiner Meinung treu zu bleiben. Robespierre'n ist keine Begierde nachzuweisen, als die, seinen politischen Grundsätzen Eingang und Herrschaft zu gewinnen, und der Fanatismus selbst, mit dem er diesen Zweck verfolgte, stumpfte ihn ab gegen alle andere Eindrücke, die unsere Leidenschaften aufzuregen geschickt sind. Der Einfluß, den auswärtige, aber darum nicht fremde Agenten auf die Revolution gehabt, bildet noch immer die Nachtseite ihrer Geschichte. Es ist nichts weniger als unmöglich, daß er auch in Robespierre's Proscriptionslisten sich geäussert, und nur soviel gewiß, daß dieser, wenn das Werkzeug, doch nie ein Gehilfe der Urheber desselben gewesen ist.

Nicht Wenige, empört durch das grenzenlose Blutvergiessen, das die Schreckenszeit bezeichnet,

Digitized by Google

und verwirrt durch die Regelloſigkeit, mit welcher der Mord unter allen Ständen und Parteien, unter jedem Geſchlechte und Alter wüthete, haben dieſe entſetzliche Erſcheinung einem reinthieriſchen Blutdurſte ihres Urhebers zugeſchrieben. Alle Mitglieder der Ariſtokratie, die nie ein zu gräßliches Bild von ihren Gegnern entwerfen können; alle religiöſe Gemüther, die in ſolchem heilloſen Treiben die entfeſſelte Macht eines finſtern, bösartigen Weſens ahnen — und die Stimmung, die dazu führt, iſt in allen großen Kriſen der Geſellſchaft, nur in der Form verſchieden, vorherrſchend geweſend —; alle Zeitungs- und Geſchichtſchreiber, welchen die oberflächlichſte Erklärung die zugänglichſte war, haben dieſer Meinung beigepflichtet. Sie iſt die allgemeinſte geworden, ſie hat Eine Seite, die ſie auch den beſſer unterrichteten Beobachtern der Revolution berückſichtigungswerth gemacht hat.

Wie es einen Grad des ſinnlichen Vergnügens gibt, in dem dieſes zur Marter wird, ſo gibt es eine Stufe der Sinnlichkeit, auf dem ſie ſich als Grauſamkeit äuſſert. Die geheimnißvolle Verwandtſchaft, die zwiſchen Wolluſt und Mordluſt ſtatt findet — eins der vielen Räthſel, die uns die Tiefen der Natur nicht aufſchlieſſen, ſondern nur andeuten —, iſt von Naturforſchern auf den niedrigſten Stufen des thieriſchen Lebens, beſonders unter den Inſekten, erkannt worden. Der Geſchichtſchreiber findet nicht ſelten Gelegenheit, die roheſten Ausbrüche ihrer Macht an dem Menſchen zu beobachten, in dem ſich die in der übrigen belebten Schöpfung zerſtreuten Züge vereinigen, wie in der Spitze der Pyramide alle Verhältniſſe des ganzen Gebäudes. In Frankreich hatte ein ſittenloſer Hofadel ſchon Beiſpiele jener Verirrungen der Sinnlichkeit gegeben, in welchen ſie, unempfänglich für eigenes Vergnügen, in fremden Qualen ein letztes Reizmittel findet. Schon war die Ermordung von Plebejern der Zeitvertreib eines Großen geworden, und die ganze Strafe dafür eine gnädige Warnung geweſen. Eine rächende Vergeltung bereitete ſich vor, indem die Ausſchweifungen der Vornehmen die Begierden auch des Volkes entzügelten. Gerade um die Zeit der Revolution widmete ſich eine Menge verbrannter und, was noch ſchlimmer war, zum Theil guter Köpfe einer Art Schriftſtellerei, die mit dem verderblichſten Erfolge die Sitten durch die Einbildungskraft angreift. Die Geheimniſſe des Boudoirs fanden Verehrer auf dem Markte, und Szenen, wie die zu Nantes und in der Vendee, in Lyon und Toulon, laſſen wieder kaum bezweifeln, daß man nicht ſelten mordete um zu genieſſen.

Aber Robespierre's Verirrung war offenbar eine ganz andere. Die Sittlichkeit ſeines Privatlebens blieb tadellos *). Von den zahlloſen Schlachtopfern des Schreckens, die, und mit Recht, ihn als den Urheber ihrer Leiden verfluchten, kannte er die wenigſten, ſah er kaum eins.

*) Marats Worte in ſeinem genannten Werke ſind: Robespierre, que l'Europe croit voir à la tête de la nation française, vit dans la boutique d'un menuisier dont il aspire à être le fils; et ses mœurs ne sont pas seulement décentes, sans aucune affectation et sans aucune surveillance hypocrite sur lui-même, elles sont aussi sévères que la morale du Dieu nourri chez un charpentier de la Judée.

Digitized by Google

Man darf nicht vergeſſen, daß Er es war, der in der konſtituirenden Verſammlung mit dem ausdauerndſten Eifer auf gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe drang. Sogar ſeine Theilnahme an der Hinrichtung des Königs ſcheint mehr in dem Gange der Ereigniſſe, als in ſeinem Plane gelegen zu haben. Nach der mißglückten Flucht des Monarchen rieth er, die Gelegenheit zu benutzen und eine unblutigere Entwickelung des Kampfes zwiſchen dem Volk und der Ariſtokratie herbeizuführen, von dem es nach dieſem Ereigniſſe jedem Unbefangenen klar ſein mußte, daß er ein unverſöhnlicher war. Die Kataſtrophe ward aufgeſchoben, um tragiſcher zu werden. Noch einmal vereinigten ſich Alle, die in der Nationalverſammlung dem Vorrechte nur gezwungen entſagt, und der adelichern Natur niemals entſagen zu können geglaubt hatten, um den König (an deſſen Entfernung denen, für die es ſich wirklich um ſeine Rettung handelte, Alles gelegen ſein mußte) an ihrer Spitze zu erhalten. Immer ſtellten ſie die Fürſten an ihre Spitze, aber wie die Römer ſie an die Spitze ihrer Triumphzüge ſtellten — in Feſſeln. Mit ihnen vereinigten ſich alle Sanftern, alle Leidenſchaftloſern der Verſammlung, die mit freudiger Zuverſicht in den Kampf gegen Anmaßung und Vorurtheil gegangen waren, aber ſcheu zurückbebten, als der Meinungskrieg verkörpert von der Rednerbühne unter das Volk zu treten drohte. Die an Eintracht verzweifeln mußten, glaubten an dem Frieden zu arbeiten; endigen wollten ſie die Ereigniſſe, die ſie nicht mehr zu lenken vermochten, und in unnatürlicher Verbindung mit den ewigen Feinden ihrer Sache führten ſie den unglücklichen Fürſten aus einem Gefängniſſe, in das ihn diesmal noch das Mitleid begleitet hatte, auf einen Thron, den nur der Argwohn bewachte, von dem jeder Zauber gewichen, und dem von aller frühern Größe nichts geblieben war, als die gehäſſige Höhe. Robespierre's Warnungswort: „Cäſar wurde ermordet, denn er war unverletzlich!“ wurde zur Prophezeihung, als dem Könige, zwiſchen dem Drängen der einen und dem rückſichtloſen Widerſtande der andern Partei, die Wahl — und nur die Wahl gelaſſen war, der Revolution Ueberwinder oder Opfer zu werden. Nicht Ein Mann hat ihn getödtet, nicht Eine Partei; alle Parteien haben es gethan, indem ſie, nicht für ihn, nicht wider ihn, ſondern gegen einander kämpfend, ihn den Willenloſen in ihre Mitte ſtellten, wo er den Einen zum Schilde und darum den Andern zur Zielſcheibe dienen mußte.

In keinem der gewöhnlichen Preiſe des menſchlichen Ehrgeizes läßt ſich Robespierre's Ziel erkennen. Unauflösliche Widerſprüche ſtellen ſich jeder Vorausſetzung der Art entgegen, und Vatteuils Erklärung muß für die richtige gehalten werden, weil ſie die genügende iſt. Je weniger aber das ideale Bild der menſchlichen Geſellſchaft, das Robespierre ins Leben einzuführen trachtete, den Neigungen und den Bedürfniſſen ſeiner Zeit zuſagte, deſto räthſelhafter iſt der Erfolg, mit dem er ſo lange dahin ſtrebte. Freilich vermochte er nicht die wirkliche Welt zu verdrängen, um ſeinem Ideale Raum zu gewinnen; aber er erſchütterte ſie doch auf das heftigſte; und die Frage, wie ihm das möglich geworden, iſt durch die Hinweiſung auf ſeine rieſenhafte Popularität nur beſeitigt, nicht beantwortet: denn immer bleibt zu wiſſen übrig, wie es ihm dieſe zu erwerben gelang. Und hier iſt es vergebens, zu der Anſicht ſeine Zuflucht

Digitized by Google

zu nehmen, die in der moraliſchen Welt keine andern bewegenden Kräfte erkennt, als jene gröbern einer Staatskunſt, die in der Anwendung derſelben ſich eben die feinere dünkt; jene Mittel, durch die der Schwache verführt, der Furchtſame erſchreckt, der Schlechte beſtochen wird. Es iſt ſchon geſagt, daß keins von allen dem armen Advokaten von Arras zu Gebote ſtand, der ohne Ruf und ohne Vermögen mit einem Herzen voll Galle und einem Kopfe voll überſpannter Begriffe, die ſeinen Mangel an Kenntniſſen beurkundeten, ohne ſeinen Talenten Ehre zu machen, in die Ständeverſammlung trat. Alle ſeine Zeitgenoſſen, ſeine Gegner ſelbſt bezeugen es. Freilich trug ihn das Volk zu einem Gipfel der Macht, auf dem auch ſolche Kräfte ihm zu Gebote ſtanden, und er regierte durch den Schrecken; aber er gelangte zur Regierung durch eine andere Kraft. Dieſes Vertrauen, dieſes blinde Hingeben des Volkes, er gewann es in größerem Maaſe, als irgend ein Anderer auf derſelben Laufbahn, durch die größere, die innigere Wahrheit ſeines Strebens ſo phantaſtiſch ſo unerreichbar auch deſſen Ziel ſein mochte.

Ihm war gegeben, wovon ein Senfkorn Berge verſetzt — der Glaube. Die Meinung iſt nicht neu, obgleich ſie noch lange das Ueberraſchende der Neuheit haben wird. Schon in den erſten Tagen der Nationalverſammlung wußte das geiſtreichſte Mitglied, das ſie jemals beſaß, Mirabeau, deſſen von Bewunderern und Feinden anerkannte Unſittlichkeit allein ein gutes Vorurtheil für ſeine Weltklugheit erweckt, in Robespierre gerade das zu erkennen, was ihm ſelbſt zum vollendeten großen Manne fehlte: das Genie des Karakters. In Nachſinnen verloren beobachtete er den unbekannten Redner, deſſen Deklamationen den Andern nichts als lächerliche Raſereien waren, und brach dann in die prophetiſchen Worte aus: „Der bringt es weit; er glaubt, was er ſagt“ *). Nicht nur, daß er, wie Bailleul bemerkt, immer mit Ehrfurcht von dem Volke ſprach, in dem er den Vereinigungspunkt aller Tugend erblickte: ſondern daß er in demſelben Geiſte handelte lebte; daß er aus Ueberzeugung in allen Schlechten, allen Ränkemachern, allen Heuchlern Feinde des Volkes ſah und verfolgte — erwarb ihm ſeine Popularität und befeſtigte ſie; und ſo feſt war ſie gegründet, daß ſie in ſeinem Sturze noch ihn nicht verließ, und daß er, nicht von der Stärke, von der Schnelligkeit ſeiner Gegner beſiegt, nur darum fiel, weil er, überraſcht und betäubt, ſich ſelbſt verlaſſen hatte. Mit dieſer Anſicht von dem moraliſchen Urſprung und Weſen ſeiner Gewalt ſtimmen die Bemerkungen eines der geiſtvollſten Beobachter der Revolution überein, der leider die Geſchichte derſelben, ein Werk, zu dem er vor ſo Vielen berufen war, und an das ſo viele Ueberufene ſich gewagt haben, nicht unternommen hat. „So ſehr“, ſagt Oelsner in ſeinen Fragmenten, „iſt das Volk von Robespierre's Tugend überzeugt, daß es ihn ſehen würde in den Taſchen ſtehlen, ohne daran zu glauben!“ Und nachdem er der Unwiſſenheit und Unbiegſamkeit deſſelben gedacht, fügt er hinzu: „Hätte er Muth, wie Verwegenheit des Kopfes, und Kenntniſſe: in dem Ueberreſte würde der Stoff zum großen Manne vorhanden ſein.“

*) „Il ira loin, il croit ce qu'il dit“, waren, nach Ferrieres, Mirabeau's Worte.

Digitized by Google

Merkwürdig iſt, daß ſelbſt Burke, wenn gleich durch ein ehrenwerthes Entſetzen über die nahen Gräuel der Revolution um alle Beſonnenheit gebracht, die dem Zeugen, und wie viel mehr dem Beurtheiler dieſer Erſcheinung, für den er ſich gab, unentbehrlich war, etwas Aehnliches ahnete.“ Freilich ſehen wir ihn, der die Kräfte Europa's abwägen will, mit der vor Leidenſchaft zitternden Hand den Rang und die Tugend, die Macht des Willens und das Laſter, als wären ſie unzertrennlich von einander, in die nämliche Schale werfen; aber er ahnete doch das geiſtige Weſen über dem Strome irdiſcher Kräfte, der Europa zu überwältigen drohte, und was er von den Häuptern der ſiegenden Partei in Frankreich ſagt, paßt zunächſt auf Robespierre und erklärt ſeine Gewalt. „Dieſe Jakobiner-Revolution“, ſagt Burke *) · „dieſe Jakobiner-Revolution iſt das Werk von Männern ohne Rang und Anſehen, wilder, unbändiger Gemüthsart, voll Leichtſinn, Selbſtgenügſamkeit und Anmaßung, ohne Sitten, ohne Redlichkeit, ohne Klugheit. Was denn haben ſie ſo unzählige Mängel zu decken und ſie auch dem Standhafteſten fürchterlich zu machen? Eins, und nur Eins, aber dieſes Eine iſt tauſend andere Dinge werth — ſie haben Energie. Nur ſeinem Unternehmungsgeiſte und der Kraft ſeines Willens verdankt in dieſer allgemeinen Gährung, in dieſer Zerſetzung der geſellſchaftlichen Formen Frankreichs, der Mann ſeinen Platz. Begegnen wir dieſer furchtbaren, dieſer entſetzlichen Energie, der keine Rückſicht auf Gott oder Menſchen Schranken ſetzt, die immer wachſam, immer angreifend ſich ſelbſt keinen Augenblick der Ruhe gönnt und Keinem einen ſolchen ungeſtraft hingehen läßt; begegnen wir dieſer Energie mit ärmlichen Alltagsmaasregeln, mit den abgenutzten Maximen aus der Rumpelkammer unſerer politiſchen Hilfsmittellehre, mit Zweifeln, Beſorgniſſen und Bedenklichkeiten, mit zögernder Ungewißheit, mit dem Formelweſen unſers altklugen Geſchäftsganges, den jedes Hinderniß aus ſeiner Bahn drängt, und der keine Schwierigkeit wahrnimmt, als um ihr zu weichen, oder im beſten Falle auszuweichen: ſo fahren wir hinab in die Tiefe des Abgrundes, und nur die Allmacht vermag uns zu retten. Einer laſterhaften und fieberhaften Energie müſſen wir mit männlicher, verſtändiger Kraft entgegentreten. Die Tugend iſt beſchränkt in ihren Hilfsmitteln, und daher doppelt unſere Pflicht, Alles zu benutzen, was uns an ſolchen in dem Kreiſe, den die Sittlichkeit um uns zieht, zu Gebote ſteht. Das Wagniß alſo, nicht Vorſicht, ſei unſere Politik. Hier iſt ein Uebermaas in Kühnheit der beſſere Irrthum.“

So ſprach das Orakel der Koalitionen, und die Anſicht, die ſeinen Ausſprüchen von nun an zum Grunde lag — ein zweifacher Irrthum, zu verzeihen dem betäubten Greiſe, der ein langes rühmliches Leben dem Wahren und Rechten geweiht — wurde das Erbtheil und die Weisheit der folgenden Generation von Staatsmännern. Es laſſe ſich, ſo glaubten ſie mit ihm, dem Strome der Meinung, der aus den Bedürfniſſen und Einſichten einer Zeit mächtig hervorbricht, eine künſtliche Begeiſterung, ein Intereſſe der wenigen Machthaber einer gehorchenden

*) In den Remarcks on the policy of the allies, with respect to France.

Digitized by Google

Menge zur Pflicht gemacht, siegreich entgegensehen. Und, wie Er, sahen sie in den Gesetzen der Sittlichkeit die Fesseln der Tugend, und beugten sich mit trostloser Entsagung vor der Allmacht des Lasters, das in der Wahl seiner Mittel kein Gesetz erkennt. Vergebens täuschte jene Hoffnung Alle, die sich ihr vertrauten. Sie riefen, wie Danton im August 1792: „Kühnheit! und immer Kühnheit! und nichts als Kühnheit!“ aber sie behielten ihr kaltes Blut dabei und brachten es höchstens bis zur Unbesonnenheit. Vergebens führte jene heillose Meinung ohne Vortheil zu einer heillosern Nutzanwendung, nach der man sich, dem Zwecke zu Ehren, den Jeder für den besten hielt, wenn er der seinige war, in der Wahl der Mittel so frei bewegte, als die Gewissenlosigkeit. Gestürzt wurde noch Jeder, der sich dieser trügerischen Staatskunst anvertraute, belehrt noch Keiner.

Man nimmt sich aber nicht vor, ein Fanatiker zu sein, und die Begeisterung läßt sich nicht befehlen. Und diese Begeisterung eben, die in ihrem regellosen Fluge und mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt ihre Gegner verwirrt und entsetzt, sie ist ursprünglich eine Waffe der Tugend, und dieser muß sie der Mensch auch in seinen Verirrungen abborgen, soll er in seinen Verirrungen furchtbar sein. Nur der Idee ist es gegeben, solche Macht auszuüben, der Idee, die da herrscht, nachdem sie überzeugte; denn mit der Tollheit selbst muß man es ehrlich meinen, wenn sie ansteckend werden soll. Niemals gelang das Gleiche einem bloßen Interesse. Stellet dem Egoisten die physischen Kräfte eines Welttheils zu Gebote, und er kann täuschen, zahlen, tödten; aber nicht eine Seele vermag er für seine Sache zu entzünden, nicht einmal seine eigene. Das Genie selbst, das er bezahlt, übte einen geistigen Selbstmord aus, und sank unaufhaltsam zu der Niedrigkeit des Zweckes hinab, für den es besoldet ward.

Die Geschichte jeder großen, dauernden Veränderung in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen, von einer siegenden Meinung dem widerstrebenden Eigennutze der begünstigten Theilhaber einer frühern Ordnung abgedrungen, liefert den Beweis dieser Wahrheit. Keine so sehr, als die der französischen Revolution. In dem Neuen, das diese schuf, wird eine unbefangene Nachwelt den Sieg der Revolution, aber darum nicht den des Bösen, erkennen. Sie wird erkennen, daß die Revolution nicht durch die Gräuel, sondern ungeachtet der Gräuel, die sie verunstalteten, gesiegt hat, und sie wird die unterliegende Partei darum nicht für die bessere halten, weil sie die schwächere gewesen ist. Das Geheimniß dieser Partei verrieth schon Burke, wenn er in der nämlichen Schrift, in der er das Zerrbild ihrer Gegner mit so grellen Farben entwarf, der Auswanderung von siebenzigtausend Grundeigenthümern aus Frankreich Erwähnung thuend, in die Worte ausbrach: „Halb so viele aus meinem Vaterlande entfernt, und kaum würde Etwas übrig bleiben, das ich Volk von England nennen möchte!“ *) So rechnete die Aristokratie in dem freiesten und zivilisirtesten Lande unsers Welttheils. Und wenn in diesem

*) Burke's Worte sind: I am sure that if half that number, of the same description, were taken out of this country, it would leave hardly any thing, that i should call the people of England.

der weniger als vierhundertſte Theil der Bevölkerung in ſich die bürgerliche Geſellſchaft abgeſchloſſen ſah, und nichts natürlicher und nichts tugendhafter fand, als daß alle übrigen Millionen ſich mit Begeiſterung in Gefahr und Tod ſtürzten für dieſe Nation der Minorität, während ihr gegenüber eine fanatiſche Demagogie den Untergang von Hunderttauſenden, als Mittel der Wiedergeburt einer in Knechtſchaft dumm und wild gewordenen Menge von dreißig Millionen, kaltblütig in Anſchlag brachte: ſo dürfte damit der Geſchichte das Verhältniß der Parteien bezeichnet und ihr endliches Schickſal erklärt ſein. Sie wird auf jeder Seite die Verirrung, aber den guten Glauben nur auf einer, und wie immer der Selbſtſucht gegenüber, erblicken.

Nicht das iſt ein Uebel, daß eine Ueberzeugung, ein Gefühl Individuen, und durch ſie ganze Völker, in die heftigſte Bewegung zu ſetzen und alle ihre Kräfte ſich zu unterwerfen vermögen; die Anlage dazu in der Seele des Menſchen iſt die Bürgſchaft für die ſich immer wiederholende Verjüngung ſeines Geſchlechts, das ſonſt ſchon lange überall und unwiderruflich in den Zuſtand eines Heerdenthieres geſunken wäre, zu welchem ſo der vollendetſte Deſpotismus es nur theilweiſe und auf längere und kürzere Zeiträume hinabzudrücken vermag. Nein, das allein iſt zu beklagen, daß die Einſicht ſo ſelten mit der Willenskraft im Bunde ſteht. Freilich überlebt die Vernunft alle Verirrungen, wie das Gewiſſen alle Leidenſchaften überlebt, und das Licht der Wahrheit gleicht dem der Sonne, das, wie Einige ſagen, aus dem Kampfe bewegter Wolken entſtehend, auch erſt entfernt von ſeinem Urſprunge rein und ruhig die Welt erfüllt: aber dennoch iſt man gezwungen, das Uebermaas von Opfern zu beklagen, das der Menſch bringen muß, um nur die kleinſte Wahrheit ins Leben einzuführen, und man hat ein Recht, es zu thun, da die Willkühr geſellſchaftlicher Einrichtungen nicht weniger zu dieſen Opfern beiträgt, als die Beſchränktheit unſerer Natur. Nicht gerade an den Widerſtand darf man hier zunächſt denken, den einige Mitglieder der Geſellſchaft allen Veränderungen, die das Bedürfniß der übrigen gebieteriſch fordert, entgegenzuſetzen pflegen; die Verhältniſſe äuſſern früher und verderblicher ihren Einfluß, indem ſie die Seelen der Männer vergiften, die in ſolchen Kriſen Zufall oder eigene Kraft an die Spitze ihrer Zeitgenoſſen ſtellt. Leitete immer ein wahrhaft großer Mann, ein vollendeter Menſch die Begebenheiten, wie leicht und ſchreckenlos würde jener Widerſtand überwunden, wie ſchnell und ſicher das vernünftige Ziel erreicht werden!

Aber ſelten vereinigt die Natur Verſtand und Einbildungskraft in dem Umfange und in dem Gleichgewichte, in welchem ſie den großen Mann bilden, und wo ſie es that, da zerſtört nur zu oft die Erziehung, die Welt und Schule dem Menſchen geben, ihr Werk. Dieſe, indem ſie die Phantaſie auf Koſten des Verſtandes mit Traumbildern bevölkert; jene, indem ſie die Einbildungskraft, und mit ihr das Gemüth, das von den Schätzen derſelben lebt, verarmen läßt, um den Verſtand zu bereichern. Der Verſtand weiß wohl das rechte Ziel und den rechten Weg zu zeigen, aber auch dem größten fehlt die bewegende Kraft. Und vergebens läßt er ſich zu den Ränken der Mittelmäßigkeit hinab, um ſich einen Wirkungskreis zu verſchaffen; der

Digitized by Google

Argwohn lähmt ihn; er wird wie der Führer ſeiner Zeit. Die bloße Einbildungskraft aber entwickelt ein Halbgenie, den Fanatiker, der ſeine Zeit über das Ziel hinaus- oder durch tauſend Umwege ihm entgegenreiſſen will, glücklich, wenn er nicht Alles gänzlich verfehlt. So ſtanden in den Stürmen der Revolution die Elemente, die zuſammen einen großen Mann bilden, Verſtand und Einbildungskraft, das erleuchtende und das erwärmende Prinzip, getrennt in Mirabeau, deſſen Einſicht noch nie hinreichend geſchätzt, deſſen Einfluß noch immer überſchätzt wurde, und in Robespierre, deſſen Gewalt ſchrankenlos war, und den Bailleul mit Recht ein moraliſches Ungeheuer nennt.

Dazu machte ihn die fixe, aber darum nichts weniger als helle Idee von einer Form der Geſellſchaft, die er ſeinem Jahrhunderte aufzudrängen verſuchte, obgleich es in dieſem weder Raum noch Zeit für ſie gab; und die Entſtehungsart dieſer widernatürlichen Richtung ſeines Geiſtes, der letzte Gegenſtand der Betrachtung, den ſeine Geſchichte liefert, dürfte um ſo wichtiger ſein, da die Quelle ſolcher Verirrungen noch nicht verſiegt iſt, und die nämlichen Urſachen für ähnliche Gelegenheiten dieſelben Erſcheinungen hervorzubringen drohen. Den phyſiſchen Ungeheuern, wenn ſie auch entſtehen, verſagen die Geſetze der Natur doch Lebensfähigkeit; den moraliſchen verleiht ſie der Menſch durch die ſeinigen.

Oelsner erzählt einen Zug, der über Robespierre's Inneres einen merkwürdigen Aufſchluß gibt. Dieſer befand ſich — es war noch zur Zeit der konſtituirenden Verſammlung — in einer Geſellſchaft, in welcher unter andern auch von den verſchiedenen Verfaſſungen, deren die Franzoſen damals bedürftig und fähig ſein möchten, die Rede war. Mancherlei Meinungen wurden geäuſſert und beſprochen. Robespierre ſchien keinen Theil daran zu nehmen. Er ſchwieg, und ſpielte unterdeſſen mit einem großen Hunde, der zufällig in das Zimmer gekommen war, und nur jenes widrige, ihm eigenthümliche Lächeln des Hohnes, das von Zeit zu Zeit um ſeine Lippen zuckte, bewies, daß er der Unterhaltung nicht fremd geblieben. Endlich fragte Jemand auch ihn, welche Geſetze Er den Franzoſen geben würde, wenn es auf ihn ankäme. „Die Geſetze Lykurgs!“ war ſeine Antwort. Man ſtaunte über ein ſolches Wort aus dem Munde eines Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes, eines Mannes, den man zwar für einen Schwärmer, aber doch nicht für ſo unbekannt mit allen Verhältniſſen der wirklichen Welt gehalten hatte, als er nach dieſer Antwort nothwendig ſein mußte. Man machte ihm endlich Einwürfe, man beſtürmte ihn mit Fragen über die Ausführbarkeit ſeiner Lykurgiſchen Geſetzgebung. Er antwortete nicht weiter, ſondern lächelte, wie er zu thun pflegte, und ſetzte das vorige Spiel fort.

Vergleicht man mit dieſer Aeuſſerung ſeine Reden, beſonders die zur Zeit ſeines wichtigſten Einfluſſes gehaltenen und mit größerer Sorgfalt ausgearbeiteten, wie ſie, voll Anſpielungen auf die Bürgertugenden und die heldenmüthige Freiheitliebe der Alten, dem Plutarch eben ſo viel von ihrem Stoffe zu danken haben, als den Ereigniſſen der Revolution: ſo iſt es klar, daß das Beſtreben, eine längſt entſeelte Form der Geſellſchaft wieder zu beleben, das Unternehmen,

Digitized by Google

unſer Geſchlecht auf eine Bildungsſtufe zurückzuführen, die es ſeit Jahrtauſenden verlaſſen hat, eben jene widernatürliche Richtung des Geiſtes war, die Robespierre zu einem moraliſchen Ungeheuer machte, zu einem um ſo bösartigern, je niedriger in der That die Bildungsſtufe iſt, zu der er ſeine Zeit zurückzuführen unternahm.

Athen in ſeiner blühendſten Epoche, und als es die glänzendſten Beiſpiele aller Bürgertugenden lieferte, zählte nicht mehr als zehntauſend Bürger. Neben dem Volke Lykurgs ſtand ein Volk von Sklaven, das planmäßig unterdrückt und entwürdigt werden mußte, um jenes zu erheben; und der Boden der römiſchen Republik war mit Arbeitshäuſern bedeckt, die mit nichts zu vergleichen ſind, als den Sklaven-Bagnios der heutigen Räuberſtaaten, und die nicht ſelten der Menſchenraub bevölkerte. Alle Tugend der alten Welt, die erſte und rohe Form der Freiheit in der bürgerlichen Geſellſchaft, war ein rauher, herzloſer Civismus, die Größe und das Recht weniger Tauſende auf Koſten unterdrückter Millionen, neben deren Sklaverei die neuere Leibeigenſchaft einen beneidenswerthen Zuſtand darſtellt, und ſo weit von aller Humanität entfernt, daß ſie erſt auf ihrer glänzendſten Höhe erſchien, wo ſie die Menſchlichkeit ihrem Bürgerſinne zum Opfer gebracht hatte. Darum iſt ſie auch das Ideal aller Politiker, die den Menſchen in der Geſellſchaft einer höhern Entwickelung ſeiner Kräfte für unfähig halten, und aller Schwärmer, die ſich über ihre Bewunderung, weil ſie nur aus ihrer Einbildungskraft hervorging, gar keine Rechenſchaft ablegen, geblieben. Erkannte doch Rouſſeau ſehr wohl, daß dieſe Tugend mit der Humanität unverträglich ſei; aber dem Mitgliede der Geſellſchaft wußte er doch kein höheres Ziel zu ſtellen, als den Civismus der alten Welt, und dem Menſchen zu reiner Ausbildung ſeiner Humanität keinen Platz anzuweiſen, als den vereinzelten auſſerhalb der Geſellſchaft, in einem eingebildeten Zuſtande der Natur.

Auch Robespierre ſah es ein, daß die Freiheit des Alterthums, die ein Privilegium war, tief unter derjenigen ſtehe, die ſeine Zeit als ein allgemeines Menſchenrecht anerkannt hatte; und man darf nur an die dem armen Mercier (bei Gelegenheit eines Artikels der Konſtitution von 1793, der mit Feinden auf dem Gebiete der Republik über den Frieden zu unterhandeln verbot, und bei Gelegenheit einer von demſelben geäuſſerten Bemerkung, „man müſſe zuvörderſt den römiſchen Karakter, und dann erſt der Römer Politik ſich anzueignen ſuchen“) durch ihn ertheilte, höhniſche Zurechtweiſung denken, um daran nicht zu zweifeln.

Dennoch blieb ſein politiſches Ideal, die Tugend, nach wie vor jener Civismus, den auch Montesquieu, ein heilloſes Mißverſtändniß befeſtigend, unter demſelben Namen Tugend, als das den Freiſtaaten eigenthümliche, erhaltende Prinzip anerkannt hatte; oder vielmehr, denn er würde ſich das vielleicht nicht einmal eingeſtanden haben, die unbeſtimmten Umriſſe einer dunkeln Vorſtellung ſchwebten vor ſeiner Seele, der Totaleindruck einer Menge hoher Sagen des Alterthums lag in dem Worte Tugend ſeinem ſo folgerecht ſcheinenden Plane Alles verwirrend zum Grunde. Ein ungewiſſes Bild vielmehr als ein unklarer Begriff, deſto mächtiger durch die Einbildungskraft den Willen beherrſchend, deſto ſtörender und verderblicher

Digitized by Google

in die Verhältniſſe der Gegenwart eingreifend. So muß es geweſen ſein; denn wie hätte er ſonſt eine ſo einſeitige Anſicht von der menſchlichen Natur haben, wie an eine theilweiſe Entwickelung derſelben glauben und, während er die Tugend in Schutz nahm, ja um dieſe triumphiren zu laſſen, die Wiſſenſchaft verachten, ſogar verfolgen können! Als ob die ſittliche Höhe mit der geiſtigen Tiefe, oder umgekehrt die Schlechtigkeit mit höherer Einſicht vereinbar ſei.

Dieſe hohen Geſtalten einer grauen Vorzeit gleichen den Schatten der Unterwelt, welche der Magie heraufzurufen gelungen ſein ſoll, die aber nur dem Meiſter gehorchten, der noch Höheres kannte, als ſie. Der Zauberlehrling unterlag den mächtigen Erſcheinungen und büßte im Wahnſinne die allzukühne Beſchwörung.

Daß es in Robespierre's Kopfe ſo ausſah, iſt nichts Auſſerordentliches. So ſieht es noch in den Köpfen von Tauſenden, und gerade der Beſſern aus, die eine ſorgfältige Erziehung genoſſen, ehe vielſeitigere Bildung, wie ſie aus Erfahrung und Nachdenken hervorgeht, Licht und Regel in das gährende Chaos einer glühenden Einbildungskraft gebracht hat. Und wie ſollten ſie nicht einen tiefen, bleibenden Eindruck machen, die Bilder, die das erwachende Gemüth zu den erſten und reinſten Bewegungen aufregten; das Gewiſſen unſerer frühern Jugendjahre lebt in ihnen, und aus der Thätigkeit eines reifern Alters, deren Beweggründe unſer Innerſtes beſchämen, ſehen wir mit Wehmuth zurück auf eine Zeit, in der, war auch jede ihrer Hoffnungen eine Lüge, doch jedes unſerer Gefühle der Wahrheit angehörte.

Die Staaten Europa's erhielten ſich bisher mehr oder weniger von den Schätzen des Alterthums; aber ſie haben das reiche Erbe zwiſchen Leben und Lehre, zwiſchen Welt und Schule ſeltſam getheilt. Alles, was den Sturz der ältern Ziviliſation herbeiführte und bezeichnete, hat jene erhalten oder ins Daſein zurückgerufen. Von der Devotionsformel an, mit der, an der Wiege des occidentaliſchen Deſpotismus, der Senator Sextus Pacuvius alle folgenden Erzieher deſſelben in ihrer Kunſt überflügelte *), und die wir ſeit Auguſts Zeiten nachplaudern, ohne uns ihrer Bedeutung bewußt zu ſein, bis auf den Fußkuß, mit dem man im alten Rom die Götterbilder begrüßte, weil ſie zu hoch ſtanden, und ſeit Caligula**), weil ſie zu niedrig ſtanden, Sterbliche verehrte; von den Acciſegeſetzen an, die auch Caligula erfand, die den Nerv unſerer Staatswirthſchaft ausmachen, und die wir nicht, wie Er, mit kleiner Schrift an hohen Pfeilern zu promulgiren brauchen, da ſie auf kürzerm Wege, durch ihre Menge und Unverſtändlichkeit in dem verfänglichen Dunkel erhalten werden, das ſie gewinnvoller macht — bis auf die Hofetikette, die Verwaltungsformen und die Zivilgeſetze der Bozantiner, iſt Alles in unſerm öffentlichen Leben geblieben, wie es zu jenen Zeiten des Verfalles der alten Welt war. Selbſt die Ausſchweifungen der Sinnlichkeit und

*) Von ihm erzählt Dio Caſſius. Von der aus Spanien nach Rom gebrachten Sitte und ihrem eigentlichen Sinne Caſar in ſeinen Kommentaren III. 22.

**) S. Sueton im Caligula.

Digitized by Google

des Myſtizismus erſcheinen in jener wunderlichen Verbrüderung, wie zur Zeit des ſinkenden Römerreichs, als philoſophiſche Wunderthäter und Myſterien feiernde Iſispriester in den Provinzen umherzogen, die Verkündiger eines neuen Lichtes, die Vorläufer der einbrechenden Finſterniß. Die Beiſpiele und Lehren der blühendern Epochen des Alterthums aber ſind aus dem öffentlichen Leben zu einem unfruchtbaren Daſein in die Schule verwieſen. Mit Lykurgs und Solons Geſetzgebungen werden in dieſen vertraut, die einſt Juſtinians Befehlen gehorchen ſollen. Epaminondas Tugenden lernen die bewundern, welchen — es ſei denn, daß ihnen etwa, wie ihm in Theben, die Aufſicht über die Straßenreinigung ihres Ortes anvertraut würde — jedes ſeiner Verhältniſſe beſſer unbekannt bliebe. Ariſtids beſcheidene Große muß den künftigen Staatsdienern zum Muſter dienen, die ſich, wenn ihnen das Glück recht wohl will, zu der Höhe jener freigelaſſenen römiſchen Imperatoren erheben mögen, die, nachdem ſie ihren Herren auf den Wink gehorcht hatten, mit Winken ihren Untergebenen gebieten durften *). Sokrates Schierlingsbecher und Phocions ehrenvolle Armuth entflammen den Jüngling, den als Mann die Wirklichkeit an Seneka's Reichthümer und Sejans Glück erinnert.

Es würde unbegreiflich ſein, wie dieſer Zwieſpalt zwiſchen der Erziehung und dem öffentlichen Leben nicht ſchon oft die Staaten erſchüttert, wie er auch nur auf kurze Zeit folgenlos beſtehen können, — erklärte nicht die nämliche Urſache, die uns für die Wunder der Natur und unſers eigenen Daſeins abſtumpft, die Gewohnheit, eine lange Gleichgültigkeit gegen die Widerſprüche der Geſellſchaft. Der Wechſel der Tages- und Jahrszeiten, der ewige Kreislauf der Geſtirne, die immer wiederkehrende Jugend der Erde, der Tod ſelbſt, das geheimnißvollſte aller Räthſel, geht, ohne einen Eindruck zu hinterlaſſen, an uns vorüber. Unſere Sinne waren an die Erſcheinung gewöhnt, ehe wir über die Bedeutung derſelben nachzudenken vermochten. Wie ſollten denn die Mißverhältniſſe des bürgerlichen Lebens einen tiefern Eindruck auf uns machen! Die Wehrloſigkeit der Völker, die Entfremdung ihrer Vertheidiger, das Geheimniß der Verwaltung, ja der Gerechtigkeit, die Geringſchätzung des Verdienſtes, die Zufälligkeit der Vorzüge — ſie ſind uns ſo alltäglich, als die Natur mit allen ihren unbeachteten Wundern, und ſtumpfen das Gefühl ab, ſtatt es zu empören, wie dieſe die Aufmerkſamkeit einſchläfern, ſtatt ſie aufzuregen.

Aber — und das unterſcheidet die ſich auſſerdem ſo ähnlich ſcheinenden Quellen einer zweifachen Unthätigkeit des menſchlichen Geiſtes und der Dauer — die Geſetze der Natur ſind unveränderlich, denn die Allmacht gab ſie; die Satzungen der Welt ſind nur um ein Geringes weniger vergänglich, als der Menſch, dem ſie ihre Entſtehung verdanken. Sie ſterben, wie dieſer, und vergebens bemühen ſich ſeine Nachfolger, ihre entſeelten Formen aufrecht zu erhalten, nachdem der — ſei es gute oder böſe Geiſt ihrer Zeit, der ſie einſt belebte, von ihnen gewichen iſt. In ſolchen Kriſen erſt, in den Kämpfen um die Behauptung eines Alten, das die Gegenwart zurückſtößt, und um die Erlangung eines Neuen, deſſen ſie ſich noch nicht klar bewußt iſt, aber in ihnen deſto gewaltiger, pflegen ſich die Folgen jenes unſeligen Zwieſpalts zu äuſſern, der das Ideal und die Wirklichkeit nicht etwa nur von einander entfernte (denn ſie werden immer von einander entfernt bleiben, und ſie ſollen es), ſondern im grellſten Widerſpruche gegen einander erhielt. Die Begeiſterung tritt in den Dienſt der weſenloſeſten Theorie, und eine atheiſtiſche Staatsklugheit, die nie eine andere Herrſchaft, als die des Zwanges, nie einen andern Gehorſam, als den der Knechtſchaft, begriffen hatte (und wo war ſie mehr zu Hauſe, dieſe Staatsklugheit, als in dem alten Frankreich!), ſieht ſich von geiſtigen

*) Pallas — „Nominatis libertis ejus quos conscios haberet, respondit; nihil unquam se domi, nisi nutu aut manu significasse, vel si plura demonstranda essent scripto usum, ne vocem consociaret.“ *Tacitus* Annal. XIII, 23.

Digitized by Google

Kräften überwunden, die alle ihre Berechnungen zu Schanden machen, weil ſie in keiner von ihnen einen Platz fanden.

Unter Völkern, die das Gemüth noch nicht aus dem öffentlichen Leben verbannten, unter welchen die bürgerliche Freiheit noch nicht zu einem Exerzitienthema der Schule zuſammenſchrumpfte, und die vermöge einer größern oder geringern Gleichheit des Anſpruches den natürlichen Vorzügen noch eine andere Thätigkeit gonnten, als die der Einbildungskraft, noch eine andere Hoffnung, als die des Umſturzes der bisherigen Ordnung — unter ſolchen Völkern gibt es auch Staatsveränderungen; ſie werden aber ſelten zu Staatsumwälzungen, und ſelbſt in dieſen bleibt die Art intellektueller Ungeheuer, von der Robespierre ein Beiſpiel lieferte, unbekannt. Die Niederländer, als ſie ſich dem ſpaniſchen Joche entzogen, hatten ſehr deutliche Begriffe von den bürgerlichen Rechten, um die es ihnen zu thun war, und die Begeiſterung für religiöſe Freiheit entflammte den Kampf gegen politiſche Knechtſchaft, ohne ihm eine andere Richtung zu geben. Das Nämliche fand unter den Engländern ſtatt, die ohnehin durch die Feſtigkeit, mit der ſie ſich von jeher der Einführung des römiſchen Rechtes widerſetzt, den Folgerungen, welche die Civiliſten anderswo aus demſelben herzuleiten gewohnt waren, vorgebeugt und für die Erhaltung ihrer Nationalität geſorgt hatten, und die für ein wohlbekanntes Verfaſſungsgeſetz ſtritten, das unter den Kriegen der Familien York und Lancaſter und unter dem Deſpotismus der Tudors nur ſeine Wirkſamkeit, aber niemals ſeine Gültigkeit verloren hatte. Die Spanier liefern ein neues Beiſpiel, das jenen Satz bewährt. Das Andenken an die alten Cortes, die erſt der in Ximenes und Karl V verbundenen geiſtlichen und weltlichen Herrſchſucht erlagen, war noch nicht erloſchen, weil ſie eine wahrhafte Nationalrepräſentation gebildet hatten, und gab ihren Nachfolgern nach Jahrhunderten eine entſchiedene Haltung und ein beſtimmtes Ziel, dem ſie um ſo ſicherer entgegengingen, da die Entfernung des Königs ſie vor dem vergiftenden Einfluſſe eines Hofes bewahrt hatte. Daher, obgleich Undank und Grauſamkeit, das Verächtlichſte und das Haſſenswertheſte, das den Menſchen entwürdigen kann, das zweite Erwachen des Volkes erzwang, die Mäßigung ſeiner Stellvertreter, die, mit den Gefahren und den Zwecken ihres öffentlichen Lebens ſchon vertraut, unter veränderten Umſtänden die nämliche Haltung behaupteten, und dieſelbe Sache gegen innere Feinde wie einſt gegen den fremden Eroberer vertheidigten. Der blutige Verrath von Cadiz und Merino's Gräuel gehören dem Fanatismus der Knechtſchaft an, nicht dem der Freiheit. Die amerikaniſche Revolution endlich iſt die reinſte und verſtändigſte, von der die Geſchichte weiß, weil vermöge ihrer ein nicht gelehrtes, aber ſehr aufgeklärtes Volk ſich zur Behauptung eines guten Rechtes, deſſen Bedeutung und Wohlthaten ihm ſchon lange durch Erfahrung bekannt waren, erhoben hatte.

Sobald eine Nation, in der die Welt und die Schule ganz getrennt ſtehen, ſo unglücklich iſt, eine Veränderung in ihren geſellſchaftlichen Formen gewaltſam herbeigeführt zu ſehen, ſo wird eine Anzahl von Schwärmern in ihrer Mitte erſcheinen, mit dem reinſten Eifer, die Wirklichkeit irgend einem Götzen ihrer Phantaſie aufzuopfern, und wider Willen in moraliſche Ungeheuer zu veraeten. Wie anders, wenn die Welt verachtet, was ſie Schule nennt, oder wo die Schule unbekannt bleibt mit der Welt? — Die Geſchichte aber wird ſolchem Volke keinen Stützpunkt in ihren Bewegungen bieten. Es hat vielleicht, ſo war es in dem alten Frankreich, Freiheiten, aber keine Freiheit, — Stände, aber niemals ein Volk.

Wenn Ernſt und Sittenſtrenge der politiſchen Schwärmerei der Jünglinge einen religiöſen Anſtrich geben, und von dem gewöhnlichen Frohſinne und der lebendigen Sinnlichkeit des jugendlichen Alters ſo ſeltſam entfernen, beweiſet dies, daß nicht böſer Wille im Dienſte eigennütziger Abſichten, ſondern ein ſtärkerer, der edelſte, reinſte Wille nämlich in der Gewalt einer verirrten Einbildungskraft, ihnen Gefahr droht.

Digitized by Google

Wird man wohl dieser begegnen, indem man dem Feuer, statt der Nahrung, den Ausweg abschneidet; wenn man den gährenden Gemüthern die jedesmal mit bedeutungsvollem Eifer ergriffene Gelegenheit, unter fremden Fahnen ihrer Ueberzeugung zu folgen, verkümmert? — So wurde unter Karl I den Puritanern, die nach Amerika ziehen wollten, die Auswanderung verboten. Hambden war unter ihnen — und Cromwell. Wird man z. B in Deutschland dem erwachenden Nationalleben einen Ruhepunkt geben, wenn man ihm die historische Basis des Mittelalters unterschiebt? Wird die Fehde, die zwischen Staat und Schule endlich zum Ausbruche gekommen, geschlichtet werden, wenn man die Gelehrten-Republik, die einzige, deren sich bisher die Deutschen in aller Ehrbarkeit haben erfreuen wollen, in eine Erziehungs-Diktatur für Lehrer und Lernende verwandelt? Die Ritterfreuden des Mittelalters können doch nie Volkssache werden, und keine Macht der Welt vermag zu erzwingen, daß man aus den Alten nur Phrasen lerne Den sie fälschlich Freiheit nennen, der Civismus der alten Zeit, bleibt ewig erhaben über dem Egoismus der unsrigen, und Eins nur steht noch höher als er — Humanität. Zur Religion hat sie das Christenthum gemacht, aber erst wenn es ihm sie auch zur Politik zu machen gelungen sein wird, erst wenn die Gegenwart dies Höhere bietet, werden wir von dem Gespenste der Vorzeit nichts mehr zu fürchten haben.

Das sinkende Alterthum hinterließ den Barbaren, unter deren Schlägen es erlag, die Sage von seiner vergangenen Größe; diese ist das Sterbegeschenk des Centauren, dessen Marter den siegenden Helden in die Flammen auf dem Oeta trieb. Und wie Er erst durch seine Vergötterung der Qual entrann, so werden die Ueberwinder der alten Welt vor der sinneverwirrenden Macht jenes Bildes der ersten Freiheit, das sie in Zwietracht und Bürgerkrieg treibt, nur Rettung finden, indem sie sich zu einer höhern Stufe der Civilisation emporschwingen

Konnte Robespierre's Beispiel zur Lehre dienen, vielleicht würde einst die Nachwelt mit geringerm Abscheu auf diesen finstern Schatten in der Geschichte unserer Tage, auf dieses blutige Zeichen unserer Zeit zurücksehen; denn es gibt des Unheils, wie er es angerichtet, noch mehr zu verhüten, als durch ihn geschehen ist.

Mannigfaltiges.

Aus Spanien.

Gang des gelben Fiebers in Barcelona. — Bemerkungen über diese Krankheit.

Barcelona, den 11 Dez. 1821.

Wir sind endlich frei von der Seuche; es war, als hätten sich alle Elemente wider uns verschworen. Stellen Sie sich vor: anstatt daß die Temperatur, seit ich Ihnen schrieb, immer tiefer hätte sinken sollen, stieg sie vielmehr wieder empor; seit dem 4 November bis den 22 stand das Thermometer am tiefsten, um 7 Uhr Morgens 12° 5′, um 2 Uhr Nachmittags 14° 4′, und um 11 Uhr Nachts 12° 9′, mit immer südlichen Winden; dann vom 22 November bis den 6 Dezember 9° 8′, 11° 5′, 10° 4′.

Nun muß ich noch auf verschiedene Punkte Ihres Briefes antworten. Die Beobachtung, die man in Malaga, Cadiz und Carthagena machte, daß weit weniger Frauenspersonen vom gelben Fieber angegriffen wurden, mag ganz richtig sein in Rücksicht auf ihre Zahl; es scheint mir aber, man dürfe daraus keineswegs die Folge ziehen, als verschone sie das Uebel. Die Ursache der geringern Zahl muß man in der stärkern Auswanderung der Frauenzimmer suchen. Sie sind furchtsamer, und selbst die Männer trachten sogleich, ihre Familien wegzu-

Digitized by Google

ſenden, wenn auch ſie ihrer Geſchäfte wegen in dem angeſteckten Orte bleiben müſſen. Anfangs Septembers ſtarben in Barceloneta weit mehr Frauensperſonen, als Männer; der Grund davon war aber, daß es gewöhnlich Freudenmädchen waren, die mit den Seeleuten der angeſteckten Schiffe frühzeitigern Umgang hatten. Uebrigens fiel das Uebel oft zuerſt weibliche Perſonen an, und ließ wohl gar die Männer in einer Familie verſchont; anderemale war es das Gegentheil. Frauen in geſegneten Umſtänden wurden, ſo zu ſagen, nie angefallen; allein im Augenblicke der Geburtsſtunde entwickelte ſich in ihnen das gelbe Fieber, und raffte ſie ſchnell von dieſer Erde weg. Höchſt wenige ſind davon als Ausnahme zurückgeblieben, und dieſe auch im Anfang der Seuche (Die Natur richtet in jenem Zuſtande die Wirkungen aller Kräfte vorzüglich nach einem Hauptpunkte, und es iſt daher weit ſchwerer, ſie in ihrem Laufe zu ſtören.) Alte Frauen ſind eben ſo gut an der Seuche geſtorben, als jüngere; es ſind mir einige Fälle bekannt, wo die Frauen nicht weniger als in den Siebenziger Jahren waren, und eine Bekannte von mir zählte ſchon zweiundachtzig. Wenn übrigens junge Perſonen leichter und zahlreicher angefallen werden, ſo ſcheint es mir ganz natürlich; denn dieſe ſind weit empfänglicher für heftige, äuſſere phyſiſche Eindrücke, die das Nervenſyſtem in Unordnung bringen, und ſo die ſchlimmſten Wirkungen hervorbringen. Und wirklich hat es das Anſehen, dies ſei der Fall beim gelben Fieber, und zwar vorzugsweiſe.

Daß die Anſteckung gar oft an der nämlichen Seite der Straße allein zuerſt fortſchreitet, kommt wohl von der mittelbaren Berührung her. Die an dem Hauſe, wo die Luft vergiftet iſt, Anwohnenden athmen dieſe Luft, ohne daß ſie durch friſchere gereinigt oder doch an Intenſität vermindert worden iſt; dieſe ſind alſo die erſten Opfer. Nach und nach widerſteht der Körper der Gegenüberwohnenden auch nicht mehr dem Eindrucke dieſer obgleich etwas verbeſſerten Luft, oder das Uebel wird durch Kommunikation auf die andere Seite gebracht. Zudem hängt dies auch ab von der Bauart unſerer Häuſer, und der Gewohnheit, ſelbſt den Eintritt der Häuſer als Boutiquen zu bewohnen.

Um Ihnen gehörig zu antworten auf die Frage, wie es möglich ſei, daß das Uebel auf Schiffen aus Amerika nach Europa, oder ich muß ſagen nach Spanien, gebracht wird, hält es freilich recht ſchwer; wir kennen den Grund des Uebels gar nicht, und werden ihn wahrſcheinlich nie kennen ſo wie dies auch von der Levantiner Peſt gilt. Ich kann Ihnen alſo nur einige Bemerkungen und Erfahrungen darüber mittheilen. Die Miasmen dieſes Uebels können lange ohne merkliche Wirkungen im Körper und in Wohnorten exiſtiren. Ich habe Perſonen geſehen, die Kranken beiſtanden, ganz geſund auf das Land entfliehen, und viele wurden noch ſelbſt nach dreiundzwanzig Tagen davon angegriffen, obwohl ſie in freier und geſunder Luft lebten. Andere blieben ganz wohlauf, kehrten nach ein paar Monaten in ihre Wohnung zurück, und obgleich in dieſer täglich alle Fenſter geöffnet wurden, ſo war es genug, daß ſie eine Nacht darin ſchliefen, um ein Opfer der Seuche zu werden. Hätte man nicht ſollen verordnen, die Wohnſtätten, wo Leute ſtarben, gleich vollkommen zu reinigen? Ich rieth es verſchiedenen Bekannten an, und ſie befanden ſich recht wohl dabei. Sehr viele gewöhnen ſich endlich an das Einathmen dieſer Miasmen ohne merklichen Schaden, wenn man einige, oft ein paar Wochen fortdauernde, ganz erträgliche Kopfſchmerzen ausnimmt, was jetzt bei uns der Fall war. Wirklich ward in Barcelona ſchon Niemand krank; durch ſchlechte Vorkehrungen kamen viele von denen, die ſchon im Anfange der Epidemie auf das Land zogen, in die Stadt, und glaubten, alle Gefahr wäre vorüber: aber nicht zwei Tage waren ſie in der Stadt, und viele von ihnen bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben. — Sie können ſich alſo leicht vorſtellen, daß auch auf Schiffen das Uebel von Amerika leicht zu uns gebracht werden kann; dazu kommt noch, daß die Seeleute oft ſchon die Krankheit in Amerika überſtanden hatten; die Schiffe ſind aber nicht gehörig gereinigt worden. In andern bricht die Krankheit auf der Reiſe aus. Die noch am

Leben blieben, verhehlen ihren Zustand, und geben an, sie hätten Leute im Sturme oder durch sonst ein Unglück verloren, um nicht durch eine lange Quarantaine an ihren Interessen zu leiden; und die Gesetze wurden in Spanien wenig geachtet: keine Strafe, keine — kurz, mit Geld wurde Alles zum Schweigen gebracht.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, das gelbe Fieber wird nicht mehr in Spanien wüthen, wenn die Regierung verordnet, daß alle Schiffe, die seit Anfang Juni's bis Ende Novembers aus Amerika kommen, eine Quarantaine von wenigstens dreißig Tagen mit genauer Schiffsreinigung halten müssen. Ueberdies, wenn das gelbe Fieber nicht aus Amerika nach Spanien durch Schiffe gebracht würde, warum ist es immer in Schiffen ausgebrochen, die unmittelbar von Havanna, Veracruz u. s. w. kamen, oder warum sind Seeleute oder Andere, die auf solchen Schiffen zu thun hatten, zuerst erkrankt? Warum hat es denn im südlichern Europa nur in Spanien geherrscht, und zwar in solchen Jahren, wenn es in Amerika früher als gewöhnlich anfing, das doch den größten Handelsverkehr dort hatte? — Wenn es zweimal nach Livorno und einmal nach Marseille gebracht wurde, kam es immer nur von spanischen angesteckten Hafen. Warum ist denn dieses Uebel nie in andern Hafen ausgebrochen, wo man mit den amerikanischen Gegenden, in denen es zu Hause ist, in keinen Handelsverhältnissen steht? Warum ist daher das südliche Italien u. s. w., und so zu sagen Portugal davon ausgenommen? Wenn es sich von selbst in Hafen wegen Unreinlichkeit erzeugen sollte, wie Einige glauben, warum ist es denn nie in der Barbarei und der Türkei ausgebrochen, wo man das non plus ultra aller Unreinlichkeit antrifft? — — Das Uebel kann wohl auch ins Innere des Landes gebracht werden und wüthen, aber nur in Städten oder Ortschaften, die enge Straßen haben, volkreich sind und im Sommer große Hitze dulden müssen. Ein Beispiel gibt uns ganz frisch Mesquinense, wohin es von Tortosa aus gebracht wurde. In kleinen Orten, die einen guten Luftzug genießen, verbreitet es sich nicht so leicht und nicht so stark, und je nach andern physischen Verhältnissen auch manchmal gar nicht. In diesem Jahre fing es Ende Aprils schon in Havanna an, und da die größte Anzahl von Schiffen gewöhnlich im Mai von dort abreiset, so wurde es zu recht guter Jahrszeit nach vielen Punkten in Spanien gebracht, als nach Lucerna, Puerto Santa Maria, Malaga, Tortosa, Mesquinense, Asco, Sevilla, Aquilas, Barcelona, Mallorka u. s. w. Von Malaga aus nach Livorno (so behauptet man), und von Barcelona nach Marseille, wo man es abschnitt; denn man versteht sich dort besser auf Sanität, als in Spanien.

Und nun lassen wir den Vorhang über das Vergangene fallen — es ist vorüber. Nicht mehr stört in den Straßen das Heulen der Kranken, das Geschrei elternloser Kinder die nächtliche Stille; nicht mehr blickt wild und wie gefühllos nach den Leichen seiner Söhne und Tochter der allein noch lebende Vater, dessen Gattin zu gleicher Zeit den Geist aufgibt, und der auch er bald nachfolgt; nicht mehr drängen sich in das Krankenzimmer gefühllose Schurken, und rauben im Angesichte des Aechzenden seine beste Habe; nicht mehr flieht im ersten Schrecken eine Frau mit ihren Kindern, und verläßt ihren schwachen, dahingestreckten Mann, der hilflos und verzweiflungsvoll ein Raub des Todes wird; nicht mehr fällt diese Hydra am gleichen Tage eine ganze Familie an, die ohne Hilfe, ohne Arzt, ohne Labung dahinstirbt, und die man erst nach mehrern Tagen in der größten Verwesung aus ihren verpesteten Wohnstätten hervorzieht; nicht mehr eilen die vielen schwarzen Tragbetten durch die Straßen, um die Armen nach den Hospitälern zu bringen; nicht mehr wird eine bange Neugierde erregt durch das Rollen der bald mit Särgen, bald mit durcheinander geworfenen Leichen beladenen Todtenwagen. — Doch, es ist nun vorüber — Dank dem Ewigen!

Ernest Cook.

Digitized by Google

Aus Alexander Autran's ungedrucktem Tagebuche seiner Reise von Odessa durch Syrien und Aegypten im Jahr 1819.

Der Verfasser des nachfolgenden Tagebuchs ist ein Schweizer. Er stand als Offizier in englischen Diensten. Sein Tagebuch hielt er mit großer Sorgfalt. Nur eine Lücke entstand darin durch Verlust der Blätter auf der Reise.

Wenn schon die Gegenden und Völker, welche der Verfasser besuchte, durch mehrere Reisende neuerer Zeit bekannt genug geworden sind, enthält dies Tagebuch dennoch viele Bemerkungen, die, neu und belehrend, selbst dem Kenner jener Landschaften anziehend sein werden. Herr Autran zeichnete sie an Ort und Stelle, nicht für die lesende Welt, sondern zur Unterstützung seiner eigenen Erinnerungen, auf. Der Herausgeber, welchem das Tagebuch, bei der Rückkehr des Verfassers in den Orient, übergeben wurde, ließ daraus nur dasjenige weg, was für den Reisenden selbst mehr Wichtigkeit, als für seine Leser haben konnte.

D. H.

Die Fahrt über das schwarze Meer.

(Auf der Brigg Constanza im Juli 1819.)

Meine Freunde begleiteten mich aus Odessa bis zur Quarantaine. Es war ein Uhr Nachmittags an einem Montage (30 Juni). Die Pforte schloß sich hinter mir, und ich stand allein da, nur wenige Schritte von den Freunden, aber so ganz von ihnen geschieden, als lägen schon tausend Werste zwischen ihnen und mir.

Der Sohn des Schiffshauptmanns erwartete mich schon mit dem Boote am Ufer des Meeres. Ich stieg ein. Alles war in Ordnung. Die Umständlichkeiten mit den Pässen sind in Rußland nicht weniger ermüdend, als im Oesterreichischen. Ob ich gleich meinen Paß unmittelbar vom Grafen von Langeron empfangen hatte, was mir alle übrigen Gänge und Mühen bei der Polizei ersparte, mußte ich doch das Blatt noch mit vierfachen Visa's versehen lassen; eins gab der Direktor der Douane, die andern kamen von verschiedenen Beamten bei der Quarantaine.

Ich war auf dem Schiffe der einzige Reisende, der Schiffshauptmann ein sehr gefälliger Mann, aber der Aufenthalt im Schiffe darum nichts weniger als behaglich. Denn es war mit Getreide über und über beladen, selbst die Schlafkammer so hoch damit angefüllt, daß man kaum aufrecht darin stehen konnte. Auch das Wetter war uns nicht zum gewogensten. Als uns am Sonnabend (5 Juli) den ganzen Tag die Delphinen umspielt hatten, bekamen wir, was uns dies weissagende Spiel schon andeutete, eine äusserst stürmische Nacht. Ein neblichtes Wetter verschleierte uns die Küsten.

Digitized by Google

Wir nahten uns endlich dem Kanal von Konstantinopel und fuhren in den Boghaz ein, wohl der schmalste Seeraum, welcher zwei Welttheile scheidet, aber auch zu beschiffen gefährlich, besonders des Nachts, weil die Leuchtthürme an beiden entgegengesetzten Ufern übel besorgt sind und nur ein mattes Licht verbreiten.

Am Montag, den achten Tag unserer Fahrt (7 Juli), durchschifften wir den Kanal. Es war ein erquickender Anblick für meine Seele, dieser Blick auf die prachtvollen Gestade des Bosphorus, nachdem ich in den einförmigen Ebenen Bessarabiens so lange das Schauspiel einer schönen landschaftlichen Welt entbehrt hatte. Bei einem leisen Nordwinde schwammen wir vor den reizenden Dörfern Buyukdere, Terrapia, Ortaquia u. s. w. vorüber, die so nahe an einander am europäischen Ufer liegen, daß sie nur eine Verlängerung von Konstantinopel zu sein scheinen.

Endlich stiegen die Mauern und Thürme des Seraï hervor, die sich stolz am Aussenende der unermeßlichen Hauptstadt erheben. Der Schiffshauptmann hatte im Sinn, vor dem Pallaste von Doulman Bagtsche vor Anker zu gehen. Wie wir uns aber dieser Sommer-Residenz näherten, sahen wir einen Offizier der Bosstandschis (Gartenwachen) mit aller Macht uns entgegenrudern, der uns zuschrie, wir müßten uns eiligst entfernen, weil der Sultan jeden Augenblick erwartet werde. So fuhren wir denn nach Tophana, wo wir dem Artilleriepark gegenüber Anker warfen.

Der Regen fiel in Strömen. Sobald er etwas nachließ, stieg ich ans Land, um mich erst über den Gesundheitszustand der Stadt zu erkundigen.

Konstantinopel.

Der Janitscharenkessel. Der Santon. Bairamsfest. Eine Mumie. Die Puhsts. Das Pesthospital.

(Vom 27 des Rhamadan bis 7 des Schewal.)

Ich besuchte sogleich einen Freund in der Vorstadt Galata. Es war eine ziemliche Strecke Weges bis dahin. Wie ich im Hause nur kaum die Treppe hinaufgestiegen war, verkündete mir schon der Geruch von Räucherungen, wie es um den Gesundheitsstand von Konstantinopel stehe. Wirklich herrschte die Pest in voller Stärke. Bei meinem Freunde K... fand ich den Herrn R... von Smyrna. Er war seit Kurzem aus Aegypten gekommen, um sich einige Zeit in Konstantinopel zu zerstreuen.

Das Gasthaus Giuseppino ist das beste in Pera für die Franken. Das Zimmer No. 11, welches ich schon vor einem Jahre bewohnt hatte, war zufällig wieder leer. Ich nahm es vorzugsweise in Besitz, weil man von da einer weiten Aussicht auf den Hafen und die Stadt genießt. Der Tisch ist immer gut bedient, und daher von Fremden gern besucht. Wegen der Pest sah man weder Tisch- noch Handtücher bei der Mahlzeit. Der Eigenthümer des Gasthauses ist, nebst seinen Leuten, aus Illyrien.

Digitized by Google

Ich ließ mein Gepäck dahin bringen. Abends plauderten wir, unserer sechs, vor dem Garten des Hauses Danh in Pera, als der kupferne Kochkessel der Janitscharen eben durchgetragen ward. Eine Stange, durch die Henkel des heiligen Gefäßes geschoben, ruhte auf der Achsel von zwei Soldaten. Zwei Bewaffnete folgten; hintennach der Sakka (wörtlich Wasserträger), der Nachrichter der Janitscharen. Voran ging ein Oberoffizier dieses weiland furchtbaren türkischen Fußvolks, der einen ungeheuern kupfernen Schöpflöffel in beiden Fäusten und in ziemlich drohender Stellung hielt. Man sagte mir, er habe das Recht, mit dieser Art Keule Jeden, der sich nicht sogleich beim Herannahen des Kessels ehrerbietig stellt, niederzuschlagen. Die Muselmänner sind verpflichtet, ihn mit aller Ehrfurcht zu grüßen.

Nachts bot Konstantinopel das Schauspiel einer unermeßlichen Beleuchtung dar, die sich weit in den Fernen verlor. Auf dem Thurm von Galata scholl der Mitternachtsgesang. Es waren die Festzeiten des Monats Rhamadan.

Hatte mich das prachtvolle Schauspiel der Nacht entzückt, mußte der heitere Morgen mich noch mehr entzücken. Konstantinopel ist die schönste Stadt Europens, durch ihre Lage und durch ihren Himmel, ganz geschaffen dazu, der Sitz eines Herrschers zu sein, der über Europa und Asien hinaus zu gebieten hat, und dem das nahe Afrika Zins bringt. Wenn die ersten Strahlen der Sonne sich an der unzähligen Menge der Moscheen und Minarets brechen, gibt es nichts, das mit diesem Zaubergemälde zu vergleichen wäre.

Meine Tage verflossen angenehm. Ich erneuerte alle ehemalige Bekanntschaften, und schloß manche neue. Bei Herrn Daneſi, Vorsteher des Hauses Apoſtolo Pappa, traf ich zum Mittagessen auch einen französischen Offizier, den Hauptmann Bacheville, der im Jahr 1815 bei den politischen Rückwirkungen in seinem Vaterlande es übel traf, und wegen des gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheils genöthigt war, sich in die Türkei zu verbannen. Er hatte wenig zu versäumen. Da wir mit einander vertrauter wurden, entschloß er sich nachher, mein Reisegefährte auf einem Fluge durch Syrien zu werden.

Auf den Spaziergängen, die ich zuweilen mit einigen Freunden machte, wurden wir eines Nachmittags von einem Santon (oder Bettelmönch) angehalten, der uns mit den unflätigsten Ehrentiteln Ghiaur, Peswaing und dergleichen beehrte. Einer von uns wollte ihn mit gleicher Münze bezahlen. Aber da gerieth der schmutzige Kerl in wahre Raserei. Da er sah, daß wir nur über ihn lachten, fing er an mit Steinen nach uns zu werfen. Wir hatten die beste Lust, ihm eine Tracht Prügel aufzuladen. Allein Freund K.... hielt uns ab. Er kannte den Pöbel von Konstantinopel und dessen blinde Verehrung solches Santons besser. In allen Staaten des Islam ist die Person eines Santons unverletzbar heilig. Schon liefen die Menschen um uns zusammen. Wir aber machten uns still davon. Derselbe Santon stellte sich unlängst vor den Großherrn hin, als dieser in großer Feierlichkeit zur Moschee zog. Der Sultan war genöthigt, mit dem ganzen Hofstaat still zu halten, bis unser Narr seine Rede zu Ende gebracht hatte.

Nachmittags, am 29 des Rhamadan, verkündete der Kanonendonner vom Serai, von Tophana und den sieben Thürmen den heiligen Abend vor dem Bairamfeste. Wir gingen denselben Abend bei guter Zeit auf das große Todtenfeld, um das prächtige Kasernengebäude der Janitscharen näher zu betrachten, das dort neu aufgeführt worden. Der Sage nach entwarf General Sebastiani den Plan dazu. Es ist eine Stadt in der Stadt, aber schon ziemlich wüst im Innern, von der ausgelassensten, zügellosesten Miliz in der Welt bewohnt.

Auf der Heimkehr nach Hause verweilten wir ein halbes Stündchen im Kaffee Mimuh, wo einige türkische Musiker und Sänger das Ohr der Muselmänner entzückten. Manche Stückchen gefielen mir, wegen ihrer besondern Eigenthümlichkeit. Diese Virtuosen gehörten dem Günstling Haled-Effendi, der, um die Gunst des Volkes in dem Grade zu gewinnen, wie er schon die des Sultans besitzt, diese Nacht seine ganze Kapelle durch die Straßen von Konstantinopel ausgesandt hatte. Die allgemeine Beleuchtung der Moscheen, Minarets und anderer öffentlichen Gebäude in dieser Nacht, von einem der höchsten Punkte in der Vorstadt Galata gesehen, ist ein zauberhaftes Blendwerk einzig in seiner Art, wie man sich in keinem Traum und Feenmährchen vorgaukelt. Aber das Johlen und Schreien des freudetrunkenen Volks, vermischt mit dem Geheul der Hunde, mit dem Rufe der Mudden von den Thürmen und Minarets und mit dem Getöse der Trommeln, ist betäubend. Man sollte meinen, die Stadt ginge unter.

Folgendes Morgens nahmen wir einen Kaik, und liessen uns nach den Mauern des Serai rudern. Dort erfuhren wir, der Hof wäre seit einer Stunde schon zur Moschee Aya-Sophia. Hier angekommen, hörten wir, daß nur eine Abtheilung des Hofstaates in diesem Tempel sei; der Großherr aber verrichte seine Andacht in Sultan-Akmeth-Dschany. Also begaben wir uns nach Akmeth-Dschany (dem Hippodrom der Alten). Da trafen wir auch Bacheville und andere Freunde. Wir vereinigten uns Alle auf einem kleinen Hügel, beim Gitter, der Pforte gegenüber. Eine unermeßliche Volksmenge wogte weit um uns her.

Wir warteten nicht lange. Der Gottesdienst hatte schon früh begonnen. Der ganze feierliche Zug des Großherrn war zu Pferde und ritt langsam zwischen einem Doppelhag, den die waffenlosen, aber in Feierkleidern prangenden Janitscharen bildeten. Der Janitscharen-Aga und andere Obersten der Miliz eröffneten den Zug; vor ihnen her die Sakka's, deren Tracht sich durch eine Ueberladung von Gold und Flitterwerk auszeichnete. Dann kam der Mufti und die ganze Schaar der Ulema's in Tuniken, Westen und sehr hohen weißen Kalpaks, in Turbanen von weißem Musselin, die unregelmäßige Vielecke bildeten. Endlich erschien der Großherr selbst, begleitet von einem Dutzend Janitscharen-Obersten, die, wie bei allen großen Anlässen, auch jetzt statt des Turbans hellglänzende Helme trugen, worauf ein ungeheurer halbbogenförmiger Busch von weißen Haaren wehte. Der Sultan, der einen schlichten Kaouk anhatte, wie die untern Hofbeamten, unterschied sich, als Haupt der Gläubigen, durch nichts als eine prächtige Aigrette am Turban, die sonst Niemand als er trug. Vor ihm her ritt ein

Herr, der alle fünf Schritte schrie: „Hurullah!“ Und die Janitscharen antworteten, wie er sich ihnen näherte: „Guitt-Hurullah!“ — Uebrigens regte sich kein Mensch. Es waltete in der ungeheuern Volksmenge Todesstille. Auch der Hasnidar oder Schatzmeister ritt unmittelbar vor dem Kaiser und streute mit den Händen Geld aus, ganz neugeprägte Parabs. Ich hob auch ein paar zum Andenken auf.

Sultan Mahhmud war ein Mann von vierunddreißig Jahren. Schwerlich sieht man eine schönere und ausdrucksvollere Gesichtsbildung, Geist, Gebietersstolz und den Mann verkündend, dessen Wille wie der Beschluß des Schicksals gilt. Sein langer Bart war schwarz und glänzend, wie Ebenholz und Gagath. Hinter ihm ritten die übrigen Großstaatsbeamten. Der Kislar-Agassi, an der Spitze einer großen Schaar weißer und schwarzer Eunuchen, machte den Schluß. Die Agbdschi's (Köche) schienen bei der Zeremonie eine wichtige Rolle zu spielen und die Ordnung des Ganzen zu leiten.

Wir waren unserer sechs Europäer unter allen Zuschauern. Ein Beweis, wie sehr man in Furcht vor der Pest war.

Nachmittags bestiegen wir noch den Thurm von Galata. Um den äussersten Gipfel desselben herum führt eine Gallerie mit Glaswänden. Von da herab hat man das schönste Panorama Konstantinopels. Das rothe Pavillon wehte von allen Hauptgebäuden der Stadt. Es wehte auf der ganzen Kriegsflotte, auf allen Schiffen und Fahrzeugen im Meere. Der Anblick dieses weiten großen Lebens ist nicht zu beschreiben.

Konstantinopel ist genug geschildert. Ich sage daher nichts davon. Nur noch ein paar Merkwürdigkeiten, die mir auffielen, will ich noch berühren.

Wir besuchten unter andern auch einen Arzt, einen Sizilianer, bei dem wir eine vollkommen erhaltene Mumie sahen. Diese Mumie war für mich um so auffallender, weil der übrigens ziemlich unwissende Mann sie von allen Binden und Tüchern, womit diese Körper immer umwickelt sind, befreit hatte, ohne sie im allermindesten zu beschädigen. Es war eine Mumie männlichen Geschlechts. Ich habe nie eine in allen Theilen besser bewahrte gesehen. Als wir den Arzt oder Quacksalber fragten, wo in Oberägypten er den köstlichen Fund gemacht habe, antwortete er ganz keck, ohne seine Unwissenheit zu ahnen: „In der Gegend von Mekka!“ — Ich habe späterhin erfahren, daß er sie zu Alexandrien gekauft hat. Er schätzt sie vierhundert Gurden an Werth.

Eine andere Merkwürdigkeit war mir folgende: Wir besuchten aus Neugier auch eins von jenen in Konstantinopel berühmten Häusern, die man Puhst's nennt. Es sind Freudenhäuser, aber statt der Mädchen findet man darin Knaben. Es sind gewöhnlich junge Griechen von zehn bis fünfzehn Jahren. Ihre weibischen Gestalten, ihre dicken Haare um den Kopf könnten einen glauben machen, sie gehörten dem andern Geschlechte an. Diese Elenden entehrten sich vor den Anwesenden durch die schamlosesten Geberden und Tänze auf die ekelhafteste Weise. Sie sind übrigens meistens reich gekleidet. Jeder hat seinen eigenen Musikanten, der eine Art Lyra

ſpielt. Der Saal war groß und weit, und bildete ein hohes Gewölbe, wie das Innere eines geräumigen Tempels.

Dergleichen Häuſer befinden ſich in der Vorſtadt Galata mehrere, und werden immer nur von Griechen gehalten, die, obgleich Chriſten, ſich nicht ſchämen, jedes verruchte Gewerbe zu treiben. Man ſieht da jederzeit eine Menge wohlhabender Türken beiſammen, die ſich luſtig machen wollen und ſich, dem Koran zum Trotze, im Wein berauſchen. Ein „Kief“ dieſer Art iſt für die Osmanli's der Gipfel irdiſcher Freuden, und kommt noch ziemlich theuer zu ſtehen, wenn Alles vollſtändig ſein ſoll. In Stambul ſelbſt findet man keine Luſtörter dieſer Gattung, ja nicht einmal Schenken, wo man Wein verkauft.

Ich möchte darüber keine moraliſche Betrachtungen anſtellen; allenfalls könnte ich mich ärgern, daß eben Chriſten die Hurenwirthe der Türken und die Gelegenheitmacher zu aller Liederlichkeit ſind. Aber das ſind ſie ja im chriſtlichen Europa unter ihren Glaubensgenoſſen ſelbſt. Und die griechiſchen Chriſten in der europäiſchen Türkei ſind durch Aberglauben, Deſpotismus und Barbarei noch tiefer niedergedrückt und verachteter, als bei uns die ſchmutzigen Schacherjuden ſind.

Wenn man aus Pera zum großen Todtenfelde geht, liegt linker Hand das Hoſpital für die Peſtkranken fränkiſcher Nation. Einer von unſerer Geſellſchaft hatte Geſchäfte mit einem der Vorſteher (Superior) des Hoſpitals abzuthun. Ich begab mich mit ihm dahin, um das Innere dieſer Anſtalt zu ſehen. Der Pater Superior machte anfangs viele Umſtände, mich zuzulaſſen. Man führte mich in einen verſchloſſenen, geräumigen Hof der Gebäude. Alle Zimmer der Kranken ſtanden, gegen dieſen Hof zu, offen, um beſtändig friſche Luft zu empfangen. So konnte ich alle Aeuſſerungen dieſer gräßlichen Seuche, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, wie in einer großen Muſterkarte überſehen. Einigen der Unglücklichen ſchnitt man eben Peſtbeulen auf; andere rangen mit dem Tode ihren letzten Kampf; andere wandelten der Geneſung entgegen. Im Ganzen ſchien mir die Anſtalt wohl eingerichtet und ſauber gehalten zu ſein. Der Superior, ſo wie die übrigen Angeſtellten, werden immer aus Perſonen gewählt, welche die Peſt ſchon überſtanden haben. Man glaubt, ſie ſeien dann von fernerer Anſteckung frei. Doch führte man mir auch Beiſpiele an, daß eine Perſon zum zweitenmal von der Seuche angegriffen worden. Weil ihre Kleider von dem giftigen Miasma durchdrungen ſind, iſt ihnen unter den ſchwerſten Strafen verboten, ſich mit Leuten, die von auſſen hereinkommen, in Berührung zu ſetzen. Auch hielten ſie ſich beſtändig ſechs Schritte von mir entfernt. Ich war klug genug, ihnen die Mühe ſehr zuvorkommend auf alle Weiſe zu erleichtern.

Digitized by Google

Smyrna.

Die Fahrt. Der Sklavenmarkt. Polizei. Brücke der Karavanen. Die Aussätzigen. Umgegend von Smyrna.
(Vom 8 bis 22 des Monats Schewal.)

Ich wollte nach Aegypten, mir gleich, auf welchem Wege. Drei aus unserer Gesellschaft, unter ihnen Bacheville, wollten die Reise nach Smyrna machen. Ich schloß mich ihnen an. Wir ließen das Gepäck auf einen Kaik bei Skala-Franka tragen, um es an Bord eines kleinen Genuesers zu bringen. Noch keinen Flintenschuß vom Ufer mußten wir wieder umkehren. Ein Beamter vom Ghiumrük lärmte, daß wir das Gepäck eingeschifft hätten, ohne uns bei der Zollstätte gemeldet zu haben. In Europa hilft man sich mit einem Trinkgelde. Der Türke ist etwas gewissenhafter. Sein ganzer Trost wäre gewesen, uns nach Konstantinopel zurückschleppen zu lassen. Er fand aber bei der Musterung unserer sieben Sachen nichts Verbotenes.

Ein Nordwind begünstigte unsern Flug durchs Marmara-Meer, als Mittags (den 8 des Schewal) der Genueser die Segel aufgezogen und die Anker gelichtet hatte. Schon in der Frühe des andern Morgens kamen wir in den Kanal, gegen Mittag zu den Dardanellen, wo wir an beiden Ufern in der Nachbarschaft der Schlösser neu angelegte Batterien sahen. Abends um sechs Uhr befanden wir uns schon auf der Höhe von Tenedos. Die öde Küste von Troja lag nur einen Pistolenschuß weit von uns; einen schmeichelndern Anblick gewährte dem Auge die Stadt Tenedos mit ihren Umgebungen. Der zweite Morgen, welcher mich auf dem Schiffe weckte, zeigte mir die Insel Scio und das Kap Burnu, der Abend schon die sogenannten englischen Inseln. Hier, weil der Wind zu ungestüm ward, ließ der Schiffshauptmann die Anker auswerfen, um nicht über den Untiefen im Golf von Smyrna Gefahr zu laufen. Daher kamen wir erst des folgenden Tages gegen Abend vor dem Hafendamm an.

Wir kehrten in das Gasthaus Barthelemi ein, nichts weniger, als weil es besser denn das von Arquier ist, sondern wegen seiner herrlichen Lage am Meere. Da genießt man immerdar einer erfrischenden Luft und einer großen, freudigen Aussicht über die Rhede und gegen den Berg Kara-Burnu. Wir mußten noch froh sein, nur mit einander ein einziges Zimmer zu erhalten. Denn ein guter Theil der übrigen war schon an eine englische Familie voraus vermiethet, die noch nicht einmal angekommen war, aber mehrere Eilboten und Janitscharen deswegen vorangeschickt hatte.

Einer von diesen Janitscharen, der englischen Kanzlei zu Kairo angehörig, bot uns seine Dienste zur Reise nach Aegypten als Führer und Drogman an. Es war ein venezianischer Renegat, der, vor achtzehn Jahren in algierischer Sklaverei, die Fesseln um den Turban vertauscht hatte. Wir wiesen ihn aber ab, weil wir weder Führer noch Drogman nöthig hatten.

Ich machte mit Bacheville in den Umgegenden Smyrna's mehrere Lustgänge. Einmal verirrten wir uns auch dabei im Labyrinthe der vielen Mauern und Gärten ausser der Stadt. Ihre Lage ist höchst anmuthig, der Himmelsstrich mild und lieblich. Unter den Franken herrscht der angenehmste Ton. Nirgends in der Welt sah ich bisher das Frauenzimmer so schön. Kurz,

Digitized by Google

Alles vereint sich, Smyrna zum reizendsten Aufenthalt am Mittelmeere zu machen, wenn nur nicht die Pest, die Erdbeben, die Feuersbrünste zu häufig einkehrten, und nicht die Barbaren, die Türken, Herren wären. Diese machen mehr als ein Drittheil der ganzen Volksmenge aus, die man gegen hundert- und fünfzigtausend Menschen schätzt.

Ein jüdischer Mäkler, Sar Chobor, den mir Herr C..., dem ich empfohlen war, mitgab, führte mich in alle Bazars und großen Magazine, wo die reichsten Stoffe des Orients, deren Stapelplatz Smyrna ist, angehäuft liegen. Auch den Kara-Osman-Oglu-Chan, den Sklaven-Bazar, besuchte ich. Er war mit einer guten Zahl junger Neger von zehn bis achtzehn Jahren angefüllt. Vom letztern Alter kosten sie hier sechshundert bis achthundert Piaster, die jüngern hat man auch um zweihundert und fünfzig Piaster. In Aegypten sollen sie weit wohlfeiler sein. Natürlich, man kauft sie da aus der ersten Hand. Weibliche Sklaven sah ich auf diesem Markte gar keine. Die Pest vorigen Jahres raffte binnen wenigen Tagen gegen achthundert der unglücklichen Negersklaven hin.

Eine der angenehmsten Stellen bei Smyrna fand ich draussen auf der sogenannten Brücke der Karavanen. Die Gegend dort am Ufer des Meles, beschattet von Zypressen, umringt von schönen Gärten, ist paradiesisch. Mehrere Wege gehen von da nach verschiedenen Richtungen ins Innere Kleinasiens. Es macht einen großen Eindruck, die langen Karavanenzüge der Kameele zu sehen, die da kommen oder abreisen, und welche die Erzeugnisse der fernsten Weltgegenden hin und her führen. Welch eine Wunderkraft liegt im Menschen, dem Herrn und Gebieter der Erde, und wie schlecht ist er, fast überall nur ein klügeres, schlaueres, üppigeres, genäschigeres Thier!

Nicht weit von der Stadt, im Garten eines Griechen, war einige Tage vor unserer Ankunft ein Sarkophag entdeckt worden. Wir mußten uns, um ihn zu besichtigen, an einem Seil tief unter den Boden niederlassen. Vermuthlich ward dies Grabmal einst von einem Erdbeben begraben. Es ist ganz von Marmor und deutet auf ein hohes Alterthum. Ein Engländer hatte die Gebeine daraus entführt. Der Eigenthümer des Gartens hatte die Unbesonnenheit gehabt, einem andern Griechen von seinem Fund zu plaudern. Der gute Freund seinerseits hatte nichts Dringenderes zu thun, als die Entdeckung dem Musselim, oder türkischen Statthalter, zu verrathen. Das ist so der Griechen Art Nun denke man sich das Entsetzen des armen Eigenthümers, als er an einem hübschen Morgen den Mollah und den Musselim mit zahlreicher Begleitung in seinem Garten erscheinen sah. In solchen Fällen träumen die Türken von nichts als gefundenen Schätzen. Als nichts dergleichen gefunden ward, verlangte man sie von dem Griechen. Dieser betheuerte, keine gesehen zu haben. Man ließ ihm auf der Stelle vorläufig eine fürchterliche Bastonade geben; und da er noch nichts gestehen wollte oder konnte, sollte es mit ihm zum Tode gehen. Glücklicherweise gelang es der Dazwischenkunft einiger europäischen Konsuln, ihn aus der bösen Geschichte zu ziehen. Er wurde bloß zur Strafe von hundert und fünfzig Piastern verdammt. Man schelte nicht auf die Barbarei dieses Beamten der Gerech-

Digitized by Google

ligkeit, ſo lange man im ziviliſirten Europa auch noch dergleichen zwingherrliche Muſſelims hat.

Der Pallaſt dieſes gnädigen Herrn und Obern gleicht im Innern — ein franzöſiſcher Artillerie-Offizier führte mich ein — vollkommen eher einem Gefängniſſe, als dem Sitze eines großherrlichen Statthalters. Dagegen fand ich an der Wohnung des Douanenchefs ein wahres Prachtgebäude, das der letzte Muſſelim, Kiatib Taadée Mehemed Effendi, der im Jahr 1816 am Bord der Kapitane enthauptet wurde, erbaut hatte. Uebrigens hält der jetzige ſtrenge Polizei. Wir begegneten oft dem Naïb in den Gaſſen, der über richtiges Maas und Gewicht bei Verkäufern der Eßwaaren wacht. Wehe dem, der auf Falſchheit ertappt wird! Ohne weitern Prozeß nagelt man ihn mit einem Ohr an die Thür ſeines Hauſes an. Es iſt ſchon geſchehen, daß man einem Metzger ſoviel Fleiſch, als er am Gewicht hatte fehlen laſſen, von ſeinem eigenen Leibe ſchnitt. Uebrigens ſind es nur Juden oder Griechen, die ſich ſolche Betrügereien zu Schulden kommen laſſen. Man ſollte denken, die müßten endlich bei der furchtbaren Strenge ſeltene Fälle werden. Nichts minder, als das! Das Betrügen iſt dieſen beiden Nationen wie zur andern Natur geworden. Inzwiſchen mögen viele unſerer europäiſchen Bäcker und Metzger doch Gott danken, daß ſie unter der Nachſicht ihrer chriſtlichen Obrigkeit die Mitbürger ganz ſtraflos betrügen können.

Unter den hieſigen Franken fand ich auch mehrere franzöſiſche Offiziere, die ſeit der Wiederherſtellung der Bourbonen zur Auswanderung gezwungen waren. Einer derſelben hatte das Unglück gehabt, in algieriſche Sklaverei zu fallen, aber auch das Glück, wieder daraus erlöſet zu werden. Ihm zu Ehren veranſtalteten ſie ein Gaſtmahl, dazu ſie mich auch einluden. Alle dieſe Herren, mich ausgenommen, waren mehr oder minder Bewunderer und Freunde des berühmten Gefangenen zu St. Helena, an dem ſie durch dankbare oder kriegeriſch-ſtolze Erinnerungen gefeſſelt hingen. Wer mochte ihnen dieſe wahrhaft rührende Zuneigung und Treue verargen? Man mußte ſich alſo nicht wundern, wenn während der ganzen Mahlzeit, bei welcher die Dreifarbe und andere Parteizeichen nicht fehlten, dem entthronten Kaiſer und ſeiner Gemahlin und dem Sohne der reichſte Weihrauch geſpendet ward. Der Wein von Cypern und Samos floß in Strömen, und Libationen wurden bis Mitternacht ausgebracht. Unter den Gäſten zog mich am meiſten Herr David, Sohn des berühmten Malers, an, ein ſehr unterrichteter und liebenswürdiger junger Mann.

Man hatte mir viel von einem Orte gerühmt, der unter dem Namen des Dianenbades bekannt iſt. Wir begaben uns unſerer fünf auf einem Kahn dahin. Der kleine Fluß, welchen wir aufwärts fahren mußten, war ziemlich reiſſend und nicht gar tief, ſo daß wir nicht ohne Mühe an Ort und Stelle gelangten. Die Mühe ward uns ſchlecht entſchädigt; ſtatt irgend eines wohl erhaltenen alterthümlichen Denkmals fanden wir nichts, als einen Haufen Steine, aus dem nichts zu machen war.

Wir gingen zu Fuß zurück über die Brücke der Karavanen, wo wir Halt machten. In

Digitized by Google

einer einſamen Gegend erblickten wir einen Haufen Ausſätziger, die alle in einer langen Reihe neben einander kauernd da ſaßen. Man ſollte glauben, Alles, bis auf die Luft, welche dieſe Elenden umgibt, ſei anſteckend. Jeder hütet ſich, ihnen nahe zu kommen. Von ſo weit man kann, wirft man ihnen einige Parahs zu. Ich kann es nicht läugnen, ſo gleichgültig ich gegen die Peſt bin, ſo grauſenhaft iſt mir der Ausſatz und ſein Anblick, und ich betrachte dieſe Geiſſel des menſchlichen Geſchlechts als eins der ſchrecklichſten aller Leiden.

Wir erheiterten uns von dieſem Trauerſpiele Mittags bei einem türkiſchen Speiſewirth, mitten in der Stadt wohnhaft. Hier bekamen wir unter andern türkiſchen Gerichten auch einen vortrefflichen Kiebab (gedämpftes, mürbes Hammelfleiſch, in kleinen Stücken, an Spreiſſeln gebraten). Wein gab uns der Türke nicht, aber ein Grieche brachte uns herrlichen, und zum großen Aergerniſſe des Muſelmanns lieſſen wir ihn uns gut ſchmecken. Nach dem Kaffee ſtiegen wir noch auf die alte Veſte von Smyrna, welche von einem ſchroffen Berge herab die Stadt und eine weite Strecke des Landes beherrſcht. Im Thürgiebel der Hauptpforte ſieht man einen rieſenhaften Kopf in halb erhabener Arbeit vorſtehen, das Haupt der Prinzeſſin Smyrna, Stifterin der großen Stadt. Nach dieſem Bilde zu urtheilen, war die Dame nicht ſchön. Die Trümmer der Veſte enthalten ungeheure, weite, kellerartige Gewölbe, vermuthlich ehemalige Waſſerbehälter, jetzt zum Hineinſperren des Heerdenviehs benutzt. Man hat von den Schutthaufen großen Ueberblick auf die ganze Landſchaft und die artigen Luſtdörfer Burnaba, Budjah, Sendiquieh u. ſ. w.

Eigentlich iſt Burnaba eher eine Stadt, als ein großes Dorf. Ich machte den Weg dahin zum ſchönen Landhauſe des Herrn C—. Wir gingen faſt immer zwiſchen Myrthenhägen und Gärten, wo, wenn wir ausruhten, die gaſtfreundlichen Türken uns mit Trauben und friſchem Waſſer erquickten. Zu Burnaba aß ich zum erſtenmal im Leben bei Herrn C— die berühmten, Kaſſabah genannten Melonen, die gewürzigſten, die ich kenne.

Kurz vor unſerer Abreiſe von Smyrna hatte man einen Anſchlag entdeckt, alle Franken am gleichen Tage zu ermorden. Gerade an dem Tage, da wir beim türkiſchen Speiſewirth, am entfernteſten vom Quartier der Franken, geſchmauſet, und uns beim Weine eben nicht für die Türken auf die erbaulichſte Weiſe benommen hatten, war die Gährung am höchſten geweſen. Der Muſſelim und der Mollah hielten nun beſtändig Sitzung. Wir aber ſchifften uns behend zur Abreiſe ein. Von Zeit zu Zeit fiel dumpf ein Kanonenſchuß von der alten Seefeſtung.

Die Fahrt nach Cypern.

Scios. Die Inſel und die Stadt Rhodis. Larnaka in Cypern.

(Vom 22 bis 29 des Monats Schewal.)

Bacheville und ich hatten das Glück gehabt, ein franzöſiſches Schiff zu finden, welches nach Cypern und zur ſyriſchen Küſte ging. Deſto beſſer. Wir konnten alſo zum heiligen Grabe wallfahrten, wenn wir wollten. Um zweihundert Piaſter hatten wir die Fahrt bedungen. Die

Digitized by Google

europäiſchen Kleider und Sachen ſchickten wir nach Marſeille mit Gelegenheit; denn von nun an nahmen wir, um weniger aufzufallen, orientaliſche Tracht an.

Die Brigg Saint-Joſeph, an deren Bord wir uns befanden, ward lange durch widerwärtigen Wind im ſmyrniſchen Golf zurückgehalten. Mit großer Noth kamen wir endlich nach einigen Tagen zwiſchen den Sandbänken ins heitere, freie Meer.

Dann ſchwammen wir unter dem lachendſten Himmel — ſeit meiner Abreiſe von Konſtantinopel hatte ich kein Wölkchen am Himmel erblickt — dicht an der Inſel Scios vorüber. Die Stadt, von Gärten umringt, wie von immergrünen Zitronen- und Pomeranzenhainen umkränzt, die ganze Gegend, ſo weit das Auge reichte, mit Luſt- und Landhäuſern beſäet, machte dem Auge ein erquickendes Bild. Gern will ich es jetzt glauben, daß auf Scios in ganz Klein-Aſien am lieblichſten wohnen ſei, zumal das Volk, meiſtens Griechen, vieler Freiheit genießt.

Am Morgen hatten wir Scios geſehen. Mittags begegnete uns die gebirgige Inſel Samos; doch zeigte ſie uns nur ihre unbebauteſten und am wenigſten bewohnten Gegenden. Folgendes Morgens fuhren wir in einem engen Kanal zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel Stanchio, des Hippokrates Vaterland. Die Stadt ſelbſt, an der wir nahe vorbeiſtrichen, iſt ziemlich in Trümmer zerfallen. Wir bemerkten auch einige Feſtungswerke dabei. An der natoliſchen Küſte, gegenüber, erhoben ſich in freundlicher und dem Anſchein nach fruchtbarer Gegend da und hier Trümmer einiger Schlöſſer, die das Werk der Venetianer aus den Tagen ihrer Freiheit und Macht geweſen ſein mögen. — Die Inſel Rhodis ſahen wir am Abend vor uns. Weil aber der Hafen, beſonders des Nachts, nicht ohne Gefahr iſt, liefen wir erſt den folgenden Morgen ein.

Das Merkwürdigſte von der Stadt Rhodis ſind ohne Zweifel die alten Befeſtigungen, von welchen herab weiland die chriſtlichen Ritter ſo mannhaft und ruhmvoll gegen die türkiſchen Eroberer fochten. Sie ſind ſo ſtark gebaut, daß ſie noch heutiges Tages in anſehnlichem Zuſtande erblickt werden und den größern Theil der ganzen, an ſich gar unbedeutenden, Stadt ausmachen. Die ſogenannte Straße der Ritter darin iſt die einzige, die ihre uralte Geſtalt beibehalten hat; aber Todesſchweigen waltet darin. Keine Seele wohnt da. Sie iſt beträchtlich lang. Ueber jedem Thürgiebel ſieht man noch das Wappenſchild des Ritters in Stein gehauen, von dem das Haus gebaut oder bewohnt geweſen. Es befinden ſich dabei Inſchriften mit gothiſchen Zügen; man kann ſie kaum noch enträthſeln.

Man zeigte mir auch zwei Vorſprünge des Hafens, in vollkommen paralleler Richtung einander gegenüber, wo der berühmte Koloß geſtanden haben ſoll. Das war mir ſehr gleichgültig, weil vom Koloſſe ſelbſt keine Spur mehr wahrgenommen wird. Auf jedem der Vorſprünge erhebt ſich ein Thurm von mittelalteriſcher Bauart. Das Land rings umher iſt offen, mit Landhäuſern beſtreut; das Erdreich iſt zwar ſandig, doch ſoll es fruchtbar ſein. In Rhodis fängt man ſchon an Arabiſch zu ſprechen.

Es fehlte wenig, wir hätten im Hafen von Rhodis Schiffbruch gelitten. Denn wie man

den Anker lichten wollte, hätte sich das Ankertau in das eines andern Schiffes verwickelt. Darüber ging der Lärmen, das Rufen, das Schreien an, wie es auf französischen Schiffen zu sein pflegt; man hörte sein eigenes Wort nicht, und darüber fuhr das Schiff gegen einen Fels, der mitten im Hafen liegt. Nun erst im Augenblick der Gefahr verdoppelte sich das Durcheinanderbefehlen, Fragen, Zurufen, Schreien, Fluchen. Hätte uns der glückliche Zufall nicht gerettet, wir hätten bei aller Redseligkeit scheitern müssen.

Endlich dem Hafen glücklich entkommen, segelten wir gen Cypern. Wir erblickten es im Abendroth des zweiten Tages unserer Fahrt. Allein erst den Morgen darauf konnten wir in Larnaka, den Handelsplatz, einlaufen. Ehe wir dies Vergnügen hatten, mußten wir uns in der Nacht ein Abenteuer wüster Art auf dem Schiffe gefallen lassen.

Ein jäher Windstoß warf nämlich unsere Brigg auf unbarmherzige Weise herum nach allen Seiten, ehe man sich's versah. Die Seile gaben nach. Nichts blieb niet- und nagelfest. Kisten und Wasserfässer polterten von ihrem Gelieger zwischen die Leute. Mich weckte eine Muskete aus dem Schlafe, die der Länge nach auf mich herabfiel. Alle Welt fragte, schimpfte, lachte, fluchte, spaßte, schrie. Ich glaubte, der jüngste Tag sei da. Der arme Bacheville bekam von den heftigen Bewegungen des Fahrzeuges plötzlich die Seekrankheit. Ehe er die Schiffswand erreichen konnte, ward ihm übel. Er fuhr gegen den Schiffshauptmann, der eben auf der Steuermannsbank saß. Dieser, ein dicker, starker Mann, verlor das Gleichgewicht. Bacheville fiel, und der Hauptmann, so lang er war, auf den Bacheville, daß diesem alle Rippen krachten. Ich habe nicht leicht ein so tolles Durcheinander erlebt. Gegen Morgen ward das Wetter wieder nüchtern, und die Ordnung stellte sich auch auf dem Schiffe her, ehe wir nach Larnaka kamen.

Diese cyprische Stadt besteht aus zwei getrennten Theilen, nämlich aus der eigentlichen Stadt und der Küste. Beide liegen eine Viertelstunde weit von einander, getrennt durch eine dürre, sandige Fläche.

Wir kehrten an der Küste bei Frau Beati ein. In allen Rücksichten ist hier ein treffliches Wirthshaus. In der Mitte des Hofes blüht ein Garten, von Pomeranzen- und Zitronenbäumen beschattet. Ringsumher am Hause zieht sich ein breiter Laubengang, mit Tischen, Spiegeln, Divans u. s. w. Da hält man sich den ganzen Tag, wie in einem gemeinschaftlichen Saale, auf. Ins Zimmer, das meistens ohne Fenster ist, geht man nie, bis man schlafen will.

Hingegen der andere Theil der Stadt, der schlechtweg die Stadt heißt, ist ein trauriger Ort. Man würde ihn in Deutschland oder Frankreich ein großes Dorf nennen. Alles, was man um Larnaka herum sieht, gibt einen übeln Begriff von der vielgerühmten Schönheit Cyperns. Ein paar Dattelpalmen ausgenommen, erblickt man in den Umgebungen des Handelsplatzes wenig Vegetation.

Der englische Konsul, Herr Vendiziano, ein gefälliger Mann, wohnte in der Stadt. Ich besuchte ihn. Aber Larnaka ist ein trübseliger Aufenthalt. Man schleppt sich da von einer

Digitized by Google

Stelle zur andern, raucht, trinkt Kaffee und Branntewein. Letzterer iſt von ganz vorzüglicher Güte und ſo wohlfeil, daß man für die Flaſche nur einen Piaſter zahlte. Man verbraucht viel, theils aus Geſchmack, theils aus Noth. Denn die Luft hier iſt ſchwer, wie Blei, möchte ich ſagen, und ſteht im Rufe, mörderiſch zu ſein, beſonders für Fremde.

Ich war ſchon im Begriff, einen Abſtecher nach Nicoſia, nach Famaguſta u. ſ. w. zu machen, da erſchien der Herold unſers Schiffshauptmanns und verkündete: Morgen geht's nach Syrien unter Segel. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

(Hier iſt die im Vorbericht erwähnte Lücke des Tagebuchs, verurſacht durch den Verluſt mehrerer Blätter. Herr Autran reiſete den 24 Auguſt von Cypern ab, landete zu Barut, einem Städtchen von ungefähr ſechs- bis ſiebentauſend Seelen an der Küſte von Syrien; dann abenteuerte er ſich in Herrn Bachevillé's Geſellſchaft von hier in das Gebirg des Libanon mit Anfang Septembers hinein.)

Baalbek und der Libanon.

Die Ruinen von Heliopolis. Der Bergaipfel Sannine. Aeden. Die Cedern am Libanon.

(Vom 30 des Monats Schewal bis zum 17 Dulkaada.)

— — — Kaum waren wir in der Morgenfrühe vom Khan Mohhalleh drei Stunden lang im Thale von Beghhan fortgewandert, merkten wir bald, daß unſer Führer, der Sherif Khadſche Mehedin, den Weg ſelbſt nicht recht wußte, und zu weit geradaus gegangen war. Er zog ſich nun mehr rechts, was gleich anfangs hätte geſchehen ſollen.

Sobald wir den kleinen Fluß Bahr-el-Kasmie auf unſern Maulthieren durchſchritten hatten, ſchloß ſich vor unſern beſtürzten Blicken die endloſe Ebene oder vielmehr Wüſte von Baalbek auf. Das Erſte, was man in drei Stunden weiter Ferne erblickt, ſind die ſechs hohen Säulen des alten Tempels und die Ruinen des kleinen Gebäu's, eine halbe Wegſtunde von Baalbek gelegen. Aber ſie erſcheinen, verſchwinden und erſcheinen wieder von Zeit zu Zeit, wie die Fläche wellenförmig ſteigt oder ſinkt.

Die Mittagsſonne brannte über unſerm Haupt. Weit umher nichts Lebendiges, auch keine übriggebliebene Spur eines vor uns da geweſenen Sterblichen. Die Natur iſt in dieſer ungeheuern Einöde trauernd und ſchweigend. Wenn nicht dann und wann in dem unüberſehbaren Einerlei eine Staubwolke im Winde, gleich einem vergänglichen Rauch, aufgeſtiegen wäre, würde nichts unſern Blick zerſtreut haben.

Als wir aber näher zu Baalbek kamen, ſahen wir es, wie hinter einem grünen Schirm von Nußbäumen, deren Schönheit durch das Schauerliche der dürren Ebene noch mehr erhöht ward, die wir nun durchzogen hatten. Weil wir in unſerm Bündel keinen andern Cicerone beſaßen, als Volney's Werk, der von einer „weißſchimmernden Reihe von Domen und Minarets" ſpricht, erwarteten wir eine ziemlich anſehnliche Stadt. Allein wir wurden arg enttäuſcht, als wir nur eine weite Menge von Trümmern, Schutthügeln und gebrochenen Mauern entdeckten,

Digitized by Google

worin man kaum ein Hundert bewohnter Häuser unterscheidet. Hier hat kein Eroberer allein, sondern auch ein Erdbeben und ein Jahrtausend verödet.

Vor allen Dingen war es uns um eine Herberge zu thun. Man wies uns gegen den obern Theil der Stadt, wo man uns ein Maronitenkloster andeutete. Wir fanden da keinen Geistlichen, als einen einzigen Priester, der den Titel eines Bischofs führte. Er gab sich die Miene, uns recht herzlich zu empfangen. Das Haus war von einigen maronitischen Familien bewohnt. Sie wiesen uns einen Platz an. Wir beschlossen sogleich, unsere Habseligkeiten dahin zu thun, aber die Nacht lieber auf der Terrasse oder dem Ebendache zuzubringen.

Sobald wir uns ein wenig erquickt hatten, machten wir noch einen Luftgang zum Sonnentempel. Uns begleitete dahin Herr Tardieu von Marseille, welchen wir ebenfalls zu Baalbek antrafen. Der Tempel ist von der alten Heliopolis durch einen freien Raum getrennt, der ein öffentlicher Platz gewesen sein mag. Wir brachten sechs Stunden in dieser majestätischen Trümmer-Herrlichkeit zu. Beschreiben will ich sie nicht. Das hat Volney in der That mit äusserster Genauigkeit gethan.

Um in den gevierten Hof zu gelangen, kletterten wir über ungeheure Steinhaufen und zusammengestürzte Säulen, die den Eingang verrammeln. Dies überwunden, steht man vor den sechs riesenhaften Säulen, die vom Fußgestell bis zum Knauf zweiundsiebenzig Schuh hoch in die Luft streben, und deren Schaft bei zweiundzwanzig Fuß Umfang hat. Wenn man diese ungeheuern Massen vor sich sieht, geschmückt mit dem ganzen Reichthum der korinthischen Ordnung, und des Tempels weiten Umfang, den einst vierundfünfzig solcher Säulenthürme zierten — man schwindelt, — man kann kaum glauben, hier sei kleiner Menschen Werk, — der Sonnengott selbst müsse sich diesen Pallast, sollte man wähnen, aufgeführt haben. Aber gewiß ist es Römerwerk.

Der neue Tempel, wie man ihn nennt, dessen Hauptwände noch sehr wohl erhalten sind, zog unsere besondere Aufmerksamkeit an sich. Ein prachtvoller Säulengang, ebenfalls von korinthischer Ordnung, bildet den Umfang. Die Deckenfelder dieser Halle sind mit den Bildnissen von Kaisern und Kaiserinnen Roms in halberhabener Arbeit geschmückt. Am Fuße der Westseite ist eine gewaltige rautenförmige Vierung von der Decke herabgestürzt. Sie stellt das halberhabene Brustbild einer Fürstin dar, die im Arm ein Kind trägt. Die Südseite läßt eine der ungeheuern Säulen umgesunken und gegen die Mauer gestürzt sehen, deren Gestein davon nur unbedeutend zermalmt ward. Der Anblick hat etwas Seltsames und Furchtbares.

Von der Ostseite verdeckt ein Mauerwerk, welches ganz verschiedener Art vom Gebäude ist, den Eingang desselben. Die davor gelegenen Schutthaufen verbargen uns anfangs die Möglichkeit, zum Innern des Heiligthums zu gelangen, bis wir zuletzt ein Loch in dem Gemäuer fanden, das man drei Schuh hoch von der Erde hineingebrochen hatte. Dadurch krochen wir. So gelangten wir zum Haupteingang und in das Innere des Tempels, dessen Gewölbe nicht mehr vorhanden ist. Noch stehen da die ausgekehlten Pfeiler mit ihren Knaufen rings im ganzen

Umfang des Heiligthums, allein ihr Gesims ist voller Lücken. Der Boden ist mit prächtigen Ueberbleibseln des Gewölbes verschüttet. Noch die Bruchstücke zeugen von der ehemaligen Herrlichkeit desselben.

Wenn man unter dem Deckenfelde des Portals steht, und sieht den mächtigen, gleichsam droben in der Luft schwebenden, nur bis auf anderthalb Schuh von den Nebenseiten gehaltenen Stein — man erschrickt, man sieht ihn jeden Augenblick fallen. Es ist derselbe Stein, auf welchem ein Vogel gemeisselt steht, den mehrere Reisende für einen Adler halten, ob er mir gleich nicht wie ein Adler vorkam. Zu Volney's Zeit war jener Stein, durch die Erschütterung des Erdbebens von 1759, erst acht Zoll weit herausgesunken. — Auch hier im Innern hatten wir Gelegenheit, die riesenhaften Steinmassen anzustaunen, von denen der Tempel, ohne allen Gebrauch eines Mörtels, zusammengebaut ist. Im nördlichen Winkel sahen wir deren drei in einer Linie, davon jeder über achtundfünfzig Schuh lang und zwölf Schuh dick war, so daß diese drei Steine allein einen Raum von hundert und fünfundsiebenzig Schuh ausfüllten, wenn sie auch nicht breiter als dick waren.

Herr Tardieu machte uns darauf aufmerksam, daß der sonst so genaue Volney in seinem Abrisse von diesen berühmtesten und schönsten Ruinen des gesammten Orients die verschiedenen Umrisse und Winkel der Umfangsmauer, besonders gegen Westen, vergessen hat zu bezeichnen. Eben so wenig that Volney auch der großen nördlichen Pforte Erwähnung, die ebenfalls zum Tempel zu gehören scheint, oder doch wenigstens durch ihre Bauart das nämliche Alterthum beurkundet.

Der nächtliche Mond fand uns noch in den Ruinen, und machte den Anblick des Ganzen nur noch wunderbarer und trauriger. Welch ein Bild der Vergänglichkeit menschlicher Werke, das hier die Seele erschüttert! Wie alt mögen diese Tempeltrümmer sein? Es spricht zuviel dafür, daß Kaiser Antoninus Pius dieses Prachtwerk geschaffen. Also kaum ein Alter von siebenzehnhundert Jahren! — Die stolzesten Schöpfungen physischer Macht haben zuletzt das Schicksal eines verblühenden Feuerwerks. Sie waren und verschwinden, wie der Staub ihrer Gründer, die Sonnentempel von Heliopolis, wie die Ameisenhügel des Waldes. Nur die Erbauer der geistigen Sonnentempel im Reiche der Erkenntniß, Tugend und Weltbeglückung gründeten Unvergängliches. Moses, Brama, Homer, Sokrates, Plato u. s. w. wirken seit Jahrtausenden ungeschwächt fort.

Spät kamen wir zu unsern Maronitenfamilien zurück. Ein Stück Hammelfleisch, welches wir beim Besuch der Stadt gekauft hatten, und eine Wassermelone machten unser Nachtmahl.

Die Einwohner von Baalbek sind Motualih's, folglich von der Sekte des Ali. Sie werden von einem Fürsten beherrscht, der zweiundvierzig Ortschaften unter seiner Botmäßigkeit hat und sich von der Pforte unabhängig glaubt. Häufige Streitigkeiten fallen daher zwischen ihm und dem Pascha von Damask vor, wie denn dergleichen auch eben jetzt statt fanden.

Wir nahmen des andern Morgens unsere Richtung gegen den Libanon, Herr Tardieu

Digitized by Google

die ſeinige gegen Sahhlé. Wir mochten die Ebene von Baalbek kaum drei Stunden lang ſchräg durchſchnitten haben, ging es uns wieder wie den vorigen Tag. Wir hatten uns verirrt. Unſer Sherif kannte den Weg ſo wenig, als wir ſelbſt. Ein Hirt, das einzige lebendige Weſen, dem wir in der weiten Einöde glücklicherweiſe begegneten, wies uns zurecht. Im Zikzak ritten wir fort durch die Haiden, welche zwiſchen dem Blachfelde von Heliopolis und dem Gebirge verbreitet ſind, ohne Spur eines Weges oder Steges. Wohl erblickten wir dagegen ganze Heerden von Wölfen, fünfzig bis hundert beiſammen. Dieſe Thiere flohen, ſobald wir ihnen auf Flintenſchußweite nahe kamen; dann hielten ſie wieder ſtill, als wollten ſie uns beobachten, und machten ſich wieder raſch davon. Auch erblickten wir einige Unzen, eine Tigerart, doch, wie es uns vorkam, nicht gar wild; denn ohne uns zu fliehen, wie die Wölfe, blieben ſie ganz gelaſſen. Wir unſererſeits hielten es für ſehr überflüſſig, ihre Aufmerkſamkeit durch einen Gruß aus unſern Feuergewehren anzulocken, ſondern zogen fürbas von dannen, wohlvergnügt mit ihrer Friedfertigkeit.

Indem wir beſtändig gegen Nordweſt wanderten, erreichten wir des Gebirges Abhang, und als es ſchon Abend ward, einen Fußweg, der uns nach Harbteh, einem elenden Weiler der Beduinen-Motualib's, führte. Wir trafen zu unſerer Verwunderung nur Weiber an. In einer der beſten Hütten backen ſie eben Brod, das heißt, ſie drückten kleine Stücke Teig gegen die innere thonige Wand des Ofens, und zogen ſie nach einigen Minuten halbgebacken wieder heraus. So unſcheinbar das Gericht war, baten wir uns dennoch zu Gaſt, denn wir waren noch weit hungriger und durſtiger, als müde. Mit Medinen in der Hand glaubten wir der Kuchen ſo viel erhalten zu können, als wir wollten. Allein ſo wie wir uns näherten, ſchrien die Weiber: Ma fi Qhobbes! Worte, denen ein Kauderwelſch von Arabiſchem folgte, daß wir lange aus dem Geträtſch nicht klug wurden. Endlich begriffen wir ſo viel, daß man im Hauſe nicht für mehr als vierundzwanzig Stunden Lebensmittel habe, und dieſe weit her holen müſſe. Zuletzt gaben ſie uns doch fünf kleine Kuchen, und unſerm Führer deren drei, als wahres Almoſen, denn unſer Geld ſchlugen ſie aus. Auch empfingen wir noch dazu ſechs Eier, und zum Trinken elendes aus der Ferne herbeigeſchafftes Waſſer. Milch gab es nicht; das Vieh war auf der Weide. Mit ſchlechtbefriedigter Eßluſt brachten wir auf dem Ebendach eines Stalles die Nacht zu.

Unſer Sherif oder Mukr war diesmal ſo klug, den einzigen Mann im Dorfe als Wegweiſer zu nehmen. Nach zwei Stunden in der Frühe gelangten wir zu einem Haufen Araber, die aus der Milch ihrer Ziegen eine Art Käſe bereiteten. Wir genoſſen nur wenig davon, und ihr Brod war über alle Beſchreibung ekelhaft. Bacheville konnte ſich, was mir widerſtand, wenigſtens an den „Lieben“ geronnener, ſaurer Milch erlaben. Die Trägheit oder die Gewohnheitsliebe der Araber iſt unbeſchreiblich; das hatten wir ſchon in Harbteh ge eben. Statt eine Viertelſtunde Weges zu gehen, um aus dem Walde dürre Reiſer zum Brennen zu holen, feuerten ſie da lieber mit Kuhmiſtkuchen.

Digitized by Google

Wir kamen endlich bis zum Fuße des Sannine, der höchſten Kuppe des Libanon. Der Wegweiſer ſchied da von uns, nachdem er uns ſechs Stunden Weges begleitet hatte, während deſſen wir immer bergauf geſtiegen waren. Es tröſtete uns, daß er beim Abſchiede unſerm Mukr lange Zeit mit aller Umſtändlichkeit erklärt hatte, wie wir gehen, wo wir uns rechts, wo links halten ſollten. Wir dachten, der Weg ſei nicht zu verfehlen. Indeſſen ging es ſteil gegen den Gipfel, dem wir uns in ſchräger Richtung näherten. Droben leuchtete uns der ewige Schnee entgegen. Aber früher, als wir meinten, kamen wir in den Schnee. Wir waren gezwungen, von den Maulthieren abzuſteigen, ſie am Zaum eins hinter dem andern nachzuzerren und ſo vorwärts zu gelangen. Als wir die Höhe faſt erreicht hatten, wich der Boden, der dort aus feinem Steinſchuttgerölle beſtand, unter unſern Füßen, und mit Sack und Pack, Roß und Mäulern fuhren wir wieder bei vierzig Schuh tief, ſammt allem Schutt, abwärts. Das war Siſiphus-Arbeit.

Aber wie wir die Höhe erreicht hatten, fanden wir uns für unſere Anſtrengungen wohlbelohnt. Bacheville, der zuerſt oben war, ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus. Eine Unermeßlichkeit dehnte ſich vor unſern Blicken aus. Gegen Süden und Oſten überſahen wir das ganze Thal von Beghaa und die Ebenen von Damas, bis ſich das Auge zu den Wüſten Palmyra's verlor. Nordwärts lagen unter uns zerſtückelte Wolken, weiter hin ein ganzer Wolken-Ozean. Rings um uns Chaos und Tod der Natur.

Wie groß und ſelten auch das majeſtätiſche Schauſpiel vom höchſten Gipfel des Libanon immerhin war, wir konnten hier nicht übernachten. Es neigte ſich der Tag. Wir mußten ans Niederſteigen denken. Aber einen ſo ungeheuern Raum wir auch überſchauen konnten, das Beſte für uns darin entdeckten wir nirgends, keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte. Der Sherif zu allem Unglück hatte über alle Herrlichkeit die Weiſungen des Mannes von Hârdteh gänzlich vergeſſen. Er konnte ſich in dieſer Welt ſchlechterdings nicht mehr zurecht finden, und ſchlug vor, gegen die Ebenen von Baalbek zurückzukehren. Das hieß, wir ſollten die Nacht in der angenehmen Geſellſchaft von den Wölfen und Unzen zubringen, wozu wir nicht die mindeſte Neigung ſpürten. Uns nach Oſten, in die Richtung von Homs, zu wenden, war ganz von unſerm Wege ab. Nordwärts niederzuſteigen, war wegen der dicken Nebel und Abgründe nicht geheuer.

Zuletzt wurden wir Rathes, weſtwärts dem Kamm des Gebirges nachzugehen, bis wir etwa einen Weg fänden. Es geſchah, und das Glück ſegnete unſern klugen Entſchluß. Denn nach einer Stunde fanden wir einen Fußweg, der nordwärts niederging, und den wir ohne Bedenken einſchlugen. Bald traten wir in den Nebel. Unſere Bärte wurden ſilbern und weiß wie Schnee. Wir ſahen keine drei Schritte vor uns. Nachdem wir zwei Stunden geſprungen waren, hatten wir ſogar wieder den Weg verloren, den wir ſo mühſam droben geſucht hatten. Jetzt half kein Suchen mehr. Wir mußten auf gutes Glück bergab und der gütigen Vorſehung vertrauen. Alſo irrten wir abentheuernd fort in einem Gebirge ohne Waſſer, ohne Spur des Anbaues,

oder was sonst das Vorhandensein irgend eines menschlichen Wesens hätte verrathen können. Eine scheußliche Einode, von Gott und Menschen verlassen!

Ob wir gleich den ganzen Tag zu Fuße gelaufen waren, fühlten wir die Müdigkeit nicht. Aber Hunger oder Durst drohten uns aufzureiben, ohne daß wir vorsahen, wie wir aus solchem Dilemma entkommen würden. Die Sonne ging unter. Bei jedem Schritte fürchteten wir, unsere Maulthiere liegen bleiben zu sehen. Die armen Thiere hatten schon vierzehn Stunden hinter einander gemacht, ohne Nahrung und Trank.

Plötzlich vernahmen wir Geräusch. Wir horchten. Wir sahen einen Büchsenschuß von uns einen Mann. Alsbald schrie ihm der Mukr aus vollem Halse zu. Es hielt schwer, den Fremden zu bewegen, gegen uns zu kommen, denn er ging in ganz anderer Richtung, als wir, und schien Eile zu haben. Es war ein drusischer Bote, der von Homs kam und sich nach Bscharreh begab. Er sagte, in unserer Richtung wären wir zu einer Horde Beduinen gerathen, die gern plündern. Wir wurden mit dem Drusen bald einig, daß er uns führen wolle. Nun ging es im Doppelschritt. Der Druse, ohne Weg und Steg, lief wetterschnell bergab; wir hatten Noth, ihm zu folgen neben den Klüften und Abgründen. Der Mond drang nur von Zeit zu Zeit und nur dann durch die Nebel, wenn er uns recht absichtlich die Abscheulichkeit und Gefahr der Umgebungen beleuchten wollte. Ich habe schon viele gefahrvolle, böse Wege gemacht im Leben; einen solchen nie. Endlich kamen wir auf einen Fußpfad. Der stieg aber so jäh abwärts, daß wir bei jedem Schritte Hals und Bein daran wagten. Er brachte uns in kürzester Linie nach Bscharreh. Wir hatten neunzehn Stunden ohne Nahrung gemacht, waren wie halb zermalmt, und hatten uns nur vor drei Stunden an einem Wasser erlabt. Jetzt war es um die fünfte Nachtstunde. Mit mir stand es unter Allen noch am besten; denn Bachevilles, mit seinen dünnsohligen Pantoffeln aus Smyrna, die schon ganz zerfetzt ihm um den Fuß hingen, ächzte bei jedem Schritt; der Mukr kroch fast auf allen Vieren, und die Maulthiere standen auf der Nase.

Wir kehrten zu Bscharreh ins erste Haus ein, das wir sahen, oder vielmehr in den Garten. Alles war höchst elend. Noch schliefen die Leute nicht. Sie konnten uns nichts geben, als Früchte und elendes Brod. Ruhe that uns am meisten Gutes.

Bscharreh, das wir den andern Tag besichtigten, ist ein sehr schönes, großes Dorf, am Abhang des Berges. Die Häuser, amphitheatralisch gelegen, bilden zwischen den Felsen, zwischen den vielen Wasserfällen, und in dem üppigen, kräftigen Pflanzenwuchse ein romantisches Gemälde. Wir besuchten die Vorsteher des Dorfes, deren vier waren, und die uns gar gastfreundlich aufnahmen. Eben so besuchten wir den Pater Karmeliten, der hier als Missionär lebt, ein ehrwürdiger und mit Recht von allen Christen des Ortes sehr geliebter Mann. Er bewohnt eine Viertelstunde von Bscharreh eine reizende, in Felsen gehauene Einsiedelei. Er ist ein gebornr Genueſe, und seit fünfzehn Jahren im Morgenlande zu Missionsarbeiten gebraucht.

Das Erste war, unsern Mukr zu verabschieden und andere Mittel zum Fortkommen zu

Digitized by Google

ſuchen. Wie behilflich uns auch der Miſſionär war, wir konnten weder Pferde noch Maulesel erhalten; zuletzt waren wir mit einem Esel zufrieden, der unſer Gepäck bis Aeden, zwei Stunden von dieſem Dorfe, tragen ſollte. Schuhe waren nirgends zu haben. Der arme Bacheville, mit zerſchlagenem Gebein, hinkte ſeufzend mit. So kamen wir langſam des Nachmittags gen Aeden.

Hier empfing uns Herr Reignauld, franzöſiſcher Konſul zu Tripoli in Syrien, auf's gaſtfreundlichſte. Er pflegte während der Sommerhitze ſeinen Aufenthalt in dieſem Dorfe zu nehmen. Er iſt einer von den Männern, die durch das Heitere, Unbefangene ihres Weſens, wie durch die Herzlichkeit des Tons, Jeden gleich in die Stimmung ſetzen, als wäre er bei einem altvertrauten Freunde. Wir lieſſen uns recht gern bereden, bei ihm auszuruhen.

Auf guten Roſſen ritten wir des Morgens vor Sonnenaufgang den Berg hinan, um auch die aus der Bibel berühmten Cedern von Libanon zu ſehen. Das ganze Wäldchen beſtand etwa aus fünf- oder ſechshundert Stämmen. Sie zeichnen ſich durch Höhe und Stärke ſo wenig aus, daß ſie die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden, dem man nichts vorhergeſagt hätte, kaum anziehen würden. Ihre Nadeln, kurz und dicht, gleichen an Farbe denen der europäiſchen Tannen; ich ſage, der europäiſchen, weil die Nadeln der hieſigen hellgrüner ſind. Ihre Zapfen gleichen denen der Arven (pinus cembra), ſie ſind eirund. Nur in der Geſtalt und Haltung unterſcheiden ſich dieſe Bäume. Sie ſind vieläſtig und ſperrig, wie alte Eichen. Ihre Stämme tragen die eingeſchnittenen Namen aller Reiſenden, die bisher von der Neugier verlockt wurden, die Cedern zu ſehen, aus welchen einſt die Phönizier ſich die Schiffe bauten. Ihre Aeſte ſind zuweilen fünfzig bis ſechszig Schuh lang ausgebreitet. Sonderbar ſchien mir an dieſen Bäumen, daß ſie ſich über dem nicht hohen Stamme bald in viele Aeſte vertheilten, und daß dieſe Aeſte unter einander oft zuſammenwachſen und wieder einen einzigen bilden. Wir bemerkten deren verſchiedene.

Wir waren zum Mittageſſen wieder in Aeden. Herr Reignauld bewohnte das Haus eines Schaikh. Aus der Küche deſſelben war auch ſeine Tafel mit morgenländiſchen Gerichten beſetzt. Die Vornehmſten des großen Dorfes waren ſeine gewöhnlichen Gäſte; eben ſo der Pater Ermenegildo, Vorſteher des Kloſters Terra ſanta zu Tripoli. Dieſer italieniſche Mönch war in den Sprachen des Morgenlandes ungemein bewandert. Er hatte viele Reiſen gethan, und ſeine Unterhaltung war eben ſo angenehm, als lehrreich. Der Wein vom Libanon erheiterte Alles. Ich weiß nicht, warum Volney denſelben bald als widerlich bitter, bald als ſüßlich fade ſchildert. Ich habe ihn in den verſchiedenſten Gegenden des Libanon genoſſen, und immer als einen trefflichen Wein befunden.

Digitized by Google

St. Jean d'Acre.

Tripoli. Orientalische Nachtherberge. Der Hundsfluß. Tyrus und Sidon. Türkische Kanzlei.
(Vom 18 bis 25 des Monats Dulkaada.)

Dankbar und erquickt reiseten wir des andern Tages nach Tarabolos, dem syrischen Tripoli, ab, welches wir schon auf eine Weite von sechs Stunden vor uns sahen, und zwar wegen der Höhe, in der wir uns noch befanden. Der Weg war fünf Stunden hinter einander abschüssig und holprig. Endlich kamen wir in eine freundliche Ebene voller Baumwollenpflanzungen, Oel- und Maulbeerbäumen. Hinter einem Olivenwäldchen trat die Stadt Tripoli hervor. Herrn Reignaulds gütige Empfehlung an Herrn Fonton, ersten Drogman Frankreichs zu Tripoli, erwarb uns bei diesem, wie beim zweiten Drogman, Herrn Soma, die gefälligste Aufnahme.

Tripoli in Syrien gehört zu den schönen Städten. Die Straßen sind sehr gerade, wohlgepflastert und reinlich. Das Schloß, welches die Stadt beherrscht, ist ziemlich stark für das Land. Die unter der Botmäßigkeit des Dschezzar Pascha empörte Besatzung hatte eine hartnäckige Belagerung gegen diesen Pascha von Acre und den von Damas ausgehalten. Jetzt standen Arnauten im Schlosse. Mit Ausnahme der Konsuln und dem Kloster Terrasanta findet man in der Stadt keine europäische Niederlassung. Die Einwohner gelten für sehr eifrige Muselmänner. Eine Kirche der Maroniten ist hier, wo ich während des Gottesdienstes eintrat, und zum erstenmal das Syrische hörte, eine todte Sprache, nur noch bei der Liturgie üblich, wie in der katholischen Kirche das Lateinische, wovon das Volk so wenig dort, als hier vom Syrischen, begreift. Wie kann das auf wahre Religiosität wirken?

Die Stadt liegt wie mitten in einem Garten, eine halbe Stunde vom Meere und dem Hafen, der La Marine heißt. Des Nachts aber kommen die Schakals heran und wühlen auf den Kirchhöfen. Ich erwachte mit Grausen von ihrem Geheul. — Hier schied Hauptmann Bacheville von mir, der nach Alep ging, um dort den Grafen Rzewusky zu sehen. Wir versprachen, uns einander in Jerusalem oder Kairo wieder zusammenzufinden.

Nun blieb auch ich nicht länger in Tripoli. Ich nahm einen Mukr in Sold, mich nach St. Jean d'Acre zu bringen. In einer schönen Mondscheinnacht reiseten wir fort. Eine halbe Stunde von der Stadt schoß der Mukr auf einen Schakal, aber verfehlte ihn. Es ward ein herrlicher Tag (9 September). Bald nachdem wir durch das große Dorf Almun gekommen waren, verliessen wir die Meeresküste, um in eine Bergschlucht jäh aufzusteigen. In der Mitte der Schlucht, auf einer Höhe, steht die alte Burg Sail-Ham, die noch in ziemlich gutem Stande ist. Bei dem großen Flecken Batrun kamen wir wieder zum Meere. Es ist hier ein Hafen, aber nur für geringe Fahrzeuge gut. Hier hielt ich mein Mittagmahl auf gut Arabisch, das heißt, ich hatte rohes Gemüse, Dschibüt (eine Art Käse) und Früchte.

Abends kam ich nach der Stadt Dschebail. Sie liegt äusserst angenehm am Gestade, mit einem kleinen Hafen, der aber nicht viel werth ist. Sie soll das alte Byblos sein. Alter-

Digitized by Google

thümlich genug iſt das Ausſehen; doch einige Häuſer ſind wohl unterhalten und können für ſchön hier zu Lande gelten. Die Maroniten beſitzen hier ein Kloſter und eine weitläufige Kirche mit bombenfeſten Mauern. Das Schloß, das ehemals anſehnlich geweſen ſein mag, iſt faſt ganz zerfallen.

Eine große Laube von Zweigen auf einer gemauerten kreisförmigen Bühne oder Erhöhung war mein und aller Reiſenden, die je hieher kamen, Wohn-, Speiſe- und Schlafzimmer. Eine geflochtene Matte war mein Tiſch- und Bettuch am Boden. Rings umher dienen dicke Pfähle ſowohl die Laube zu ſtützen, als Waffen, Sattel, Zaum u. ſ. w. aufzuhängen. Man macht ſich's bequem; man verſchafft ſich aus dem Khan, der immer in der Nähe iſt, etwas zu eſſen; der Mukr beſorgt die Pferde, welche die Nacht hindurch im Freien bei der Laube bleiben; nach dem Eſſen raucht man wieder, indem man den Kaffee nimmt, und Jeder legt ſich ſchlafen, wann es ihm gefällt. So ſind die Wirthshäuſer im Orient; aber hingegen zahlt man auch nichts für das Nachtlager.

Yakoub, mein Mukr, weckte mich eine Stunde nach Mitternacht zur Abreiſe. Es war eine jener ſchönen ſyriſchen Wundernächte, deren Pracht man im umwölkten, neblichten Europa nicht ahnet. Wir kamen auf ungemein hochgewölbter ſteinerner Brücke über den Bach Bahhr-el-Ibrahim bei Tagesanbruch zum Flecken Masblieh am Abhang des Gebirges und am Meere, mit einem Khan. Es ſcheint, dieſer Ort iſt eine Art Kornmarktes; denn ich ſah hier Leute aus allen benachbarten Gegenden mit Kameelen Getreideladungen machen. Wie wir durch den Bahhr-el-Kelb (Hundebach), unweit ſeiner Mündung ins Meer, gewatet waren, bemerkte ich öfters lateiniſche Inſchriften auf Marmorſtücken und an den Felſen längs der Straße nach Barut. Der Name des Kaiſers Antoninus Pius erſchien vielmals darin, mit Bezug auf ſeine Eroberungen in dieſen Gegenden. Leider erfuhr ich erſt zwei Tage ſpäter in Sayd, daß nicht weit von der Brücke, über welche ich eben geritten war, am Bache ein in Stein gehauener Hund und eine Stein-Inſchrift zu ſehen ſei, welche eine Anrede des Antoninus Pius an ſeine Krieger enthalten ſoll. Drei Viertelſtunden vor Barut führte uns eine ſteinerne Brücke über den Bahhr-el-Salib, und zwei Stunden vor Mittag zogen wir in die Stadt ſelbſt, in das Berytus des Alterthums, ein.

Ich ſtieg hier im Kloſter Terraſanta ab, wo ich bei meiner letzten Anweſenheit von meinem Gepäck gelaſſen hatte. Pater Giuliano empfing mich ſehr freundſchaftlich. Nachdem ich meinen Bekannten einen flüchtigen Beſuch gemacht, zögerte ich nicht länger, ließ die Pferde ſatteln und reiſete noch denſelben Tag weiter. Nachdem ich eine halbe Stunde lang den ſandigen Weg von Damas verfolgt hatte im Schatten einzelner Sykomoren, ſchlug ich den nach Sayd ein. In den Umgegenden von Barut und in der Stadt ſelbſt ſtehen Säulenſchafte von ungewöhnlicher Dicke im Boden, als Zeugen uralter Pracht von Berytus. Indeſſen iſt dieſe Stadt von etwa ſechs- bis achttauſend Einwohnern auch jetzt noch anſehnlich und gewerbig. Wir ritten

Digitized by Google

längs Gebägen von indianischen Feigen bis zum einsam gelegenen Khan Nahm-el-Ghafar, wo wir übernachteten.

Yakoubs frühes Aufbrechen vor Tagesanfang half ihm diesmal wenig, denn er verlor den Weg. Wir geriethen in Maulbeerpflanzungen von Graben durchschnitten. Der Eine stürzte mit dem Gaul, dem Andern blieb der Turban an den Aesten hängen. Nach stundenlangem Suchen endlich beim Bache Babbr-el-Damur empfingen wir den rechten Weg wieder. Zu Biunis frühstückten wir. Es schien mir ein bloßer Andachtsort zu sein; denn auser dem Khan war da nichts als eine Moschee zu sehen, und einzelne runde Kapellen standen da, die von den Franken, glaube ich, Marabuts genannt werden.

Das Städtchen Sayd bietet sich aus der Ferne den Augen sehr malerisch an. Ich stieg hier vor dem El der Frendy ab, dem allerweitläufigsten Wohngebäude, das mir je vorgekommen ist. Vorzeiten hatten hier die französischen Faktoreien für Syrien ihren Sitz. Jetzt wohnt darin, nebst einer Menge anderer Leute, der französische Konsul, Herr Martin, der mich mit ungemeiner Güte aufnahm. Ich fand unter andern bei ihm auch den Vicomte de Porte mit dem Thierarzt Damoiseau, welche Beide von ihrer Regierung zum Einkauf von Pferden nach Syrien geschickt waren. Sie brachten zweiundzwanzig Hengste von reinstem Schlage mit, die in Caiffa eingeschifft werden sollten. Der Vicomte versicherte mich, er habe Stück für Stück, wie es aus der Wüste gekommen, mit zehn und zwanzig Beutel bezahlt. Bis zur Einschiffung braucht jedes Pferd einen eigenen Mann, und für jedes zahlt man an zwölfhundert Franken Schiffsfracht. Es läßt sich also denken, welch ungemessenen Preis die Thiere haben müssen, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen.

Es gibt in Sayd nicht viel Sehenswürdiges, obschon es auf der Stätte des uralten Sidon liegen mag. Man erzählte mir von einigen alten Mauertrümmern unweit Sayd, die noch sidonisch sein sollten, aber äusserst unbedeutend wären. Auch hatte man einen Fußboden von mosaischer Arbeit vor dem Thore nach Barut unter der Damm-Erde entdeckt, der wohl römischen Ursprungs ist.

Der Weg von Sayd nach Sur, dem alten Tyrus, zeigte mir ein dürres, schlechtbewohntes Land. Ich machte ihn bei brennender Sonnenhitze und mit heftigem Kopfschmerz. Vielleicht war dies auch Schuld, daß ich einen Ort, der meinen Karten zufolge auf meinem Wege sich finden sollte, und welcher Sarfand bezeichnet ist, nirgends gewahr ward. Sur ist nur ein sehr mittelmäßiges Städchen am Meere mit einer Ringmauer. Ob hier das Tyrus der Alten wirklich gestanden, läßt sich gar nicht mehr aus den wenigen Ueberbleibseln erweisen, die man noch hin und wieder erblickt, und die gewiß späterer Abkunft sind.

Folgendes Tages eilte ich den kürzesten Weg nach St. Jean d'Acre, um noch vor Thorschluß (nach dem vierten Gebete, El Mogreb) anzukommen. Blieb ich ausgesperrt, mußte ich in freiem Felde übernachten. Die Felsen, welche man auf den Landkarten mit dem Namen des weißen Vorgebirges bezeichnet findet, waren ehemals ein schwieriger und gefährlicher

Digitized by Google

Theil des Weges von Sur nach St Jean d'Acre. Jetzt iſt durch Anordnungen des Soleyman Paſcha daſelbſt eine ſehr gute Straße. Dieſer Paſcha, wie ich ſchon in Tripoli erfahren hatte, war eben vor wenigen Wochen geſtorben, ſein Nachfolger noch nicht von der Pforte ernannt. Mehrere Eilboten waren mit der Botſchaft nach Konſtantinopel geflogen. Man beſorgte unruhige Bewegungen und Aufrühre, die mir für einen Abſeher nach Jeruſalem durchaus nicht willkommen ſein konnten.

Wie ich auf der andern Seite des weißen Vorgebirges niederſtieg, trat ich in eine weite Ebene, in der ich die drei Stunden entfernten Thürme der ehrwürdigen Ptolomais entdeckte. Wie man ſich der Stadt Akka nähert (ſo nennen die Bewohner des Landes St. Jean d'Acre), erblickt man die ſich in große Entfernungen verlängernden Waſſerleitungen, die gegenwärtig aber ohne Gebrauch, gar nicht unterhalten und ziemlich zerfallen ſind. Deſto beſſer unterhalten ſind die Feſtungswerke der Stadt. Am Thore, einem ſtarken, maſſiven Eingang, fand ich eine auſſerordentlich zahlreiche Wache. Ich mußte hier warten, bis ein Soldat ins Serai geſchickt war, zum Eintritt Erlaubniß zu bringen. Ich ſtieg alſo ab und ſetzte mich unter die türkiſchen und arabiſchen Offiziere, welche mich ſehr höflich behandelten. Nach einer Viertelſtunde kam der Soldat mit der Eintrittsbewilligung zurück. Schon kündigten die Imams den Mogreb (das vierte Gebet) an. Ich war alſo im rechten Augenblick noch eingetroffen, um nicht extra muros zu bleiben.

Durch mehrere Straßen gelangte ich zum Hoſpitium von St. Johann, einem weitläufigen Gebäude, wo die Mönche von Terraſanta, die Konſuln von England und Frankreich und viele andere Perſonen wohnen. Der Pater Superior nahm mich mit Gefälligkeit auf. Sowohl er als die beiden Konſuln warnten mich, nach Paläſtina zu gehen, wegen der Unruhen in den Provinzen. Um darüber mehr Licht zu erhalten, begab ich mich zum Serai, begleitet vom britiſchen Konſul, Herrn Malagamba. Wir durchliefen viele Theile dieſes rieſenhaften Gebäudes, wo Alles in großer Bewegung war. Der einſtweilige Vezier, Neffe des verſtorbenen Paſcha, mit Geſchäften überhäuft, konnte uns kein Gehör geben, ſchickte uns aber einen ſeiner erſten Beamten, um mir die erforderliche Auskunft zu ertheilen. Er ließ uns ſagen, er ſchicke fünfhundert Mann Reiterei nach Galiläa, und wenigſtens glaube man nicht, daß daſelbſt Gefahr ſei. Zugleich ward Befehl gegeben, mir Bujurdil's (Schutzbriefe) für die Beg's von Tabarieh, Naplun und Sannir, für den Metuali von Jeruſalem und den Aga von Jaffa auszufertigen. Ich konnte es mir nicht beſſer wünſchen. Die großen Briefe, alle doppelt verſiegelt, erſchienen und wurden mir gratis zugeſtellt. Weder ſo gefällige, noch ſo ſchnelle, noch ſo wohlfeile Ausfertigung hatte ich in einer türkiſchen Kanzlei erwartet, da ich wohl wußte, wie Reiſende zuweilen in europäiſchen Kanzleien und Paß-Bureaux aufgehalten, unhöflich angefahren werden und am Ende noch zahlen müſſen.

Ich fand im Hoſpitium von St. Johann auch ſechs deutſche Maſchinenarbeiter, die aus Aegypten kamen, wo ſie in der Manufaktur von Bulak gearbeitet hatten. Dieſe guten Menſchen

Digitized by Google

waren ganz entzückt, in mir einen Christen zu erblicken, der sogar mit ihnen in ihrer Muttersprache reden konnte. Sie hatten aus Andacht oder Neugier, ehe sie den Orient verliessen, auch das heilige Grab besucht. Zu Jaffa waren sie gelandet, und mit dem Sack auf dem Rücken zu Fuß durch Palästina gewandert. Sie geriethen mehrmals unter arabische Horden, die ihnen aber nichts Leides zufügten, weil an ihnen nichts zu erobern war.

Akka ist keine schöne Stadt; die Straßen sind schlecht gebaut, nicht gepflastert und unreinlich. Seit man die alten Wasserleitungen vernachlässigte, trinkt man das schlechteste Wasser. Ausser den schon erwähnten Gebäuden, dem neuen Bazar und der schönen Moschee des Dschezzar Pascha fand ich nichts Sehenswürdiges.

Palästina.

Nazareth. Der Thabor. Ausflug nach Tiberias und Kana. Nablus. Die Beduinen. Eintritt in Judäa. Jerusalem. Bethlehem. Die Beduinen.

(Vom 26 des Dulkaada bis zum 4 des Dulhana.)

Ich hatte meinen Muk Yakoub verabschiedet und für die Reise in Palästina einen andern, Namens Hadschi Hammed, gedungen. Ich zahlte ihm, mit drei Pferden, sechszig Piaster bis Jerusalem, und achtzig, wenn ich gut finden würde, ihn mit nach Jaffa zu nehmen.

Kaum hatten wir (16 September) St. Jean d'Acre verlassen, schien sich das ganze Land zu verwandeln. Statt der fruchtbaren Felder Syriens und der schönen Bergkette des Libanon sahen wir ein trockenes, hügeliges Gebiet mit kleinen Ebenen. Ein fahles Grün verbreitete über Alles einen traurigen Farbenton.

Nach zwei Stunden trafen wir auf einen Kameeltreiber, der sich uns anzuschliessen verlangte. Er folgte uns mit seinen Thieren. Bald darauf begegneten wir einer Horde Beduinen, die uns freundlich grüßten und vorbeiritten. Plötzlich hörte ich hinter mir einen durchdringenden Schrei. Ich sah mich um. Es war der Kameeltreiber, der fünfzig Schritte hinter uns mit fünfzig Beduinen zu thun hatte. Ich wollte ihm zu Hilfe. Aber Hadschi Hammed widersetzte sich aus allen Kräften. „Wir brauchen uns nicht in fremde Händel zu mengen," sagte er, „wir werden noch genug für uns selbst zu thun bekommen!" — So liessen wir den armen Teufel im Stiche, wir, die wir von Kopf zu Fuß bewaffnet waren. Ich kann es mir noch jetzt nicht verzeihen.

Auf einer Anhöhe, wo wir das Dorf Ghafuri durchzogen, hatte ich eine weite, anmuthige Aussicht. Ich sah tief in die Fernen des heiligen Landes. So stand einst Moses auf der Spitze des Gebirges Pisga, Jericho, der Palmenstadt, gegenüber, und warf den Blick in das gelobte Land. Ein in Felsen gehauener Weg führt von der andern Seite der Anhöhe nieder nach Nasrah, dem alten Nazareth, der ehemaligen Heimath Jesu Christi. Es ist ein großer, schöner Flecken, in anmuthiger Landschaft gelegen. Ich kam beim Eintritt an einem Brunnen

vorüber, wo die Töchter von Nazareth, entblößtes Geſichts, in großen Krügen mit zwei Handhaben, wie wir ſie in den Bildern der Bibel zu ſehen pflegen, Waſſer holten.

So kam ich zum Kloſter von Terrafanta. Es iſt ſehr hübſch gebaut und äuſſerſt reinlich. Ich ſtieg ab. Die Geiſtlichen befanden ſich eben in der Kirche. Ich hatte nichts Beſſeres zu thun, als ebenfalls dahin zu gehen. Man beging das Feſt, ich weiß nicht, welches Heiligen. Kinder, ſchön wie Engel, mit Sorgfalt gekleidet, ſangen Litaneien. Dieſe rührende Feierlichkeit, der wunderbare Goldglanz der unterſinkenden Sonne, welcher ſich durch die Kirchenfenſter verklärend über die Gemeinde ergoß, das Gefühl, zu beten in der Heimath des Welterlöſers, die Erinnerungen meiner Kindheit, auf dieſer heiligen Stätte mich umſchwebend — Alles bewegte meine Seele auf's innigſte. Sie löſete ſich in Freude, Wehmuth und Andacht auf. — — Nach dem Gottesdienſte ward ich dem Pater Superior vorgeſtellt, der mich wohlwollend aufnahm.

Vor allen Dingen mußte ich die Kirche Mariä Verkündigung ſehen. Sie ſtößt ans Kloſter, iſt zwar nicht geräumig, aber von guter Bauart. Eine prächtige Marmortreppe leitete hinauf zum Heiligthum. Mein Führer zeigte mir zuerſt den Platz, wo einſt die von den Engeln nach Loretto in Italien fortgetragene Kapelle geſtanden haben ſoll. Er verſicherte, daß die Größe oder der Umfang dieſer Kapelle genau in allen Verhältniſſen hier dem Platze entſpreche, und mithin die wunderbare Uebertragung nach Italien mathematiſch bewieſen ſei.

Zwei Granitſäulen vor der Grotte der Verkündigung bezeichneten die Stätte, von wannen der Engel erſchien. Weiterhin ſah ich die Wohnung von Joſeph und Maria, und den Herd. Dieſes Heiligthum von Nasrah iſt auch für die Muſelmänner ein Gegenſtand der Andacht, während es für ſie das heilige Grab nicht iſt Denn die Bekenner Muhameds halten Jeſum zwar ebenfalls für einen großen Propheten, glauben aber nicht, daß er begraben und gen Himmel gefahren ſei.

Auch die Werkſtätte Joſephs mußte ich ſehen. In einer Kapelle wies man mir eine große, eirunde, ſteinerne Tiſchplatte, drei Schuh über dem Erdboden erhaben. Man verſicherte mich, das ſei der Tiſch, an welchem Chriſtus mit den Jüngern das letzte Abendmahl vor ſeinem Tode gehalten habe. Eigentlich hätte der Tiſch wohl zu Jeruſalem ſtehen ſollen; allein ich erfuhr, die Engel hätten ihn hergetragen. Doch begriff ich nicht ganz, warum ſie ſich die Mühe gegeben, den ungeheuern Stein, vier Tagreiſen weit, herzubringen.

Weil mein Mukr in Paläſtina nicht wohl Beſcheid wußte, nahm ich noch einen Mann, Namens Mighail, zum Führer an. Er war von Nazareth, chriſtlichen Glaubens, feurig, entſchloſſen und, wie man mich im Kloſter verſicherte, wo er viele Jahre gedient hatte, von bewährter Treue. Er konnte etwas Italieniſch radebrechen, mit ſpaniſchen und arabiſchen Wörtern geſpickt.

Der Pater Superior und die Mönche riethen mir jedoch dringend ab, meine Reiſe fortzuſetzen; denn die Araber am Jordan wären in vollem Aufſtande, und hätten wirklich ihre vor-

nehmſten Schaikhs ums Leben gebracht. Ich wußte aber wohl, die geiſtlichen Herren waren von Natur etwas ängſtlich. Und nun dem berühmten Lande ſo nahe, konnte mich keine Rückſicht mehr bewegen, meinen Vorſatz aufzugeben. Ich fragte indeſſen doch meinen Führer, welche Vorſichtsmaasregeln wir allenfalls nehmen könnten. Der Nazarener aber ſchwor bei allen Heiligen, daß wir an unſern guten Roſſen, an unſern Waffen, an der Geringfügigkeit meines Gepäcks, in einem kaum ſichtbaren Lederränzel, und beſonders an meiner Tracht, welche die eines einfachen türkiſchen Reiters war, die beſte Schutzwache von der Welt hatten.

Ich reiſete, einen kleinen Verſuch und Ausflug zu machen, alſo den andern Morgen bei Tagesanbruch in der Richtung des Berges Thabor ab, der zwar nur von mäßiger Höhe, aber, weil er einzeln daliegt, weit ſichtbar iſt. Wir mochten etwa eine Stunde Weges zurückgelegt haben, bat mich der Nazarener, anzuhalten, um die Stätte zu ſehen, wo der Prophet Elias vierzehn Heiden zum heiligen Opfer ſchlachtete. An ſolchem abſcheulichen Opfer war mir ſo wenig als am Platze dazu gelegen. Wir erreichten den Fuß des Thabor zwei Stunden vor Mittag. Wir ritten ohne Weg und Steg den Berg in geradeſter Linie hinauf; daher waren wir binnen einer Stunde droben, wo wir eine ziemlich große Ebene, mit Trümmern bedeckt, antrafen. Es mag ſein, daß hier die heilige Helena zu Ehren der drei apoſtoliſchen Zeugen von der Verklärung Chriſti eine Kirche gebaut hatte, welcher ſich bald ein paar Klöſter anſchmiegten. Jetzt iſt nichts als Schutt zu ſehen. Es wunderte mich doch, warum die Katholiken auf dieſem Berge, von dem herab man über die Ebenen von Esdrelon und zum Jordan die weite Ausſicht hat, und wo die Verklärung des Herrn geſchah, nicht einmal ein Kloſter hatten, während auf dem thraziſchen Athos zwei Kirchen, zwanzig Klöſter, vier- bis fünfhundert Kapellen und Einſiedeleien mit einer Bevölkerung von wenigſtens fünftauſend Mönchen blühten. Jetzt iſt die ganze Bergfläche des Thabor mit allerlei Arten Geſträuchen bewachſen, von deren einem ich mir zum Andenken einen Stock ſchnitt.

Wir nahmen abwärts unſere Richtung gegen den Jordan zu. Der erſte Ort, welchen wir trafen, war Sükel-Dhan, mit halbverfallenen Ringmauern. Todtenſtille herrſchte weit umher. Wir lagerten uns draußen und verzehrten unſer mitgebrachtes Mahl, Brod und Granaten. Nach einer Ruheſtunde zogen wir durch die Dorfſchaften Kiufer-Kiama und Satorna. Von Zeit zu Zeit ſah ich das Land mit Trümmern von Gebäuden bedeckt. Hin und wieder ſchwärmten Araber, denen meine türkiſche Tracht aber mehr Furcht einjagte, als mir die ihrige. Wenn ich ihnen, von meinem Nazarener ermuntert, zuſchrie: „Dhalyl el Bamus!“ (Laß deinen Mantel!) ſtoben ſie eilends auseinander. Die Weiber, welche immer in großer Zahl bei den Brunnen beiſammen ſtanden, tragen, ſtatt aller Kleider, ein blaues Hemd, und um den Kopf nachläſſig ein Tuch von gleicher Farbe geſchlungen, unter welchem ein gelbbraunes Geſicht mit großen, ſchwarzen Augen hervorſchaut.

Ich ſah links Bethſaida liegen, und gelangte an den Jordan, deſſen durchſichtige, klare Wellen bei der Tageshitze mich zum Bade einluden. Der Nazarener und der Mukr ſtanden

indeſſen Schildwache. Der Jordan, trotz ſeines Ruhms, iſt nicht tief und gar nicht breit. Eine halbzerfallene ſteinerne Brücke, von uralter Entſtehung, wie es mir ſchien, neben der ich badete, ſtreckte ſich weit über beide Flußufer hinaus. Es mag der Jordan einſt waſſerreicher geweſen ſein, als Johannes dort taufte. Nicht weit von der Brücke tritt der Fluß aus dem See Tiberias hervor (Bahhr-el-Tabarieh). Man kann ſich kein öderes, dürreres, nur von einzelnen kleinen Bäumen beſchattetes Ufer denken, als die dieſes Sees.

Wir ritten längs dem rechten Ufer fort nach der Stadt Tiberias. Eine halbe Stunde vor derſelben zogen wir durch die Trümmer der alten Tiberias, dann an einer ſchwefelhaltigen, ſehr heißen Quelle vorüber. Es iſt über dieſelbe ein kleines ſteinernes Haus gebaut, welches zwei Badebecken umfaßt. Beide empfangen ihr Waſſer zugleich unmittelbar von der Quelle. Das iſt alles, was die Gichtbrüchigen an Bequemlichkeit finden, wenn ſie von fernen Orten hieherkommen.

Man ſang den Moghreb, als ich in Tabarieh oder Tiberias ankam; eine mittelmäßige Stadt mit guten Ringmauern. Dem Rathe des Führers gemäß beſchloß ich, mein Nachtlager in der St. Peterskirche zu nehmen. Ich ließ den Maroniten-Prieſter rufen. Er und ſein Sohn öffneten mir ſogleich die Pforten des Hofes und der Kirche, und erboten ſich zu allen Dienſten. Sie brachten mir herrliche Früchte zum Nachteſſen. Nachdem ich noch, ohne auf Merkwürdigkeiten zu ſtoßen, einen Gang durch die Stadt gethan, ließ ich in der Kirche die Kerzen anzünden. Die Pferde blieben im Hofe, den hohe Mauern umgaben. Ich ſtreckte mich auf meine Decke zum Schlafe neben der Mauer, nicht weit von meinen Begleitern. Da fiel etwas Kaltes auf meine entblößte Bruſt. Ich fürchtete ſogleich, es möchte ein Skorpion ſein, und wagte nicht, ihn wegzunehmen, aus Furcht vor einem Stich. Ich rief den Nazarener. Wirklich war's ein Skorpion. Er befreite mich glücklich von demſelben. Ich aber ließ mir's geſagt ſein, nie wieder ſo nahe an einer Wand zu liegen.

Als ich folgendes Tages abreiſete, ſaß der Beg von Tabarieh unter dem Thor der Stadt, umgeben von ſeinem Gefolge. Ich benutzte den Anlaß, ihm meinen Buyurdik von St Jean d'Acre zu überreichen, und entſchuldigte mich mit der Kürze der Zeit, ihm nicht meine Aufwartung gemacht zu haben. Der Brief des Paſcha von Akka ward von einem maroniſchen Schreiber mit lauter Stimme vorgeleſen, und nach einigen gegenſeitigen Höflichkeiten ſetzte ich meine Reiſe fort.

Eine kleine halbe Stunde von Tabarieh lagen auf einer Höhe ein Dutzend großer Steinblöcke. „Hier hat Chriſtus", ſagte mein Cicerone von Nazareth, „mit wenigen Broden und Fiſchen fünftauſend Mann geſpeiſet." Während ich ſtill hielt, hob mein Roß den Fuß ſo ſtark, daß es meine hinabhängende Kürbisflaſche zerſchlug, und aller Branntewein auslief, den ich in Tiberias von einem Juden um theuern Preis als ſchwer verbotene Waare, erhandelt hatte. Ein in dieſem Lande für mich unerſetzlicher Verluſt! Die Zeiten der Wunder waren vorbei. Ich ritt

traurig weiter. Der Führer zeigte mir seitwärts ein Städtchen auf der Höhe, Bethulia, von wannen man das köstliche Obst nach Tabarieh bringt.

Durch die Ebene von Zabulon, wo viele und schöne Baumwollenpflanzungen waren (die Baumwollengesträuche hier und in Syrien sind kaum zwei Schuh hoch vom Boden), kamen wir durch die Ortschaften Lubi und Thoran nach dem Dorfe Kana, berühmt durch die Hochzeit. Die Andacht der spätern morgenländischen Kaiser hatte das Hochzeithaus, wo einst Wasser in Wein verwandelt worden war, zu einer Kirche umgeschaffen. Jetzt aber gebrauchen die Araber die Kirche zum Stall für ihr Vieh. So ändern die Dinge. Man ließ mich auch noch das Haus des heiligen Bartholomäus sehen, woran nichts zu sehen war, und einen Brunnen mit steinernem Wasserbehälter, der bei den Arabern in großer Verehrung steht, aber ich konnte nicht erfahren, warum. Von hier nahm ich meine Richtung durch das große Dorf Nazéni nach Nazareth zurück, wo ich bei Sonnenuntergang wieder eintraf.

Kühn gemacht durch diesen glücklichen Ausflug, ließ ich mich durch die wiederholten Abmahnungen der guten Geistlichen nicht mehr abhalten, und machte mich schon folgendes Tages auf den Zug nach Jerusalem.

Auf einem abschüssigen, steinigen Wege gelangt man in die Ebene von Esdrelon. Als wir da den Weg gen Naplun eingeschlagen hatten, wo sich die Straßen scheiden, erzählte mir Mighail, daß vor Kurzem ein Ritterzug von vierzehn Geistlichen sich hier über die Wahl des Weges entzweit habe, ungeachtet beide Straßen nach Jerusalem führen. Ihrer acht, nebst einem für die Kirche des heiligen Grabes bestimmten goldenen Kelch, ritten links, sechs rechts. Die erstern wurden von Arabern überfallen und auseinander gesprengt. Der Kelchträger verlor das Kleinod sammt dem Leben.

Durch Sulam, ein Dorf, kamen wir gegen Mittag in den Flecken Zerbing, auf einer Anhöhe. Der Schaiih, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, saß unter der Thür seines Hauses. Er ertheilte wohlberittenen Männern Befehle. Wie jeder seinen Brief empfing, flog er mit verhängtem Zügel davon. Mitten in seinen Geschäften nahm mich das arabische Haupt mit Höflichkeit auf. Man brachte mir eine geflochtene Matte, Pfeife und Kaffee, bald auch Kuchen, Honig und saure Milch. Der Schaiih war ein Mann von riesenhaftem Gliederbau. Wohl eine Stunde unterhielt ich mich mit dem Herkules; dann schied ich von ihm, und rief alle Gnaden des Propheten für so viel Gastfreundschaft auf ihn herab.

Am Ende eines weiten Blachfeldes erreichte ich auch mit dem Flecken Dschenning das Ende des Paschaliks von St. Jean d'Acre und des galiläischen Landes. Hier trat ich nun schon in den Paschalik von Damas und in das Land der Samariter, von deren weiland berühmter Barmherzigkeit ich mir nicht mehr viel versprach. Wir übernachteten bei einem maronitischen Priester, der mit Weib und Kindern als ein guter Bauer lebte und ein mit Vieh wohlversehenes Haus bewohnte. Ich verbrachte den Abend in seinem Baumgarten, wo ich treffliche Feigen aß; der Priester brachte mir Geflügel mit Reis zum Nachtessen. Doch ließ er's sich wohl zahlen.

Digitized by Google

Die Landſchaft, welche wir am folgenden Tage durchreiſeten, war bergig, doch ohne Reiz, trotz der vielen Oelbäume, die keine Landſchaft verſchönern. Jenſeits des unbedeutenden Dorfes Kabah wurden wir zum erſtenmal von herumſtreifenden Arabern beunruhigt. Wir ſpürten, daß wir nicht mehr im Paſchalik von St. Jean d'Acre waren. Doch bald erblickten wir die Feſtung Sannohr. Sie liegt auf dem Gipfel eines zuckerhutförmigen Berges, der ganz einzeln daſteht. Wir erreichten ſie zu Mittag. Die Werke ſind ſehr maſſiv, aber nach alter Bauart.

Man führte mich zum Beg von Sannohr. Er ſaß unter dem Schwibbogen ſeines Pallaſtes, mit Dienerſchaft umringt. Unter dem Gefolge bemerkte ich einige junge Knaben von ungemeiner Schönheit. Ihre weiße Haut und ihr Ton verriethen, daß ſie aus Georgien oder Mingrelien waren. Nachdem ich den Buyurdik des Beziers von Akka überreicht hatte, der mit lauter Stimme vorgeleſen ward, empfing mich der Beg mit dem üblichen Gruße: „Sei willkommen!“ und ließ mir Pfeife und Kaffee, dann Kuchen, ſaure Milch, Honig und weichgeſottene Eier bringen.

Ich hielt mich nicht länger als eine Stunde auf, und zog von dannen; erſt bergab, dann durch das Dorf Dſchiebba in ein unebenes, viel durchſchnittenes Land. Meinem Nazarener ward hier nicht wohl zu Muthe. Er erzählte mir Räubergeſchichten, während er mir im Hohlwege vorausritt. Plötzlich ſchrie er in ſchlechtem Italieniſch: „Stato, state forte, Signore, tutto pieno di Bedahoni maladetti!“ Sogleich ließ ich den Mukr ebenfalls vor mir herreiten, damit er nicht etwa Reißaus nehme. Auf der Höhe, wo Mighail vor uns hielt, ſahen wir ein Lager Beduinen zur Linken, und einige derſelben gegen uns ſprengen. Als dieſe noch hundert Schritte von uns waren, ſchrien ſie: „Schwoi!“ (Halt!)

Wir, die wir wohl wußten, man müſſe bei den Arabern Trotz mit Trotz zahlen, wenn man gut bei ihnen ſtehen wolle, ritten vorwärts und drückten Einer um den Andern die Flinten auf ſie ab. Sie räumten auf den Gruß ſchnell das Feld, und wir jagten im Galopp ſeitwärts der Horde hin, indem wir die Säbel ſchwangen und alle türkiſchen Flüche ausſtießen, die uns in den Sinn kamen, während die Araber ihrerſeits ein erſchreckliches Geſchrei erhoben, wie ſie immer pflegen, und ſchimpften: Osmanli Moſchtayib! Osmanli Moſchtayib! (Verfluchte Türken!) — Vielleicht hätte ich mich nicht ſo leicht aus dem Handel gezogen, wäre mein Gepäck nicht ſo unſcheinbar wie meine Tracht geweſen.

In Zeit einer Stunde wurden wir noch zweimal von Beduinen angeſprengt, die vermuthlich zu demſelben Lager gehörten. Aber ſobald wir die Flinten auf ſie anlegten und ihnen zuſchrien, lieſſen ſie uns ruhig ziehen. Indeſſen blieben wir immer ſchlagfertig, bis wir Nabluſe oder Nabolos vor uns hatten. Dieſe ſchöne Stadt liegt am Abhang einer lachenden Hügelreihe, die eine fruchtbare Ebene beherrſcht. Der Anblick war um ſo erquickender, je wüſter und unwirthlicher das Land geweſen, welches wir eben durchwandert hatten.

Um den Beg zu finden, der ausgegangen war, Arbeiten zu beſehen, die er in ſeinem Garten machen ließ, mußte ich mich bis an das andere Ende der Stadt begeben. Er ſaß auf

Digitized by Google

einem erhöhten Rasenplatze im Garten, unter einem Zelte. Auſſer seinen Dienern war ungefähr ein Dutzend Beduinenhäupter um ihn her. Ihre Lanzen hatten ſie der Reihe nach, wie ein Baumgeländer, aufgepflanzt. Ihre Roſſe weideten unverhindert in den Beeten. Der Beg von Naplun, ein ſtattlicher Herr, gebieteriſchen Anſehens, begrüßte mich mit vieler Höflichkeit, ließ mich ſitzen und mir Kaffee und Pfeife bringen Während der halben Stunde, die ich da blieb, betraf die Unterhaltung die letzten Ereigniſſe von Akka, Vermuthungen in Betreff des künftigen Paſcha und die Abentheuer des Tages, die ich beſtanden hatte. Er bemerkte mir, die künftige Tagreiſe dürfte wohl noch gefährlicher werden, und er würde mich nicht ohne Begleitung reiſen laſſen. Da ich meine guten Gründe hatte, eine ſolche Begleitung abzulehnen, gab er doch nicht nach, und ſagte, mein Buyurdik mache ihn gewiſſermaßen für meine Perſon, ſo lange ich auf ſeinem Gebiete ſei, verantwortlich.

Die arabiſchen Oberhäupter, die bei dieſer Unterredung links und rechts zuſammenkauernd auf der Matte ſaßen, beobachteten tiefes Schweigen, welches ſie nur dann und wann durch ein langes Gähnen oder durch ein nichtsſagendes „Iſch Allah!“ oder „Maſch Allah!“ (Gottlob!) unterbrachen, um doch ihre höfliche Aufmerkſamkeit zu bezeugen. Man ſah es dem Beg an, daß er ſich in der Geſellſchaft nicht gar behaglich fühlte, vielleicht auch, weil ein ganzes Lager Beduinen unter den Mauern ſeiner Stadt ſtand. Als ich fortging, ſagte er mir, ich ſolle ihn noch einmal im Serai nach dem Gebete Raſchab beſuchen. Ich hatte mich gleich bei meiner Ankunft zu Naplun, bei den Maroniten in eine Kapelle einquartiert, die an das Gebäude der Prieſter ſtieß. Den Mukr mit den Roſſen ſchickte ich zum Khan.

Napluſe, das Sichem des Alterthums, iſt für dieſes Land eine ſehr hübſche Stadt, die Straßen ſind ſehr gut gepflaſtert und nach der Schnur gebaut. Wie ich darin umherging, mich umzuſehen, war Alles wimmelnd voll von Beduinen, die, närriſcher Freude voll, tanzten, ſprangen und ſich neckend jagten. Aber Keiner erlaubte ſich auch nur die geringſte Unart oder Ausſchweifung. Dieſer Umſtand brachte mir eine gewiſſe Achtung gegen die kriegeriſchen Nomaden bei, die ſonſt nicht den leiſeſten Anflug von Geſittung haben, und die doch hier gewiß nicht durch Furcht zurückgehalten wurden, weil ſie an Zahl ſowohl den Einwohnern als den Soldaten des Beg überlegen waren. Beſonders lebhaft ward es im Bazar, der Kaufmannsgüter aller Art zur Schau bot. Die Beduinen ſtanden da in dicken Haufen, allerlei Geräth und Sachen für ſich und ihre Pferde einzukaufen. Das gab ein Geſchrei, ein Geberden- und Händeſpiel bei jedem Handel, als ging es um Leben und Tod; — doch Alles blieb in freundlicher Ordnung.

Wie ich zur Kapelle zurückkam, brachten mir meine wirthlichen Maroniten das Nachteſſen ins Freie. Ein Dutzend Chriſten, Prieſter und Andere, fanden ſich nach und nach bei der Kapelle ein, ſetzten ſich da kauernd neben einander im Kreiſe nieder, und laſen dann Einer um den Andern aus einem dicken arabiſchen Folianten mit lauter Stimme, vermuthlich eine Heiligen-Legende. So bringen da die guten Leute ihr Abendſtündchen zu. Ich fand es doch etwas langweilig, und begab mich angewieſenermaßen ins Serai zum Beg. Das Gebäude iſt hoch,

weitläufig, in großen Formen gebaut. Ich mußte mich durch eine Menge Kriegsleute von allen Waffengattungen drängen (auch Beduinen bemerkte ich darunter). Ich fand den Beg in einer Art Gallerie, von vielen Lampen erleuchtet, beschäftigt, Befehle zu ertheilen. Ueberall ein in großes Gesurre von Stimmen, die von den hohen weiten Gewölben zurückschollen. Der Beg ordnete für mich eine Begleitung auf folgenden Tag an; nach einer Viertelstunde beurlaubte er mich.

Früh Morgens weckte mich vom benachbarten Minaret der Gesang Sebah. Bald hörte ich nun stark pochen gegen die Pforte von der Ringmauer der Kapelle, und Roßgetrappel und Stimmen. Es war das mir zugeordnete Geleit. Auch der Muk mit unsern Pferden erschien fast zu gleicher Zeit vom Khan. Abd-Allah, der Befehlshaber des bewaffneten Geleits, war ein schöner Greis, dem ein langer Bart ehrwürdiges Wesen gab. Er nahte sich gar höflich, Grüße vom Beg abstattend, und kurz vor Sonnenaufgang zogen wir durch's Jerusalem-Thor aus Nabluse ab.

Wie wir so an der Abhangshöhe des Hügels hintrabten, lag zu unsern Füßen die Ebene, und im Frühschein des Morgens das erwachte Lager der Beduinen. Ein wunderbares Schauspiel: kein Heer, aber auch kein friedliches Dorf, kein Kriegsleben, kein Marktplatz, aber Alles zugleich! Zelte und Hütten, wunderlich gestaltet, ohne Ordnung durcheinander; — um jedes derselben familienhaft Männer, Kinder, Weiber, Mädchen, auch Pferde, Kameele, um welche die Füllen und jungen Kameelchen Sprünge machten; — einzeln, her und hin, Krieger zu Pferd mit halbgesenkter Lanze sprengend; — in der Ferne kleine bewaffnete Schaaren ziehend. Ein großes, bewegliches Gemälde, wie von einer Völkerwanderung.

Indem wir vor einem zusammengefallenen Ziehbrunnen vorübertrabten, der mit Mauertrümmern umgeben war, raunte mir der Nazarener zu: „Der berühmte Brunnen der Samaritanerin!"

Der Anführer meines Geleits war entweder ein sehr geachteter oder gefürchteter Mann; denn die Landleute, wenn sie uns begegneten, schrien schon aus der Ferne, sobald sie ihn nur erkannten: „Sabam Obehr Abd-Allah!" und beeilten sich, den Zipfel seines Rockes zu küssen. Auf die Höhe von Syndschil, an den Grenzen des Bezirks Nabluse, angekommen, machten wir Halt. Menschen und Pferde erfrischten sich. Dann gab ich jedem der Reiter das übliche Geschenk und entließ das Geleit.

In der That wäre dies uns nie besser zu statten gekommen, als in der folgenden Stunde, in welcher wir eine endlose Feigenbaum-Pflanzung durchzogen. Wir befanden uns wie mitten in einem Walde. Die samaritanischen Araber schickten uns aus dem Dickicht von Zeit zu Zeit einen Schuß zu. Glücklicherweise waren sie elende Schützen. Ein einziger dieser Kerls machte sich uns sichtbar. Er kam gegen uns an mit funkelnden Augen und schäumendem Munde, als wäre er rasend. Ich ritt ihm ruhig entgegen, streckte ihm die linke Hand zu und griff mit der rechten zur Pistole, fest entschlossen, ihm den Garaus zu machen, um die Andern zu schrecken.

Digitized by Google

Er floh aber blitzschnell davon, und als er glaubte sicher zu sein, warf er uns Steine nach; vermuthlich hatte er keine Munition mehr. Inzwischen hörten in dem verwünschten Feigenwalde die Schüsse nicht auf, ohne daß wir sehen konnten, von wannen sie eigentlich fielen. Als wir endlich das Gebüsch hinter uns hatten, und an dem Dorfe Abrûd vorbeigekommen waren, bemerkte mir Mighail im Tone der vollsten Zufriedenheit, daß dies der letzte Ort von Samaria wäre.

Also traten wir nun in Judäa ein. Das Dorf El-Biri, auf einer geringen Anhöhe ziemlich angenehm gelegen, war das erste, zu dem wir gelangten. Aber erst in Ramalah, einem großen, meistens von Christen bewohnten Orte, beschlossen wir, mit Eintritt der Nacht, unsere starke, vierzehnstündige Tagreise. Unser Nachtlager nahmen wir im Hofe der Kirche, die mehr das Ansehen eines Stalles, als eines Gottestempels hatte. Der Schaith-el-Beled, der von meiner Ankunft benachrichtigt war, kam mit den Aeltesten des Dorfes, mich willkommen zu heißen. Es mochten ihrer Zwölf sein, die Einer hinter dem Andern vor mir vorbeigingen, grüßten und die Hand gaben, wie bei uns in den protestantischen Gegenden bei Leichenbegängnissen Sitte ist. Der Schaith versah mich mit einem Nachtessen, Reis und Gemüse durcheinander. Weil die Kirchhofmauer große Lücken hatte, blieben wir fast immer wach und auf unserer Hut. Auch begaben wir uns früh auf den Weg.

Vier Stunden lang ging es durch ein äusserst häßliches Land. Der steinige Boden hatte fast gar kein Pflanzengrün. Einige Einwohner des Landes, die sich ihrer Sicherheit wegen uns anschlossen, theilten unterwegs einige Hände voll Feigen mit uns. Die guten Leute hatten sie zu ihrem Frühstück mitgenommen, und wir machten daraus auch das unsrige.

Auf einer Höhe bei Schafad entdeckte ich die Kirchthürme und Minarets einer großen Stadt. Es war Jerusalem. „El Qhods-Sherif Marschallah!“ (Jerusalem, die heilige, Gott sei gelobt!) schrien alle meine Begleiter. Bald erschienen in ihrer ganzen Pracht der schöne Dom von Sabbara und vom heiligen Grabe.

Bei der Moschee des Propheten Dscherrah trank ich von dem Wasser, welches üblicher Weise der Derwisch reichte, und dafür das übliche Almosen nahm. Als wir zwanzig Schritte noch vom Damasker Thore waren, schlug mein Nazarener vor, lieber einen Umweg zu machen und durch das Thor von Ephraim zu gehen, um das Eintrittsgeld zu ersparen. Ich vermuthe aber, er mochte wohl andere Ursachen haben, dieses Thor zu meiden. Ich hatte mir die Stadtmauern Jerusalems immer sehr verfallen gedacht; nichts weniger sind sie, als das, sondern wohlunterhalten und stark.

Durch's ephraimische Thor gelangten wir also in die Stadt, durch eine enge Gasse zum Kloster St. Salvator. Es war zwei Stunden vor Mittag. Hier müssen alle arme Wallfahrter statutenmäßig drei Tage unentgeldlich beherbergt werden. Aber Gott sei den frommen Pilgern bei diesen eigennützigen und stolzen Cenobiten gnädig! Ich erfuhr es und ich sah es, wie elend und verächtlich die armen christlichen Reisenden von diesen Mönchen behandelt sind;

Digitized by Google

kaum würdigt man, ſie anzureden. — Mir hingegen kam ſogleich der Pater Guardian entgegen; bald kamen Andere, auch der zweite Drogman des heiligen Grabes, Alle ſehr geſchwätzig, Alle höflichſt grüßend: „Buon venuto, Signore!“ ſobald ſie wußten, ich ſei ein Ketzer. Folglich kam ich, nach ihrer Art zu ſchlieſſen, nicht aus Andacht, ſondern aus Neugier zum heiligen Grabe; folglich war ich einem Heiden gleich zu halten; folglich konnte ich ihnen zahlen. Der Vize-Generalprokurator war noch nicht ſichtbar, wie mir der Drogman ſagte, ohne daß ich ihn gefragt hatte. Und da er mir ein paarmal wiederholte, er glaube nicht, daß mich Pater Bayon Vormittags zu ſehen Zeit habe, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu erwiedern: ich ſei auch nicht gekommen nach Jeruſalem, um den Vize-Generalprokurator zu ſehen; man ſolle mir nur ein Zimmer anweiſen. Nichts ſchmiegſamer, als ein morgenländiſcher Chriſt! Der Drogman war ſogleich ſehr unterthänig, und wies mir das Zimmer. Es war eine ſchmutzige Zelle, mit einem Tiſche, einem wurmſtichigen Stuhl, einer Matrazze auf einer Art Hünerkäfigs, als Bette, ruhend. Eben ſo ekelhaft war das Mittageſſen; ich gab es meinem Nazarener.

Begleitet vom Drogman machte ich meine Aufwartung beim Meteli, und überreichte ihm den Buyurdik, der ihm befahl, die Kirche des heiligen Grabes ohne Entgeld für mich allein öffnen zu laſſen. Dieſer Kapidſchi-Paſcha des heiligen Grabes, der eben aus dem Bade gekommen war, behandelte mich ſehr gütig, beſtimmte ſogleich die Stunde der Kirchenöffnung nach dem Gebete Naſſar und ſetzte hinzu: „Ich werde ſelbſt kommen, die Ehre zu erweiſen!“

Indeſſen beſichtigte ich den mit Vorräthen und Waaren reich verſehenen Bazar, wo im dicken Volkshaufen ein Santon, oder türkiſcher Bettelmönch, ganz nackt hin und her lief und ſich mit geballten Fäuſten die Bruſt, aus übergroßer Frömmigkeit, zerſchlug. Ich kam in in die Via dolorata, wo die bekannten Leidensſtationen Chriſti immer durch einen umgeſtürzten Säulenſchaft bezeichnet waren, bei denen mir der Drogman jedesmal ſagte: „Ecco, e qui casco la prima volta, e qui casco la seconda volta“ u. ſ. w. Ich hatte es bald ſatt. Eben ſo wenig war an einem alten, zerfallenen, großen Gebäude zu ſehen, wo Pilatus gewohnt haben ſoll. Hingegen hatte ich aus einem der Fenſter unerwartet die ſchönſte Ausſicht auf den Haram, oder Beit-el-Moghaddes, gemeinlich Tempel Salomons genannt. Ich geſtehe, Bewunderung durchdrang mich beim Anblick dieſes Prachtwerks des Islamismus, und beſonders der beiden Hauptgebäude, El Sahhara und der Moſchee El Akſa.

Nach dem Gebet Naſſar verfügte ich mich zur Kirche des heiligen Grabes. Schon erwartete mich der Vize-Generalprokurator, dem ich nun meine Ehrfurcht bezeugte. Dieſer Pater Bayon (der für einen ſehr ſtolzen Mann gilt) ſchien mir aufgeklärter, als ich es von einem Spanier oder einem Manne ſeines Berufs erwarten konnte. Als ich von der heiligen Flamme ſprach, die an einem gewiſſen Tage des Jahres, an dem deswegen Tauſende von Pilgern nach Jeruſalem ſtrömen, aus dem heiligen Grabe hervorſteigen ſoll, verſetzte er lachend, er habe ſie noch nie geſehen, ob er gleich beim heiligen Grabe eben den Meßdienſt gehabt, wenn der Haufe der

Digitized by Google

Pilger ſchrie, das Feuer ſei deutlich zu erkennen. Ob der kluge Mann das wohl einem gläubigen Katholiken ſo offenherzig geſagt haben würde?

Der Metueli, von allen ſeinen Kapidſchi's begleitet, erſchien nun ſelbſt. Bei hundert Chriſten von allerlei Konfeſſionen, die vernommen hatten, daß die Kirche dem Ueberbringer eines Buyurdik geöffnet werde, hatten ſich zugedrängt. Man ließ ungefähr ein Drittel hinzu; die Uebrigen wurden von den Kapidſchi's weggejagt.

Der Metueli und die Kapidſchi's lagerten ſich auf einen Divan, der links beim Eingang in der Kirche ſteht. Ich unterdeſſen beſah mir das Innere. Von dem Brande, der hier im Jahr 1811 einigen Schaden anrichtete, ſieht man keine Spur mehr. Weil ich gar keine örtliche Beſchreibungen, am wenigſten umſtändliche, liefern will, mögen auch jetzt ein paar Worte genügen. Die Kirche, dieſer anderthalbtauſendjährige Wallfahrtsort, iſt etwas unregelmäßig gebaut, aber weitläufig und prachtvoll Ich durchging die verſchiedenen Abtheilungen für Griechen, Armenier, Lateiner, Abeſſinier, Kophten und Maroniten, und kam endlich zum heiligen Grabe, im letzten der beiden Behälter, aus denen die das verehrte Denkmal umfaſſende Kapelle beſteht. Bekanntlich iſt's ein Sarkophag von weißem Marmor, über welchem beſtändig ein halbes Hundert Lampen brennen. Bevor ich in dies Allerheiligſte hineintrat, bat man mich, meine Dſchismien auszuziehen und barfuß hineinzugehen. Ein armeniſcher Prieſter, der eben den Dienſt hatte, beſprengte mich mit Roſenwaſſer; ich hingegen legte, der Uebung gemäß, ein Stück Geld zum Opfer auf den Sarkophag. Alle Vierteljahre wechſeln Prieſter von jeder Konfeſſion hier im Dienſte. Man ſchließt ſie ein. Die Nahrung reicht man ihnen durch einen Schieber in der Hauptkirchenpforte.

Man führte mich von da auf einer Reihe von Stiegen, zum Kriechen eingerichtet, zu Golgatha hinauf, — denn ſowohl das Grab, als die Stätte des Kreuzes, iſt von der ungeheuern Kirche umfangen. Droben hat wieder Alles das Anſehen einer eigenen Kapelle. Man erblickt darin zwar viel zum Kultus gehörigen Schmuck, aber durchaus keinen alterthümlichen Gegenſtand, durchaus nichts, was an die Begebenheit erinnert, welche dieſen Platz weltgeſchichtlich machte. Hingegen hinter einem Täfelwerk wies man mir eine Säule, an welcher der Erlöſer gegeiſſelt worden ſein ſoll. (Man denke an die Zerſtörung Jeruſalems, wo kein Stein auf dem andern blieb, wo die Stadt lange verödet und unbewohnt lag, — was für eine Säule mag man nach hundert und mehr Jahren dazu gewählt haben?) Im Getäfel war ein Loch, durch welches man einen Stab mit metallenem Knopf ſtecken und die Säule berühren konnte. Wozu eigentlich das alles, konnte ich mir nicht erklären. Indeſſen ſah ich die Gläubigen, die mich begleiteten, mit vieler Erbauung den Stab durch das Loch ſtecken, und dann ſich den Knopf auf das Auge drücken. Mich aber durchbebte auf dieſer Stätte, wo Chriſtus Jeſus vor beinahe zweitauſend Jahren blutete, um die Welt von den Banden der Finſterniß zu befreien, tiefe Wehmuth. Auf der Stätte, wo der Heiligſte für das Heiligſte blutete, trieben Prieſter ganz mechaniſch, ganz handwerksmäßig ihre Sache, und der rohe Aberglaube ſein Spiel!

Digitized by Google

Ich gab den Kapidschi's ein Geschenk, verließ die Kirche und ging zum Oelberg oder Dschebel-Thor. Immer begleitete mich der zweite Drogman und ein Janitschar, ob ich gleich meinen Nazarener mit mir hatte, der alle Oertlichkeiten wohl kannte. Allein ich mußte mir den Brauch wohl gefallen lassen, oder vielmehr den bettlerischen Unfug.

Als wir zum Berge kamen vor der Stadt, gingen wir an einem kleinen Stück eingehägten Landes vorbei, worin ein halbes Dutzend Oelbäume standen. „Das ist der Garten von Gethsemane," sagte der Drogman, „und ist das einzige Grundstück, welches das Kapitel zum heiligen Grabe in den Umgebungen Jerusalems besitzen darf." Ich riß die Augen auf. „Und wo denn liegt das Thal Josaphat?" fragte ich. — „Dort sehen Sie es!" erwiederte der Drogman. Ich glaubte, er wolle mich zum Narren haben, wie er mir eine längliche Eintiefung des Erdreichs längs der Stadtmauer wies, die ich allenfalls für einen alten Graben genommen haben würde. Und doch war dies nun das berühmte Thal Josaphat. Beweises genug dafür sind die vielen Grabsteine, mit denen es beladen ist; denn im Thal Josaphat begraben zu werden, ist der süßeste Trost der Juden.

In einer Viertelstunde ist man auf dem Gipfel des Oelbergs oder Hügels. Es wachsen da in der That ziemlich viel Oelbäume, die dem Hügel den Namen erhalten können. In einer zerfallenen Kapelle oder Moschee zeigte man mir in einer der Steinplatten, womit sie gepflastert gewesen war, eine viereckige Aushöhlung mit Abdruck von zwei Fußsohlen. „Die hat unser Herr Jesus Christus eingedrückt, als er gen Himmel fuhr!" sagten sie mir. — Lustwandelnd kam ich vom Oelberg auf einen angrenzenden Hügel, Haceldama, von gleicher Höhe, aber dürrerem Boden. Man hat die schönste Aussicht über Jerusalem und die Umgegend, ostwärts zum todten Meere und den Bergen Arabiens.

Auf dem Heimwege wollte man mir noch das Grabmal von Zacharias und Absalom am sogenannten Thal Josaphat zeigen; ich mochte es so wenig sehen, als das in der Nähe gelegene Dorf Siloë. Ich war schon von zuviel schönen Täuschungen zurückgebracht, und ermüdet. Auch wollte ich folgendes Tages noch Bethlehem, und sonst nichts mehr, sehen. Des gemeinen Wallfahrtsörter-Geprunks, dessen man überall in Europa genug hat, war ich herzlich satt.

Es war noch tiefe Nacht, als mich ein erschreckliches Gerassel und Geklapper aufschreckte, welches die weiten Korridore des Klosters durchlief. Bald darauf hörte ich im Innern des Gebäudes eine Glocke läuten. Weil aber meine Thür verschlossen war, meine Waffen in gutem Stande neben mir lagen, bekümmerte ich mich wenig um den Lärmen, und schlief wieder ein. Ich erfuhr nachher, daß es eine Klappermaschine gewesen, mit welcher man die Mönche zur Frühmette weckt.

Es ward mir gemeldet, Alles sei zur Abreise nach Bethlehem bereit. Ich stieg hinab, und fand nicht weniger als sechs gesattelte Pferde unter dem Schwibbogen des Klosters stehen. — „Für wen die Kavallerie da?" fragte ich. „Zu Ihrer Bedienung, Herr!" sagte der Drogman. Nicht nur sollte ich also meine eigenen Pferde im Stalle lassen und mich fremder bedienen,

ſondern auch eine Begleitung von vier müßigen Janitſcharen mitnehmen. Mich ärgerte die Wirthshauspreſſerei des Kloſters, aber ganz wollte ich ihr doch nicht entgehen. Ich nahm bloß einen Janitſcharen, den Drogman und meinen Nazarener mit, deſſen Familie in der Nähe von Bethlehem wohnte; die Andern ſchickte ich auf der Stelle heim.

Sobald man durch das Thor Beb-el-Chalil oder Ephraim iſt, geht es ſteil abwärts, um nachher, doch milder, wieder zu ſteigen. In weniger denn zwei Stunden waren wir zu Bethlehem oder Beit-el-Lam, das etwas hoch liegt. Der Weg dahin iſt nicht übel, aber das Land dürr, wie die ganze Umgegend Jeruſalems. Erſt bei dem großen Flecken Bethlehem wird die Landſchaft plötzlich fruchtbarer und lachender; beſonders ſind die Weinberge ſehr einträglich, die Trauben vorzüglich, und weil die Beeren eine dicke Haut haben, ſind ſie gut zum Verſenden. Auch bemerkt man den Wohlſtand der Einwohner an ihrer Reinlichkeit. Sie ſind faſt alle Chriſten, leben von Landarbeit und — im Geburtsorte des Welterlöſers! — vom Roſenkranzmachen. Denn Roſenkränze von hier gehen durch die ganze Chriſtenheit.

Die Mönche des Kloſters St. Katharina, insgeſammt Spanier oder Portugieſen, nahmen mich ſehr liebreich auf. Sie klagten, als ich ihre Kirche beſichtigen wollte, die übrigens nichts Merkwürdiges enthält, ſie ſei den Armeniern anheimgefallen. Die Klage der lateiniſchen Chriſten über das Umſichgreifen der armeniſchen Chriſten war im Orient ſehr allgemein. Den Muſelmännern ſind beide gleich verächtlich.

Die ſogenannte Grotte der Geburt liegt tiefer als die Kirche. Man gelangt durch eine Art Stolln dahin, der in den Felſen gehauen und mit Lampen und Heiligenbildern bunt behängt iſt. Der Mönch, welcher mir zum Cicerone diente, machte mich auf eine Art Felſenbank aufmerkſam, mit einer ſeltſamen Zwillingsvertiefung darin. „Sehen Sie,“ ſagte der Mönch ganz ernſthaft, „da ſaß der heilige Joſeph, als Maria entbunden ward, und ſo groß war ſeine Angſt, daß er die Vertiefung in den Stein drückte.“ — Ich ſah nicht mehr die Abkonterfeiung von St. Joſephs Geſäß an, ſondern den Mann, ob er mir nicht ins Geſicht lachen würde. „Oh!“ rief der gute Mönch, zeigte auf Joſephs Bild und hob die Augen empor: „Muy paciente, muy sapiente!“ — Die Grotte iſt finſter und eng, und mag vorzeiten eher ein Kerkerloch, als ein Viehſtall geweſen ſein.

Je mehr ich ſah, je weniger ſagte mir von Allem zu. Viel Geklingel mit Religion, wenig Religioſität im Geiſte Jeſu; viel Aberglauben und eben ſo viel Schlauheit, die daraus ihr wahres Handwerk macht; viel Bettelei, viel Prellerei, viel geſchmackloſe Verzerrung des Gottlich-Großen zu Puppenwerk, Alles wie an gemeinen Wallfahrtsorten in Europa. Am liebſten hätte ich in Jeruſalem den Tempel der Moslemim, El Haram, welcher ſo heilig wie der zu Mekka iſt, in ſeinem Innerſten geſehen; aber der Zutritt iſt jedem Nicht-Muſelmann durch das Geſetz unterſagt. Daſſelbe gelte, ſagte mir der Drogman, auch vom Schloſſe auf Sion, El Khallaa, ein wohlunterhaltenes, maſſives Werk, die heutige Zitadelle von Jeruſalem. Es liegt auf einer kleinen Erhöhung des Bodens, der man die Ehre erzeigt, ſie den Berg

Digitized by Google

Sion zu heißen. Der Dragman zeigte mir am Schloſſe eine ſehr hohe Terraſſe. „Sehen Sie,“ ſagte er, „da ſtand der König David, als er die Bathſeba belauſchte.“ Ich hätte dem Menſchen einen Stüber auf die Naſe geben mögen. Die armeniſche Kirche und Prieſterwohnung, die ich beſuchte, ſoll das Haus des Kaiphas geweſen ſein. Ein großer Stein darin ſoll einer von denen geweſen ſein, die vor das Grab Chriſti gewälzt waren. Doch genug von dieſen und ähnlichen Kindereien. Nichts von der St. Annenkirche und dem von der heiligen Helena geſtifteten Hoſpital, in welchem mir nichts wunderbarer ſchien, als daß man die Menge ungeheurer kupferner Wärmpfannen, die ſeit Jahrhunderten da auſſer Gebrauch ſind, noch ſeit Jahrhunderten zu nichts Beſſerm zu benutzen wußte.

(Der Beſchluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Geſchichtliche Erinnerungen und ſtaatsthümliche Betrachtungen. *)

Die Freiheit, welche im zwölften Jahrhundert in Italien neu zum Vorſchein gekommen war, verſchwand daſelbſt abermals im ſechszehnten, nach dem Falle des Freiſtaates von Florenz; die andern angeblichen Freiſtaaten, welche bis gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts fortbeſtanden, waren in die völligſte Oligarchie übergegangen, bei der kaum noch einige Formen vormaliger Freiheit und wenige Spuren der frühern Sprache bemerkbar blieben. Dieſes Schickſal theilten die Freiſtaaten von Venedig, Genua und Lucca. Die Republik San-Marino einzig nur ſchien mitten in dem unter das Sklavenjoch gebeugten Lande die Ueberreſte italieniſcher Freiheit geerbt und bewahrt zu haben. Sei es, daß die Kleinheit dieſes Freiſtaates dem Ehrgeize, wie der Fremden ſo der Nachbarn, zu geringfügig vorkam, oder daß Launen der Eroberer ihr zum Schutze gereichten: ſie blieb verſchont oder vernachläſſigt, und ſie hat alle andern überlebt.

Dieſes ungefähr war die ſtaatsthümliche Lage Italiens während der drei letzten Jahrhunderte. Immerhin jedoch bietet auch damals ſeine bürgerliche und ſeine Literatur-Geſchichte einige bemerkenswerthe Vorfälle dar, welche zeigen, daß die Liebe der Selbſtſtändigkeit und der Freiheit von Zeit zu Zeit unter den Italienern ſich Bahn zu öffnen gewußt hat. Die wiederholten und ſtets glücklichen Anſtrengungen, wodurch die Neapolitaner die Einführung der Inquiſition unter der ſpaniſchen Herrſchaft abzuwehren gewußt haben, ſind hiervon ein auffallender Beweis, ſo wie nicht minder auch der Widerſtand, welchen der Herzog von Seſſa in der nämlichen Sache

*) Im Auszug aus: L'Italie au dix-neuvième siècle, ou de la nécessité d'accorder, en Italie, le pouvoir avec la liberté. A Paris, chez *Dufart*. 1821. in-8.

Digitized by Google

zu Mailand im Jahr 1563 erfahren hat. Die gleiche staatsthümliche und religiöse Unabhängigkeit machte glänzender noch der Freistaat Venedig gegen Paul V geltend, und Paolo Sarpi schrieb damals die berühmten Bücher, worin er die Rechte der Völker gegen Roms Eingriffe und Anmaßungen vertheidigt hat.

Auch reinpolitische Bewegungen waren bald anfangs des sechszehnten Jahrhunderts in verschiedenen andern Landschaften Italiens zum Ausbruche gekommen. Der Pater Campanella, leicht der beste Kopf, welchen damals Italien besaß, hatte eine große Umwälzung vorbereitet, die das spanische Joch abwerfen und Kalabrien zum Freistaate erheben sollte. Unter seinen Anhängern befanden sich eine große Zahl Geistlicher, Edelleute und Gelehrte; durch Schriften und Predigten hatte er vollends den bessern Theil für seine Plane gewonnen, und wenig fehlte, so wären diese zur Ausführung gekommen. Masaniello's Beginnen war glücklicher und außerordentlicher. Aehnliche Auftritte haben späterhin in Palermo, Messina und anderswo mehr statt gefunden, und nirgendwo fehlte es an eben so aufgeklärten als entschlossenen Männern, welche durch Reden und Schriften die Interessen des Volkes zu vertheidigen bereit waren. Ein einziger Vorfall dieser Art ward im achtzehnten Jahrhundert gesehen, als 1746 die Oesterreicher aus Genua vertrieben wurden. Diese seltenen Ereignisse alle aber waren gleichsam nur vorübergehende Träume des Todtenschlafes, worin die Italiener überhaupt versunken lagen.

Aehnliche Schlafsucht hatte meist auch die Gelehrten des Landes befallen, wenn gleich ihre Zahl beträchtlich vermehrt war. Seit den Medicis die Freiheit von Florenz zu zerstören gelungen war, hatten, während der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, verschiedene Schriftsteller der Hoffnung, die Rechte und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes neu geltend zu machen, nicht entsagt. Die Werke von Machiavelli, von Giannotti, von Michele Bruto und der meisten florentinischen Geschichtschreiber müssen als Lehrbücher der Staatskunst und der Freiheit betrachtet werden. Uberto Foglietta hatte in gleichem Geiste für Genua's Freiheit, Gaspare Contarini und Paolo Paruta für die Freiheit von Venedig geschrieben.

Wie klein an Zahl und wie gering im Erfolg ihre Werke auch geblieben sind, immerhin beschäftigte man sich damals noch mit diesen wichtigen Vorwürfen, wogegen im darauf folgenden Jahrhundert auch nicht ein einziger Schriftsteller sich mit moralischen und politischen Wissenschaften befaßt hat. Diese waren, so zu sagen, aus ganz Italien verwiesen, oder es wurden allenfalls mit ihrem Namen gewisse schlecht verstandene und noch schlechter durch Theologen ausgelegte Lehrsätze des Plato und Aristoteles belegt. Einzelne Stellen italienischer Dichter einzig noch schienen die unglücklichen Schicksale ihres Vaterlandes zu beklagen; und obgleich es bei Dichtern eine nur allzugewöhnliche Erscheinung ist, daß sie wechselweise die Freiheit und die Sklaverei, heute den Brutus und morgen den Cäsar verherrlichen, so gibt es unter den jenem Zeitraume Angehörigen jedoch solche, die sich mit einer Stärke ausdrücken, welche man geneigt ist, auf Rechnung eines reinern Gefühles zu bringen. Als Belege können die Verse von Gui-

Digitized by Google

Viceloni und Luigi Alemanni, ſo wie mehrere Canzoni von Vincenzio Filicaja, dienen, vor allen aus ſein Sonnet, welches jeder ächte Italiener auswendig weiß:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte, etc.

Es hält ſchwer, beim Anhören oder Wiederholen deſſelben nicht über das Unglück des Vaterlandes in Thränen zu zerflieſſen.

Nach langem Zwiſchenraume iſt der Erſte, welcher im politiſchen Fache ſich wieder ausgezeichnet hat, Gianvincenzo Gravina, berühmt durch ſein jetzt noch leſenswerthes Werk über die Quellen des Rechts, woraus Montesquieu manche Idee für ſeinen Geiſt der Geſetze ſchöpfte, und worin ſich hinwieder auch jene Grundſätze des Geſellſchafts-Vertrages finden, welche J. J Rouſſeau nachher ſo ſehr übertrieben hat. Innig vertraut mit den Alten, hatte Gravina über Menſchenrechte, über Staatsgewalten, über den Urſprung und die Natur der Geſetze ſich die richtigſten Begriffe gebildet; die Unabhängigkeit und Freiheit des alt. Roms waren bei ihm dermaßen eigenthümlich gewordene Vorſtellungen, daß er Ueberreſte davon auch im neuen Rom wahrzunehmen glaubte, und der Meinung war, es habe die Stadt ihre Freiheit nie völlig eingebüßt. Dieſen Gedanken hat er in dem Buche: *de imperio romano*, ausgeführt, das zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erſchienen iſt, unter ſeinen Zeitgenoſſen Staunen erregt hat, und ſie auch vollends beſchämen mußte, durch die Erinnerung ihres vormaligen Zuſtandes gegenüber den jetzigen Verhältniſſen. In einer andern Schrift: *de romano imperio germanorum*, wollte Gravina die anmaßlichen Rechte der Fremden auf Italien würdigen. Er hoffte die Lage des Vaterlandes dadurch zu beſſern, daß er ſeinen Mitbürgern einen Theil der Quellen ihres Mißgeſchickes kund machte. Wir kennen indeß nur den Entwurf des Buches, indem daſſelbe nicht iſt bekannt gemacht, vielleicht überall nicht iſt geſchrieben worden, was zu jener Zeit, bei der Kühnheit der Ideen des Verfaſſers, in der That ein Wageſtück geweſen wäre. Ein Zeugniß über Gravina's Grundſätze und Denkungsart findet ſich noch in den von ihm verfaßten Geſetzen der Akademie der Arkadier in Rom, wobei er nicht nur die Schreibart der zwölf Tafeln bewundernswerth nachgeahmt, ſondern auch den Geiſt der Demokratie eingeführt hat, welchen er in Verbindung mit ſeinen Anhängern und mittels einer Art Umwälzung geltend machte, durch welche die Akademie in zwei große Hälften zerfiel. Man möchte ſagen, er habe am Parnaſſe verſucht, was ihm in Italien zu unternehmen nicht möglich war.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Moralphiloſophie in den Gefilden Italiens ungefähr die nämlichr Richtung genommen, wie in den übrigen geſittigten Ländern des Welttheils. Man will hier nur einiger der vorzüglichſten Männer gedenken, die durch ihre Schriften ſich um die Verbreitung ſittlicher und ſtaatsthümlicher Lehren verdient gemacht haben.

Antonio Genoveſi war unſtreitig einer der Erſten, welcher ſeine Mitbürger durch Bekanntmachung nützlicher Fortſchritte der Wiſſenſchaften im Auslande, hinwieder ſelbſt auch auf die richtige Bahn geführt hat. Seine *Lezione d'economia civile* und vorzüglich auch ſeine *Diceosina*

enthalten die wichtigſten Lehrſätze der Moral und der Staatskunſt. Von da an begannen die gelehrten Männer Italiens ſich mit Handelsverkehr und Staatskunſt zu beſchäftigen. Bald hernach erſchien Beccaria's kleine Schrift über Verbrechen und Strafen, und die Theorie der Geſetzgebung erhielt neue Richtung und Schwung. Was Filangieri dafür geleiſtet hat, iſt zu bekannt und bedarf keiner nähern Erwähnung. Gleichzeitig haben Domenico Grimaldi in Neapel und der Präſident Carli in Mailand die Grundſätze J. J. Rouſſeau's über die Ungleichheit der Menſchen einer neuen philoſophiſchen Prüfung unterworfen, und Filippo Briganti hat eine eben ſo gründliche als ſcharfſinnige Prüfung der Syſteme, wie der Staatskunſt ſo des Staatshaushalts, geliefert; dieſe in ihrer Art vortrefflichen Schriften mögen ſattſam den Grad der Bildung bezeichnen, den ihre Verfaſſer erreicht hatten, und zu welchem ihre Landsleute anſtrebten.

Die politiſchen Verſuche von Mario Pagano betreffen wenig bekannt gewordene Theorien von G. B Vico, und enthalten Beiträge zur Geſchichte der Ausartung der Geſellſchaft, oder vielmehr der Zwingherrſchaft und der Knechtſchaft. Auf dem von Beccaria und Filangieri eröffneten Pfade fortſchreitend, hat Pagano das Rechtsverfahren in Strafſachen mit philoſophiſchem Geiſte beleuchtet, während hinwieder der Graf Verri und der Marquis Palmieri die Lehren des Staatshaushalts durch beachtenswerthe Schriften verbreitet haben. Was weiter und wie vieles in dieſem Fache durch italieniſche Schriftſteller geleiſtet worden iſt, mag am leichteſten und zuverläſſigſten aus der durch Herrn Cuſodi in Mailand veranſtalteten Sammlung der Schriften über den Staatshaushalt erſehen werden; eine ähnliche Sammlung der Werke über die Staatskunſt würde nicht minder befriedigende Ergebniſſe darbieten. Weil aber auf eine ſolche nicht hingewieſen werden kann, ſo ſei es vergönnt, der Werke zweier Geiſtlichen, des Pater Bonafede und Nicola Spedalieri's hier kürzlich zu gedenken. Dieſer, obgleich er unter den Augen des römiſchen Hofes ſchrieb, hat jedoch die der Zwingherrſchaft allezeit gefährliche Lehre von den Menſchenrechten darzuſtellen ſich nicht geſcheut. Der P. Bonafede ließ, während er Geiſt und Ehrgeiz zu vereinbaren ſtrebte, Lehrſätze durchblicken, welche die Grundlagen des kurpfälziſchen Völkerrechts erſchüttern konnten. Seine Schrift: *delle conquiste celebri*, ertheilt den Völkern große Lehren über das Recht des Stärkern und über die anmaßliche Legitimität ihrer Eroberungen. Auch des Abbé Ferdinand Galiani darf hier gedacht werden, welcher in einer gebotenen Schrift, über die Pflichten neutraler und kriegführender Fürſten, zwar den Hof nicht eben unzufrieden machen wollte, unter deſſen Schutz er ſtand, jedoch aber Lehrſätze vortrug, die den Philoſophen ungleich viel mehr als den Höfling andeuteten. Hinwieder iſt es der Ort hier, an die Fortſchritte zu erinnern, die das Lehrſyſtem der Janſeniſten gemacht hat, welche gleichſam an die Stelle der vormaligen Ghibellinen getreten ſind, und die, wenn ſie in theologiſcher Hinſicht keiner weitern Beachtung werth ſind, eine ſolche hingegen in politiſcher Hinſicht allerdings verdienen. Der römiſche Hof hat in Italien jederzeit Widerſacher gefunden, aller Vortheile unerachtet, welche er ſeinen Bewohnern anbieten konnte. Giannone

hatte in Neapel eine Schule geſtiftet oder vielmehr befeſtigt, worin die Zwingherrſchaft und die Anmaßungen jenes Hofes auf's freimüthigſte gewürdigt wurden. Der Geiſt dieſer Schule verbreitete ſich nach und nach über ganz Italien, und nie hat er ſich kräftiger zu Tage gelegt, als zur Zeit von Joſeph II und dem Großherzog Leopold. Toscana und die Lombardei vereinbarten ſich mit dem Königreich Neapel für die Vertheidigung der Freiheiten der Kirche und der Unabhängigkeit der Nationen. Die damals aufgeworfenen Fragen, die von allen Seiten zuſtrömenden Bücher und Schriften der Zola, der Tamburini, der Contini, des Verfaſſers der *Emende sincere*, der Conforti, der Scotti und insbeſondere auch Capocelatro's *), welcher bei dieſem Anlaſſe vielmehr als Philoſoph, denn als Biſchof auftrat, die Menge und das Anſehen der Männer des geiſtlichen wie des weltlichen Standes, welche die demokratiſchen Grundſätze des Evangeliums gegen die durch Dekretalien geheiligten Maximen der willkührlichen Gewalt der Päpſte vertheidigten, ſind eben ſo viele Zeugniſſe von der Bahn, welche das freie Denken auch in's kanoniſche Recht ſich geöffnet hatte. Man weiß aus Erfahrung, wie die Reformen in geiſtlichen Dingen allezeit ſtaatsthümliche Reformen vorbereitet und herbeigeführt haben.

Wenn bereits unter den vorhin aufgezählten berühmten Namen ſich einige befinden, welche Lebtlebenden angehören, ſo könnten der letztern, die in gleicher Reihe zu ſtehen verdienten, noch ſehr viele hinzugefügt werden; wer kennt nicht die Verdienſte von G. D. Romagnoſi um die Staats- und Strafrechtswiſſenſchaften, von Adiodato Reſti und Melchiore Gioia um Menſchen- und Staatshaushaltslehre, von Botta, Cuoco, Galdi, Angeloni, P. Roſſi, und vom Neſtor der neapolitaniſchen Philoſophen, Melchiore Delfico? Ihre Werke haben alle Zweige der moraliſchen und politiſchen Kenntniſſe mit philoſophiſchem Geiſte beleuchtet.

Neben dem Reichthum eigener Erzeugniſſe dieſes Faches verſäumen die Italiener auch keineswegs, ſich hinwieder vom Auslande Alles zuzueignen, was die Fortſchritte der Sittigung in Europa und unter den Zeitgenoſſen befördern hilft. Die Ueberſetzungen der Werke von Montesquieu Hume, Gibbon, Sismondi, Tracy, de Segur, und die große Sammlung der klaſſiſchen Metaphyſiker Europa's, zeugen ſattſam von dem vorherrſchenden Geſchmack und Geiſte der Italiener.

Es wäre leicht, noch ſehr viele andere Schriften aufzuzählen, deren Vorwürfe mit der Staatskunſt nichts zu thun haben, die aber dennoch für den aufmerkſamen Leſer merkwürdige Zeichen der Denkungsart ihrer Verfaſſer enthalten. Ueber Sprachen und Sprachlehre wird jetzt nicht mehr in Kunſt und Art der Varchi, Caſtelvetro und Muzio, hingegen aber nach Grundſätzen der Ideologen und Publiziſten verhandelt. Es wird die Sache der italieniſchen Sprache alſo betrieben, wie man eine Nationalangelegenheit betreiben würde, und die Rechte der übri-

*) Man vergleiche inſonderheit das Buch von Monſignor Capocelatro: *Su l'origine, progresso e decadenza del chiericato etc.*, und die *Monarchia de' Papi*, ein noch wichtigeres Werk, welches dem Marcello Scotti zugeſchrieben wird, der nach Mazzocchi in gelehrten Sprachen und Alterthümern die gründlichſten Kenntniſſe beſitzt.

gen Italiener werden gegen die ausschließlichen Anmaßungen der Akademiker der Crusca geltend gemacht. Die Werke von Monti, Particari und Niccolini können hiefür als Beweise dienen. Wenn neuerlich die romantische Gattung begünstigt worden ist, so liegt der Grund darin, daß dieselbe ihrerseits auch den Patriotismus und die Freiheit gewissermaßen zu begünstigen scheint, und die Grundsätze dieser neuen Schule sind es viel mehr, als ihre Erzeugnisse, die ihr Anhänger zu verschaffen geeignet sind. Das Buch des obgedachten Particari über Dante's Patriotismus, ein bloß gelehrtes Werk, hat viel Aufsehens unter den Italienern gemacht, weil sie darin die Vorzüge des Bürgers mehr noch als die des Schriftstellers zu finden glaubten. Ohne jetzt länger hierbei zu verweilen, darf kecklich gesagt werden, daß ungefähr alle vorzüglichen Literatur-Produkte, die in Italien über irgend einen Gegenstand erscheinen, diesen nämlichen Geist verkünden.

Auch soll man nicht etwa glauben, daß dieser Geist, wie vormals, in die enge Sphäre der Schriftsteller gebannt bleibe. Wenn schon etwas spät, ist doch auch in Italien die Verbindungsbrücke zwischen der wenig zahlreichen Klasse der Philosophen und der zahlreichen Volksklasse geöffnet. Das Licht der Vernunft breitet sich, von der einen zur andern übergehend, weiter aus. Die Zahl der Leser vermehrt sich täglich, wie aus der Menge neuer Angaben, welche einander schnell folgen, geschlossen werden kann. Die Abdrücke von Alfieri's Trauerspielen und von Casti's Erzählungen sind dermaßen vervielfältigt, daß man sagen darf, sie seien keinem Italiener, welcher lesen kann, unbekannt geblieben. Wer möchte aber die meisten Stücke des erstern, oder die *Animali parlanti* des letztern kennen, der nicht auch Sklaverei und Zwingherrschaft hassen sollte? Den Werken dieser zwei Dichter schliessen sich jene von Parini, von Ippolito Pindemonti, von Ugo Foscolo und Andern mehr an, durch welche seit einiger Zeit die italienischen Musen nochmals die Sprache der Freiheit und Sittigung zu reden gelernt haben.

Ein weiteres Zeugniß der Fortschritte des öffentlichen Unterrichts in Italien geht aus der großen Zahl neuerlich errichteter Schulen des wechselseitigen Unterrichts hervor, die sich in kurzer Zeit allgemein verbreitet haben, und die, was sehr bemerkenswerth ist, meist auch auf Kosten von Privaten sind errichtet worden. Lesekabinete und ähnliche Anstalten werden jetzt nicht selten in Dörfern, wo sie zuvor völlig unbekannt waren, angetroffen, zum Beweise eines immer steigenden Bedürfnisses des Lesens und des Unterrichts. Die Zahl der literarischen und politischen Zeitschriften ist größer als je. Sehr viele Italiener machen sich das Reisen und den Besuch der kultivirtesten Länder zur Pflicht, und es läßt sich denken, was für Eindrücke sie auf diesen Reisen erhalten und welche Kenntnisse sie mit sich nach Hause bringen.

Umstände und Verhältnisse können freilich wohl den Schwung, welchen dieser neue unter den Italienern rege gewordene Geist ankündigt, eine Zeit lang zurückhalten und lähmen; ihn aber vollends zu hemmen wäre ganz unmöglich. So lange dieses Volk, mit anderweitigen Dingen beschäftigt, die moralischen und politischen Wissenschaften gleichgültig behandelte, und die Verbesserung seines gesellschaftlichen Zustandes für unmöglich oder unwichtig ansah, ist

Digitized

ganz natürlich, daß es stillstehen bleiben, oder sogar Rückschritte machen mußte. Es konnte damals höchstens mit Thomas Morus von einem Utopien, oder von der Sonnenstadt mit dem P. Campanella träumen, oder zum Zeitvertreib mit Gravina, unter mehr oder weniger demokratischen Formen, die Ordnungen einer Akademie entwerfen. Nachdem sie aber einmal aus ihrem Todtenschlafe erwacht sind, und jene seit Langem her vernachlässigten Wissenschaften sich eigen gemacht haben, darf man nun auch wohl mit Grund erwarten, die Italiener werden darin ähnliche Fortschritte machen, wie sie in den übrigen gethan haben. Ihr Genie, das sich fast in allen Fächern menschlicher Kenntnisse ausgezeichnet hat und in allen Künsten glänzend hervorragte, wird nicht leicht zurückbleiben in einem Fache des Wissens, das die lebhafteste Theilnahme rege macht, und worin seine Altvordern eine so hohe Stufe des Ruhmes erreicht hatten. Die Vermuthung dürfte demnach auch nicht täuschen, daß, nach der Rückkehr auf die allzulange vernachlässigte Bahn, die Staatswissenschaften unter ihnen bald mit dem nämlichen Erfolge mögen bearbeitet werden, welcher den Dante, Ariosto und Tasso in der Dichtkunst, den Galilei, Borelli und Porta in der Naturlehre und Meßkunst, den Michel Angelo, Raphael, Palladio und Canova in den schönen Künsten ihre hohe Auszeichnung verschafft hat.

Verhältnisse, an die man hier nicht weiter erinnern will, hatten die Lombardei, den Einfall der Franzosen und ihre Besitznahme des Landes zu begünstigen vermocht; reiner und kräftiger hat sich der Gemeingeist der Lombarden späterhin in dem Widerstande gegen die französische Zwingherrschaft zu Tage gelegt. Das Königreich Italien ward über den Trümmern des cisalpinischen Freistaates aufgeführt, welcher an die Stelle des venezianischen treten sollte. Die Italiener werden allezeit in dankbarem Gedächtnisse behalten, daß Napoleon diesem neuen Staate mehrere Landschaften Italiens vereinbart hat; daß er ihm, mit einem Namen, woran sich höhere Aussichten knüpften, den Glanz eines Hofes, ein durch Inländer bestelltes Ministerium, dabei auch eine gewisse Selbstständigkeit und solche Formen ertheilt hat, welche dem Königreich ein eigenthümliches und beinahe völlig nationelles Ansehen verliehen. In kurzer Zeit ward ihm hinwieder auch der Besitz einer Militärmacht und, was noch wichtiger ist, ein Bürgersinn zu Theil, der, was dem Vaterlande mangelte, zu erkennen und dasselbe zu erringen strebte. So geschah, daß der scheinbaren Selbstständigkeit und der mancherlei Wohlthaten ungeachtet, deren Werth die Lombarden nicht mißkannten, dennoch der wirkliche Einfluß fremder Zwingherrschaft ihnen mehr und mehr unerträglich, und ihr Verlangen nach dem Besitze eines Gutes, das ihnen völlig entzogen war, gesteigert wurde.

Passarini's unglückliche Verschwörung, welcher die Grundsätze und Tugenden dieses Pfarrers Gewicht verliehen, und die das fremde Joch abwerfen sollte, mußte unter seinen Mitbürgern die Ueberzeugung verbreiten, daß sich wieder unabhängig zu machen, so lange Napoleons Macht bestände, wohl schwerlich gelingen dürfte. Sobald hingegen sein Sturz wahrscheinlich zu werden begann, erwachten auch ihre Hoffnungen um so lebhafter, als die Fürsten,

Digitized by Google

den Enthusiasmus der Völker unterstützt, mit feierlichen Zusagen, ihnen jenes staatsthümliche Dasein verheißen hatten, wofür sie kämpften. Die Lombarden, durch zahlreiche Kundmachungen, eine vielversprechender als die andere, verführt, überließen sich der Hoffnung, ihre schönsten Aussichten unter der Herrschaft eines einheimischen Fürsten, den die Mächte gutheißen würden, zu erreichen.

Es wäre überflüssig, jener Ereignisse in Mailand zu gedenken, zur Zeit, wo ein Theil des Senats den Prinzen Eugen als König von Italien ernannt zu sehen wünschte, und die den Mord des unglücklichen Ministers Prina herbeiführten. Wenn die damalige Bewegung das Werk der Privatrache und des gegen den Prinzen Eugen gerichteten Hasses einer Volksklasse gewesen ist, so ward derselben durch eine zahlreichere und über die gemeinsamen Bedürfnisse des Vaterlandes besser unterrichtete Klasse auch bald wieder Einhalt gethan, oder vielmehr eine edlere und vaterländischere Richtung gegeben.

Die geheimen Gesellschaften in Mailand, von denen die übrigen im ganzen Königreiche mehr und minder geleitet wurden, standen zwar scheinbar unter dem Schutze der Regierung; sie nährten aber nichtsdestominder einen steten Geist des Widerstandes, und den Anhängern der Zwingherrschaft mochte es nie gelingen, den Geist der Unabhängigkeit zu ersticken, welchen die guten Bürger vielmehr überall, wo ihr Einfluß hinreichen konnte, zu verbreiten sich angelegen sein ließen. Je die vorzüglichsten und einsichtigsten Männer Italiens waren damals in diesen Gesellschaften versammelt, in denen der Wunsch und die Hoffnung einer Vereinbarung der italienischen Landschaften, so wie einer ihren Bedürfnissen und ihrer Kultur entsprechenden Verfassung, von Tag zu Tag unterhalten und genährt ward. Die italienischen Freimaurer, von den übrigen völlig verschieden, benutzten die scheinbare Gunst der Regierung zur weitern Verbreitung ihrer Lehren, welche auch da sogar, wo sie ihren Beschützer zu bedrohen scheinen konnten, sich Bahn öffneten. Als die Meinung sattsam vorbereitet war, dachte man auf Einleitung und Benutzung günstiger Gelegenheiten.

Eine Zeit lang waren die Hoffnungen auf Murat gerichtet gewesen; allein dieser in seinen Grundsätzen schwankende und in seinem Betragen unstete Fürst verlor vollends alles Zutrauen der Italiener in dem nämlichen Augenblicke, wo er am entschlossensten schien, ihre Sache unterstützen zu wollen. Die mailändischen Patrioten wandten sich hierauf an Bentinck. Seine den Sizilianern gegebene Verfassung, und mehr noch sein zu Livorno 1814 im Namen seiner Nation, und demnach auch im Namen aller verbündeten Mächte, an die Italiener gerichteter Aufruf, ließen glauben, er würde die Absichten und Anstrengungen der Lombarden bei dieser Gelegenheit unterstützen. Eine durch den General Nugent in Piacenza anerkannte Abordnung verfügte sich nach Genua und überreichte an Bentinck die Vorstellung des beinahe ganzen Handelsstandes von Mailand. Kurz nachher brachte ihm eine zweite Abordnung eine noch ausführlichere, von fast allen Häuptern der reichsten und angesehensten Familien unterzeichnete Vorstellung, welche sich von den europäischen Mächten eine Verfassung und einen wirklich unab-

Digitized by Google

hängigen Fürſten erbaten. Dieſe Umſtände ſind vielleicht wenig bekannt geworden. Sie ſind aber völlig zuverläſſig. Bentinck hat die beglaubigten Urkunden alle dem Kongreſſe in Paris überſandt, und dem öſterreichiſchen Kaiſer mußten die geheimen Wünſche der Lombarden zuvor ſchon und früher bekannt ſein, als ebendieſelben im Namen der Nation, durch eine feierliche Abordnung, eröffnet wurden.

Es könnten leicht ähnliche Zwiſchenvorfälle mehr, welche alle vom gleichen Geiſte ausgingen, hier erwähnt werden. Die von der öſterreichiſchen Regierung ſpäterhin getroffenen Maasnahmen beweiſen jedoch für ſich allein ſchon am allerbeſten, daß dieſelbe von der Wahrheit alles oben Geſagten völlig überzeugt war. Sie hielt es für nothwendig, die ſchöne italieniſche Armee, welche mit der franzöſiſchen Schritt gehalten hatte, aufzulöſen und ihre Ueberreſte in die deutſchen Provinzen zu vertheilen; mehrere durch Geburt oder Kenntniſſe ausgezeichnete Bürger unter Aufſicht zu ſtellen und zu beſtrafen; den Druck und Umlauf verſchiedener auf politiſche Gegenſtände Bezug habender Schriften zu hemmen; die Verbreitung des *Conciliatore* zu hindern, einer Zeitſchrift, welche freiſinnige Grundſätze in den ſchönen Künſten geltend machte, und die Beſorgniß ihrer Anwendung auch auf andere Zweige menſchlicher Kenntniſſe wecken konnte; gegen die Carbonari Todesſtrafe zu verhängen, und hiermit das Daſein dieſer Sekte, oder ihres Geiſtes vielmehr, im lombardiſch-venezianiſchen Königreiche einzugeſtehen; und endlich die Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts zu verfolgen, woraus gefolgert werden könnte, daß die Ergebniſſe der Bildung und Aufklärung mehr geſcheut werden, als diejenigen der Unwiſſenheit und Rohheit. Es ſollen dieſe politiſchen Maasnahmen indeß hier keineswegs gewürdigt, ſondern einzig nur als Merkmale und Zeichen einer Stimmung angeführt werden, welche die Regierung veranlaſſen konnte, die Lombarden ſorgſam zu bewachen, um ſie in Schranken zu halten.

Genua's Schickſale waren noch ſeltſamer, als die der Lombardei, bei gleichartigen Hoffnungen, Furcht und Mißgeſchick. Der Freiſtaat iſt von der Demokratie zur Ariſtokratie, von der Unabhängigkeit zur Knechtſchaft übergegangen. Früher eine Provinz des franzöſiſchen Reiches, iſt er gegenwärtig eine Provinz von Piemont geworden, und einem Staate einverleibt, welcher ſeinen Einwohnern um ihres Vortheils willen und aus langer Gewöhnung verhaßt war. Man erkennt hierin eine Wiederholung der gleichzeitig im Norden ſtatt gehabten Erſcheinung der Vereinbarung Belgiens mit Holland. Der letztern haben die Niederländer doch immerhin eine freiſinnige Verfaſſung zu verdanken; den Genueſern hingegen muß ihr nunmehriges Verhältniß um ſo drückender und empfindlicher ſein, als ſie die wiedererlangte Freiheit eben ſo wenig vergeſſen, als ſich über deren Verluſt durch Handelsvortheile troſten können. Es müſſen jene edeln und kühnen Verwahrungen allezeit ihrem Gedächtniſſe vorſchweben, die durch ihre Abgeordneten im Angeſicht von ganz Europa gethan worden ſind, daß weder die Begründtheit ihrer Klagen mißkennen, noch ihrem Unglück ſeine Theilnahme verſagen konnte. Es iſt unmöglich, daß die Genueſer mit ihrer Lage zufrieden ſein können. Mit

Digitized by Google

wie ſchonenden Rückſichten immerhin auch die ſardiniſche Regierung ihre neuen Unterthanen behandeln und wie viele Wohlthaten ſie ihnen erzeigen mag: ſie wird nicht vermögen, das Gedächtniß des vormaligen Zuſtandes bei ihnen auszutilgen, noch die Hoffnung und den Wunſch, jenen entweder herzuſtellen, oder ihre jetzige mit einer paſſendern Vereinbarung zu vertauſchen.

Das Großherzogthum Toscana, der ruhigſte und in mancher Hinſicht ziviliſirteſte Theil von Italien, ſcheint ſich bei den jüngſten politiſchen Veränderungen am unbefangenſten und faſt gleichgültig gezeigt zu haben. So wie er der letzte geweſen iſt, der ſeine Freiheit einbüßte, ſcheint er auch der letzte an ihre Wiedererlangung zu denken. Es iſt dieſe Art politiſcher Apathie aus der Mäßigung und Billigkeit erklärt worden, womit ſeine Fürſten die Herrſchaft geübt haben: die Einwohner wußten ihr Glück zu ſchätzen, und verlangten keinen Zuwachs deſſelben. Andere hinwieder wollten den Grund jener Gattung Kaltſinnes vielmehr in dem Mangel der Kenntniſſe ſuchen, durch die allein unbefriedigte Bedürfniſſe den Völkern fühlbar werden. Jene Art der Sittigung ſelbſt auch, wodurch die Bewohner von Toscana ſich vor den übrigen Italienern auszeichnen, konnte, glaubt man, ſie hinwieder friedſamer machen oder wenigſtens ihren Karakter mildern. Man könnte, wie mitunter bemerkt worden iſt, vollends glauben, es ſei der Geiſt des Dante, Petrarca, Machiavelli, Capponi, Strozzi .... für den Toscaner einzig noch ein Vorwurf eiteln Geſchichtruhms.

Dieſe Meinung dürfte jedoch weder unparteiiſch noch richtig ſein, und eine nähere Kenntniß des Landes müßte ſeine Bewohner vermuthlich ganz anders darſtellen. Alfieri, welcher unſtreitig einer der eifrigſten Freunde und Beförderer der Freiheit Italiens geweſen iſt, hat durch ſeine Anſiedlung in Toscana dargethan, daß er daſelbſt Leute fand, mit denen er ſich nicht allein in ſeiner ſchönen Sprache vervollkommen konnte, ſondern die hinwieder auch ſeine Grundſätze und Arbeiten zu würdigen im Stande waren. Die Toscaner ihrerſeits ſind ſtolz auf die Vorliebe, welche Alfieri ihnen erzeigt hat. Sie bezeichnen, bewundern und preiſen ihn als einen der größten Männer, die ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen. Trotz allen Anſtrengungen Carmignani's, welcher lieber der Zwingherrſchaft ſeiner Zeit, als der dramatiſchen Kunſt huldigen wollte, und trotz den wiederholten Angriffen einiger Piemonteſer auf den in Alfieri's Trauerſpielen waltenden politiſchen Karakter *), haben die Toscaner jedoch beharrlich die Sache dieſes großen Dichters als die gemeinſame Sache Italiens vertheidigt, und es darf dieſe Art von nationalem Enthuſiasmus als ein beachtenswerthes Zeugniß für den Geiſt dieſes

*) Herr Carmignani, Profeſſor in Piſa, hat zuerſt gegen Alfieri's Trauerſpiele geſchrieben; ſeither erneuerten zwei Piemonteſer, der Marquis de Barolo und kürzlich der Graf Napione, den nämlichen Angriff auf die Aſche des großen Dichters. Man vergleiche hierüber einen umſtändlichen Aufſatz in der *Revue encyclopédique*, *T.* 3, *p.* 202.

Digitized by Google

Volkes gelten. In ſeiner alten Literatur lebt nebenbei ein ſolcher Geiſt der Unabhängigkeit und Freiheit, daß ihr gar nicht vernachläſſigtes Studium unmöglich einen andern als wohlthätigen Einfluß haben kann. Darum möchte es dann wohl auch ein großes Unrecht oder ein ſeltſamer Irrthum ſein, wenn Toscana's Bewohner für minder aufgeklärt, als die der übrigen italieniſchen Staaten, angeſehen würden.

Dem römiſchen Hofe, welcher der Herrſchaft des Aberglaubens die einſtmalige Höhe ſeiner Macht und ſeinen Glanz verdankte, kann jene jetzt nicht mehr wie vormals zur feſten Stütze dienen, und ſein Fortbeſtand beruht weniger auf eigener Kraft, als auf der Macht der Gewohnheit und der Achtung für das Althergebrachte. Es gibt keine andere Regierung, deren Verhältniß zur Meinung ſo ſchwankend und unſicher erſcheint. Die Erinnerungen des alten Roms erneuern ſich täglich; im Modernen verweilt man gern bei den denkwürdigen Zeitpunkten der Porcari, der Arnold von Breſcia, der Cola Rienzi; und die jetztlebenden Römer fangen an, das Erniedrigende eines Prieſterregiments zu fühlen, das weder ihren innern Wohlſtand noch ihre Unabhängigkeit von Auſſen zu ſichern vermag.

Einige Provinzen des Kirchenſtaates haben ſich vollends durch ihren ſelbſtſtändigen Geiſt ausgezeichnet. Bologna iſt zu bekannt, als daß der Stimmung und Neigung ſeiner Einwohner zu gedenken erforderlich wäre. Vielleicht hat keine andere Stadt Italiens die Erinnerung ihrer vormaligen Unabhängigkeit ſo kräftig unterhalten; verſchiedene unter franzöſiſcher Herrſchaft gemachte Anſchläge können hierfür zum Beweiſe dienen.

Auch die Marchen, nachdem ſie das franzöſiſche Joch unwillig getragen hatten, gaben Beweiſe von edeln Beſtrebungen für freiſinnige Einrichtungen. Die Sehnſucht nach Unabhängigkeit und Befreiung von der Herrſchaft der Kirche gährte bereits ſchon zu Murats Zeiten: mit mehr Feſtigkeit und folgerechtem Benehmen konnte er davon großen Vortheil ziehen. Unerachtet der Kühnheit ſeines letzten für Italiens Freiheit gewagten Verſuches und der damit verbundenen Gefahren, ward er von mehrern Städten, die ſich zu ſeinen Gunſten erklärt hatten, und von einer zahlreichen Partei, die nur Waffen verlangte, unterſtützt. Als ſeine Niederlage ſchon entſchieden war, und während ſeines Rückzuges, traten noch Schaaren von Landleuten auf, die, von einigen Pfarrern angeführt, Waffen für ſeine Unterſtützung begehrten. Man ſehe hierin nicht etwa das Werk der Regierung; der Einfluß der Regierung wird durch Gunſtbezeugungen und bei glücklichem Erfolge ausgeübt und gehandhabt; im Unglück und Mißgeſchick hört er von ſelbſt auf; es müſſen alsdann andere und beſſere Gründe die Völker in Thätigkeit ſetzen.

Die Carbonari-Sekte hatte ohne Zweifel ſchon damals ihre Verzweigungen in den Marchen; daß ſie ſpäterhin da verbreitet war, geht auch ſchon aus den Maasnahmen hervor, welche die Regierung, durch geiſtlichen und weltlichen Arm, gegen ſie zu treffen für nöthig erachtete.

Den zuverläſſigſten Beweis aber von der völligen im Kirchenſtaate eingetretenen Umwälzung kann der Geiſt evangeliſcher Mäßigung und bürgerlicher Duldſamkeit leiſten, welche die Regierung ſeit einigen Jahren in ihrem Benehmen befolgt hat. Ihre Verfolgungen ſind nicht mehr diejenigen von Paul IV, Pius IV, Paul V, Gregor XIII. Pius VII fand ſogar nöthig, ſeinen Unterthanen eine Art von Staats-Grundgeſetz zu geben *), das freilich ſeinem Titel wenig entſpricht, jedoch immerhin einige den Forderungen des Zeitgeiſtes angemeſſene Beſtimmungen enthält.

*) *Constitution donnée de sa propre volonté, par S. S. le pape Pie VII, aux états romains, le 6 Juillet* 1816. *Paris*, 1816. Gleichzeitig ſind auch Geiſt und Verfahren der Inquiſition gemildert worden.

Digitized by Google

Aus Alexander Autran's ungedrucktem Tagebuche ſeiner Reiſe von Odeſſa durch Syrien und Aegypten im Jahr 1819.

(Beſchluß.)

Die angenehmſten Stunden habe ich im Kloſter der Armenier gehabt. Dies weitläufige Gebäu, bequem und groß genug, dreitauſend Pilger zu beherbergen, bildet durch ſeine ungemeine Reinlichkeit in allen Dingen den vollen Gegenſatz zu dem wüſten, unflätigen Weſen des Kloſters St. Salvator, in welches mich mein Unſtern geworfen hatte. In der armeniſchen Kirche zum heil. Jakob wies man mir einen ausgehöhlten Stein, zur Bezeichnung der Stelle, wo das Haupt des Märtirers St Jakob gefallen ſei. Beſſer ſprach mich die Eigenthümlichkeit dieſer wie der übrigen armeniſchen Kirchen an, daß ſie mit Lambris von weißer Fayence, blau gemalt, ungefähr wie die ältern Kachelöfen in der Schweiz, belegt ſind. Es machte dies einen angenehmen Eindruck. Der Superior des armeniſchen Kloſters war mit mir gar umgänglich, ſobald er erfuhr, daß ich Chriſt ſei und vom Türken nichts als die Tracht habe. Vorher beobachtete er mich immer etwas ſcheu. Dieſe Armenier ſprechen übrigens ein reines Türkiſch, ſelbſt unter einander. Auch ihre Schrift, obgleich von der Linken zur Rechten mit armeniſchen Buchſtaben, ſoll, wie man mir ſagte, meiſtens in türkiſcher Sprache ſein.

Es war zuletzt ein recht fröhlicher Augenblick, als ich Jeruſalem und mein unſauberes Kloſter verlaſſen konnte. Im Kloſter aber ging es vorher ans Zahlen. Da hieß es, für das, was ich genoſſen, ein Geſchenk ad libitum, dann für den Drogman, und für den dienenden Bruder, und für den Janitſcharen, und für den Pförtner, und für den Koch u. ſ. w. Die Zudringlichkeit war ſchamlos, und Jeder machte bei der Gabe, die er empfing, noch ein ſauerſüßes Geſicht, als wollte er ſagen: ſo wenig hätte ich von einem Ketzer nicht erwartet; nein, ſo wenig ſchickt ſich für keinen Engländer zu geben!

So weit ich gereiſet bin, die müßigen reiſenden Engländer, welche andern ehrlichen L[illegible] in Wirthshäuſern Klöſtern u. dgl. mit ihrem Geldverſchwenden böſes Spiel machen — fr fand ich allenthalben Sie drängen ſich in Paris, treiben ſich in der Schweiz und Italien herum, geben in Aegypten und Griechenland wie in Nordamerika ſpazieren, und Kleinaſien iſt von ihnen voll. Dabei haben die meiſten derſelben die löbliche Gewohnheit ihre intereſſanten Namen an allen Wänden und Fenſtern zu verewigen. In meiner Zelle zu St. Salvator hatte ſich ein Capt. Theophilus Buttler 4 R. Dragoon Guards mit Reißblei an die Wand geſchrieben. Ich kannte alſo wenigſtens den Ehrenmann, deſſen Freigebigkeit mir ſo nachtheilig

geworden war. Der Schweizer reiſet, weil ihm ſein armes Felſenland nicht Brod genug geben kann; der Deutſche, weil es ihm daheim nicht gefällt, oder aus Lerndegier; der Franzoſe aus Eitelkeit; der Engländer, um Geld zu verthun. „Ein reicher Engländer!“ das Wort kennt man in allen Welttheilen, und ſpricht es doch, ohne ein Gefühl von höherer Achtung damit zu verbinden.

Genug, ich ließ die heilige Stadt hinter mir mit allen ihren Unheiligkeiten, und ſobald ich zwei Stunden von ihr entfernt war, trat ich auch in eine fruchtbarere Landſchaft, wo die Dörfer Khalunie und Kaskali in wohlbewäſſerten Fluren liegen. Unweit letzterm Orte begegneten wir Leuten mit einem Maulesel, auf welchem der blutige Leichnam eines friſchgetödteten Mannes lag. Er hatte eine breite Wunde in der Seite. Die Perſonen ſagten, der Getödtete ſei ein Mann aus Bethlehem, der von den Beduinen einen Lanzenſtich empfangen habe. Die Beduinen wären nicht weit.

Wirklich begegneten wir ihnen bald. Sie waren in kleiner Zahl, und ſchienen einem ganz andern Stamm und Schlage anzugehören, als ich deren bisher geſehen hatte. Sie waren ſchwarz, wie Neger, ſonſt den übrigen in Haltung und Tracht ziemlich gleich. Wir ritten, um uns vor ihnen Anſehen zu geben, trotzig und ſtolz zwiſchen ihnen durch, die Hand zur Waffe bereit; redeten ſie mit drohendem Tone im Vorbeireiten an und ſchimpften ſogar. Keiner von ihnen antwortete.

Als wir bei Sonnenuntergang in Karied-el-Aſſeb ankamen, dem Wohnſitze des mächtigen Schaiih Abu-Guh (welchem das Kapitel vom heiligen Grabe jährlich einen Miri zahlen muß, ſo wie jeder Reiſende vier Piaſter Weggeld), wimmelte im Orte Alles von Beduinen. Jedes Haus war von ihnen angefüllt, ſogar das weitläufige Wohngebäude des Schaiihs, welches einer großen Burg ähnlich ſieht. Abu-Guh war abweſend. Sein Bruder aber, als ich ihm ſagte, ich wolle lieber im freien Felde übernachten, als in dieſem Getümmel, bot mir ſeinen hochummauerten Garten an, der einen Büchſenſchuß weit von den letzten Häuſern gelegen iſt. Da ſchlug ich nun unter den Zweigen eines großen Feigenbaums meine Nachtherberge auf. Die Roſſe wurden in der Nähe angebunden. Hier war ich ſicherer, als ſelbſt in der benachbarten verödeten Kirche St. Jeremias, deren Inneres heutiges Tages nur zuweilen als Viehſtall noch Dienſte leiſtet.

Zwei Kaufleute von Jaffa und einer von Gaza, jeder mit einem Diener, alle gut bewaffnet, vereinigten ſich folgendes Tages mit uns zu gegenſeitiger größerer Sicherheit. Auch hatte mir des Schaiihs Bruder noch einen arabiſchen Soldaten zur Begleitung mitgegeben, auf daß ich, wie er ſagte, „mehr Anſehen“ hätte, wovon ich aber den Nutzen nicht einſah. Inzwiſchen ging der Weg bald rauh und ziemlich ſteil, in Felſen gehauen, bis zu beträchtlicher Höhe aufwärts, und als wir in wildes, ungebautes Land durch Engpfade niederſtiegen, und wir links und rechts einzelne Beduinen umherziehend oder uns begegnen ſahen, fanden wir es nicht ganz überflüſſig, in ſo ſtarker Zahl mit einander zu reiſen.

Digitized by Google

Als wir endlich wieder ins freie Feld gelangten, ließ ich den arabiſchen Soldaten heimgehen, denn ich hatte ihn gar nicht vonnöthen, und Mighail mußte ihn bezahlen. Plötzlich ſtieß letzterer einen heftigen Schrei aus. Er war beim Geldzählen nur zwanzig Schritte hinter uns geblieben; der Soldat hatte ſich mit einigen andern Arabern, die hinter den Felſen hervorgeſprungen waren, über ihn her geworfen. Aber wir Andern kamen zu ſchnell zurück. Die Schurken entwichen. Der arme Nazarener kam mit dem Schreck davon.

Wo ſich in der Ebene der Weg nach Gaza und Ramleh ſcheidet, verließen uns zwei Kaufleute, die nach Gaza reiſeten; wir aber gelangten zu Mittag nach Ramleh oder Rama (dem alten Arimathia), eine wüſte, unreinliche Stadt von trauriger Geſtalt. Die Straßen ſind zum Theil gar nicht gepflaſtert. Im Kloſter der lateiniſchen Mönche, das mit hohen Mauern umgeben und vor der Stadt gelegen iſt, wohnte nur noch ein einziger Geiſtlicher, feſt eingeſchloſſen, wie im Belagerungsſtande. Hier hielten wir, auſſerhalb des Kloſters, eine Ruheſtunde zu unſerm Mittagmahl.

Bei der Stadt kamen wir längs einem türkiſchen Lager vorbei. Wir hatten von Ramleh bis Jaffa fünf Stunden auf einem ſandigen Wege zu machen. Nur ein einziges Dorf trifft man unterwegs, Yaſur oder Naſur, nicht mehr weit von Jaffa.

Flug nach Aegypten.

Aufenthalt in Jaffa. Unwiſſenheit der griechiſchen Seefahrer. Damiette. Die Fahrt auf dem Nil nach Kairo. Einzelnes von dieſer Stadt.

(Vom 10 des Monats Dulhaya bis zum 14 des Moharram.)

Jaffa iſt eine unbeträchtliche Stadt, an einem Hügel amphitheatraliſch gebaut, daß die obern Häuſer auf den unten liegenden zu ſtehen ſcheinen. Ich ſtieg im Kloſter der lateiniſchen Väter ab, welches nahe am Meere gelegen iſt. Die Geiſtlichen, fünf oder ſechs an der Zahl, ſind faſt insgeſammt Spanier. Der Pater Superior zeigte ſich mir als einen Mann von mehr als gewöhnlicher Kenntniß für einen Geiſtlichen.

Es ward mir bald lieb, dieſen Aufenthalt gewählt zu haben, als ich den politiſchen Zuſtand der Stadt erfuhr. Ungerechnet, daß ſie durch innere Parteiungen zerriſſen iſt, lebte ſie in Aengſten, von den Beduinen überraſcht zu werden, die in den Nachbarſchaften ſchwärmen. Der Beg von Jaffa, Abu-Nabud, hatte ſich in aller Stille mit fünfhundert Reitern entfernt und die Richtung gegen die Wüſte genommen; man vermuthete, zum Heere des Vizekönigs von Aegypten. Unweit der Stadt lagerte ein Heerhaufe türkiſcher Soldaten, die ungeſtraft durch alle Gärten ſtreiften und die Früchte verzehrten. Denn obgleich das Erdreich von Jaffa ſandig iſt, ſcheint doch Alles durch den fleißigen Anbau ein einziger, großer Garten zu ſein. Man findet da eine große Mannigfaltigkeit der Früchte. Nirgends habe ich beſſere Granaten und Waſſermelonen gegeſſen. Gewöhnlich brachte ich die Nachmittage im Garten des britiſchen Konſuls zu.

Digitized by Google

Von den Soldaten hatte ich nichts zu befahren; denn weil ich gleich einem Osmanli gekleidet und bewaffnet ging, war ich vor diesen Kriegern sicher, die eben keine Mannszucht kennen.

Der britische Konsul, Antonio Damiani, ein Christ dieses Landes, von italienischer Abkunft, dessen Geschlecht schon lange die Konsulnstelle bekleidet, gilt hier zu Lande für sehr reich. Er macht sich aber auch geltend. Mit dem Beg Abu-Nabud lebt er in beständiger Feindschaft. Sein Vetter, mit ihm gleiches Namens, der zu Jaffa als Konsul von Oesterreich und Rußland wohnt, ist ebenfalls mit ihm beständig in Zerwürfnissen. Jeder von ihnen wußte mir viel Böses vom Andern zu sagen, was mir keine der angenehmsten Unterhaltungen war.

Ich entließ jetzt mit Dank meinen Mukr Hadschie Hammed und den Führer Mighail. Meine Absicht war, mich über El-Arisch durch die Wüste Arabiens nach Aegypten zu begeben. Allein kein Mukr wollte sich dazu finden lassen, theils aus Furcht vor den Beduinen, theils weil die Regierung alle Kameele und Lastthiere zum öffentlichen Dienst forderte, Getreide nach Kairo zu bringen. Nicht einmal bis Gaza, nur eine Tagreise von Jaffa, konnte ich mir Roß und Mann schaffen. Also mußte ich mich entschließen, die Reise zu Wasser zu machen.

Eines Morgens, da ich am Fenster stand, sah ich zwei griechische Fahrzeuge auf der Rhede erscheinen, die sogleich die Flagge der Terra santa aufpflanzten (weiß, mit einem dreifachen rothen Kreuze). Es waren dies Schiffe, die von Konstantinopel kamen, und einige Hundert Pilger beiderlei Geschlechts, Juden, Griechen, Armenier u. s. w., aber keine Katholiken, ans Land setzten, die nach Jerusalem wollten. Man brachte sie sogleich in Häuser unter, die zu ihrem verschiedenen Kultus gehörten. Eins dieser Schiffe, das dem französischen Konsul zu Damiette, Herrn Vassili Faghr, eigenthümlich war, ging nach Aegypten. Ich schloß sogleich wegen meiner Ueberfahrt den Vertrag ab; denn ich empfand in Jaffa, ungeachtet aller Gütigkeiten des Herrn Damiani, Langeweile.

Auch hatte die Stadt für mich nicht viel Anziehendes. Nur Eins fiel mir auf, was ich sonst nirgends gesehen hatte. Der neue Beg von Jaffa machte fleißig überall die Runde, begleitet von seinem Generalstabe. Dann ging gewöhnlich vor ihm und seinem Gefolge ein Offizier her, der ein langes Rohr aufrecht trug, oben mit einer Art silberner Lilie verziert. Alle Minuten erschütterte er den Stock, und brachte damit einen Ton hervor, wie Schellenklang.

Herr Antonio Damiani unterzeichnete meinen Paß (30 Sept.), und schickte mir noch sehr gefällig einen Korb voll der auserlesensten Früchte auf das Schiff. Am Freudentage der großen Ostern (Eid Kiebir) ging ich an Bord. Schon den Abend vorher hatten Artillerie-salven das Fest angekündigt; seit Tagesanbruch waren die Truppen auf den Wällen, und exerzirten im Feuer, aber ohne Kommando. Jeder Soldat schoß nach Belieben, und immer mit Kugeln. Alles Volk war in Bewegung und auf's schönste geputzt. Die Reichen und Vornehmen der Stadt saßen vor ihren Häusern, und empfingen die Glückwünsche der untern Volksklassen, an welche sie Geschenke vertheilten.

Wir segelten inzwischen ab. Das Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, war ganz neu,

Digitized by Google

zu Caſtelroſſo in Karamanien gebaut, von wannen auch die Schiffleute waren. Der Reis Ghiorghi, welcher ſie befehligte, war, obgleich ein Grieche, ein braver Mann. Die Griechen, wie überhaupt die Morgenländer, ſchiffen ohne große nautiſche Kenntniß. Was ſie wiſſen, iſt meiſtens Erfahrung. Zum Beiſpiel die, mit denen ich reiſete, hatten keine andere Seekarte vom Mittelmeer, als die alte, welche man auf provenzaliſchen und italieniſchen Fahrzeugen zu finden pflegt. Sie mag ganz gut ſein; aber der Reis und ſeine Hauptleute hatten bisher von ihr wenigen Gebrauch gemacht, weil ſie die lateiniſchen Buchſtaben nicht verſtanden. Als mich dieſe guten Leute müßig auf der Matte daſitzen ſahen, brachten ſie mir die Karte, und baten mich, ſie ihnen zu erklären. Sie kauerten rings um mich her nieder, und ſchrieben mit einer Feder von Schilfrohr griechiſch nach, was ihnen das Merkwürdigſte zu ſein ſchien.

Schon in der Frühe des andern Morgens färbte ſich das Meer röthlich; ein Beweis, daß wir den Mündungen des Nil nahten. Vom großen Marsſegel erkannten wir in der Ferne Schiffsmaſten und Palmengipfel — die flachen Geſtade Aegyptens.

Der Reis Ghiorghi, aus Erkenntlichkeit für die Dienſte, die ich ihm nach ſeiner Meinung geleiſtet hatte, wollte von mir gar keine Bezahlung annehmen; und als ich darauf zwei jungen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, ſeinen Verwandten, ein Geſchenk aufdrang, wollte er mich in eigener Perſon nach Damiette (oder auf Arabiſch Dumgat) bringen. Ich ließ es gern geſchehen. Wir nahmen eine Schaluppe des Landes; kamen an Isbeh, einer unbedeutenden Stadt, vorüber. Zwei alte Schlöſſer auf beiden Flußufern zu Brülos vertheidigen dieſe Mündung des Nil. Binnen wenigen Stunden waren wir zu Damiette. Die Stadt, auf beiden Nilufern ausgebreitet, macht hier mit mehrern anſehnlichen, aber veralteten Gebäuden einen großartigen Eindruck. Wir fuhren bis zu den Zollhäuſern, wo ſich unſere Schaluppe zwiſchen vielen andern kleinen Fahrzeugen ans Ufer legte. Unter einer Menge Araber, die ſogleich zu uns an Bord ſprangen, ihre Dienſte anzubieten, wählte ich einen, der mich zum „Karuago Sürür“ (dem engliſchen Konſul) führen ſollte. Kaum hatte ich meine Kunſtſprünge von Barke zu Barke bis ans Ufer gemacht, ſah ich den Araber mit meinem Ränzel gerades Weges ins Zollhaus gehen. Ich hatte mich dieſer Förmlichkeit nirgends unterzogen, und wollte auch hier meine wenigen Kleider nicht ausmuſtern laſſen; gab meinem Träger mit einem Paar Streichen eine andere Richtung, und die Zöllner und Sünder waren höflich genug, nicht darauf zu beſtehen, daß ich ſie beſuchen müſſe.

Der Karuago war verreiſet, hatte aber ſeinem erſten Hausdiener, einem artigen jungen Mann, übertragen, alle Gaſtfreundſchaft gegen Perſonen, die ſein Konſulat angingen, zu beobachten. Sein Haus zeigte Bequemlichkeit und Reichthum. Seine Gemahlin, die ſich der Landesſitte gemäß in ihren Zimmern hielt, ſoll ſehr ſchön ſein. Ich fand hier auch einen engliſchen Reiſenden von eigener Art, einen Geiſtlichen, der aus Nubien kam, wo er rein ausgeplündert worden war, und dann den Weg nach Kairo in den traurigſten Umſtänden gemacht hatte. Jetzt wollte er nach Syrien, und zu dem Ende Empfehlungsbriefe von Lady Stanhope

Digitized by Google

erwirken, um ohne Schwierigkeit durch die Araber bis zur Oase von Palmyra zu dringen. Ich mochte dem guten Manne nicht sagen, wie diese Lady Esther sich gegen ihre Landsleute zu betragen pflege, und wollte ihm die Erfahrung lieber selbst überlassen.

Gegen Mittag des andern Tages fand ich Gelegenheit zu Wasser nach Kairo, und zwar auf der „Dscherm" des Reis Ali. Diese Fahrzeuge auf dem Nil zeichnen sich besonders durch ein übergroßes Segel aus, dessen Mast immer nur halb aufrecht steht. Wenn der Reis ruft: „Uschem Barrah!" oder „Al Barrah!" ändert man die Richtung des Segels, und darin besteht das ganze Manoeuvre.

Bevor ich einstieg, machte ich noch einen Gang, um die Stadt zu besichtigen, die aber nichts gewinnt, wenn man sie näher betrachtet; denn alle Häuser drohen zusammenzufallen. Hingegen sah ich die Besatzung von Damiette, fünfhundert Mann zu Pferde, unweit ihrer Kasernen in Waffenübung. Ich gestehe, es machte mir Vergnügen, die berühmte Reiterei des Pascha von Aegypten zu erblicken; denn bis dahin hatte ich wirklich nichts gesehen, was mit der Schönheit dieser Rosse, oder mit der Haltung und Gewandtheit dieser Reiter die Vergleichung hätte aushalten können.

Für mich war es nicht behaglich reisen, denn ich litt an der Dysenterie. Der Hintergrund unserer Dscherm war mit Brennholz und Waarenballen bis auf einen kleinen Platz ausgefüllt, wo die Araber ihr Durrah, die einzige derbe Kost des gemeinen Mannes, kochen. Den dritten Theil vom mittlern Schiffsraum füllte eine Art Lauberhütte aus, von Zweigen gemacht; darin waren drei Weiber von zwei türkischen Soldaten. Letztere hielten den Tag hindurch vor dem Eingang gute Wacht, Nachts aber schlossen sie sich selbst in diese Hütte ein. An dieses kleine Harem grenzte mein Platz, doch so, daß ich auf der einen Seite einen Rechtsgelehrten, Namens Scheik Ali, auf der andern einen türkischen Soldaten zum Nachbar hatte. Mit Europäern wäre ich vielleicht etwas unbequem gewesen; mit Türken und Arabern nimmt man's nicht so genau. Jenseits der Lauberhütte befand sich ein halbes Dutzend Fellaghs-Weiber, die, so wie die Weiber der arabischen Hirten, keine so strenge Vorsicht und Eingezogenheit zu beobachten haben, wie die Frauenzimmer in Städten. Sie blieben fast beständig, eins auf das andere geschichtet, liegen. Ein türkischer Offizier, mit Lungensucht gequält, und noch ein Soldat nahmen dahinter noch einen kleinen Raum ein; im Schiffsraum unten hauste ein koptischer Priester.

War schlechter Wind, so schwamm ein Theil der Schiffer ans Land, und zog das Fahrzeug stromauf an Seilen; wenn aber das Ufer zu niedrig und schlammig war — denn in dieser Jahrszeit ist es noch nicht ganz von der Ueberschwemmung frei —, stießen sie es mit Ruderstangen fort. Dann stimmte der Herr des Schiffes einen Gesang an, dessen Schlußzeilen die gesammte Mannschaft wiederholte, um die Gleichförmigkeit der Bewegung mit den Ruderstangen nach dem Takt zu erhalten. Dieser Sang der arabischen Seeleute, besonders in der nächtlichen Stille, macht für Jeden, der nicht daran gewöhnt ist, eine sonderbare Wirkung.

Digitized by Google

Wir kamen Abends vor Faraskur, einer ziemlichen Stadt am rechten Ufer, vorbei, und landeten bei Abuali, wo das Schiff an einen in die Erde geschlagenen Pfahl befestigt ward und über Nacht blieb. Nach dem Gebete Sebah, in der Frühe des Morgens, reiſete man weiter. Die Ufer ſind mit Dörfern dicht beſetzt. Wir übernachteten dieſen zweiten Tag zu Batra, einem Flecken, den wir, des Gegenwindes willen, erſt am Mittag des folgenden Tages verlaſſen konnten. Es war eben Markt, viel Volks und Zuſammenſtrömens von Lebensmitteln und Vieh. Ich für meinen Theil kaufte mir einen kleinen Vorrath von Zuckerrohr, das eine ſehr angenehme Erfriſchung gewährt. — Wir kamen bei Fortſetzung unſerer Fahrt bei Manſura vorüber, der größten Stadt, nächſt Damiette, an dieſem Arm des Delta, und blieben Nachts bis folgenden Mittag in dem Flecken Scharabi. Ich lief hier vergebens von Haus zu Haus, um Eſel oder Pferde zur Fortſetzung der Reiſe nach Kairo zu bekommen; die ſitzende Lebensart auf dem Schiffe vermehrte nur meine Unpäßlichkeit. Die Leute verſicherten mich, es ſei unmöglich, zu Lande nach Kairo zu kommen, weil die Ueberſchwemmungen ſich auf mehrere Stunden weit vom Nil erſtreckten. Inzwiſchen ſah ich bei dieſem Anlaſſe doch das erſtemal die ägyptiſchen Oefen zum Hühner-Ausbrüten, und zugleich etwas näher die ſonderbaren Dörfer, die aus lauter großen Taubenhäuſern zu beſtehen ſcheinen, und deren Anblick längs dem Nil mich ſo befremdete. Denn über jedem der gevierten Häuſer erheben ſich, als ihrer Grundlage, drei bis vier paraboliſche Kuppeln. In einer gewiſſen Ferne verſchwinden die Häuſer ganz unter der Menge von dieſen Zuckerhüten, die an einander zu rühren ſcheinen, gerade als wenn ſie die eigentliche Behauſung der Landeseinwohner wären. — Die vierte Nacht unſerer Reiſe blieben wir in dem Städtchen Samanhud, die fünfte bei den Ruinen von Atrib unterhalb Banha.

Das prachtvolle Pflanzenleben an den beiden Nilufern und die beſtändige Kette von Dörfern und Städten längs denſelben gewähren dem Reiſenden ein wahrhaft zauberiſches Schauſpiel. Die Wohnungen ſind immerdar hoch gelegen auf einem Kunſtwall, um von der Ueberſchwemmung nicht berührt zu werden. Die Kinder beiderlei Geſchlechts gehen bis zum Alter der Reife ganz nackt. Ich war verwundert, ſchon recht große Mädchen ohne alle Bekleidung umherlaufen und dabei nicht die mindeſte Schamhaftigkeit äuſſern zu ſehen. Sobald ſie mannbar ſind, werden ſie verheirathet. Dann bek[illegible] ihr ganzes Kleid in einem blauen Baumwollenhemd, nach Art der Beduinen. Der „Kefieh“, den ſie auf dem Kopfe tragen, gleicht dem Pezzolo (oder Kopftuch) der Genueſen. Augen und Naſe bleiben ſichtbar, aber vom Munde weg bedeckt den übrigen Theil des Geſichts und Halſes ein Stück blaues Zeug, das mit plumpen Meſſingbaken, die kleinen Pfeifen ähnlich ſehen, am Kefieh befeſtigt iſt. Man begegnet häufig auch Weibern, die das Geſicht ganz bloß tragen, mit Meſſingringen in den Naſenknörpeln. Die Ringe haben anderthalb bis zwei Zoll Durchmeſſer. Frauenzimmer vornehmen Ranges in den Städten haben dieſelbe Tracht, aber Alles von ſchwarzer Seide, und gewöhnlich reiten ſie auf Maulthieren. Uebrigens altern die Aegypterinnen ſchnell. Schon im zwanzigſten Jahre bekommen ſie Runzeln. Perſonen von dreißig Jahren hielt ich für fünfzigjährige.

Digitized by Google

Wir waren beim Städtchen Abufir, Sifteh und Gafar-Gebannameh vorbeigekommen, und hatten uns unterwegs die Zeit, so gut wir konnten, verkürzt. Die Bäume sind überall mit Ibisvögeln bedeckt, deren Geschrei die Lüfte erfüllt; der Gestalt nach sind sie dem Storch ähnlich, aber nicht größer als eine Ente, und weiß wie frischgefallener Schnee. Ich sah auch viele Büffel von einem Ufer zum andern überschwimmen. Im Schwimmen halten sie nichts als die untere Nasenfläche und einen Theil des Rückens über dem Wasser. Holztauben sind in solcher Menge, daß, wenn wir irgendwo landeten, die Türken sich deren schossen, soviel sie wollten. Jeder Schuß traf mehrere zugleich. Als Gemüse dazu nahmen die Türken wildwachsende Melanzanen, die sie roh aßen, wie die Araber auch thun.

So gelangten wir am sechsten Tage der Fahrt bis zur Spitze des Delta. Der Fluß ist hier sehr breit und wogicht, daß man manchmal im offenen Meere zu sein schien. Von Zeit zu Zeit begegneten uns in prächtig verzierten Lustschiffen oder Kandscheb's Herren vom Hofe des Vizekönigs, mit Sklaven und schönen Pferden; eine Anzeige, daß wir der Hauptstadt näher kamen. Auch sah ich nun zum erstenmal eine der riesenhaften Pyramidenmassen gegen die lybische Wüste zu. Sie zeichneten sich auf der Wüste wie Schatten ab. Nachts kamen wir nach Bulak, aber blieben mitten im Nil vor Anker. Erst folgendes Tages, nach unsäglicher Mühe, kamen wir durch die Menge der Fahrzeuge, welche den Hafen von Bulak verstopfen, ans Land. Hier nahm ich einen Umar für mich und einen für mein Felleisen. Dies sind Esel von der größten Art, die schnell fortschreiten. Sie stehen jederzeit völlig gesattelt in Menge, gleich den Lohnkutschen in europäischen Hauptstädten, zum Dienst in den vornehmsten Straßen und auf den öffentlichen Plätzen bereit. Vermittelst ihrer verfügt man sich schnell von einem Ende der Stadt zum andern; eine Bequemlichkeit, die man in keiner andern Stadt des Orients genießt. Zwar riefen mich die Zollbeamten an, mein Gepäck zu untersuchen; ich fertigte sie aber mit einem „Bakalumm!" (das ist nicht nöthig!) ab.

Eine lange Straße führte mich zum Muski, welches in Kairo die Gegend ist, wo die Franken zu wohnen pflegen. Weil das Wirthshaus der Franken und die Straße, in der es liegt, einerlei Namen tragen (El Darb Franzes), meine Umarrah's aber das Haus selbst nicht kannten, brachten sie mich bis ans Ende der Straße und fragten mich dann: Ragh fen Ohauago? (wohin willst du?) Ein reichgekleideter Araber sah meine Verlegenheit, indem er vorbeiging, erkundigte sich, wohin ich wollte, und begleitete mich selbst sehr gefällig bis zum verlangten Hause. Es liegt in der Nähe des Kalidschi oder Nilkanals, der Kairo durchschneidet, und hat daher die Unbequemlichkeit, von den Muskiten stark heimgesucht zu werden. In meinem Zimmer fand ich in den Wänden einzelne Löcher, als wären sie von Ratzen gefressen. Ich habe gegen diese Thiere den innigsten Widerwillen. „Nein," sagte einer der Aufwärter, ein Sizilianer, „die Löcher sind für die Wiesel, welche den Ratzen nachstellen und sie vertreiben."

An der Wirthstafel wird man auf halb europäische, halb arabische Art bewirthet, aber ohne Hand- und Tischtücher. Ich machte gleich den ersten Nachmittag Bekanntschaft mit Herrn

Digitized by Google

Cailliaud, einem sehr thätigen und kenntnißreichen französischen Mineralogen, der voriges Jahr für den Vizekönig Smaragdgruben ausgebeutet hatte. Er war jetzt mit Berichtigungen des Werkes der Kommission des französischen Nationalinstituts über Aegypten beschäftigt, und hatte den Vorsatz, eine Reise zur Oasis Ammon zu machen.

Kairo.

Bäder. Zitadelle. Sklavenmarkt. Ausflug zu den Pyramiden von Dschisch. Die Stadthunde. Die Wahabi's.

(Vom 22 des Dulhaya bis zum 9 des Moharram.)

Meine Empfehlungsbriefe halfen mir wenig. Der englische Konsul, Herr Salt, eben so der Kanzler, waren gerade in Alexandrien; desgleichen Herr Francesco Lavoratori, einer der reichsten europäischen Kaufleute in Kairo, und Yussuf Boghos, erster Drogman des Vizekönigs, abwesend. Das baare Geld war bei den europäischen Kaufleuten in der Stadt so selten, daß ich Mühe hatte, dreihundert Piaster zu finden, und eine Gelegenheit nach Alexandrien benutzen mußte, um mir von daher Münze kommen zu lassen.

Das alles machte mir die ersten Tage in dieser Stadt der „Tausend und eine Nacht" gar nicht reizend, besonders im Wirthshause. Die Wieseln z. B. hielten ihren Sabbath regelmäßig in meinem Zimmer, und trieben ihre Vertraulichkeit so weit, daß sie sich selbst Sprünge gegen die Muskitière meines Bettes erlaubten (ein mit Gaze umspanntes Gestell, um die Muskito's vom Schlafenden abzuhalten). Ja es scheint, daß sie sich zu ihren Festen selbst meines Bettes bedienten; denn ich legte mich nie zur Ruhe, ohne auf der Decke Ueberbleibsel von Brod und andern Eßwaaren zu finden. Ferner, weil das Wirthshaus eins der höchsten im Stadtviertel, und mein Zimmer der höchsten eins im Hause, den Kranzlauben der Minarets benachbart war, wurde ich regelmäßig beim ersten Grauen des Tages alle Morgen durch den Gesang der Mädchen geweckt, die zum Gebet des Sebah riefen. Dieser verworrene Klang von Nasetönen, und zu einer Stunde, da in der Stadt noch die tiefste Stille waltet, brachte eine sonderbare Wirkung hervor.

Die Bäder in Kairo gehören zu den schönsten und bequemsten des Orients. Sie sind gewöhnlich mit mosaischem Fußboden versehen, und die Aufwärter dabei sind meistens schöne Knaben. — Nach dem Aassar kann man nicht ins Bad gehen; eine davor aufgepflanzte Fahne verkündet, daß die Frauen baden.

El Olha, oder die Zitadelle von Kairo, ist ein kolossalisches Werk, würdiges Denkmal von der Macht der alten Kalifen. Die Abwesenheit des Vizekönigs auf seinem Zuge gegen die Mameluken von Dongola erleichterte mir den Besuch mehrerer prächtig verzierten Zimmer desselben. Ich wohnte auch einer Audienz des Kiaja-Bey bei, der mir einen Divan zum Niedersitzen anbieten ließ. Die Obaua's, mit einem Paar Pistolen, einem langen Yatagan im Gürtel und einem Stabe mit einem Knopfe darauf versehen, führten die Parteien, eine nach

Digitized by Google

der andern, dem Khiaja-Bey vor. Von der Zinne des Schlosses herab, eben da, wo vor etwa acht Jahren der jetzige Pascha von Aegypten, Muhamed Ali, die Losung zur Niedermetzlung der Mameluken ertheilte, umfaßt der Blick ganz Kairo und einen Theil der Umgegend bis zu den Pyramiden.

In diesem weitläufigen Umfange liegt auch der berühmte sogenannte Josephsbrunnen, dessen Erbauer Sultan Salah-ed-Dyn, ruhmreichen Andenkens, war. Er dient noch jetzt dazu, Wasser in die Zitadelle vermittelst einer mit vielen Gefäßen behangenen Maschine zu bringen, die in der Tiefe des Brunnens von Ochsen in Bewegung gesetzt wird. Ich stieg auf einem finstern, stufenlosen, ungepflasterten Wege hinab. Herr Forbin spricht in seiner Beschreibung von einer „bequemen, breiten Treppe"; ich aber habe nichts davon erblickt. Derselbe Reisebeschreiber spricht vom Wasser des Josephsbrunnens, als äusserst gesund und frisch. Meine Führer, einige kleine Araber mit Fackeln, versicherten, es wäre kaum trinkbar. Vielleicht aber waren sie auch nicht gut unterrichtet.

Unter andern öffentlichen Gebäuden besuchte ich auch den Sklavinnenmarkt. Die Negerinnen von Darfur und Sennaar sind in einem weiten Hofe des Hhaus zum Verkauf ausgestellt, alle nackt, nur mit einem Schurz von Baumwollenzeug um die Hüften. Ich fand unter ihnen einige artige Gestalten; ihre krausen Haupthaare sind in Flechten getheilt. Eine junge Negerin, die sehr regelmäßige Gesichtszüge, auch weder die platte Nase noch die dicken Lippen der übrigen, und eine Haut schwarz wie Ebenholz hatte, kostete achthundert Piaster. Die abessynischen Sklavinnen befinden sich in besondern Zimmern, rings um das weite Gebäu. Sie sind dunkelgelb, und besser gekleidet und gehalten, als die schwarzen. Die Europäer kaufen sie vorzugsweise, um 1800 und 2400 Piaster, vielleicht nur, weil es eben Ton ist. Aber ich war erstaunt über die Freiheit, mit welcher meine Begleiter in die Gemächer der Abessynerinnen traten, noch mehr über die Frechheit, mit der sie sich da betrugen, am meisten über die Dschellabi's (Sklavenhändler) selbst, die dergleichen Unordnungen duldeten. Sie duldeten dergleichen von den Franken schweigend; Jeder weiß, welche Vorliebe der Vizekönig von Aegypten für die Europäer hat, die sich ungestraft allen Ausschweifungen überlassen können. Aber ich beklage die Europäer bei der ersten Veränderung in der ägyptischen Staatsverwaltung, besonders wenn der Ibrahim Pascha seinem Vater in der Würde folgen sollte.

Unter meinen neuen Bekannten in Kairo waren die Herren Carriere de St. Victor, Lanfranchi und Seve, vielgereiſete, unterhaltungsreiche Männer. Wir beschlossen, einen Ausflug nach den Pyramiden zu thun, und rüsteten zur Reise. In Alt-Kairo speiseten wir bei Herrn Gonaud, Generaldirektor der Zeughäuser. Schon vor geraumer Zeit hat er vom Vizekönig den Pelz erhalten; dies gibt ihm Würde und Namen eines Bey. In dieser Eigenschaft erscheint er nie öffentlich, ohne von zwei Sei's (oder Pikenträgern) begleitet zu sein, die vor ihm mit langen Stäben hergehen, um Platz zu machen.

Ein Smyrniot, Herr Caporale, und ein sizilischer Arzt baten um Erlaubniß, uns beglei-

Digitized by Google

ten zu dürfen. Wir schifften uns um ein Uhr des Aasar auf zwei Nilfahrzeugen ein. Noch waren die Gewässer nicht ganz, aber doch schon sehr zurückgetreten. Wir schwammen zwischen Palmenwäldern und Sykomoren dahin. Mit uns hatten wir einen Mameluken genommen, den Renegaten Ibrahim. Dieser mußte uns die Dienste eines Führers, Einkäufers der Nahrungsmittel und Schutzwächters leisten. Nach einer zweistündigen Fahrt hielten wir bei einem Dorfe an, um einige Vorräthe zu kaufen und Schiffzieher zu miethen. Wir speiseten hier herrliche kleine Datteln ohne Stein. Nachdem wir eine Stunde weiter gefahren waren, saßen wir auf einer Untiefe fest. Unsere Araber, statt die Schiffe frei zu machen, fingen nach ihrer löblichen Gewohnheit an mit einander zu zanken, zu lärmen, zu rufen, zu schreien. Aber ein paar derbe Peitschenhiebe, die ihnen Ibrahim aufzählte, schlichteten schnell allen Hader. Das Unglück des Festsitzens begegnete uns den nämlichen Tag noch einmal. Erst Abends landeten wir beim Dorfe Hairaneh. Der Schaith el Beled räumte uns den erhöhten Rasenplatz vor seinem Hause zum Nachtlager ein.

Folgendes Morgens, kaum nach einer stündigen Fahrt, gelangten wir zur Wüste, und landeten kaum einen Büchsenschuß von der großen Pyramide des Cheops.

Man muß dastehen an den Schwellen der ewigen Einsamkeit, wo in der unbegrenzten, unübersehbaren Einöde dem Auge jeder Vergleichungspunkt entrinnt, um sich von dem Ungeheuern dieses Bauwerks, oder vielmehr von dessen Eindruck auf das Gemüth, eine Vorstellung machen zu können. In der Ferne kann man es nicht. Vergebens hatte sich vorher meine Einbildungskraft angestrengt, mir die maaslosen Verhältnisse und Formen der großen Pyramide darzustellen. Als ich nun vor diesen unvergänglichen Tempeln des Todes stand, erging es mir gleich allen Andern: Ueberraschung und Erstaunen verschlangen mich.

Wahr ist es übrigens bei dem allen, die mächtige Wirkung der Pyramiden beruht bloß auf ästhetischer Täuschung. Die einfache Form, die weite Wüste rings umher, und daß der betrachtende Mensch nichts als seine eigene kleine Gestalt zum Maasstab der riesenhaften Masse behält, erzeugt das lebhafteste Gefühl des Erhabenen. Aber dies Menschenwerk bleibt winzig neben mittelmäßigen Bergen, und wird selbst als Menschenwerk klein, wenn wir daneben die Höhe vom Ameisenhaufen mit deren kleinen Erbauern, und besonders die Thürme der Termiten vergleichen.

Wenn man von der ersten Ueberraschung genesen ist, kann sich der Geist beim Anblick dieser Denkmale menschlicher Thorheit des stillen Unwillens nicht erwehren, an deren jedem bei hunderttausend armer Unterthanen während eines vollen Menschenalters zu arbeiten hatten. Ja, vielleicht unter allen Wesen der Schöpfung gehörten nur Menschen dazu, fremd mit der Bestimmung ihres Lebens, welche eine Wüste mit unvergänglichen Zeugen ihrer Eitelkeit, Langeweile und sultanischen Launen bevölkern konnten.

Kaum waren wir ans Land getreten, kam ein ganzer Schwarm Araber vom benachbarten Duar herbei, stürzte sich ins Wasser und war den Augenblick bei uns. Nun, ihrer Art gemäß,

Digitized by Google

fingen sie Alle an zugleich zu reden, zu rufen, zu schreien und mit Geberden und Händen zu sprechen; Alle wollten zugleich bei uns angestellt sein. Man konnte sich in dem Lärmen nicht verständigen, bis Ibrahim mit seinem flachen Säbel auf den nackten, schwarzgelben Rücken der Leute Hiebe austheilte. Ohne Zweifel kannte man ihn schon in dieser Gegend. Einen der Araber traf er so unglücklich, daß er demselben die Brust aufschlihte. „Ach, Ibrahim Aga!“ schrie der Getroffene, und konnte mehr nicht sagen, indem er zu Boden fiel. Wir Alle waren über diese That empört, über welche Ibrahim nur lachte. Wir wählten ungefähr zwanzig Araber zu Führern und Trägern, und jagten die Andern fort.

Am Fuße der großen Pyramide schlugen wir unser Lager auf; dann stiegen wir auf der nordöstlichen Ecke hinauf. Jeder von uns war von zwei Arabern bei dieser mühseligen Arbeit unterstützt. Die Stufen sind so hoch, daß man von einer zur andern mit Händen und Füßen thätig zum Klettern sein muß. Der Gipfel droben, wie zugespitzt er uns von unten schien, war, wie wir ihn erreicht hatten, eine geräumige Abplattung mit einem Steinhaufen in der Mitte. Gegen Süden und Westen verlief sich der Blick in die unendliche Wüste bis zur Oasis von Fayum. Links dem Nil stellten sich die Pyramiden von Saghara und Dargur dar. Gegen Osten und Norden umfaßte der Blick die ganze Landschaft von Kairo, einen Theil der Bergkette von Mokattan, und verlor sich in die Wüsten und in das prächtige Delta. Die gewaltige Höhe, auf welcher wir uns befanden, erregt selbst dem keinen Schwindel, der demselben unterworfen ist; denn die Seitenflächen der Pyramide lagern sich wie Berghänge umher, und die mit aller Kraft geschleuderten Steine fielen selten über die Basis hinaus. Wir sahen Hyänen, die auf das von den unten gebliebenen Arabern erhobene Geschrei in vollem Sprung davon liefen.

Als wir hinabgestiegen waren, machten wir uns auch das Vergnügen, in das Innere des Gebäu's zu kriechen. Ungefähr zehn Araber mit brennenden Kerzen zündeten uns. Erst rutschten wir einen steil abwärts gehenden Stollen hinab. Dieser unbequeme Weg ist von gehauenem Stein ohne Stufen, und bietet nur dann und wann eine kleine Höhlung, kaum hinlänglich, den Fuß zu stützen. Als wir, unterstützt von den Arabern, in eine beträchtliche Tiefe gelangt waren, mußten wir ungefähr eben so hoch wieder steigen. So kamen wir ins Innere, in das sogenannte Königsgemach, worin wir nichts als einen Sarkophag von so hartem Gestein fanden, daß wir, ungeachtet der mitgebrachten Hämmer, nichts davon lösen konnten. Der Schein unserer Fackeln verlor sich in der Finsterniß einer unbekannten Höhe; eben so der Schall unserer Stimmen, die wiederhallend ein stetes Gesumse verursachten, in welches sich das Pfeifen großer Fledermäuse mischte, die um uns her flatterten. Im Zurückkehren besuchten wir noch ähnliche, kleinere Behälter, die nichts Merkwürdiges darboten. Die Wege, durch welche wir mußten, waren oft so eng und niedrig, daß man auf allen Vieren kriechen und einen erstickenden Staub einschlucken mußte. Dies und die dumpfe Luft, welche man in diesem schrecklichen Labyrinth zu athmen hat, machte uns ein Uebelbefinden, dem unsere Kräfte fast unterlagen. Wir waren

Digitized by Google

froh, als wir die Höhe wieder erkrochen hatten, in welcher wir durch den Eingang Tageslicht und frische Luft empfingen.

Die zweite Pyramide von Dschiseh, nur wenig kleiner als die von uns besuchte, war erst vor Kurzem von Herrn Belzoni geöffnet worden, aber noch nicht zugänglich genug. Auf zwei Drittel ihrer Höhe hören die Stufen auf; der Gipfel ist also unersteigbar. Die dritte Pyramide ist weit kleiner, und noch gar nicht offen. Man wird aber ihren Eingang wahrscheinlich eben so gut, wie bei den andern, auf der Ostseite finden. Man sieht noch einige Steinmassen von pyramidaler Form, die der Rede nicht werth sind. Nahe dabei sind die Katakomben.

Wie ich mich mit Herrn Carriere anschickte, eine derselben zu besuchen, kam uns beim Eingang eine ungeheure, armsdicke Eidechse entgegen. Diese Thiere sind gar nicht gefährlich. Unser Araber stieß sie mit seinem nackten Fuße auf die Seite, ohne sich weiter nach ihr umzusehen. In Kairo hatte ich dergleichen an Ketten und die Kinder mit ihnen spielen gesehen.

Wir hatten noch nicht zehn Schritte in die erste der Katakomben gethan, als wir wieder umkehrten. Es war uns unmöglich, in diesem finstern Aufenthalt zu athmen. Die Hieroglyphen über den Eingängen einiger Katakomben sind noch völlig unversehrt. Der Sybinx (Abulhul) streckte einen Büchsenschuß weit von uns, zwischen der zweiten und dritten Pyramide, Kopf und Hals dreißig bis vierzig Schuh aus dem Sandmeer hervor. Das Gesicht ist aber so verstümmelt, daß man schwerlich ein menschliches daran erkennt, wenn man es nicht im Profil sieht. Ich begreife die wunderliche Selbstsucht des Kapitäns Caviglia nicht, daß er den Leib des Sybinx, nachdem er ihn auf seine Kosten zur Sichtbarkeit gebracht hatte, wieder verschütten ließ. Nicht weit vom Sybinx ruhten wir im Schatten großer Sykomoren aus; dann kamen wir Nachmittags zum Eingang der großen Pyramide zurück, wo Ibrahim unser Mahl bereitet hatte. Dies vollbracht, schifften wir uns ein. Wir hatten minder Noth auf der Heimfahrt. Schon eine Stunde nach Sonnenuntergang kamen wir wieder in Alt-Kairo, und noch denselben Abend in unsern Wohnungen vergnügt an.

Den andern Tag hatte ich ein desto unangenehmeres Abentheuer. Wir hatten unserer Fünf die Artillerie-Werkstätte des Herrn Gonaud besichtigt, als wir auf dem Heimwege ein Dutzend Hunde erblickten, die einen andern Hund mit gräßlichem Geheul zerbissen und zerrissen. Ich fuhr mit Kurbaschebieben unter die Bestien, um ihr Opfer zu befreien. Da rottete sich im Augenblick ein Schwarm Pöbels um mich her, fluchend und schimpfend. Ich war in Gefahr, von den Menschen zerrissen zu werden, wie der Hund von den Hunden. Meine Freunde sprangen herbei und retteten mich aus den Klauen des wüsten Gesindels. Die Muselmänner hätten mich aus abergläubiger Vorliebe für ihre Hunde umgebracht, die wie in allen Städten des Orients, aber nirgends so zahlreich als in Kairo, herrenlos auf den Gassen umherlaufen. Und die Hunde hatten sich über den verfolgten Hund hergeworfen, weil dieser in ein anderes Stadtviertel gehörte.

Den Tag über sind die herumirrenden Hunde, die sich aber nie aus ihrem Stadtviertel in

Digitized by Google

ein fremdes wagen dürfen, wie die Lämmer; Nachts hingegen ist vor ihnen Niemand sicher. Ist man bewehrt, kann man sie dann wohl abhalten; aber hatte man das Unglück, einen Fehltritt zu thun und zu fallen, würde man gewiß von ihnen zerrissen und verzehrt. Sie haben in so fern einen Nutzen für die öffentliche Gesundheit, daß sie die Straßen von einer Menge Unreinigkeiten und todter Körper säubern, die ihnen zur Nahrung dienen, und ausserdem die Luft verpesten würden. Fällt ein Kameel in einer der engen Gassen, so halten die Hunde bei dem Aase einen oder zwei Tage Wacht, bis es durch Fäulniß mürbe genug geworden. Dann machen sie sich alle daran und verzehren den Fleischhaufen in einer Nacht. Ehe nun die Hunde für dienlich erachten, ihren Schmaus zu beginnen, sind alle Durchgehenden, Menschen, Pferde, Kameele u. s. w., genöthigt, über das todte Thier wegzuschreiten, welches manchmal die ganze Straßenbreite einnimmt. Es ist eine große Wohlthat der Natur, daß die Hunde hier nie toll werden.

Das Leben in Kairo war für mich ungemein genußvoll. Täglich Neues! — Ich wohnte auch den Waffenübungen des Kriegsvolkes bei. Sie werden in der Wüste auf dem Wege nach Suez wöchentlich zweimal gehalten. Man gelangt dahin durch das prachtvolle Thor Beb-el-Nasr, dessen edle und majestätische Bauart ich nie genug betrachten konnte. Es ist wohl das riesenhafteste Thor in der ganzen Welt.

Die Waffenübungen hält man eine halbe Stunde von da, hinter den Sandhügeln. Das Fußvolk lauft bunt und wild durcheinander, wie zum Sturm; das einzige Manoeuvre der Muselmänner. Die Reiterei übte sich im Schleudern des Dschirid, im Pistolen- und Karabinerschiessen, indem sie ihre Pferde mit einer Schnelligkeit jagen liessen, wie es kein europäisches Pferd im Stande wäre.

Die Moscheen im Gamal-el-Affifi besuchte ich auch. Es sind da die Grabmäler der Kalifen. Aber alle diese prächtigen Denkmäler stellen nichts mehr als einen Haufen Trümmer zur Schau.

Sehenswerth sind die Spinnmaschinen von Bulak. Der Direktor derselben, Herr Jumelle, ist ein verdienstvoller und liebenswürdiger Mann. Die Oertlichkeiten sind schön, die Einrichtungen und Verwaltungen trefflich. Hier sind zum Verfertigen der Maschinen bloß Europäer angestellt. Herr Morel, Direktor der Spinnereien zu Gürum-Fisch (einem der innern Stadtviertel) hat dazu mit großem Nutzen schon Eingeborne angelehrt.

Meine liebsten Ausflüge waren immer nach Fostak oder eigentlich Masr-el-Astik, von den Franken Alt-Kairo geheißen. Diese Vorstadt ist längs den Nilufern reizend gelegen, der Insel Ruda mit ihren schönen Gärten gegenüber. Den hier befindlichen Nilmesser oder Mekias konnte ich nicht zu sehen bekommen; vermuthlich war er in den Umfang der Pulverfabriken eingeschlossen. Die Stadt Dschischeh liegt am jenseitigen Ufer des Flusses bei den Pyramiden. Müßte ich in Kairo leben, ich würde meine Wohnung in Alt-Kairo wählen.

Auch der große Platz Es-Befir war einer meiner Lieblingsplätze, wenn ich mich des

Digitized by Google

Abends ergehen wollte. Jetzt bot er eben das Bild eines weitläufigen Waſſerſpiegels, wegen der Ueberſchwemmung, dar. Rings iſt das Erdreich erhaben, daß es eine Art geräumigen Dammes bildet. Die Franken verſammeln ſich gern im Garten Roſetti, der mir aber ziemlich einförmig und traurig vorkam.

Nicht weit vom Platze Es-Bekir iſt der Pallaſt von Ibrahim Paſcha, dem Sohn des Vizekönigs. Es iſt ein Gebäu von großen Verhältniſſen. An der Pforte ſah man beſtändig zahlreiche Wacht ſtehen, obgleich der Paſcha eben auf ſeiner erſten Andachtsfahrt nach Mekka abweſend war. Ehe er die Pilgerei begann, übertrug er den Befehl ſeines Heeres dem Obalyl-Paſcha; dieſer war ſchon bis zum Gebiet des Sherif von Mokka vorgedrungen, hatte aber, den letzten Nachrichten zufolge, da eine blutige Niederlage erlitten.

Als der unglückſelige Abd-Allah, Oberhaupt der Wahabi's, nach Kairo geführt wurde (bekanntlich iſt er darauf in Konſtantinopel enthauptet worden, nachdem man ihm alle Zähne ausgebrochen hatte), folgten ihm ſeine Verwandten, Freunde und Diener, ungefähr vierhundert an der Zahl. Wie man ihn nach Konſtantinopel abführte, verſprach ihm Muhamed Ali, daß man ſeine treuen Freunde und Diener gut halten wolle. Und dies Wort wird jetzt noch gewiſſenhaft erfüllt.

Die Wahabi's gingen in den Straßen von Kairo frei herum, ohne daß die Muſelmänner dieſen Sektirern das mindeſte Hinderniß machten. Sie bewohnten einen Platz, der an den von Es-Bekir ſtößt. Da ſieht man ſie ſich täglich auf ihren herrlichen Roſſen tummeln, die ſie mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit handhaben. Ihre Geſichtszüge ſind edel, und regelmäßiger als die der übrigen Araber, welche ich bisher ſah. In ihrer Tracht unterſcheiden ſie ſich ſonſt gar nicht von den Beduinen.

Auf meinen Wanderungen durch Kairo begegnete ich dem Baſch-Aga (Haupt der Kriegs-Polizei) gar häufig. Am meiſten beluſtigte mich bei ſeinem Erſcheinen jedesmal die gezwungene Höflichkeit der Kophten, Armenier, Juden, kurz aller Rajah's, die, ſobald ſie nur aus der Ferne die furchtbare Streifwacht gewahr wurden, von ihren Pferden, Eſeln und Kameelen herabſprangen, ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Glücklicherweiſe ſind die Franken von dieſem demüthigenden Zeremoniel ausgenommen. Auch den Mekkemeh, der über Richtigkeit von Maas und Gewicht Aufſicht hat, ſah ich fleißig umherfahren. Immer begleiten ihn einige bewaffnete Leute, ein Zuchtmeiſter und ein Mann mit Gewichten und einer Wagſchale. Er hat ſich durch ſeine Strenge ſo furchtbar gemacht, daß man ihn nur den Ohr-Abſchneider heißt.

Ich hatte in Kairo ſehr angenehme Tage gelebt. Nur ungern verließ ich dieſe Stadt, die ſo viel Angenehmes darbietet neben manchem Unangenehmen, was ſie mit andern Städten des Orients gemein hat. Denn z. B. ſind auch ihre Straßen nicht gepflaſtert, um der auſſerordentlichen Hitze willen, welche, wären die Straßen mit Steinen beſetzt, das Leben zwiſchen den nahe zuſammengerückten Häuſern unerträglich machen würde. Doch in den vornehmſten Stadt-

Digitized by Google

vierteln werden die Gaſſen mehrmals des Tages mit Waſſer zur Dämpfung des Staubes von Leuten beſprengt, die dazu ausdrücklich angeordnet ſind.

Die Rückkehr.

Die Nilfahrt. Der Kanal von Ramanieh. Roſette. Alexandrien.

(Vom 9 bis zum 16 des Moharram.)

Da mein Freund, der Kapitän Lanfranchi, ſeiner Sehnſucht nicht länger widerſtehen konnte, den reizenden Aufenthalt von Kairo mit der heimathlichen Felſeninſel von Korſika zu vertauſchen, beſchloß ich die Heimreiſe nach Europa in ſeiner Geſellſchaft zu machen. Ich ließ meinen Paß beim Generalkonſulat unterzeichnen (23 Oktober 1819), und nahm Abſchied von meinen Freunden allen, deren ich hier ſo viele gewonnen hatte. Wir miethelen einen Kandſchi, um die Reiſe nach Alexandrien zu Waſſer zu machen, und fuhren ab. Noch zwei ſehr liebenswürdige Männer, einer ein Vetter des Herrn Jumelle, befanden ſich in unſerer Geſellſchaft. Wir miethelen auf dem Kandſchi für uns zwei beſondere Zimmer oder Abſchläge.

Das prachtvolle Schauſpiel der an uns vorbeiſchwebenden Nilufer, welches mich ſchon auf der Reiſe nach Kairo entzückt hatte, erneuerte ſeinen Zauber. An der Spitze des Delta wandten wir uns zum weſtlichen Arm der Flußmündung. Ich bemerkte, daß die Ueberſchwemmungen des Nil in größern Verhältniſſen abnehmen, je weiter man abwärts gegen Roſette oder Damiette kommt. Während die Felder Mittelägyptens noch weite Seen ſind, liegen die Umgegenden von den eben genannten Städten ſchon trocken.

Sobald die Felder von den Gewäſſern frei ſind, ſäet man die Cerealien aus, die je nach der Lage der Oerter im März oder April geärntet werden. In einem Lande, wo es faſt nie regnet, würde man keine zweite Aernte halten können, wenn man nicht die Felder wenigſtens alle vier Tage bewäſſern könnte. Dieſe beſondere Bewäſſerung geſchieht vermittelſt ſehr einfacher Maſchinen. Ein von Ochſen getriebenes Rad trägt zwei parallele Seile, zwiſchen denen irdene Hafen feſtgebunden ſind, die ſich mit dem Rade drehen, von einer Seite das Waſſer emporheben, von der andern ausgieſſen. Des Sommers ſäet man in das ſandige Erdreich ſehr viele Melonen, Gurken und anderes Gemüſe. Mais und Reis wird zur Zeit der Ueberſchwemmung geſäet, und von Zeit zu Zeit durch Einlaſſung des Waſſers in die Felder erfriſcht.

Es gibt vielleicht kein angenehmeres Trinkwaſſer, als das des Nil. Es iſt ſo ſüß und ſo leicht, daß man davon ſo viel trinken kann, als man will, ſelbſt wenn man im vollen Schweiße iſt, ohne die geringſte Unannehmlichkeit davon zu haben. Wenn man es aus dem Fluße ſchöpft, iſt es anfangs von gelblicher Farbe und trübe; aber in den Barbaken wird es höchſt klar und hell. Dieſe Barbaken ſind irdene Geſchirre, die wegen ihrer Poroſität noch den Vortheil haben, daß ſich das Waſſer darin gern erfriſcht, wenn man ſie dem Luftzug ausſetzt.

Wir kamen an Ramanieh vorbei. Von dieſer beträchtlichen Stadt am linken Ufer zieht ſich der berühmte Kanal gegen Alexandrien. Die Wiederherſtellung dieſes Kanals iſt beinahe

vollendet. Nicht nur wird dadurch die Wasserstraße von Kairo nach Alexandrien sehr verkürzt, sondern auch die Versandung des Nils im Bogaz von Rosette vermieden, die immer mehr oder minder sehr gefährlich ist. Wie groß der Nutzen aber auch sein mag, er wird durch die verruchteste Grausamkeit und Entehrung der Menschheit erkauft. Tausende von Fellaghs, die ihren Familien entrissen sind, müssen hier am Kanal arbeiten. Ihr ganzer Gehalt besteht in zehn Medinen täglich und einer zahllosen Menge Schläge. Man rechnet im jährlichen Durchschnitt, daß täglich hundert und zwanzig dieser unglücklichen Menschen entweder an den mühseligen Arbeiten oder an den Mißhandlungen erkranken und sterben.

Die Lage der Stadt Raschid oder Rosette hat etwas Eigenes. Auf dem rechten Ufer die schönsten Güter und Landhäuser des Delta, die einen weitläufigen Garten darstellen, und auf der andern Seite der Stadt — eine schauerliche Wüste.

Uebrigens scheint Rosette gar nicht vor Damiette, rücksichtlich der Reinlichkeit und Heiterkeit der Straßen, den Rang zu verdienen. Man findet da ein ziemlich leidliches europäisches Gasthaus, in das wir uns, sobald wir gelandet hatten, begaben.

Wie wir, unserer Pässe wegen, uns in das weitläufige Gebäude begaben, welches der Vize-Konsul bewohnt, und wir durch den Hof gingen, sahen wir da zwei Europäer, die sich im Werfen des Dschirid übten. Der Eine war noch jung und wohlgewachsen. Die wilden, düstern Gesichtszüge unter den dicken Augenbraunen des Andern fielen mir so unangenehm auf, daß ich meine Reisegefährten fragte, wer das wohl sein möge. In demselben Augenblicke wandte Lanfranchi seine Blicke von dem Menschen mit Grausen ab und flüsterte mir ins Ohr: „Wie, haben Sie denn nie vom Ritter T..... reden hören?“ — Ich erinnerte mich, während meines Aufenthalts zu Neapel von dem gräßlichen Verbrechen desselben gehört zu haben; es empörte mich, daß es für ein solches Ungeheuer auf Erden noch eine Zufluchtsstätte gäbe.

Mit elf Lastthieren, sowohl Mauleseln als Pferden, die unser Gepäck trugen, machten wir uns auf den Weg nach Alexandrien. Vorher aber gab's erst einen Auftritt mit unsern Arabern. Diese, statt das Gepäck aufzuladen, fingen wieder an unter einander zu schreien, zu zanken und zu lärmen, ohne daß man herausbringen konnte, worüber sie eigentlich stritten. Hätten wir nicht endlich derbe Schläge links und rechts ausgetheilt, säßen wir gewiß noch in Rosette.

Mit dem Fuße aus der Stadt traten wir in die Wüste. Das Ufer des Meeres, welches wir bald erreichten, wimmelte von Krabben, davon die Araber fleißig einsteckten, um sich Nachts in Abukir damit zu erlaben. Wir kamen an einem kleinen Denkmal von zirkelförmiger Gestalt vorüber. Es umschließt das Grab eines Heiligen. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang kamen wir an einen Arm des Meeres, der mit dem See Edko Verbindung hat. Eine hier angestellte Barke brachte uns hinüber, und erst bei später Nacht gelangten wir zum Ruheplatze der Araber, Kafneh von Abukir genannt. Es sind zwei von den Engländern in der Wüste erbaute elende hölzerne Hütten, der kleinen Veste gegenüber, die den gleichen Namen führt. Die größte von den Hütten dient eigentlich zum Empfang der Reisenden; aber sie war den Tag

Digitized by Google

vorher durch den Muthwillen türkischer Soldaten, die nach Kairo zogen, über den Haufen geworfen worden. Wir lagerten uns also beim Mondschein im Sande über Matten, und lebten bei Tabakspfeifen, Kaffee und mitgebrachten Speisen wohl.

Drei Stunden vor Tag mahnten unsere Araber zum Aufbrechen. Still ging der Zug durch die leere Einöde, bis wir, zwei Stunden vor Abukir, nicht ohne Verwunderung Pflanzungen von Wassermelonen, Feigenbäumen und Palmen fanden, und zwar auf einem Boden, dem die Natur alles Pflanzenleben versagt zu haben schien. Ohne Zweifel muß der Sand auf diesen Stellen von geringer Tiefe sein.

Wie wir uns der Stadt Alexandrien nahten, sahen wir Kameele in allen Richtungen kommen und gehen, um Wasser in die Stadt zu führen. Beim Thore angelangt, mußten wir eine halbe Stunde fort durch die Trümmer des alten Alexandriens ziehen. Zwei schöne Granitsäulen erhoben sich links, Ueberbleibsel einer verschwundenen Halle, die wahrscheinlich mit den Obelisken in Verbindung stand, denen sie sich gegenüber befanden. Kleopatra's Spitzsäule ist genug beschrieben.

Ein weiter Raum trennt die Ruinen von der heutigen Stadt und dem Stadtviertel der Franken, in welchem wir von den elenden Wirthshäusern das beste wählten. Es war so schlecht, daß es alle Vorstellung übertraf. Mein bester Trost war, daß ich bald Gelegenheit fand, mit einem Schiffe nach Europa zurückzukehren. Inzwischen freute ich mich des gastfreundlichsten Empfangs bei den Herren Escalon und Drovetti. Letzterer ist zwar, seit Wiedereinsetzung der Bourbonen, nicht mehr französischer Generalkonsul; aber sein Ansehen und Einfluß beim Vizekönig hat darum gar nichts eingebüßt. Er genießt noch beständig einer unbeschränkten Achtung, von Alexandrien bis Esneh, bei allen Klassen und Ständen des Volkes. Seine Sammlung ägyptischer Alterthümer, schon die vollständigste von allen vorhandenen, wird noch beständig von ihm erweitert.

Die Ueberbleibsel Alexandriens, dieser altberühmten Stadt, liegen in einem Umfang hoher Mauern, wohl zwei Wegstunden lang eingeschlossen. Die Straßen der heutigen Stadt sind ziemlich regelmäßig gebaut, und einige haben auch eine ordentliche Breite. Die Straße der Franken ist die schönste von allen, und würde auch eine große europäische Stadt nicht entzieren. Sie prangt mit mehrern großen Gebäuden, dem Okela (Konsulathaus) von Frankreich, von Oesterreich und andern.

Das Stadtviertel der Franken ist ausschließlich nur von Europäern bewohnt. Diese geben hier in ihrer europäischen Tracht, und leben nach Brauch und Sitte ihrer Nationen ohne allen Zwang. Man sollte eher glauben, in einer spanischen oder italienischen, als in einer ägyptischen Stadt zu wohnen.

Neu-Alexandrien liegt bekanntlich auf einer Landzunge, deren beide Seiten zwei Hafen bilden. Man kennt diese unter dem Namen des alten und des neuen Hafens. Der erstere ist ohne Widerspruch der vorzügliche. Es befanden sich eben darin bei fünf- bis sechshundert Fahr-

Digitized by Google

zeuge von Flaggen aller Nationen, und man ſagte mir, die Zahl ändere nie ſehr beträchtlich. Im neuen Hafen ſah ich nur einige wenige kleine Schiffe, dem Staat angehörig.

Eine ſchmale Dammſtraße von ermüdender Länge führt ins Meer hinaus bis zu einer kleinen Veſte oder einem Thurm von arabiſcher Bauart. Er mag in der Gegend liegen, wo weiland der berühmte Pharos von Alexandrien ſich erhob.

Von den vielbeſprochenen Obelisken, Kleopatra's Nadeln, wie die Franzoſen ſie nennen, ſteht nur noch eine aufrecht. Die andere war umgeſtürzt. Die Engländer hatten den Gedanken, ſie auf einer Fregatte zu entführen; es ſcheint aber, es fehlte an Maſchinen, um ſie fortzurücken. Das Merkwürdigſte von dieſen Denkmalen ſind wohl die Hieroglyphen daran, zum Unglück noch immer Räthſel.

Die uneigentlich ſogenannte Pompejus-Säule (El Suari) befindet ſich in der Wüſte, unfern dem See Mareotis. Ich läugne zwar nicht, ſie iſt werth, betrachtet zu ſein, aber doch machte ſie auf mich den großen Eindruck nicht, den ich erwartet hatte. Ich fand ſie weder in Rückſicht des Majeſtätiſchen, noch in Rückſicht des Reichthums vom Säulenknauf, mit den prachtvollen Säulen von Baalbek vergleichbar.

Nicht weit von ihr enden die Arbeiten des Kanals von Ramanieh. Ismail Paſcha, Sohn des Vizekönigs, beauftragt, die Arbeiten zu leiten, hat in der Wüſte ſein Lager mit türkiſchem Kriegsvolk. Ich ging mit meinen Freunden hinein. Als wir uns dem Gezelte Ismails nahten, waren wir nicht wenig erſtaunt, weder Wachten vor demſelben noch irgend eine Seele im Innern deſſelben zu erblicken, während die köſtlichſten Geräthe darin zerſtreut umher lagen und ſtanden.

Die Schriftſteller des Alterthums ſprechen von Gärten und luſtvollen Anlagen, die zu ihrer Zeit die Umgebungen Alexandriens verſchönten. Heute ſieht man von Allem nichts mehr, nur eine Wüſte trockenen, beweglichen Sandes. Trotz dem ſtrömen von allen Seiten die Erzeugniſſe des Landes herbei; die Märkte ſtrotzen vom Ueberfluſſe, gleich den Märkten Kairo's. Brod und Fleiſch ſind von vorzüglicher Güte. Deſto ſchlechter iſt das Waſſer.

Theils die Kürze der Zeit, theils der Ekel, welchen ich aus der großen Pyramide mitgebracht, hinderten mich, die Wohnungen der Todten, die Katakomben der alten Nekropolis, die Königsgräber, oder Kleopatra's Bäder, zu beſuchen. Auch die Peſt brach aus. Ich eilte mit Lanfranchi an Bord der franzöſiſchen Brigg l'aimable Cloülde, Kapitän Cavalier.

Mehemet, geheimer Agent der Pforte, und die Neu-Griechen.

Der Verfaſſer nachſtehender Briefe und Briefauszüge, ſagt der Freiherr von Zach (deſſen Correspondance astronomique, géographique, hydrographique et statistique, vol. 5, cah. 2 et 4, dieſe Nachrichten enthoben ſind), iſt ein Bruder des durch ſeine großen aſiatiſchen Reiſen berühm-

Digitized by Google

ken Pestelli Ali. Es sind ihm seit seiner Rückkehr nach Konstantinopel die Stellen eines Oberaufsehers der Douanen und des Arsenals übertragen worden. Die hier mitgetheilten Briefe habe ich, aus dem Arabischen übersetzt, von höchst achtungswerther Hand empfangen. Sie sind authentisch, und ich besitze deren noch mehrere, die hoffentlich später ebenfalls bekannt gemacht werden sollen, wo mir dann auch wohl vergönnt sein wird, die Beweise ihrer Aechtheit beizufügen. Es dürften diese Briefe durch ihren Inhalt der Aufmerksamkeit um so mehr werth erscheinen, als sie lange vor dem Aufstand der Griechen sind geschrieben worden.

Schreiben von Mehemet, geheimem Agent des Großherrn bei verschiedenen europäischen Höfen, an den Großvezier.

— — Ich habe Bekanntschaft mit einem in Paris angesiedelten griechischen Kaufmann gemacht, welcher vormals eins der lieblichen Eilande bewohnt hat, die nur vier Meilen von Konstantinopel im Marmormeere gelegen sind. Als ich ihn fragte, ob es der Handel sei, der ihn vermocht habe, jene irdischen Paradiese zu verlassen, um sich in dieser großen Stadt anzusiedeln, die allezeit voll Lärm und Gestank ist, antwortete er mir: er hätte genug gehabt, um in seinem Vaterlande glücklich zu leben; er habe ansehnliche Grundstücke, fruchtbares Weinland und mehrere Häuser besessen, die den angenehmsten Wohnungen vornehmer Muselmänner nicht nachstanden; die Janitscharen aber und andere mahomedanische Wüstlinge, welche die Inseln und vorzüglich diejenige seines Wohnortes oft besuchen, hätten sich so viel Unfugen zu Schulden kommen lassen, daß ihm das Leben unerträglich geworden sei. Vom Wein berauscht, sagt er, betrugen sie sich, als wären sie Herren der Insel; was ihnen anstand, dessen haben sie sich bemächtigt; was ihnen unter die Hände kam, raubten sie; auch persönlich mochte er sich gegen ihre Mißhandlungen nicht sichern, und wenn er Vorstellungen zu machen versuchte, bestand ihre Antwort in Fluchen und Schwören. Dieser Druck brachte ihn zum Entschlusse, seine Besitzungen zu verkaufen und in ein Land zu ziehen, worin mehr Freiheit, Sicherheit und Annehmlichkeit zu finden ist. Es kann der hohen Pforte, welche der Wohnsitz der Gerechtigkeit und eine Freistätte für alle Welt ist, nicht zum Ruhme gereichen, wenn sie solchen Unfug ungestraft im Angesicht des Serails und von Leuten duldet, welche die Ehre haben, des Großherrn persönliche Wache zu bilden. Ich überschreibe Dir diese Vorstellungen, weil ich weiß, daß Du ein Freund der Gerechtigkeit bist, und schnelle Hilfe schaffen wirst. Sonst laufen wir Gefahr, nicht diese Inseln nur, sondern Griechenland selbst auch, durch Auswanderungen verödet zu sehen. — —

Schreiben des Nämlichen an den Großvezier in Konstantinopel.

Es ist Zeit, hochweiser Minister, daß das ottomannische Schwert, das Schwert der Gerechtigkeit, aus der Scheide gezogen werde, nicht gegen einen erklärten Feind, sondern gegen Leute, die sich Freunde und Unterthanen der Pforte nennen. Der ... ist müde, seinen Kopf auf den Schultern zu tragen. Die .... von .... von .... von .... sind völlig im nämlichen Fall. Sie sind Verschwörer gegen den Thron der Gerechtigkeit; sie sind undankbar gegen den Selbherrscher,

Digitized by Google

welcher ſie zu ihren Würden erhoben hat; ſie haben ſich der Ehrenämter, die ſie bekleiden, unwürdig gemacht. Ich wollte den erſten Nachrichten, die ich von ihrem Verrath erhielt, keinen Glauben beimeſſen, und ich that dies alsdann erſt, wo unzweideutige Beweiſe mich überzeugten, daß die Sache nur allzuwahr iſt. Die .... und die .... der Inſeln, von denen ich ſpreche, haben eine Verſchwörung angezettelt, um ſich vom ottomanniſchen Reiche zu trennen, und die Inſeln des ägäiſchen Meeres in eine vom Throne, der die Welt beherrſcht, unabhängige Republik zu verwandeln. Der .... iſt das Haupt der Verſchwörung, und .... ſoll die Hauptſtadt der neuen Republik werden. Die .... der fünf größten Inſeln ſollen unter dem Namen eines oberſten Staatsraths die Leitung der Geſchäfte des Archipels beſorgen. Die Schriften, welche ich Dir ſende, enthalten den ganzen Plan ihrer neuen Regierung, die Sätze und Grundlagen, worauf dieſe vorgebliche aufrühriſche Republik ſoll errichtet werden, und am Fuße ſtehen die Namen der Hauptverſchwörer. (Ob ſie dies wirklich ſind, weiß Gott! An einer andern Stelle ſeines Briefes ſagt Mehemet: „Ich allein nur habe das Geheimniß entdeckt, mittels eines Juden und eines Griechen, die beide meine Agenten ſind, und denen ich vertrauen kann.“)

Es ſei mir vergönnt, weiſer Miniſter, über die Urſachen des treuloſen Anſchlags mit Offenheit zu ſprechen. Die Pforte iſt von langer Zeit her gewöhnt, den Räubereien, Erpreſſungen und Plackereien der Paſcha's und Statthalter der Provinzen zuzuſehen, zu geſtatten, daß ſie die unter ihrer Botmäßigkeit ſtehenden Völker mißhandeln, plündern, ihnen ihr Geld, ihr Hausgeräth und ihre Beſitzungen entreiſſen, bis ſie ſelbſt ein großes Vermögen geſammelt haben; alsdann geſchieht es gewöhnlich, daß der Sultan dem verbrecheriſchen Paſcha die ſeidene Schnur ſendet. Was auch zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens geſagt werden mag, ſo iſt ſolches doch meines Erachtens gegenwärtig mit vieler Gefahr verbunden; und wenn ich ſprechen darf, wie ich denke, ſo halte ich dafür, es ſei darin ein Hauptgrund der Verſchwörung der Inſeln des ägäiſchen Meeres zu ſuchen. Diejenigen, mit denen vormals dieſe Statthalterſchaften beſetzt wurden, waren mit den Maximen der Staatsklugheit und mit den Geheimniſſen der Kabinete lange nicht ſo vertraut, wie ihre gegenwärtigen Nachfolger es ſind. Die Aufklärung des Jahrhunderts hat die Menſchen überall gewandter, ſcheuer und ſelbſtſüchtiger gemacht, als ſie zuvor waren. Der Inſtinkt der Selbſterhaltung weiß ſich beſſer zu helfen, als vormals ..... Auf ſolcher Grundlage beruht die furchtbare Verſchwörung der Inſeln. Mir ſteht es nicht zu, Dir zu rathen, was in dieſer Sache zu thun ſei, und ich ſoll dies, wie billig, Deiner Klugheit überlaſſen. Hingegen vergönne mir, Dir zu ſagen, wie ich glaube, daß ähnlichen Unordnungen für die Zukunft vorzubeugen wäre. Das Mittel, welches ich dazu vorſchlage, iſt die Ausübung ſtrenger Gerechtigkeit. Zu geſtatten, daß ein Paſcha ſich durch zwingherrliche Bedrückung ſeiner Unterthanen bereichere, iſt meines Erachtens nicht allein nur ungerecht, ſondern auch unpolitiſch. Denn ein Paſcha, der durch Raub und Plünderung reich geworden iſt, hat damit zugleich auch die Mittel des Aufruhrs an ſich gezogen, indem das Geld der Nerv und das Leben jeder großen und kühnen Unternehmung iſt. Mich dünkt deshalb, es wäre beſſer gethan, keinerlei Bedrückun-

Digitized by Google

gen der Unterthanen durch die Pascha's und Statthalter der Provinzen zu gestatten. Daraus müßte doppelter Vortheil entstehen; einerseits würde dem Rechte gehuldigt, und anderseits würde das Bewußtsein ihrer Verbrechen diese wichtigen Personen nicht zum Aufruhr gegen ihren rechtmäßigen Beherrscher anreizen, und keine übel erworbenen Reichthümer würden ihnen die Mittel zu Unterstützung des Aufruhrs gewähren. Gib Exempel dieser Art in A.., in S..., in A..., in T.., in T... Ein Thron mag keine sicherere Grundlage haben, als die Gerechtigkeit. Alles was unrecht und gewaltthätig ist, kann in die Länge nicht bestehen.

Bruchstück eines Schreibens von Mehemet an Selictar Aga (Pallaschträger des Großherrn).

— — Europa ist ein fruchtbares Feld von Rebellionen, Aufruhren, Unordnungen und seltsamen Kriegen. Es ist kein Ort in der Christenheit, der nicht durch Verrath, Treulosigkeit und Gemetzel, kein Winkel, der nicht von vergossenem Menschenblute besudelt wäre. Der Sohn zettelt Verrath gegen den Vater an, und der Bruder legt demjenigen Schlingen, der aus gleichem Blute erzeugt und von der gleichen Mutter geboren ward. Keine Verwandtschafts- oder Freundschaftsbande halten diese Ungläubigen von gegenseitiger Verfolgung ab. Die Religion mag ihre Leidenschaften so wenig bändigen, als die Mährchen der alten Dichter. Selbstsucht ist das allgemeine Triebrad im öffentlichen wie im Privatleben, und während das Thun und Treiben der Einzelnen sowohl als der Staatsgesellschaften auf Selbsterhaltung und eigenen Vortheil nur gerichtet ist, vernachlässigen sie das Gemeinwohl der Christenheit und setzen dieselbe jeder Gefahr aus, die ihr vom ersten gegen sie gerichteten kühnen Unternehmen her drohen mag... Die Thorheiten der Nazaräer dürfen uns auf keine Weise kümmern. Die Gottlosigkeit und die Laster dieser Ungläubigen erhöhen nur den Glanz der Weisheit und Tugend der siegreichen Muselmänner *), deren Bestimmung ist, diese Unbeschnittenen zu verpflanzen, und die von ihnen beherrschten Völker im reinen Glauben zu unterrichten.

Bruchstück eines an den Aga der Janitscharen gerichteten Schreibens.

— — Die Christen sind überhaupt sehr geschichtkundig und gelehrt, weil es kein Land in Europa gibt, welches nicht Schulen und Akademien besitzt, worin Sprachen und Wissenschaften aller Art gelehrt werden. Landwirthe sogar sprechen Latein und Griechisch; Sprachen, welche, wie du weißt, jetzt ausser Uebung sind und nur aus Büchern erlernt werden können. Handwerker und Künstler sind Philosophen; Geschichtkundige und Alterthumsforscher trifft man überall an. Vormals war es nicht so, als die Geistlichen ausschließlich nur wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, mit Ausnahme einiger großen Herren und Edelleute, die sich im Besitze ererbter Bibliotheken befanden und sich den Studien zu widmen Muße hatten. Die Bücher waren damals

*) Als Mehemet dies geschrieben hatte, konnte er von den seither zwischen den Türken und Griechen ausgebrochenen Feindseligkeiten noch nichts wissen.

Digitized by Google

selten, und in Ermanglung derselben mußte man an den Bedarf der Schreiber kommen. Nur Leute, die vieles Geld und besondere Neigung für Wissenschaft hatten, mochten sich gute Handschriften verschaffen, die als Erbstücke in den Familien blieben. Seit die gedruckten Bücher sich zahllos vermehrt haben, sind dieselben auch überall und wohlfeil zu haben. Geschichtbücher und wissenschaftliche Werke, die zuvor nur lateinisch, griechisch oder in einer andern morgenländischen Sprache geschrieben waren, sind heutzutage in die Sprachen aller Völker übersetzt: dadurch mögen auch die gemeinsten Leute, wenn sie Zeit zum Lesen haben, so gelehrt wie ihre Vorgesetzten werden, und der Sklave kann seinem Gebieter in Kenntnissen gleich stehen. Die Nazaräer werfen eben deshalb den wahren Gläubigen Unwissenheit und Barbarei vor, weil sie im ganzen Umfang des mahomedanischen Reiches keine Buchdruckereien dulden. Sie achten nur auf die glücklichen Ergebnisse dieser Kunst, und übersehen ihre schlimmen Folgen. Sie bedenken nicht, daß durch die Preßfreiheit die Welt mit Irrthümern und Lügen ist überschwemmt worden. Sie wissen nebenbei auch nicht, wie die Muselmänner erzogen werden, und daß sie alle in früher Kindheit schon Arabisch und Persisch lernen. Wie viele berühmte Geschichtbücher gibt es nicht in diesen zwei Sprachen! Aller Inbegriff nützlicher Kenntnisse ist in den Schriften der morgenländischen Weisen enthalten. Die kleinen nichtswerthen Bücher und die Flugblätter, deren in Europa eine so große Menge vorhanden ist, sind abergläubig und lästig. Verfasser und Leser können dabei nur verlieren, die ersten ihre Zeit und die zweiten ihr Geld. Man rechne dazu noch die verderblichen Folgen alle, welche die unselige Nachsicht in Drucksachen der Christenheit gebracht hat. Wie viele Entheiligungen, Metzeleien, Rebellionen und Ruchlosigkeiten sind nicht in diesem Jahrhundert der Ausgelassenheit in fast allen abendländischen Staaten verübt worden! Wie viel gegenseitiger Haß herrscht zwischen den Christen, wie viel Aufruhr bei den Unterthanen, wie viel Religionszwiste, welch eine allgemeine Verachtung göttlicher, menschlicher und natürlicher Gesetze! Laster, über die man vormals schamroth geworden wäre, die man nur nicht zu nennen gewagt, und die unsere Väter für unmöglich geachtet hätten, sind jetzt gewohnte Dinge geworden, deren sich Niemand mehr schämt, die man nicht mehr geheim hält, und gegen die auch Niemand zu sprechen wagt, während sich Schriftsteller finden, welche Entheiligungen und Ruchlosigkeiten aller Art öffentlich zu vertheidigen keine Scheu tragen, u. s. w.

Ich wiederhole — fährt der Freiherr von Zach am Schlusse dieser Briefauszüge fort —, daß die Aechtheit dieser Mittheilungen verbürgt werden kann, und daß dieselbe späterhin ausser Zweifel gesetzt werden soll. Es wird freilich Leute geben, die meinen, es sei darin nichts Neues, nichts Anziehendes und nichts, das nicht längst schon bekannt war. Vollends wird es auch solche geben, die es ärgerlich und lächerlich finden, daß man Theilnahme an dem Schicksal der Griechen nimmt, die, wie uns im Magistertone verkündigt wird, gar nicht mehr jene alten Griechen der Geschichte sind, an welchen Dichter, Dramatiker, Schülerknaben und Revolutionsmänner ihren Enthusiasm üben mögen. Die Griechen unserer Tage sind, ihrer Angabe

Digitized by Google

zufolge, nichts als ein gemeiner Pöbel, die heilige Legion der Hetäristen ist anderes nichts als ein heiliges Kanaillenpack, das seinen Untergang verdient hat! Mit gleichem Rechte könnte unser Mitleid am Schicksale der Franzosen getadelt werden, die unter dem Beile des wilden Sultans Robespierre gefallen sind, weil ja auch diese Franzosen keineswegs mehr die alten Gallier waren.

Haben die Neu-Griechen im Jahr 1821 sich ihrer Altvordern unwerth gezeigt? Ist ihre Tapferkeit ausgeartet, wie diejenige von so manch anderm Volke, welches ziviliſirter geworden zu sein glaubt? Man nehme Olivier's Reise durch's ottomannische Reich zur Hand, und lese im zwölften Kapitel die neuerliche höchst anziehende Geschichte des berühmten, tapfern und eines bessern Schicksals würdigen Griechen, Lambro Canziano, um zu sehen, was die Neu-Griechen im Jahr 1792 gewesen sind.

Sollten diese Neu-Griechen an Geist und Talent, an Fähigkeit für Wissenschaft und Künste ihren Altvordern nachstehen? Man lese, was hierüber der aus Korfu am 3 Juli 1797 geschriebene Amtsbericht eines französischen Generals (Gentil) meldet *): „Die Griechen sind „überhaupt viel aufgeklärter, als man gewöhnlich glaubt, und das Gedächtniß ihrer Herkunft „ist keineswegs bei ihnen erloschen. Sie grämen sich, bisher unter einer harten und nichts„würdigen Aristokratie gelebt zu haben, die für Gemeinwohl keinen Sinn hat, weder Einsicht „noch Tugenden besitzt, und alle Fortschritte des Gewerbfleißes, des Handels und des mensch„lichen Verstandes hemmt." Der scheußlichste Despotismus und die roheste Tirannei, welche seit so vielen Jahrhunderten mit eisernem Zepter auf dem unglücklichen Volke lasteten, vermochten dennoch nicht in dem jetztlebenden Geschlecht das heilige Feuer auszulöschen, welches einst in seinen Vorfahren glühte.

Stehen die Griechen des vierzehnten Jahrhunderts nicht denjenigen im höchsten Alterthum zur Seite? Man lese die byzantinische Geschichte, und verweile darin bei jenem Cantacuzeno, dessen Name auch jetzt wieder glänzend hervortritt. Nicht minder ausgezeichnet als Staatsmann, denn als Krieger, wenn gleich unrechtmäßiger Beherrscher eines großen Reiches, hat er seine Macht auf dem usurpirten Throne würdiger gehandhabt, als ein vielgepriesener neuerer Held, der es ungleich leichter hätte thun mögen, nicht that. Cantacuzeno verstand nicht bloß, sich von den Mächten anerkennen und fürchten zu machen **): er erwarb sich, was mehr sagen will, auch die öffentliche Achtung und den glorreichen Namen des Befreiers seines Vaterlandes. Cantacuzeno kann als Muster eines vollkommenen Helden gelten. Sein Leben, voll ausserordentlicher Umschwünge und glänzender Züge, ist durch keine Unthat befleckt.

*). *Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte. 2me livr. Etats de Venise. Paris* 1819. *p.* 426.

**) Konstantinopel ward im Jahr 1348 durch die Genueser belagert. Cantacuzeno zwang sie, die Belagerung schnell aufzuheben und um Frieden zu bitten, welchen unter ehrenvollen Bedingungen ihnen zu bewilligen, er die Mäßigung hatte.

Digitized by Google

Von Natur friedliebend, mußte er allezeit Krieg führen; von Ehrsucht frei, gelangte er jedoch zur Herrschaft. Verfolgung und Unglück konnten seinen Geist nicht niederschlagen, und im Glück ward er nicht übermüthig. Gleich groß unter allen Verhältnissen, hat er als Unterthan, als Freund, als Monarch und Vater seine Pflichten erfüllt; seine Laufbahn war eben so weise und tugendhaft, als glänzend. Hier ist aber von keinem Griechen aus der Zeit von Miltiades, Themistokles und Epaminondas, sondern von einem Griechen des vierzehnten Jahrhunderts die Rede. Lambro Canziano gehörte dem achtzehnten an!

In den Urtheilen über die Neu-Griechen findet sich doch wohl mehr Irrthum als Verleumdung. Kaufleute, Krämer, Wechsler, Seefahrer haben die Nation je nach den Personen, mit denen sie in Berührung kamen, beurtheilt, die dann freilich meist wenig geeignet waren, einen richtigen Maasstab der sittlichen und geistigen Eigenschaften des Volkes an die Hand zu geben. Gelehrten und wißbegierigen Reisenden ging es nicht besser. Die Einen bereiseten diese alte Wiege unsers Wissens und unserer gegenwärtigen Kultur nur in der Absicht, die schönen Ueberreste zu betrachten, welche noch Zeugen des Geistes und des Glanzes eines großen Volkes sind, um in dem klassischen Boden Nachgrabungen anzustellen und Denkmale seiner einstigen Größe wegzuführen; Andere kamen dahin, um ihre Sammlungen von Naturkörpern aller Art in dem schönen Erdstriche zu bereichern. Einem großen Theil dieser Reisenden mangelten die erforderlichen anderweitigen Kenntnisse; auch die Sprache des Landes war ihnen unbekannt, und ihre Berichte beschränkten sich auf einzelne Angaben über Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Aberglauben und Vorurtheile dieser Völker. In schneller Durchreise unternehmen sie, über den sittlichen, bürgerlichen und geistigen Zustand einer Nation abzusprechen, die sie auf keine Weise befriedigend kennen zu lernen im Falle gewesen sind. Unter allen neuern Reisenden ist es der einzige Pouqueville *), welcher mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit ein treues Gemälde der Kultur, Kenntnisse und Literatur der gegenwärtigen Bevölkerung Griechenlands geliefert hat. Unter den ältern Reisenden hat der berühmte Spon **) den Mitgliedern einer Akademie, die den Namen *degli assicuranti* führte, und die im Jahr 1673 in Korfu errichtet ward, verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die treueste Schilderung von dem gegenwärtigen Zustand der Zivilisirung Griechenlands hat der höchst ehrenwerthe Coray geliefert. Das minder günstige

*) *Voyage en Morée, à Constantinople et Albanie. Paris* 1805. In drei Oktavbänden. Vorzüglich dann nun aber: *Voyage dans la Grèce. Paris* 1821. In fünf Oktavbänden, mit Karten und Kupfern.

**) *Jac. Spon et Georg Wheler voyage d'Italie, de Dalmatie, de la Grèce et du Levant, fait aux années* 1675 *et* 1676. *Lyon* 1678. Drei Bände in 12. Mit Kupfern. Eine Kritik dieser Reise ward von ihrem Verfasser beantwortet in der *Réponse à la critique de M. Guillet sur le voyage de la Grèce de Jac. Spon. Lyon* 1679. *in*-12. Es sind von dieser geschätzten Reise zwei spätere Ausgaben erschienen, die eine zu Amsterdam 1679, die andere im Haag 1724, beide in zwei Duodezbändchen.

Digitized by Google

Urtheil eines deutschen Reisenden, des Herrn Bartholdy *), ist durch drei berühmte Griechen gründlich widerlegt worden: zunächst ebenfalls durch Coray in seinen *Prolegomena in Isocratem*, hernach durch Codrika in Millin's *Magazin encyclopédique*, und endlich durch Kuma in der Vorrede zu seiner Anleitung zur Mathematik.

Es wäre zu wünschen, daß eine philosophische, unparteiische und geübte Feder die Geschichte dieser Literatur, vom Zerfall des morgenländischen Reiches bis auf unsere Zeit, einst schreiben möchte. Die schwierige Arbeit dürfte inzwischen eher noch die Aufgabe einer gelehrten Gesellschaft, als eines einzelnen Mannes sein. Minder schwierig und nicht weniger anziehend wäre eine Darstellung der gegenwärtigen Literatur von Neu-Griechenland, die mein alter Korrespondent in Korfu, Herr Stellio Doria Prossalendi, in einer Zeitschrift zu liefern gesinnet war, deren in neugriechischer Sprache (in der sie auch selbst geschrieben werden sollte) verfaßte Ankündigung mir im Dezember 1811 in Marseille zugekommen ist. Es sollten darin die Arbeiten der jonischen Akademie und der philologischen Gesellschaft in Bucharest, die archäologischen Entdeckungen, die Fortschritte der Griechen in Wissenschaften, Künsten, Handwerken und National-Industrie bekannt gemacht werden, u. s. w. Sein Mitbürger, Herr Emanuel Teotochi, hatte früher schon den ähnlichen Plan gehabt, und ihn auch, zum Theil wenigstens, durch die zweijährige Ausgabe seines *Mercurio letterario* **) ausgeführt. Aber die Zeitschrift des Herrn Teotochi war italienisch geschrieben, und sie gab mehr von fremden als von einheimischen Literaturprodukten Kunde. Die neugriechische Zeitschrift des Herrn Prossalendi hatte eine ausschließliche vaterländische Bestimmung, indem sie die Griechen mit ihren eigenen Arbeiten, Bestrebungen und Literatur, mit ihren Fortschritten in der Kultur bekannt machen sollte. Ob diese Zeitschrift mit einigem Erfolge wirklich zu Stande kam, weiß ich nicht. Eben so wenig kann ich sagen, ob die Statistik der Insel Korfu und einiger benachbarten Inseln, womit sich Herr Prossalendi beschäftigt hat, ist ausgegeben worden. Am 20 Julius 1811 schrieb er mir: „Die Mitglieder der jonischen Akademie seien mit diesem wichtigen Zweige der Staatshaushaltslehre ernstlich beschäftigt. Was aber (fügte er hinzu) Astronomen und Geographen unter uns betrifft, so sind diese mehr zu wünschen, als zu hoffen. Wir haben zwar etliche Mathematiker, worunter ein vorzüglicher ist, aber es mangeln uns alle Instrumente, Maschinen u. s. w."

Zum Schlusse will ich Allen, die sich mit dem sittlichen, geistigen und bürgerlichen Zustande der gegenwärtigen Neugriechen gründlich bekannt zu machen wünschen, die Werke eines der gelehrtesten Hellenisten Deutschlands empfehlen, der, im Besitze umfassender Sprachkenntnisse, die Geschichte und Geographie des merkwürdigen Volkes mit bewundernswerthem Fleiße, Sorgfalt und Scharf-

*) J. L. S. Bartholdy, das heutige Griechenland und die jonische Republik. Berlin 1805. 8. *Voyage en Grèce, fait dans les années* 1803 *et* 1804. *Traduit de l'allemand, par A. D. C. Paris* 1808. 2 *vol.* 8.

**) Teotochi in Korfu hat das Verdienst, der Herausgeber der ersten literarischen Zeitschrift in Griechenland zu sein.

Digitized by Google

ſinn ergründet hat. Es iſt die Rede von des Profeſſors und Bibliothekars in Gotha, Herrn Ukert, Gemälde von Griechenland (Königsberg 1810), und von ſeiner Geographie der Griechen und Römer (Weimar 1821). „In Griechenland (ſagt Herr Ukert) iſt Alles, was von der Natur geſchaffen ward, vollſtändig erhalten; und nur was von der Hand des Menſchen herrührte, iſt verſchwunden.“

Die Auszüge der Briefe von Mehemet, deren noch mehrere folgen ſollen, ſind merkwürdig, nicht allein durch die darin enthaltenen Urtheile der Türken über unſere Staatskunſt, Kultur und Einrichtungen, ſondern hinwieder auch durch die Art, wie ſie ihre eigene Staatskunſt und Verwaltung beurtheilen. Sie werden noch merkwürdiger erſcheinen in demjenigen, was die Folge darbieten ſoll. *Selam al elkim o G aur!*

Zur Karakteriſtik der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine Skizze *).

1. Erziehungsweſen. Literariſche Anſtalten. Schöne Künſte. Journaliſtik.

Seit einigen Jahren macht das Erziehungsweſen und der öffentliche Unterricht in den vereinigten Staaten bedeutende Fortſchritte. Im Jahr 1809 zählte man in jenem Lande fünfundzwanzig Kollegien und vierundſiebenzig beſondere Schulen oder ſogeheißene Akademien. Dieſe für jeden der amerikaniſchen Staaten durch ſeine Geſetzgebung beſonders organiſirten Anſtalten ſind, weit entfernt, ein unter einer und derſelben Leitung ſtehendes Ganzes zu bilden, jede der Aufſicht ihrer Legislatur unterworfen, und ſtehen daneben unter der Beaufſichtigung der einzelnen Lokal- und Partikularverwaltungen. Im Jahr 1811 hatte der Präſident der vereinigten Staaten, in einer Botſchaft an den Kongreß, dieſem auf das nachdrücklichſte empfohlen, eine National-Univerſität zu Waſhington zu begründen. Nach einigen Debatten war dieſer Vorſchlag an eine Kommiſſion zur nähern Berathung überwieſen worden. Dieſe Kommiſſion, in ihrem Berichte an die Repräſentantenkammer, gab zu bedenken, daß, obgleich eine ſolche Inſtitution dem Lande bedeutende Vortheile bringen müßte, ſich durch die Konſtitution dennoch keine beſondern Fonds zur Beſtreitung ſolcher Unkoſten, dergleichen die Errichtung einer National-Univerſität ohne anders nach ſich ziehen müßte, angewieſen finden; daß, was Wiſſenſchaften und nützliche Künſte betreffe, der Kongreß lediglich dazu bevollmächtigt ſei, Verfaſſern oder Erfindern das ausſchließliche Eigenthumsrecht auf ihre Werke oder Entdeckungen zugeſichert zu erhalten; daß überhaupt die Stiftung einer Univerſität, ohne zugleich für ihren Bedarf einen beſondern Fond auszumitteln, als ein unnützes Werk und als eine geſetzwidrige Ausübung der legis-

*) Aus dem Novemberhefte der *Revue encyclopédique*.

Digitized by Google

lativen Gewalt zum Vorſchein kommen müßte; daß endlich das aus dem Verkaufe der Gemeingüter zu ziehende Kapital für einen ſolchen Zweck lange nicht genüge, und was einer ſolchen Inſtitution etwa an Vermächtniſſen, Schenkungen und Renten zufliessen möchte, als ein allzu unſicheres Hilfsmittel zu betrachten ſei. Es würde ſogar — meinten die Berichterſtatter noch weiter — die Errichtung einer, ohne mit den für alle Zweige des von ihr zu umfaſſenden Unterrichts erforderlichen Subſidien verſehen zu ſein, unter dem hochtönenden Titel einer Univerſität ſich ankündenden Anſtalt vermögend ſein, die Würde der Nation zu gefährden. Zu dem allem wurde von mehr als einem der aufgeklärteſten Bewohner der neuen Welt, unter Anführung verſchiedener unſerm Welttheile entnommener Beiſpiele, behauptet, daß der Korporations- und Syſtemsgeiſt einer großen Zentral-Univerſität der unbeſchränkten Freiheit des Unterrichts nachtheilig werden, und als unvermeidliche Folge dieſer Beſchränkung auch der Vervollkommnung der Methoden, ſo wie den Fortſchritten des menſchlichen Wiſſens überhaupt, Schaden bringen konne.

So ungünſtige Anſichten indeſſen in Anſehung des Univerſitäts-Projekts walteten, ſo wurden und blieben gleichwohl von dem amerikaniſchen Kongreſſe ſechshundert und vierzig Acker Landes, das heißt, ein Dreißigtheil der Gemeingüter jedes Stadtbezirkes, zur Beſtreitung der Schulunkoſten angewieſen; ferner ſieben ganze Bezirke, jeder von dreiundzwanzigtauſend und vierzig Acker, in den Gebieten Indiana, Illinois, Miſſiſipi, Louiſiana, Michigan, und zwei in der Provinz Ohio gelegen. In der Provinz New-York beliefen ſich die Fonds, über welche die Geſetzgebung zum Behufe der öffentlichen Schulanſtalten zu verfügen hat, im Jahr 1811 auf eine halbe Million Dollars, und lieferten ein jährliches Intereſſe von ſechsunddreißigtauſend Dollars. In Connecticut betragen die für die Schulen geordneten Fonds eine Kapitalſumme, von welcher denſelben jährlich hundert- und zwanzigtauſend Dollars zufliessen.

Seit 1800 iſt die Zahl der im Auslande die Arzneiwiſſenſchaft ſtudierenden und daſelbſt graduirenden Amerikaner bedeutend kleiner geworden, und hinwieder haben ſich die mediziniſchen Anſtalten zu New-York und Philadelphia zu einem hohen Grade von Zelebrität emporgehoben. Die Dauer der mediziniſchen Studien in den Kollegien beträgt vier Jahre. Zu Philadelphia, New-York, Boſton und Baltimore kommen Zeitſchriften heraus, welche ganz vorzüglich der Arzneiwiſſenſchaft gewidmet ſind, und die geſchätzteſten mediziniſchen Schriften Europa's werden in eben dieſen Städten neu aufgelegt. Auch alle andern bedeutendern Erzeugniſſe der europäiſchen Literatur werden in Amerika nachgedruckt, und zwiſchen den Preiſen der alten und neuen Welt findet ein ſo gewaltiger Unterſchied ſtatt, daß ein Quartband, der in London für zwei Guineen verkauft wird, in Amerika, in einen Oktavband umgeſchaffen, nicht über zwei Dollars zu ſtehen kommt. Die Lieferungen des *Quarterly-Review* und *Edimbourg-Review* werden regelmäßig nachgedruckt, und gehen in Menge im ganzen Lande herum.

Digitized by Google

In den Staaten von Neu-England werden die Schulen vermittelst einer öffentlichen Taxe unterhalten, und stehen unter der Leitung eines Comité. Hier genieſſen die Kinder der Armen mit denen der Reichen denſelben Unterricht, der ſich auf Leſen, Schreiben, Rechnen, Grammatik und Geographie erſtreckt. In den übrigen Bundesſtaaten beſtehen Schulen zur Erziehung der dürftigen Klaſſe; auch findet ſich in mehr als einer Provinz die Lancaſterſche Methode eingeführt. In den neueſten Tagen haben ſich auch einige Geſellſchaften zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, namentlich im Gebiete der Landwirthſchaft, Künſte und Manufakturen, zuſammengethan. Die amerikaniſche philoſophiſche Geſellſchaft hat bis jetzt ſechs Bände Abhandlungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände erſcheinen laſſen. Zu Boſton iſt kürzlich ein Athenäum, nach dem Plane desjenigen von Liverpool, organiſirt worden, und eine zur Herbeiſchaffung der für dieſe Anſtalt erforderlichen Fonds eröffnete Subſkription hat in Zeit von zehn Tagen eine Summe von vierzigtauſend Dollars eingebracht. Auch die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte von Boſton bereits mehrere Bände, die desſelben Namens von Connecticut einen, und die philoſophiſche Geſellſchaft von New-York ebenfalls einen Band ihrer Verhandlungen durch den Druck bekannt gemacht. Ein Band Abhandlungen des Vereins von Georges-Town hat den Feldbau und die landwirthſchaftlichen Kenntniſſe zum Gegenſtand. Mehrere Bände hat auch die Agrikultur-Geſellſchaft zu Philadelphia, und vier Oktavbände noch ein anderer Verein, zur Beförderung des Landbaues, der Künſte und Manufakturen, geliefert.

Die zur Stunde ſchon beträchtliche Anzahl amerikaniſcher Künſtler läßt auf eine entſchiedene Liebhaberei für die Zeichnungskunſt und Malerei ſchlieſſen. Die Namen eines Weſt, Copely, Trumbull, Stewart, Vanderlyn, Jarvis, Wood, Allſton, Leslie, Peale, Sully, Morſe, Earle und Todd ſind insgeſammt rühmlich bekannt, die acht erſtern im Fache der Landſchaft- und Hiſtorienmalerei, die letztgenannten als Portraitmaler *). Zu New-York und Philadelphia ſind unlängſt Akademien zum Behufe des Studiums der ſchönen Künſte errichtet worden. Von Paris hat man eine Anzahl von Gemälden und Gipsabgüſſen der vorzüglichſten Statüen des Alterthums für jene beiden Anſtalten nach Amerika herübergeſchafft. Die Gemälde waren von Napoleon, als auſſerordentlichem Mitgliede der genannten Akademien, während ſeines Kaiſerthums geſchenkt worden. Die liberale Geſinnung, welche die faſt durchgehends mit der Kaufmannſchaft beſchäftigten Einwohner der zwei erwähnten Städte bei der Gründung jener Anſtalten bewieſen haben, macht ihrem Geſchmack Ehre. Von der Regierung von Süd-Carolina erhielt im Jahr 1817 der berühmte Canova den Auftrag, eine Bildſäule Waſhingtons zu verfertigen, welche auf zehntauſend Dollars zu ſtehen

*) Der verſtorbene Weſt iſt der erſte Maler der neuern Zeit, der bei hiſtoriſchen Kompoſitionen aus den Koſtümen der neuern Zeit ſehr viel Parthie zu ziehen gewußt hat. Vanderlyn hat in Frankreich für ſeinen in der Expoſition von 1808 ausgeſtellten „Marius auf den Ruinen von Karthago“ eine Schaumünze erhalten.

Digitized by Google

kommen ſoll. Die Regierung der vereinigten Staaten hat zur Aufmunterung der Künſte weiter nichts gethan, als daß ſie für Alles, was zum Behufe des Studiums und der Vervollkommnung derſelben an Gemälden, Kupferſtichen und Gipsabgüſſen eingeführt wird, einen Nachlaß der Zoll- und Eingangsgebühren bewilligt hat *).

Das Muſeum des Herrn Peale zu Philadelphia hat ſich ſeit einigen Jahren mit einer großen Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden aus der Naturgeſchichte, worunter ein Mammuthsgerippe der merkwürdigſte iſt, bereichert. Der Boden der vereinigten Staaten und ihre Erzeugniſſe ſind ein Gegenſtand philoſophiſcher Nachforſchungen geworden. Zu Philadelphia, Boſton und New-York finden regelmäßige Kurſe in der Chemie, Mineralogie und Botanik ſtatt.

Den unläugbarſten Beweis für die Fortſchritte des Wiſſens in Amerika liefert die große Anzahl der mit gutem Erfolge daſelbſt erſcheinenden periodiſchen Schriften. Das New-Yorker *Medical Repository* zählt gegen neunhundert Abonnenten, das *Analectic Magazine* eben dieſer Stadt und das Portefeuille von Philadelphia jedes gegen dreitauſend. Sehr geſchätzt iſt auch die Sammlung, welche der Dr. Silliman unter dem Titel: wiſſenſchaftliches Journal, herausgibt. Von den *Edimbourg* und *Quarterly Reviews* werden ungefähr tauſend Exemplare abgezogen. Das Recht, die New-Yorker Geſetzesſammlung, von Johnſon, drucken zu dürfen, iſt um den Preis von zweitauſend fünfhundert Dollars jährlich angekauft worden. Die „unterhaltende Geſchichte der Provinz New-York“ hat ihrem Verfaſſer dreitauſend Dollars eingebracht, und die amerikaniſche, an typographiſcher Ausführung die Londner übertreffende Ausgabe von Waſhingtons Leben, von Marſhall, ſoll hunderttauſend Dollars abgeworfen haben.

Die Boſtoner *Monthly Anthology*, das *General Repository* von Cambridge, eine andere vortreffliche Sammlung, *North american Review* betitelt, das mediziniſche Journal von Neu-England, welches zu Boſton herauskommt, ſind nicht weniger als die zu Philadelphia unter der Direktion des Herrn Walch erſcheinende amerikaniſche Revue, das Portefeuille u. ſ. w. durch den vortrefflichen Geſchmack, welcher der Auswahl der in dieſen Sammlungen enthaltenen hiſtoriſchen, politiſchen und literariſchen Artikel zum Grunde liegt, bemerkenswerth.

Zeitſchriften und Journale dienen bei einem freien Volke zur Verbreitung der Ideen über Gegenſtände aller Art, und helfen mit die Freiheit erhalten. Und ſo wurden denn auch in dem freien Amerika ſchon zu Anfang des Jahres 1810 nicht minder als 361 Journale herausgegeben, worunter 25 Tagblätter, 16 wöchentlich zweimal, 36 dreimal und 281 einmal erſcheinende, wogegen ſich vor der Revolution die Geſammtheit dieſer Schriften nicht über neun belaufen hatte **).

---

*) Dem hier angeführten Künſtlerverzeichniſſe iſt auch Herr Weſtmüller beizufügen, ein Schwede von Geburt, welcher ſeine letzten Lebensjahre an den Ufern des Delaware verbracht, und dem ſeine Danae ein ordentliches Auskommen zugeſichert hat.

**) Fünf dieſer Blätter erſcheinen in franzöſiſcher, acht in deutſcher und zwei in ſpaniſcher Sprache.

Digitized by Google

Der Staat von New-York zählt für sich allein dreißig Buchdruckereien und siebenzig Zeitungen. Der jährliche Total-Ertrag dieser letztern wird auf 25,200,000 Dollars geschätzt.

In dem oben angeführten Jahre vertheilten sich die 361 Zeitungen und Journale auf die zweiundzwanzig Staaten des amerikanischen Bundes folgendermaßen: New-Hampshire lieferte deren 12, Massachusetts 38, Rhode-Island 7, Connecticut 11, Vermont 14, New York 66, Pensylvanien 71, Delaware 2, Maryland 21, New-Jersey 8, Virginien 24, Nord-Karolina 10, Süd-Karolina 10, Georgien 13, Kentuky 17, Tenessée 6, Ohio 14, Bezirk von Columbia 4, Indiana 1, Mississippi 1, Orléans 10, Louisiana 1. *)

Im Mai 1817 belief sich die Zahl der in den vereinigten Staaten zu Tage geförderten Journale bereits auf 500, wovon die Hälfte wöchentlich herauskam.

---

2. Sprache.

Von Allem, was Amerika betrifft, möchte, nach dem Dafürhalten eines in den Mundarten dieses Welttheils sehr bewanderten Professors am Kollegium zu Cambridge, in der Provinz Massachusetts, der Zustand der englischen Sprache in jenem Lande ein Gegenstand sein, in Betreff dessen sehr bedeutende Irrthümer vorwalten. Der Amerikaner wird, wenn er in England ankommt, nicht selten von übrigens nichts weniger als unwissenden Personen dafür angegangen, daß er sich mit irgend etwas in seiner Muttersprache hören lassen möchte. Solche Ansinnen gründen sich auf den Wahn, in welchem man steht, daß seine Mundart wenigstens eine ganz andere als die englische, wo nicht vollends eine etwas der Wildensprache ähnliche sein müsse. Auch die Art und Weise, wie die hellsehendsten englischen Kritiker sich über diesen Punkt vernehmen lassen, ist geeignet, höchst irrige Vorstellungen zu erwecken. Es ist nämlich eine unzweifelhafte Thatsache, daß in keinem Theile des britischen Reiches und unter keiner Klasse der Gesellschaft die englische Sprache mit größerer Reinheit gesprochen wird, als unter eben denselben Klassen in Amerika. Die bedeutende Verschiedenheit zwischen dem schottischen und irländischen Dialekte dient nicht weniger als die große Anzahl von Mundarten in den Grafschaften dazu, die Sprache in England zu verderben. Dieses Hinderniß findet in den vereinigten Staaten nicht statt. Während der Einwohner von London den Bauer von Yorkshire oder Lancashire nicht zu verstehen vermag, so ist hingegen in keinem Bezirke von Amerika, selbst die westlichsten Gegenden, wo wilde und zivilisirte Menschen, so zu sagen, vermischt leben, nicht ausgenommen, eine Sprache zu finden, die für den Engländer nicht vollkommen verständlich wäre. Nicht daß nicht auch in Amerika, wie in jedem andern Lande, von denjenigen, welche keine Erziehung genossen haben, eine verdorbene Sprache geredet werden sollte: wohl aber haben die in England während des Verlaufes von Jahrhunderten

*) Im Jahr 1792 belief sich die Zahl der in Großbritannien und Irland gedruckten Journale nicht über 313, obgleich die Bevölkerung damals 16 Millionen betrug.

Digitized by Google

immer mehr einheimisch gewordenen Provinzial-Ausdrücke noch nicht Zeit gehabt, sich in die Sprache der Amerikaner einzuschleichen. Der Umstand, daß der Unterricht allgemeiner unter den niedrigern Klassen verbreitet ist, in Verbindung mit einer weniger bedeutenden Anzahl armer Taglöhner, Handarbeiter und anderer Dürftigen, verwahrt die Sprache vor solchen Ausartungen, dergleichen sie in einem Lande, das stärker bewohnt ist, und dessen politische Existenz sich von einer ältern Zeit herschreibt, hat erfahren müssen. Obschon aber die Sprache bei den untern Klassen weniger verdorben ist, so sprechen gleichwohl auch diejenigen, auf deren Erziehung größere Sorgfalt verwendet worden, keineswegs vollkommen rein; ja selbst die Gebildetern lassen in ihr Reden und Schreiben nicht wenige Amerikanismen einfliessen. Ausführlichere Notizen über diesen Gegenstand enthält John Pickerings erst in den Abhandlungen der amerikanischen Akademie der Wissenschaften und Künste zu Boston erschienenes, späterhin aber mit Veränderungen und Zusätzen (Boston 1816) gedrucktes Wörterbuch oder Sammlung solcher Wörter und Phrasen, von denen man glaubt, daß sie den vereinigten Staaten von Amerika eigenthümlich angehören; nebst einem Versuche über den gegenwärtigen Zustand der englischen Sprache in den vereinigten Staaten. In diesem Buche beweiset Herr Pickering, daß die Zahl der von den Engländern sowohl als von den amerikanischen Kritikern für Amerikanismen erklärten Wörter sich nicht über fünf- bis sechshundert belaufe, wovon mehr als ein Fünftheil in England eben so häufig als in Amerika, und zwar in denselben Bedeutungen, gebraucht werde. Ein Theil jener Ausdrücke sind englische Provinzial-Redensarten, welche die ersten Kolonisten aus den verschiedenen von ihnen bewohnten Gegenden Britanniens nach Amerika hinübergebracht haben. Eine große Anzahl gemeinerer Ausdrücke dürften vernünftigerweise nicht als Theile derjenigen Sprache, welcher sich Leute von Erziehung im Schreiben sowohl als im Sprechen bedienen, zu betrachten sein. Noch ein anderer Theil endlich jener sogeheißenen Amerikanismen besteht gleichsam aus technischen Ausdrücken, die nur zur Seltenheit und von sehr wenigen Schriftstellern gebraucht werden, oder auch dieser oder jener politischen sowohl als religiösen Sekte eigen sind. Als Resultat dieser Bemerkungen ergibt sich, daß der neuen oder in einer neuen Bedeutung genommenen Wörter nur wenige sind. Solcher, von denen ein eigentlich verwerflicher Gebrauch gemacht wird, gibt es freilich. An andern kann Niemand Anstoß nehmen, als wem Alles, was Neologism heißt, zuwider ist; noch andere sind aus dem Bedürfnisse, neue Ideen zu bezeichnen, entsprungen, und erscheinen als ein nothwendiges Erzeugniß neuer Institutionen und der mit den Sitten der Landeseinwohner vorgegangenen Veränderungen. So sind zum Beispiel die Ausdrücke *presidential* und *congressional* nicht minder unentbehrlich geworden, als die englischen Wörter *kingly* und *parliamentary*. Inzwischen soll den Amerikanern, welchen es eigentlich darum zu thun ist, die Literatur ihres Landes blühen zu sehen, die Strenge der von jenseits der Meere erschallenden Kritiken nichts weniger als mißfällig sein. Und in der That, wenn gleich die englische Sprache in den vereinigten Staaten, verschiedener örtlicher Ursachen wegen, sich bei einem ungleich höhern

Digitized by Google

Grade der Reinheit erhalten hat, als sich hatte hoffen lassen, so haben nichtsdestoweniger die Sprachen in den Kolonien eine natürliche Tendenz zur Ausartung. Daher ist eine auch etwas scharfe Kritik keineswegs als überflüssig anzusehen. Nur muß dabei mit Unparteilichkeit zu Werke gegangen werden. Noch vor wenigen Jahren wurde, in einer in England gefertigten Rezension eines amerikanischen Werkes, der Ausdruck *to adüscate* (verdüstern oder verdunkeln) als ein Amerikanism bezeichnet. Gegenwärtig findet sich dieses Wort bei den vorzüglichsten englischen Schriftstellern.

Es gehört übrigens die Verbreitung der englischen Sprache in Amerika, wo sie bereits von einer Menschenzahl gesprochen wird, die so stark ist, als zwei Drittheile der Bevölkerung des Mutterlandes, zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der neuen Welt, und ist eine Thatsache, mit welcher sich, seit der Einführung der Sprache einiger kleinen Freistaaten Griechenlands in die Hälfte der alten Welt, durchaus nichts vergleichen läßt. In Amerika herrscht im eigentlichen Sinne Geschmack für die englische Literatur. Bevor noch der Titel eines englischen Werkes sich zu Leipzig, Paris oder Rom angekündigt findet, sind längst schon amerikanische Ausgaben davon zu Boston, Philadelphia oder Neu-York und an den Ufern des Missisipi und des Ohio veranstaltet. Nicht selten kommen auch die amerikanischen Buchhändler den englischen mit ersten Ausgaben zuvor. So ist z. B. die zu Boston veranstaltete Ausgabe der Werke des Doktor Bailey die einzige vollständige, welche bis jetzt erschienen ist. Dieser Gemeinschaft der Sprache dürfen sich die Amerikaner mit Fug und Recht rühmen; und wenn sie schon darauf stolz sind, mit Washington und Franklin dasselbe Vaterland zu haben, so mögen sie sich auch auf den Umstand nicht wenig zu gut thun, daß ihre Vorältern Landsleute von Shakespeare und Milton gewesen sind, und daß die Sprache Chatams ihre Muttersprache ist.

---

3. Mechanische Künste. Dampfschiffahrt. Brückenbau.

Vorzüglich erfinderisch hat sich in den neuesten Zeiten der Geist der Amerikaner in Absicht auf die mechanischen Künste bewiesen. Vom 1 Januar 1812 bis 1 Januar 1813 hatte sich die Zahl der von der Regierung bewilligten Patente oder Erfindungs-Brevete auf 235 belaufen. Als besonders sinnreich und vortheilhaft wird ein alle und jede menschliche Handarbeit vollkommen ersetzender Getreidemühlen-Mechanismus angegeben. Nicht weniger Ehre machen ihren Erfindern die Maschinen zum Baumwollenkarden und zur Verfertigung von Nägeln. Diese letztern, an denen man sich schon vor geraumer Zeit zu Lüttich vergeblich versucht hat, werden jetzt in den vereinigten Staaten mit vortrefflichem Erfolge angewandt. Um den von der französischen Regierung auf die vorzüglichste Maschine zum Flachsspinnen gesetzten Preis von einer Million Franken haben sich auch zwei Amerikaner beworben. Die Ersparniß der Handarbeit bei den amerikanischen Maschinen soll auf vier Fünftheile geschätzt worden sein, während

Digitized by Google

als Bedingung des ausgesetzten Preises eine Ersparniß von neun Zehntheilen festgesetzt war. Durch eine andere Maschine zur Sönderung der Baumwolle von ihrem Samenkorn wird ebenfalls sehr viel Arbeit erspart, indem diese Maschine täglich vierhundert Pfund reinigt, während vermittelst der alten Methode in derselben Zeit nicht über vierzig Pfund gefertigt werden konnten. Diese Maschine wird durch ein einziges Pferd oder auch vermittelst eines Wasserstranges in Bewegung gesetzt. Die Methode, das Innere der Kauffahrtei- und Kriegsschiffe vermittelst gläserner, zwischen den Verdecken angebrachter Zylinder zu erleuchten, ist auf der See als sehr nützlich erfunden worden.

Zu New-York hat der Major Lamb eine neue Vorrichtung zum Destilliren des Salzwassers an Bord der Schiffe erfunden. Sie besteht aus geschmiedetem Eisen, und wird mit Schrauben und Klammern solchergestalt an das Fahrzeug befestigt, daß sie auch den heftigsten Stößen des Schiffes zu widerstehen vermag. Diese neue Maschine, welche von der englischen Marine ist angekauft und eingeführt worden, hat vor der ältern mehr als einen entschiedenen Vorzug. Einmal erfordert sie ein Fünftheil weniger Brennmaterialien; sodann macht sie das Wasser in kürzerer Zeit sieden, nimmt weniger Platz ein, und ist in dem Raume, wo für die Schiffsmannschaft gekocht wird, keineswegs hinderlich. Besonders große Vortheile verspricht man sich von derselben durch die Ersparniß am Tonnage für Schiffe, welche zum Transport von Truppen oder Hausthieren, oder auch für längere Seereisen bestimmt sind, auf denen das süße Wasser oft sehr bald ausgeht oder ungesund wird.

Eine in Amerika erfundene Maschine zur Verfertigung von Schuhen und Stiefeln, mit Hilfe von Eisendrath oder Nägeln, ist unlängst auch in England eingeführt worden. Was diese Erfindung für ökonomische Vortheile gewähre, läßt sich daraus abnehmen, daß vermittelst derselben in Zeit von einer Viertelstunde ein Paar Schuhe verfertigt werden kann.

Unter allen Erfindungen, auf welche der Amerikaner stolz sein darf, ist keine, von der man sich, mit Hinsicht auf die Menge und Größe der die neue Welt bewässernden Flüsse, so bedeutende Vortheile versprechen darf, als diejenige, vermöge welcher, zum Behufe der Schiffahrt im Innern, von dem Dampfe für Fahrzeuge Gebrauch gemacht wird. Auf dem Hudsonsflusse, dem Delaware, dem Potomac, dem Ohio und dem Missisippi sind gegenwärtig Dampfschiffe im Gange. Fahrzeuge von 150 Fuß Länge und 16 Fuß Breite werden vermittelst zweier durch eine Dampfmaschine, nach dem Muster der Watt'schen und Fulton'schen, in Bewegung gesetzter Räder fortgeschoben. Man hat berechnet, daß solche Schiffe gegen Wind und Flut vier Meilen auf die Stunde zurücklegen. Das Dampfschiff Fulton hat den neunzig Meilen betragenden Weg von New-Hawen nach New-York in acht Stunden zurückgelegt.

Das Dampfschiff, der Vesuv, welcher die Ueberfahrt zwischen Pittsburg, New-Orléans und den Fällen des Ohio bewerkstelligt, hat 400 Tonnen, ist 160 Fuß lang, 28 Fuß breit, und geht fünf bis sechs Fuß tief im Wasser. Andere Fahrzeuge von derselben Größe sind kürzlich zum Behufe der Schiffahrt zwischen den Kataraften des Ohio und

Digitized by Google

der Stadt Pittsburg gebaut worden. Die Entfernung zwischen diesen zwei Punkten beträgt 667 Meilen, und von dem letztern derselben sind es noch 129 bis an den Zusammenfluß des Ohio und Missisippi. Bei der Langsamkeit, womit die Segel- und Ruderschiffe sich auf den Strömen fortbewegen, gewähren die Dampffahrzeuge einen desto bedeutendern Vortheil. Man bedient sich derselben nun auch, um große Schiffe gegen den Wind und die Ströme zu bugsiren, und auch da beträgt ihre Schnelligkeit noch zwei Meilen auf die Stunde *).

Auf Fähren, die ebenfalls der Dampf in Bewegung setzt, wird in der Bai von New-York in einer Viertelstunde von der Stadt Pawles-Hook nach der ihr gegenüber am andern Ufer des Hafens gelegenen Stadt Brooklyn übergesetzt. Mit Hilfe einer schwimmenden, an jeder der Extremitäten des Fahrzeugs befestigten Brücke werden Kutschen und Wagen mit eben der Leichtigkeit hineingeschoben, als ginge es auf der großen Heerstraße fort. Diese Fähren bestehen aus zwei Abtheilungen, die durch eine Art von Platteforme mit einander verbunden sind. Zwischen beiden ist das Rad angebracht. Vermittelst dieser Vorrichtung gehen die Fahrzeuge nach Belieben vor- oder rückwärts.

Die zu New-York nach dem Plan des verstorbenen Herrn Fulton erbaute Dampf-Fregatte ist 145 Fuß lang und 55 Fuß breit. Die Kraft, wodurch dieselbe in Bewegung gesetzt wird, beträgt so viel als die Stärke von hundert und zwanzig Pferden, und auf die Stunde legt dieselbe, vorwärts und rückwärts, ungefähr vierthalb Meilen zurück. Das Rad, im Mittelpunkt angebracht, wird durch die Borde der Fregatte geschützt, die an dieser Stelle sechs, sonst überall fünfthalb Fuß breit sind. Diese Fregatte, welche dreißig Kanonen führt, soll, wie man glaubt, nicht können genommen werden. Die Evans'sche Dampfmaschine ist ökonomischer und zugleich einfacher, als die von Watt und Fulton erfundenen. Bei derselben wird dem Dampfe der Eingang in den Haupt-Zylinder und der Ausgang aus demselben durch eine Klappe verschafft, die sich in der gleichen Richtung im Kreise dreht.

Die Brücken von Schuylkill, Trenton und andere von Holz aufgeführte bedeckte Brücken lassen ebenfalls auf ausgebreitete mechanische Kenntnisse schließen. Die erstgenannte dieser Brücken ist 500 Fuß lang und 40 Fuß breit. Die zwei Pfeiler, auf denen sie ruht, sind 195 Fuß von einander. Der mittlere Bogen hält 194½, die kleinern 150 Fuß. Ihre Höhe, von dem Wasserspiegel bis zur Chaussée für das Fuhrwerk, beträgt 31 Fuß, die Breite dieser letztern 8 Fuß.

Diese Brücke, das Werk einer Privatgesellschaft, hat 300,000 Dollars gekostet, und ist 1808 vollendet worden. Die Trentons-Brücke, welche dreißig Meilen oberhalb Philadelphia über der Delaware geht, ist eine Viertelmeile lang und 36 Fuß breit. Die Distanz zwischen den Widerlagen beträgt 1,008 Fuß. Die Pfeiler sind von gehauenen Steinen. Das ganze Gebäude

*) Das Dampfschiff, die Unternehmung, legt den Weg von New-Orleans nach Natchez, d. i. 313 Meilen, wenn gleich gegen den Strom laufend, in vier Tagen zurück.

Digitized by Google

besteht aus fünf Bogen. Die Chaussée wird durch ein Pfahlwerk von tannenen Dielen, welches auf jeder Seite 11 Fuß für die Wagen und 4 Fuß für die Fußgänger Raum läßt, in zwei Theile getheilt.

In der Schiffsbaukunst haben es die Amerikaner allen andern Nationen zuvor gethan; dabei kosten ihre Schiffe weniger als in Europa. Auch der Bauart der öffentlichen Gebäude gebührt alles Lob. Das Kapitol zu Washington, die Bank von Pensylvanien und das Rathhaus von New-York sind von sehr schöner Architektur. Letzteres ist von weißem Marmor, seit Kurzem zum Ziele gebracht, und hat 538,000 Dollars gekostet.

Die Münzsorten der vereinigten Staaten wetteifern, was die Schönheit der Ausführung betrifft, mit denen von Frankreich und England.

---

4. Theater. Stand der dramatischen Künste.

Ungleich länger, als andere Künste und Zweige des menschlichen Wissens, ist die dramatische Kunst in Amerika vernachlässigt worden, und erst seit etwa fünfzehn Jahren fangen die Bewohner der neuen Welt an, dieselbe mit Erfolg zu betreiben. Es hatte zwar anfangs, von Seite der im Lande hausbäblichen Religionsdiener der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aus Besorgniß, daß der Besuch des Schauspiels einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten haben möchte, nicht an Versuchen gefehlt, um den Geschmack für das Theater so wenig allgemein als möglich werden zu lassen. Der Erfolg, den der Eifer dieser Leute hatte, war sehr ungleich. In Connecticut allein wußten sie mit ihren Ansichten dergestalt durchzudringen, daß das Haupttheater dieser Provinz, in der Stadt Hartford, in eine Kirche umgewandelt wurde, und die Schauspieler sich noch jetzt, von Gesetzes wegen, mit dem Kirchenbann belegt finden. In Massachusetts war der Ausgang des Kampfes zwischen der Geistlichkeit und der Schaubühne eine geraume Zeit ungewiß. Eigentliche Schauspiele oder dramatische Vorstellungen wurden zwar nicht geduldet; hingegen durften dramatische Vorlesungen oder sogenannte Recitationen gehalten werden. Dies brachte die Schauspieler auf den Gedanken, diese duldsamen Gesinnungen dahin zu benutzen, daß sie ihre Stücke nicht anders als unter dem Namen von Vorlesungen ankündigten, wie z. B.: moralische Vorlesung über die rührende Geschichte der Johanna Shore, in Gesprächsform recitirt von dem berühmten Rowe; — unterhaltende Vorlesung, gezogen aus der Erzählung von dem armen Soldaten, untermischt mit Liedern und Dialogen von dem witzigen und geistreichen O-Keeffe *). Inzwischen wurde bald hernach von einer Anzahl aufgeklärter Männer ein Versuch gemacht, in der Provinz Massachusetts ein regelmäßigeres Theater einzurichten. Sogar die Gesetzgebung, auf das Ansinnen des Herrn Gardener, eines der Senatoren des genannten Staates, fand

*) Wem sollten hier nicht die dramatisch-deklamatorisch-musikalischen Abendunterhaltungen einer nicht unberühmten Schweizerstadt zu Sinne kommen?

Digitized by Google

für gut, das Gesetz, welches die Erzeugnisse der dramatischen Literatur geächtet hatte, wieder abzuschaffen, — und um das Jahr 1798 ward zu Boston ein Schauspielhaus errichtet.

Seit 1808 haben die amerikanischen Theater angefangen, sowohl rücksichtlich auf Geschmack als auf Pracht, mit den vorzüglichsten der alten Welt zu wetteifern. Nachstehende, auf eine nichts weniger als übertriebene Berechnung gegründete Details mögen über die Zahl der Theater in den vereinigten Staaten sowohl als über den Mittelertrag ihrer Einnahme Auskunft geben.

Massachusetts.	Boston . . .	1250 Dollars auf jede Vorstellung.
	Salem . . .	250
	Newburg-Port	250
Rhode-Island.	Providence . .	600
	Newport . . .	250
	New-York .	2400 / 1000
	Albany	600
Pensylvanien.	Philadelphia .	1800
Maryland.	Baltimore . .	1200 / 700
	Annapolis . .	500
Bez von Columbia.	Washington .	500
Virginien.	Alexandrien .	800
	Petersburg . .	600
	Norfolk . . .	600
	Friedrichsburg	500
Kentuky.	Lexington . .	500
Süd-Karolina.	Charleston . .	1200
Georgien.	Savannah . .	500
Louisiana.	Neu-Orleans .	500

Gesammtzahl der Schaubühnen in den vereinigten Staaten 21.

Das Theater von Richmond, welches zu den vorzüglichsten des Landes gehörte, ward im Jahr 1811 eingeäschert. Bei diesem Brande büßten, weil das Feuer unglücklicherweise während der Vorstellung ausbrach, etwa sechzig Personen, von denen ein guter Theil zu den bedeutendsten der Stadt gehörte, ihr Leben ein. Der Saal war von solchem Umfang, daß die gewöhnliche Einnahme sechs- bis achthundert Dollars betrug. Die Eintrittspreise sind in der Regel folgendermaßen festgesetzt: ein Platz in einer Loge kostet einen Dollars; im Parterre 50 bis 75 Centimes; auf den Gallerien 25 oder 37 ½ Centimes; in den dritten Logen 75 Centimes. Die Preise der Logen sind in allen Staaten dieselben; in Betreff der übrigen finden kleine Verschiedenheiten statt. Zu New-York mögen die Theaterausgaben für jede Vorstellung gegen

Digitized by Google

400 Dollars betragen. Gleichwohl ſoll die Unternehmung während der drei erſten Monate einer Jahrszeit *) ſchon mehr als einmal über 10,000 Dollars betragen haben. Die Regierung übt über die Schaubühnen keine Art von Gerichtsbarkeit aus. Nicht ein einziges Stück iſt der Zenſur unterworfen, und Jeder hat die Freiheit, ein Schauſpielhaus aufführen zu laſſen. Die dramatiſchen Produkte werden, nicht weniger als die Acteurs und ihr Spiel, ausſchließlich nach den Regeln des in Großbritannien herrſchenden Geſchmacks beurtheilt. So wie ein neues Theaterſtück auf der engliſchen Bühne Beifall erhält, wird es ſofort auch in Amerika aufgeführt. Coſtume, Gebräuche und Kritiken ſind bei beiden Nationen dieſelben. In den ſüdlichen Provinzen iſt auch den Frauenzimmern der Eingang ins Parterre geſtattet; im Norden hingegen ſind ſie, ſo wie auch im Innern des Landes, von demſelben ausgeſchloſſen.

So ſchnelle Fortſchritte übrigens die dramatiſche Kunſt in den vereinigten Staaten gemacht hat, ſo bleibt gleichwohl rückſichtlich auf Kleidungen und Dekorationen noch vieles zu wünſchen übrig; den erſtern zumal fehlt es, trotz ihres großen Reichthums, meiſtentheils an Richtigkeit. In Ertheilung ihres Beifalls zeigen die Amerikaner, nach der Bemerkung des Herrn Cook, mehr Einſicht, als kein anderes Volk in der Welt. An Originalſtücken ſind ſie ſehr arm, worüber man ſich, bei der Leichtigkeit, womit die Theater-Direktionen ſich Alles, was auf dem engliſchen Repertorium ſteht, verſchaffen und ſich ſomit der Entrichtung aller Autorgebühren entheben können, um ſo weniger verwundern darf, da das dramatiſche Talent in einem Lande, deſſen Ziviliſation noch jung iſt, und wo alle Ideen ſich von Natur mehr auf nützliche Zwecke als auf Gegenſtände des bloßen Vergnügens hinneigen, keine bedeutenden Reſultate gewähren kann. Gleichwohl haben die Amerikaner in ihrer Mitte einige dramatiſche Dichter und mehrere mit Beifall aufgenommene Theaterſtücke aufzuweiſen. Herr Dunlap von New-York iſt Verfaſſer von etwa vierzig Theaterſtücken, ſowohl Luſtſpielen als Tragödien, Dramen und Zwiſchenſpielen, welche insgeſammt ſind aufgeführt worden, und von denen einige einen ausgezeichneten Rang auf der Bühne behaupten. Zu den vorzüglichſten, von talentreichen Verfaſſern herrührenden amerikaniſchen Theaterſtücken gehören, neben andern, folgende: der Kontraſt, Luſtſpiel von Tyler; die triumphirende Tugend, nebſt noch drei andern Stücken, von Madame Murray; die Tochter des Geiſtlichen und die arme Miethfrau, von White; zwei Luſtſpiele von Madame Rowſon; die Schlacht von Bunkershill, von Burke; der Amerikaner zu Tripoli, von Elliſon; Mazeppa nnd Peter der Große, von Euſtaphini; Beliſar, von Fangéres; der gordiſche Knoten, von Darby; Edwy und Elgiva, von Ingerſoll; die Fuchsjagd und die indiſche Prinzeſſin, von Barker dem Jüngern. Das letztgenannte Stück, deſſen Gegenſtand von einer in hohem Grade romantiſchen, der Geſchichte von Amerika angehörenden Begebenheit hergenommen iſt, hat einen auſſerordentlich großen Beifall erhalten. Den erwähnten Stücken verdient auch noch beigezählt zu werden: die Verſchwenderſchule von Hunton, der

*) Unter Jahrszeit, saison, wird in Amerika ein Zeitabſchnitt von ſechs Monaten verſtanden.

Digitized by Google

auch noch einige andere Schauspiele verfaßt hat; Foscaré und die Myſterien des Schloſſes, von White; der Beherzte, und einige Gelegenheitsſtücke, von dem Schauſpieler Hodgkinſon. Die dramatiſchen Schriftſteller genieſſen in Amerika die nämlichen Vortheile, wie in England; das Publikum aber gibt den aus dem letztern Lande herſtammenden Pieces einen entſchiedenen Vorzug, und gute Stücke des engliſchen Repertoriums, zumal die Shakeſpearſchen, verſchaffen jedesmal ein volles Haus.

Bis jetzt ſind die berühmteſten Schauſpieler der amerikaniſchen Bühne meiſt Eingewanderte aus England. Der erſte Schauſpieler von hohem Rufe, den man in Amerika erblickt hat, iſt der nun verſtorbene, von Bath gebürtige Hodgkinſon, deſſen Talent in allen Gattungen der dramatiſchen Kunſt, vom höchſten Pathos des Trauerſpiels bis zur burlesken Farce herab, in gleich hohem Grade geglänzt hat. Auch die verſtorbene, als Mademoiſelle Brunton auf dem Theater von Covent-Garden berühmte Madame Warren iſt mehrere Jahre lang Amerika's tragiſche Königin geweſen. Zwei ſeit Kurzem mit Tod abgegangene, unter den Namen Treits und Harwood bekannte dramatiſche Künſtler haben ihren ausgezeichneten Ruf in der komiſchen Gattung eine lange Zeit zu behaupten gewußt. Herr Fencll, ein Tragiker von ſeltenem Verdienſt, hat ſich lange mit Herrn Cooper um die Palme geſtritten. Letzterer hat endlich den Sieg davon getragen, und iſt dermal der König der amerikaniſchen Bühne. Die übrigen berühmten Schauſpieler ſind im gegenwärtigen Augenblicke die Herren Jefferſon, Bliſſet, Bernard, und die Damen Hilſon und Darby, insgeſammt Engländer. Amerika ſelbſt hat bis jetzt nur einen mimiſchen Künſtler von Bedeutung hervorgebracht. Es iſt dies der junge Tragiker John Howard Payne, der in Europa ſowohl als in Amerika den verdienten Beinamen, der amerikaniſche Roſcius, erhalten hat. Dieſer Schauſpieler betrat die Bühne von New-York zum erſtenmal den 24 Februar 1809. Er war damals ſechszehn Jahre alt, und der Eindruck, welchen ſein Spiel machte, läßt ſich einzig mit demjenigen vergleichen, welchen einer ſeiner Debuts kurz vorher in England hervorgebracht hatte.

Die Beſoldung der beſten Schauſpieler belauft ſich nicht über dreißig bis vierzig Dollars wöchentlich. Vorzüglich beliebte Acteurs ſind im Falle, ſich dieſen Gehalt bis auf fünfzehnhundert Dollars jährlich zu ſteigern. Einzig Herr Cooper bezieht zu New-York einen Wochengehalt von 125 Dollars und alle ſieben Tage die Hälfte einer Abendeinnahme. Der Ertrag ſeiner Reiſen iſt mehr und minder bedeutend; doch haben ihm ſchon mehr als einmal dreizehn Vorſtellungen die Summe von dreitauſend Dollars eingebracht. Dem Herrn Howard Payne hat eine Reihe von ſechsundzwanzig zu Philadelphia, Baltimore und Richmond gegebenen Repräſentationen einen Gewinn von mehr als fünftauſend Dollars verſchafft.

---

5. Sitten und Karakter. Prozeſſir-Sucht.

Umſonſt würde man bei den Amerikanern jene Gleichförmigkeit des Karakters ſuchen, die man bei alten Nationen bemerkt, denen die Zeit ſowohl als die Dauer und Feſtigkeit ihrer

Digitized by Google

Institutionen ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Die Verschiedenheit ihrer Physiognomien ist eben so groß, als die Ungleichheit ihrer Abstammung. Der Engländer, der Irländer und der Deutsche hat, nicht weniger als der Schottländer, der Franzose und der Schweizer, jeder einige Spuren des eigenthümlichen, seinem alten Vaterlande angehörigen Gepräges beibehalten. Immerhin aber findet zwischen den Einwohnern der Seehafen und übrigen Handelsstädte, und denen, welche sich im Innern des Landes aufhalten, eine auffallende Verschiedenheit statt. Jene gleichen ganz und gar den Bewohnern der großen Städte von Europa, und weichen nicht von den Gewohnheiten, dem Luxus und den Lastern einer allzuweit vorgerückten und vom richtigen Pfade abgegangenen Zivilisation. Diese leben als Landbauer, und geniessen des mit der Ausübung reiner gesellschaftlicher Tugenden verbundenen Glückes. Sie sind in ihrer Zuneigung beständig; ihren ehelichen Verbindungen geht die häusliche Glückseligkeit zur Seite; das väterliche Ansehen wird geachtet und heilig gehalten; Untreue von Seite der Gattin ist soviel als unbekannt; Ehescheidungen sind selten, und eben so selten Diebstahl und Gassenbettel. Eine Eigenschaft, welche diese Leute ganz vorzüglich auszeichnet, ist Menschenliebe und mitleidige Theilnahme an Anderer Unglück *). Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß die Abkömmlinge der ersten amerikanischen Kolonisten, welche sich in den östlichen Staaten angesiedelt haben, einen natürlichen Hang zum Auswandern blicken lassen, während die Einwohner der südlichen und der Zentralländer eine treue Anhänglichkeit an den heimischen Boden zu Tage legen. Was die Freunde der Ruhe und Ordnung sehr bedauern, ist das Ueberhandnehmen eines Prozessirgeistes, der sich von den Städten aus auf das Land verbreitet und selbst in die Wohnungen in der Tiefe der Wälder eingedrängt hat. In Betreff dieser verderblichen Prozessir- (Tröl-) Sucht läßt ein einsichtvoller und zuverlässiger Beobachter, der verstorbene Richter Cooper, in seiner „Geschichte der ersten Niederlassungen in den Grafschaften von New-York" sich folgendermaßen vernehmen: „Der Schottländer beobachtet in unsern Ländern dieselbe Lebensart, welche er überall führt. Er bleibt sparsam und mäßig, ist seinen Sitten getreu, und bewahrt seine Pünklichkeit in Erfüllung dessen, was er versprochen hat. Wenn der Schottländer ein Kalb schlachtet, so trägt er die besten Stücke davon zu Markte, und macht von dem erlöseten Gelde einen zweckmäßigen Gebrauch. Hinwieder behält der Amerikaner jene vorzüglich guten Stücke für seinen Hausgebrauch, und wenn er das Uebrige verkauft, so wird der Erlös auf Gegenstände des Putzes und der Phantasie verwandt. Zu bemerken ist, daß, wenn der Schottländer eine Kuh kauft, er dafür baare Bezahlung leistet, hingegen der Amerikaner gar häufig ein Obligo von mehrerm Werthe, als der Verkaufpreis beträgt, ausstellt, sich aber für die Bezahlung gerichtlich verfolgen läßt. In solchen Fällen gelangt der Handel vor die Ortsbehörde, die aus einem Squire und sechs Geschwornen besteht. Hier wird zu jeder Aushilfe, welche die Chicane darbietet, Zuflucht genommen. Kann die

*) Eine einzige Kollekte für die unglücklichen Bewohner der westindischen Inseln hat 200,000 Dollars eingebracht.

Digitized by Google

beeinträchtigte Partei einen Schein oder eine Verschreibung von ihrer Widerpart vorlegen, so wird diese in die, drei bis vier Dollars betragenden, Kosten verfällt, indeß der Kläger sich zu dem Ruf eines abgefeimten, seine Sache geschickt zu betreiben wissenden Mannes emporhebt, und nicht selten durch dieses elende Talent, einen Andern anzuführen und zu überlisten, in Amerika *outwitting* genannt, bewirkt, daß bei Friedensrichter-Wahlen sein Name auf die Liste gesetzt wird. Es ist zu bedauern, daß dieser Geist der Chicane auch von Seite habsüchtiger Richter Aufmunterung findet, die über den Vortheilen, welche ihnen einige fixe Gebühren gewähren, es vergessen, daß ihre erste Pflicht die Erhaltung des Friedens ist. Diese erbärmliche Prozessiesucht hat in den letztverflossenen Jahren ganz unbändig zugenommen. An einem und demselben Tage habe ich von einigen jener Magistrate über hundert Prozesse abthun sehen. Eine obrigkeitliche Person, wenn sie auf diese Weise in ein Werkzeug der Zwietracht ausartet, ist als eine lebendige Calamität anzusehen. Hinwieder habe ich auch andere Ortsobrigkeiten sich auf eine ganz entgegengesetzte Weise benehmen und in ihrem wohlwollenden und friedliebenden Geiste so weit gehen sehen, daß sie, mit Hintansetzung ihrer Partikulargeschäfte, einen Weg von mehrern Meilen nicht scheuten, um streitige Parteien gütlich auszugleichen. Diesen achtungswürdigen Männern war es um keine Belohnung zu thun; ihnen genügte das Bewußtsein, etwas Gutes gethan zu haben." H.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die kleinen Eigenthümer und die Theilung des Grundbesitzes.

Es gibt Leute — sagt Herr de Barante, Pair von Frankreich *) —, welche dafür halten, die zu große Theilung des Grundeigenthums sei ein wesentliches Hinderniß guter Ordnung und richtiger Verhältnisse in der Staatsgesellschaft. Dies wäre traurig; denn wovon hier die Rede ist, das gehört zu den Dingen, die ausser der Willenskraft der Regierungen liegen. Die Gesetze ordnen zwar die Gesellschaft, aber sie bilden dieselbe nicht. Wir stehen hier auf dem Gebiete, nicht des Staates, sondern der Familien und der Privatverhältnisse. Die Staatsgesetze sollen dieses sittliche Reich schützen und regeln; wenn sie dasselbe zerstören oder umwälzen wollen, so werden sie zur eiteln und gefährlichen Zwingherrschaft.

Hierin, wie in allem Uebrigen, ist die Wirkung der Revolution keineswegs so groß und so plötzlich gewesen, wie man annimmt, und der Unterschied zwischen gestern und heute war lange so groß nicht, wie man glauben möchte.

---

*) In dem geistreichen und für die Beurtheilung der wirklichen Verhältnisse Frankreichs wichtigen Buche: *Des communes et de l'aristocratie. Par M.* DE BARANTE, *Pair de France. 2me édition. Paris, Lavocat.* 1821. 8.

Digitized by Google

Nach dem Sturze der Feudalherrschaft, als der Krieg dem Adel keine Mittel mehr darbot, sich zu vergrößern, zu bereichern und, wie Philipp de Comines sich ausdrückt, schöne Arbeit zu machen (de bien faire ses besognes), mußte es ihm allerdings schwierig werden, auf seiner Rangstufe zu bleiben. Der Kardinal de Richelieu hat dies recht wohl eingesehen, und ein Abschnitt seines politischen Testaments ist überschrieben: *Divers moyens d'avantager la noblesse pour la faire subsister avec dignité.* Der Inhalt verräth die Verlegenheit des Rathgebers. Er fühlte ganz richtig, daß der vom Hofe aus sich verbreitende Luxus eine Hauptursache seines Ruins sei, und er empfahl nachdrücklich sparsamen Haushalt. Folgerechter und mit sich selbst übereinstimmender hat Ludwig XIV zum Großthun in allerlei Aufwand angereizt. Einer der treuherzigsten Augenzeugen seines Hofstaates, Dangeau, berichtet uns das Uebermaas der Geldverschwendungen des Königs, die doch Niemand bereichern mochten, weil sie zu Bestreitung des von ihm erschaffenen Luxus kaum hinreichten. Wenige Jahre nach seinem Tode bezeugte ein Staatsminister: „Der Adel ist dermaßen zu Grunde gerichtet, daß er nur durch Mißheirathen und andere erniedrigende Schritte fortbestehen mag." *)

Wenn der Adel verarmte, so bereicherte der Staat hingegen sich zusehends. Somit vertheilte das Eigenthum sich mehr und mehr. Damals schon war es der Fall, was unserer Zeit zum Vorwurf gemacht werden will, daß bewegliches Eigenthum als eine unentbehrliche Stütze des Grundeigenthums betrachtet werden mußte, oder mit andern Worten, daß, wer sein ganzes Einkommen verzehrt, während die Bedürfnisse und der Kaufwerth aller Dinge in schnellem und immer steigendem Wachsthum begriffen sind, zuverlässig dieses Vermögen wird schwinden sehen. Damals schon bewährte sich die richtige und unwandelbare Regel, daß Sparsamkeit oder Arbeitfleiß demjenigen unentbehrlich sind, welcher sein Vermögen zu vermehren oder auch nur beizubehalten wünscht.

Jedes Widerstreben einer Gesetzgebung gegen solche Nothwendigkeit kann seinen Zweck nicht erreichen. Von zwei Dingen muß eins sein: entweder muß der Staat auf fortschreitenden Wohlstand verzichten, oder die großen Eigenthümer müssen selbst auch dazu mitwirken. Dies war während des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich nicht der Fall, und obgleich die Gesetze mehrerer Provinzen jene ungleichen Erbfolgen, die jetzt als allgemeines Heilmittel empfohlen werden, entweder gestatteten oder wirklich befahlen, obgleich geistliche Aemter, Hofgunst und Mißbräuche dem Adel zu Hilfe kamen, hat er dennoch, wie jeden andern Einfluß, so auch den des Reichthums eingebüßt. Die vornehmen Grundherren hatten ihre Lehenswohnsitze verlassen, und sich um die dienerschaftliche Gunst beworben, ein Halbgeschoß oder Dachzimmer des Pallastes bewohnen zu dürfen. Ihre Schlösser zerfielen, ihr Land ward schlecht bebaut und ihre Einkünfte wurden verschwendet. Die kleinen Edelsitze alle, deren Zahl in

*) Der Marquis d'Argenson, in seinen *Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France*, einer schon in den Vierziger Jahren geschriebenen, aber 1764 zum erstenmal gedruckten, und zur Kenntniß des innern Zustandes von Frankreich hochwichtigen Schrift.

Digitized by Google

einigen Provinzen sehr groß war, und deren Bewohner bei sparsamem Haushalt, ländlichen Sitten und unmittelbarer Aufsicht der Arbeiter vormals ein adeliches Leben geführt hatten; diese Edelsitze alle waren nach und nach in landwirthschaftliche Gebäude verwandelt, deren Besitzer, sei es im Kriegsdienste, sei es im Luxus der Städte, ihr Vermögen entweder schmälerten oder aufzehrten.

Will man hinwieder das vormalige oder jetzige Schicksal der Familien beachten, welche geregelt und haushälterisch auf ihren Besitzungen wohnen, so wird man sehen, daß ihr Wohlstand sich nicht nur erhält, sondern auch ziemlich schnell vermehrt hat. Die Beispiele des Gelingens von Sparsamkeit und gutem Haushalt sind in den Provinzen zahlreicher vorhanden, als man glaubt. Unerachtet der Aufhebung der Lehenrechte, obgleich alle Drangsalen der Staatsumwälzung sie betroffen haben, und obgleich bei Theilungen unter zahlreichen Kindern die neuen Gesetze über Erbfolge angewandt wurden, findet sich's dennoch, daß durch Sorgfalt und verständige Einrichtungen, durch Anhäufung der Ersparnisse des einen mit denen des andern Jahres, diese Familien jetzt reicher und bedeutsamer sind, als sie vor dreißig Jahren waren; und doch ist bis dahin der Ankauf von Grundstücken die einzige Anwendung gewesen, welche von den aus dem Ueberschusse der Einnahmen gebildeten Hauptsummen gemacht werden konnte. Wie viel günstiger würden die Ergebnisse gewesen sein, wenn das öffentliche Zutrauen andere Benutzungsarten und einen lebhaftern Umlauf gestattet hätten.

Die zunehmende Theilung des Grundbesitzes ist ungleich mehr eine Folge der sittlichen Verhältnisse der Staatsgesellschaft, als eine Wirkung des Buchstabens ihrer bürgerlichen Gesetze. Der Verkauf der Nationalgüter verschiedentlicher Herkunft und die politischen Umwälzungen sind freilich die unmittelbare Ursache der Zersplitterung vieler großer Besitzungen gewesen; aber andere augenfällige Gründe mögen der einmal vorhandenen Bewegung noch lange keinen Stillstand gestatten.

Der Bauersmann, welcher keine andere Beschäftigung oder Gewerb hat, rechnet seine Arbeit für nichts. Sie ist ihm zum Leben nöthig, wie Essen und Trinken; er weiß seine Thätigkeit anders nicht anzuwenden. Daraus folgt, daß, wenn er Besitzer eines Kapitals geworden ist und ein ihm bequem gelegenes Grundstück verkauft werden soll, ihm gegen den Käufer, welcher nicht selbst arbeiten würde, eine dem Werth seiner Arbeit gleichstehende Prämie zu gut kommt. Wofern der rohe Ertrag des Bodens 10 vom 100 ist, und hingegen 5 vom 100 die Kosten des Anbaues betragen, so rechnet der Bauersmann den ganzen Ertrag als Einnahme, und er bezahlt also auch ungleich mehr für das Stück Land, als der Kapitalist, welcher nur den halben Ertrag beziehen würde. Er findet mehr Sicherheit und Unabhängigkeit darin, wenn er selbst sich den Lohn seiner Arbeit zahlt, als wenn er warten muß, ob ein Anderer ihn für ungewissen Lohn und auf unbestimmte Zeit anstellt.

Gegen Mitbewerber, die sich in so günstiger Lage befinden, ist nur eine Art zu kämpfen thunlich. Es mangelt ihnen an Einsicht; sie bauen ihr Land, wie Gewohnheit und Schlendrian

Digitized by Google

heischen; und dazu kommt noch, daß, weil ihre Geldmittel entweder durch theuern Landankauf schon erschöpft sind, oder weil sie nur darauf denken, ihre Besitzung noch weiter auszudehnen, sie hingegen nichts auf jene Kulturbesserungen verwenden, die oft so gewinnreich sind. Wer also fleißig und sparsam wie sie, darüberhin aber auch einsichtig und gewerbsam, auf landwirthschaftliche Unternehmungen Hauptsummen verwenden würde, der könnte allerdings, ohne Betrug oder Täuschung, ein großer Grundeigenthümer sein. Wofern Frankreich, ohne neue Stöße, auf der Bahn des Wohlstandes, die es betreten hat, fortschreitet, so findet sich hierin das einzige natürliche und ein wirksames Mittel gegen die allzustarke Vertheilung des Eigenthums; gleichzeitig wird durch dieses Mittel auch der Nationalreichthum sich mehren, und es mögen wahrhafte und wohlthätige Vorzüge und einflußreiche Verhältnisse dadurch zu Stande kommen.

Wollte man Englands Lage gründlicher untersuchen, so würde sich vermuthlich zeigen, daß hundert und dreißig Jahre einer festen und redlichen Staatsverwaltung, das Nichtvorhandensein eines Hofstaates, der Wohnsitz reicher Familien auf dem Lande und die Verwendung der Hauptsummen auf die Landeskultur, die Hauptursachen seines Wohlstandes sind; die Gesetzgebung stand damit in Harmonie, das will sagen, ihr Fortbestand ward durch jene Umstände möglich. Auch ohne die Gesetzgebung würde man zu ungefähr gleichen Ergebnissen gelangt sein, während das Gesetz, für sich allein stehend, entweder gebrochen oder umgangen worden wäre. Der Beweis hiervon liegt darin, daß die nämliche Anhäufung auch in den beweglichen Reichthümern angetroffen wird, obgleich die Gesetzgebung über Grundstücke von derjenigen des persönlichen Eigenthums ganz verschieden ist.

Hierin, wie in so vielen andern Dingen mehr, verlangt man nun zu den Ueberlieferungen der alten Zeit zurückzukehren. Mag es aber wohl etwas Seltsameres geben, als wenn solcherlei Leute über das kleine Eigenthum seufzen und klagen, die das große zu genieſſen nicht verstehen, die nicht auf demselben wohnen, die daraus keinen Mittelpunkt einer schützenden, hilfreichen und wohlthätigen Wirksamkeit machen, die den Landbauer, der bei ihnen weder Schutz noch Arbeitslohn finden mag, gewissermaßen zwingen, sich Unabhängigkeit und Eigenthum selbst zu erringen? Wo gäbe es etwas Erkünstelteres und Ungereimteres, als die Liebhaberei für jene alterthümlichen Wohnungen, deren hohe Zinnen und alte Thürmchen man jetzt wie vor einem halben Jahrhundert zerfallen läßt, aber auf Landschaftgemälden und in Romanzen dieselben bewundert, nebenbei sich vorbehält, sie zu gelegener Zeit zu verkaufen, entweder um Einkünfte zu vermehren oder um Schulden zu bezahlen, und alsdann gegen die schwarze Bande zu eifern, welche die Niederträchtigkeit begeht, zu kaufen, was man ihr gern verkaufen will?

Man erzählt von Mauvertuis, er habe einst, in seinem Lehnstuhl ausgestreckt, sich geäussert: „Ich möchte wohl eine schöne Aufgabe lösen, die nicht schwierig wäre.“ Gerade eben so sprechen eine Menge Leute, welche sich's zum Geschäft machen, die Vorzüge des großen Besitzstandes zu rühmen: „Wir möchten gern reich sein, ohne Mühe darum zu haben; auch möchten wir, daß unsere Kinder nach uns reich blieben, ohne daß wir deshalb haushälterisch

Digitized by Google

zu sein brauchten.“ So natürlich ein solcher Wunsch ist, mag ihm doch unmöglich entsprochen werden; die Aufgabe ist völlig unlöslich.

Wie grundlos die Vorwürfe sind, die man den Gesetzen macht, wird bei näherer Ueberlegung sich leicht zeigen. Haben dieselben den Aeltern etwa das Recht zu testiren geraubt? — Gar nicht: es wird ihnen dasselbe vielmehr in gerechtem und billigem Maase eingeräumt; einem seiner Kinder das Doppelte von dem zuwenden zu können, was jedes der übrigen erhält ist doch gewiß ein hinreichender Spielraum, um den bevorrechteten Erben in den Stand zu setzen, Rang und Stand der Familie beizubehalten. Er darf durch Heirath ein dem seinen gleichkommendes Vermögen zu erhalten hoffen. Führt er sich vernünftig auf und braucht er seine Einkünfte nicht völlig auf, so wird die Familie unstreitig fortblühen. Vielleicht aber machen die Väter von der Befugniß, die das Gesetz ihnen einräumt, keinen Gebrauch? Vielleicht werden die meisten Erbfolgen gleichmäßig zwischen allen Kindern getheilt? — Wenn dies der Fall ist — und um von der Sache gründlich zu sprechen, müßte man freilich genaue und zuverlässige Angaben vor Augen haben — wenn dies der Fall ist, so würde sich's also um Beschränkung der älterlichen Gewalt, um Eingriff der Gesetze in die Verhältnisse der Familien handeln. Dies ist dann auch wirklich sehr bestimmt in einem Aufsatze der vorjährigen Edinburg'schen Durchsicht (*Review*) ausgesprochen worden. Der Aufsatz ist merkwürdig durch eine genaue und vertraute Kenntniß, die der Verfasser von den materiellen Verhältnissen der Gesellschaft in Frankreich besitzt, während die Kenntniß der sittlichen Verhältnisse ihm völlig zu entstehen scheint, wie dies aus seiner Schlußbetrachtung hervorgeht, die auf nichts Geringeres als auf Zwangmaasregeln hinsichtlich des Privateigenthums hinzielt.

Steht aber die Staatsgewalt hier nicht auf ihrer Grenze? Wenn sie dieselbe überschreiten will, wird sie dann nicht entweder zwingherrisch oder wirkungslos sein? — Ein Vater kann in der bestehenden Ordnung für nachgeborne Kinder, denen er nur ein geringes Erbtheil hinterlassen wollte, die hinlänglichen Glückswürfe nicht finden; sie können auf geistliche Benefizien keine Rechnung machen; kein Stand und Beruf ist ihnen vorrechtlich zugesichert; überall sind Mitbewerbung und Wetteifer zugelassen; auch besitzt Frankreich seine ausgedehnten Kolonien nicht mehr, die als ein zweiter Welttheil für viele seiner Bürger die Reichthümer, welche sie da suchen wollten, bereit hielten. Weil dann nebenbei auch das Vermögen jedes Einzelnen großentheils nicht gleichzeitig aus beweglichem und unbeweglichem Eigenthum besteht, so hält es schwer, einem Erben große Vortheile in Grundstücken zuzuwenden, wenn seinen Miterben kein Ersatz in beweglichen Hauptsummen gereicht werden kann. Und ihr wollt den Vater nöthigen, daß er seine Kinder in Dürftigkeit zurücklasse; er soll sterben, ohne über ihr Schicksal beruhigt zu sein; die väterliche Sorgfalt dafür soll ihm untersagt werden? Wenn euch dies Ernst ist, so fanget damit an, die Gesellschaftsverhältnisse also einzurichten, daß sein Verstand und sein Gemüth über das Schicksal derjenigen Kinder, die in der Erbfolge hintangesetzt werden sollen, keine Besorgnisse schöpfen darf.

Digitized by Google

Das Verdienst unsers bürgerlichen Gesetzbuches besteht darin, daß es aus dem wirklichen Zustande der Gesellschaft hervorging, und daß es in den meisten seiner Bestimmungen den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt ist. Auch hat ihm die öffentliche Meinung die beste von allen und die einzig wahre Sanktion ertheilt.

Um aber allen Aussprüchen der Gerechtigkeit und Allem, was aus unsern bestehenden Verhältnissen natürlich gefolgert werden kann, sich zu entziehen, und weil man auch dem väterlichen Willen und dem Familiengeiste nicht trauen mag, wird eine neue Majoratsgesetzgebung vorgeschlagen, das will sagen, man möchte die Besitzer gewisser Arten von Eigenthum auf immer des Arbeitsfleißes und der Wirthschaftlichkeit überheben, und einen beträchtlichen Theil des Bodens von Frankreich ausser Stand setzen, einem Umlaufskapital als Pfand zu dienen. Und es sollen diese Aeltesten-Güter auch vollends noch gewissermaßen ins Grundeigenthum des Staates übergehen, und sie sollen von Amts wegen durch den Willen des Gesetzes errichtet werden; denn es hat ja das bürgerliche Gesetzbuch die Errichtung von Majoraten, kleinen oder großen, nicht untersagt, und wenn es ihrer nur so gar wenige gibt, muß der Grund davon wahrscheinlich in der seltenen Neigung der Familienväter für dieselben gesucht werden; mit diesen also und nicht mit dem Gesetze muß man hadern. Was man erreichen will, ist nichts Geringeres, als eine mehr oder minder zahlreiche Klasse von Bürgern aus Eigenthümern in bloße Nutznieſſer ihrer Besitzungen zu verwandeln.

Welche wirthschaftliche Folgen eine solche Maasnahme herbeiführen wird, ist leicht einzusehen. Wofern ein unveräusserliches Grundeigenthum den Vortheil gewähren soll, welchen man sich davon verspricht, muß man annehmen, sein Inhaber besitze ausser demselben keinerlei andere Güter. Denn wofern er deren mehrere besitzt oder erwirbt, so ist die Wohlthat jener Gesetzgebung noch keineswegs auf ihn anwendbar, indem er das erstere Gut gleich den übrigen behalten, und der Inbegriff aller auch unter der Herrschaft des gemeinen Rechts seinen Vermögensstand bilden würde. Wofern er hingegen kein anderes Einkommen mehr hat — und diese Voraussetzung muß hier statt finden —, so ist er auch ausser Stand, sich Hauptsummen zu verschaffen, um Verbesserungen damit vorzunehmen. Zu sparsamem Haushalt fehlt ihm jeder Antrieb, weil ihm sein Eigenthum gesichert bleibt, auch wenn er selbst anders wollte. Er legt keinen Ueberschuß seiner Einnahmen für unvorgesehene Bedürfnisse zurück; diese und die erforderlichen Baulichkeiten oder andere Besserungen, welche sollten vorgenommen werden, kommen ihm unerwartet und finden ihn ungerüstet; seine Besitzung geräth in Verfall, ihr Ertrag mindert sich, und wenige Menschenalter verfliessen, ehe der Inhaber des bevorrechteten Grundbesitzes, mitten unter allen Vorsehungen, welche das Gesetz für die Beibehaltung seines Wohlstandes getroffen hat, sich in Druck und Verlegenheit befindet.

Es ist dies nicht etwa nur eine Darstellung, die das Nachdenken über den fraglichen Gegenstand liefert, oder eine Weissagung, die aus Prüfung der Verhältnisse hervorgeht: sondern es ist die Stimme der Erfahrung, und was zu allen Zeiten beobachtet ward. Als Herr d'Aguesseau

Digitized by Google

die königlichen Verordnungen über die nachgesetzten Erbfolgen (Substitutionen) im J. 1747 auswirkte, waren es keine staatsthümlichen Absichten, die ihn dazu bewogen hatten; die Zeit war vorüber, wo man planmäßig den Adel zu entnerven und zu vernichten bestrebt war. Dieser Zweck war damals erreicht. Es geschah, wie der berühmte Verfasser der Verordnung sich ausdrückt, der Sicherheit des Handels und der Ruhe der Familien wegen *), daß, nach langer Prüfung, nach genommener Rücksprache mit den einsichtigsten Männern, nach Anleitung und im Geiste der meisten Gewohnheitsrechte des Königreichs, die Gesetzgebung dieses Faches mehr geregelt als verändert ward. Man kann deshalb auf eine der vortrefflichsten Schriften über den Staatshaushalt, auf die Abhandlung vom Ackergesetze (de lege agraria) des Don Gaspard Jovellanos **) verweisen, in der Alles, was Erfahrung und Beobachtung an die Hand geben, zu Begründung und Darstellung der richtigsten allgemeinen Ansichten benutzt ward; und es ist eine wahrhaft traurige Erscheinung, daß die nämlichen Aufgaben, welche theils längst von den verständigsten Männern sind gelöset worden, theils durch einfache Betrachtung des Thatverhalts von Jedermann eingesehen werden mögen, und die, wie man denken möchte, gar nicht mehr in Frage kommen sollten, allezeit wieder von neuem behandelt werden müssen.

Englands Beispiel wird gewöhnlich angeführt, um darzuthun, daß die gesellschaftliche Rangordnung auf den Gesetzen der Erbfolge beruhe. Es sollte aber, wie schon oben bemerkt ward, zunächst untersucht werden, ob nicht die Masse des beweglichen Reichthums (der Kapitale) und die Sicherheit, welche aus dem Vertrauen in die Festigkeit und Rechtlichkeit der Verhältnisse zu der Regierung hervorgeht, als die wahren Ursachen von Englands bestehenden Verhältnissen betrachtet werden müssen. Der gewerbfleißige Kapitalist kann einzig nur, wie bereits ist bemerkt worden, dem arbeitenden Bauersmann gegenüber als Mitbewerber auftreten. Nun ist in England die Macht des beweglichen Reichthums derjenigen des lehensherrlichen Grundbesitzes fast ununterbrochen, und ohne die Besitzer zu ändern, gefolgt. Die großen Besitzthümer mußten durch dieselbe nicht neu geschaffen, sondern beibehalten werden, welches letztere gar viel leichter ist. Sie hatte jenen Kampf nicht zu bestehen gegen das Verlangen nach eigenthümlichem Besitze, welchen der Mangel an Arbeitslohn und Schutz von Seite der großen Eigenthümer beim Bauersmanne nothwendig erregen muß. Es verhielt sich in haushälterischer wie in staatsthümlicher Beziehung also, daß die Aristokratie der neuen Verhältnisse ohne Stöße und ohne Zwischenraum aus der Aristokratie der Lehenverhältnisse hervorging. Die Kette der Zeit und der Erinnerung war nicht zerbrochen. Die Berechtigungen wurzelten auf dem durch eine dem Alterthum gebührende Ehrfurcht geweihten Boden.

Sollte denn aber auch wirklich Englands Lage so verführerisch sein? Werden nicht von sehr verständigen Männern lebhafte Besorgnisse gehegt wegen jener übermäßigen Anhäufung der Reichthümer und der ihr gegenüberstehenden sieben Millionen völlig unbemittelter Einwohner, welche von den Eigenthümern erhalten werden müssen, damit sie vor ihnen gesichert seien; die gleichsam ein feindliches Heer bilden, welchem unausgesetzt Arbeitslohn oder die Armentaxe bezahlt werden muß, die eine Art Lösegeld ist, das eine gesittigte Nation einer barbarischen, von der sie bedroht wird, zahlt, um sie zu besänftigen. Wie viel Gewandtheit, wie viel eben so fester als kluger Gemeingeist ist in dieser Aristokratie erforderlich, um niemals eher Gewalt anzuwenden, bis alle Pflichten väterlicher und wohlwollender Machthaber erfüllt sind! Wie viel inniges Zusammenwirken der Ansichten und Vortheile ist in der Nation der Eigenthümer für die unausgesetzte Vertheidigung gegen den gemeinsamen Gegner erforderlich und nothwendig!

---

*) Schreiben des Herrn d'Aguesseau vom 24 Mai 1748.

**) Sie ist übersetzt im vierten Bande des *Itinéraire* von Herrn de Laborde.

Digitized by Google

In Frankreich aber sehen wir den thörichten Widerspruch oder Unverstand, womit die nämlichen Personen, welche die herrschende Ruhe, die Gleichgültigkeit des Volks, seine Beschäftigung mit Privatangelegenheiten und seine wenige Theilnahme an den öffentlichen, zu rühmen und zu preisen nicht satt werden, hingegen völlig übersehen, wie das ihnen so erwünschte Verhältniß gerade auf dem beruht, was sie ändern und zerstören wollen. Wenn, was freilich unmöglich ist, ihre Träume plötzlich in Erfüllung gingen, wenn ihre thörichten Plane und eiteln Bestrebungen nicht in sich selbst zerfallen würden: wie groß und wohlbegründet müßte nicht ihre Bestürzung sein, wenn viele Tausende, die weder wissen, wovon sie am nächsten Tage leben sollen, noch irgend etwas besitzen, das ihnen die Ruhe werth machen kann, mit lautem Geschrei Arbeitslohn oder Brod heischen würden, das man ihnen zuweilen nicht geben kann? Wie würde sich gegen so furchtbare Massen jene dünkelhafte Macht benehmen, die gegen etliche Hundert Studierende alle Donnerkeile der Gewalt aufruft, und die durch das Begleit einer Leiche in Furcht gesetzt wird?

Nichts mag hingegen die Ruhe und die Sittlichkeit eines Volkes kräftiger befördern, als die Vertheilung des Eigenthums. Durch sie wird Jedermann Aktieninhaber in der großen Vereinbarung der öffentlichen Vortheile; gute Ordnung und Ruhe werden für Alle ein gleichmäßiges Bedürfniß; der Arme wird vorsichtig und haushälterisch; er arbeitet mehr, weil er selbst es ist, dem die Arbeit Gewinn bringt; seine Lebensweise wird geregelter und häuslicher; er lernt das Eigenthum achten, weil er selbst auch Eigenthümer ist. Und was den National-Wohlstand und die Landeskultur anbetrifft, so müßte man blind sein oder blind sein wollen, um die großen Fortschritte nicht zu erkennen, welche die neuen Verhältnisse herbeigeführt haben. Es gibt manches Kirchspiel von fünfzehnhundert Einwohnern, worin keine zehn Eigenthümer sind, die nicht selbst arbeiten. Der Boden wird fast allein nur mit dem Spaten bearbeitet; sein Ertrag ist vielmehr Garten- als Feld-Ertrag, und derselbe hat sich demnach beinahe verzehnfacht. Weil Jeder für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgen muß, so thut er dies mit einiger Vorsicht, und er nimmt auf etwas größere Aernten Bedacht, als die strenge Nothdurft heischen würde. Dies veranlaßt, daß überall kleine Vorräthe unter dem Landvolke vertheilt sind, deren Gesammtinhalt zuverlässig die größte und sicherste aller Kornkammern bildet. Das kleine Grundeigenthum verträgt nebenbei eine große Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, welche bei Theurung der Brodfrüchte für diese mehr oder weniger Ersatz gewähren. Und wenn endlich durch Mißwachs oder durch Mißgriffe der Verwaltung und Gesetzgebung eine unglückliche Theurung herbeigeführt worden ist, so sind Bedürfniß und Elend abgesondert und vereinzelt, und die Bestandtheile jener furchtbaren Vereinbarungen, jener durch gefürchteten Hunger zur Wuth gebrachten Volkshaufen, sind nicht vorhanden.

Denen welche sich der ruhigen Gleichgültigkeit des Volkes so laut und unvorsichtig freuen, steht darum wohl am wenigsten an, über dasjenige Verhältniß zu klagen, das diese Gleichgültigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten am meisten begünstigt. Die große Vertheilung des Grundeigenthums vereinzelt die Bürger; keiner bedarf seines Nachbars; jeder steht einzig nur unter den allgemeinen Gesetzen, und kennt von der Staatsverwaltung nur den Einnehmer, welcher die Steuern bezieht, und den Präfekt, welcher den Sohn des Hauses unter die Fahnen ruft. Keine durch ihren freien Willen bezeichnete und von ihnen anerkannte Behörde geht von diesen einander fremden Individuen aus, und, im nothwendigen Kreise der Ursachen und Wirkungen ergibt sich's, daß die vorherrschende Neigung für Ordnung und Ruhe hinwieder das Bedürfniß der Gewalt verhältnißmäßig mindert.

Digitized by Google

Umriß von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile.

Von dem Herausgeber.

Die Erfindung und ihr Werth.

Seit der britische Geistliche Andreas Bell in Ostindien durch den Mangel tauglicher Lehrer und genugsamer Unterstützung gezwungen ward, die Kunst zu erfinden, die schon von mehr als einer Mutter erfunden war, lernende Kinder zu Lehrern zu machen, hat seine Einrichtung des wechselseitigen Unterrichts in allen Welttheilen die schnellste Verbreitung gewonnen. Er begann in seiner Schule bei Madras, in Egmore, mit einigen Hundert Kindern im Jahr 1790, und gegenwärtig, nach dreißig Jahren, bestehen schon viele Tausend Volksschulen dieser Art, nicht nur in Asien, Europa und Amerika, sondern selbst an den Küsten Afrika's und Neuhollands.

Es ist bekannt, daß der Quäker Joseph Lancaster sie zuerst auf europäischem Boden, im Jahr 1798, und zwar in einer Armenschule zu London, heimisch machte. Die glücklichen Wirkungen dieser Unterrichtsart, da er als einziger Lehrer unter sechs- bis achthundert Kindern stand, und sie alle schneller und freudiger fortführte, denn es sogar in den bessern Volksschulen möglich gewesen, mußte billig Aufmerksamkeit erregen. Auffallend war es, daß in Deutschland, wo mehr als in irgend einem Lande über Erziehungswesen geschrieben wird, am spätesten versucht wurde, das Gute, welches Bells Erfindung hat, sich anzueignen. Der Grund davon lag wohl meistens in Vorurtheilen derjenigen, welche die Einrichtungen Bells zwar aus Büchern kannten, aber sie nie in der Wirklichkeit auch nur mittelmäßig ausgeführt erblickt hatten.

Allerdings muß das Wesen des wechselseitigen Unterrichts, wenn man es bloß aus Beschreibungen und nicht aus seinen Wirkungen erkennt, als ein widerlicher, militärischer, geistloser Zwang, als ein mechanisches Abrichten der Jugend, als ein wahres englisches Spinnmaschinengeschäft erscheinen, als ein wirklicher Gegensatz von Allem, was zur rechten Volksbildung gehört. Man kann sich dabei kaum etwas Anderes denken, als daß es nur auf gedankenlos eingeübte Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen hinauslauft, wo alle Eigenthümlichkeit des kindlichen Gemüths, wo alle Veredlung des Herzens, alle freie Bildung des Geistes unter todten Formen und Kommando's verloren gehen müsse, und selbst der religiöse Unterricht zum elenden Gedächtnißwerke hinabsinkt. Auch ist es kein Wunder, wenn unsere freisinnig sein

Digitized by Google

wollenden Erziehungsschriftsteller, mit dem ihnen oft allzueigenthümlichen absprechenden Tone, Bells ganze Einrichtung schon darum verwarfen, weil sie in England und Frankreich Glück machte, oder weil sich ihrer hohe Personen annahmen, oder weil selbst Generale sie bei ihren Regimentsschulen anwandten. Da meinten sie denn, das sei die rechte Erfindung, um Völker von Kindesbeinen an zu unterthänigen, gedanken- und willenlosen, auf's Kommando gehorchenden Gliederpuppen zu machen. Höchstens gaben sie vornehm-mitleidig zu, die Erfindung sei ein elender Nothbehelf, ein kümmerliches „Surrogat" aus der Surrogatenzeit für verwilderte Gegenden, die bisher gar keine oder die erbärmlichsten Volksschulen hatten, zu toleriren bei den Hindu's und Hottentotten. Aus allen ihren Urtheilen ging hervor, daß sie die Sache selbst nicht kannten, und sie etwa würdigten, wie den Eindruck der römischen Peterskirche nach der Darstellung in einem Kupferstich.

Es hätte diesen freisinnigen Erziehungsschriftstellern freilich schon Verwunderung erregen sollen, daß in verschiedenen Weltgegenden achtungswürdige und geistreiche Männer, welche sich von den Wirkungen des gegenseitigen Unterrichts in der Wirklichkeit überzeugt hatten, ganz anderer Meinung als sie waren, und so einstimmig für die Güte der Sache sprachen; oder daß gerade die Ultra's in Paris die Sprache der deutschen Freisinnigen gegen Bells Erfindung führten, während die Liberalen in der französischen Deputirtenkammer, welche alle mehr oder weniger den wechselseitigen Unterricht aus den schon bestehenden Schulen kannten, auf öffentliche Bildung hinstrebten, und aus dem französischen Volke nichts weniger als geistlose Maschine machen mochten, so eifrig für die Sache kämpften. Allein das stolze Vorurtheil, welches nie gern Unrecht hat, wußte sich auch da zu verblenden und sich mit Verachtung aller Männer, die ihre Ueberzeugungen aus der Wirklichkeit hergenommen hatten, zu rechtfertigen.

Vor Allem muß man bedenken, daß Bells einfache Erfindung nicht Erfindung einer neuen eigentlichen Lehrart für den ersten Jugendunterricht sei, wie etwa die eines Basedow oder Pestalozzi, sondern daß sie bloß in einer neuen Einrichtung des Unterrichts in Dingen besteht, die auch in unsern besten Schulen nur durch Gedächtniß und Uebung zur Fertigkeit gebracht werden. Lesen, Schreiben, Rechnen, Anfangsgründe des Zeichnens, Kenntniß der Landkarten, der Namen von Welttheilen, Ländern, Bergen, Städten, Flüssen u. s. w. bleiben in allen Schulen bloße Sache des Gedächtnisses, verlangen Uebung und mechanische Fertigkeit. Mehr will Bells Einrichtung oder Unterrichtsordnung nicht bewirken, als die Erwerbung dieser Fertigkeit erleichtern.

Sie wird dadurch erleichtert, daß, während sonst ein einziger Lehrer oft sechszig bis hundert Kinder gleichzeitig auf die verschiedenste Art beschäftigen, unterrichten und beaufsichtigen muß, für fünf und zehn Kinder zum Unterricht und zur Aufsicht ein besonderer Lehrer angestellt ist. Es wird auch dem besten Schullehrer physisch unmöglich, unter sechszig bis hundert Kindern jedes einzelne besonders zu beobachten und zu unterweisen. Er führt nur die Masse. In

Digitized by Google

Bells Schule aber unterrichtet der Lehrer nur die in jenen Fertigkeiten am weitesten fortgeschrittenen Schüler besonders. Diese aber sind zugleich seine Unterlehrer bei den Abtheilungen derjenigen, welche noch nicht so weit vorgerückt sind, aber ihnen am nächsten stehen; und die von diesen Unterrichteten sind wieder Unterlehrer von Abtheilungen derer, welche noch tiefer in den ersten Anfängen stehen. So wird gleichzeitig jedes Kind einzeln beaufsichtigt, unterwiesen und beschäftigt.

In dieser Unterrichtsform kann man aber jede beliebige Methode, auch die Pestalozzische (wie es denn wirklich der Fall ist), und in so fern sie auf Lesen, Sprachkunde, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, Zeichnen und Landkartenkenntniß anwendbar ist, gebrauchen. Die Form schließt nichts Besseres aus. Nur Geschichte, Erdbeschreibung und Religionsunterricht, in so fern sie in Volksschulen gelehrt werden, so wie auch Gesangübungen, werden wie bisher im Allgemeinen gegeben. Es ist lächerlich, sich einzubilden, der wechselseitige Unterricht fordere, man müsse mit dem Finger im Sande auf Tischen ausgestreut schreiben lernen; das kann in den Schulen der verlassenen Hindu's geschehen sein. In Europa schreibt man auf Papier und Schiefertafeln. Es ist lächerlich, sich einzubilden, der Lehrmeister habe es nur mit der Fortbildung der Unterlehrer zu thun. Er beobachtet den Gang aller Abtheilungen. Es ist lächerlich, die Ehren- und Schandzettel, die Verdienstorden und Pranger, die man etwa in einigen Schulen gebraucht hat, für einen nothwendigen Bestandtheil des wechselseitigen Unterrichts zu halten. Es haben diese Mittel nichts gemein mit dem wechselseitigen Unterricht, werden auch von verständigen Lehrern wirklich nicht gebraucht.

Was aber den Hauptvorwurf betrifft, welchen die Unkundigen dem wechselseitigen Unterricht machen, daß er nichts als todter Mechanismus, bloßes Abrichten der Kinder, elendes Gedächtnißwesen, Hemmung aller geistigen Selbstthätigkeit sei, ist er der grundloseste von allen. Man weiß, daß Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen mehr oder weniger Gedächtnißsache sei und Uebung erfordere. So in allen Schulen; darum auch beim wechselseitigen Unterricht, wo jedoch Pestalozzi's Stufengang zu befolgen ist und vieler Orten in der That befolgt wird. Ein entscheidender Beweis aber, daß diese Unterrichtsform die Selbstthätigkeit des kindlichen Geistes sehr wach hält, ist, daß die Kinder mit Lust und Begierde zu den Bellschen Schulen eilen, während sie meistens die gewöhnlichen Schulen nicht allzugern besuchen, eben weil darin ihr Geist zu wenig Beschäftigung, daher Langeweile findet, und Alle sich in der großen Masse ganz verloren fühlen.

Schon daß nach Bells Einrichtung jedes einzelne Kind sich besonders und fortdauernd beachtet sieht, schon die stete Abwechselung des Stehens und Sitzens, schon das stete Abändern der Unterrichtsgegenstände, schon selbst der angenehme Wechsel, bald Schüler der Gelehrtern, bald Lehrer der Unwissendern zu sein, schon das Soldatenspielartige in der allgemeinen Ordnung unterhält den lebhaften, veränderlichen Sinn der Kleinen; beschäftigt anhaltend, ohne zu ermüden, Gedächtniß, Aufmerksamkeit, Urtheilskraft; verbannt das Einförmige, Ermat-

Digitized by Google

tende des Tagewerks, und verhindert das muthwillige Treiben der sonst Müßigen und sich selbst Ueberlassenen. Sie lernen mit Lust und Wetteifer. Jedes strebt vorwärts. Aber nun die Aufmerksamkeit der kleinen Unterlehrer selbst, die beim Lehren lernen, ihr Bestreben, die Schüler vorwärts zu führen, ihnen die kleinen Räthsel begreiflich zu machen und zu lösen, — dies Alles gibt dem jugendlichen Geiste eine Regsamkeit und Lust, die in gemeinen Schulen vergeblich gesucht wird. Man muß eine Schule des wechselseitigen Unterrichts nicht nach den ersten Wochen ihres Entstehens, sondern nach den Wirkungen beurtheilen, die sie nach dem ersten Jahre äussern. Und es versteht sich, daß der geistvollere Lehrer auch hier unendlich mehr leistet, als der geistesarme, eben weil hier kein todter Mechanismus ist.

Aber auch unter ganz mittelmäßigen Lehrern, wie die Erfahrung bewiesen, müssen bei dieser Einrichtung voll wechselnder Verhältnisse und Beschäftigungen die Kinder, deren jedes einzeln beachtet und unterwiesen wird, binnen einem Jahre so viel oder mehr lernen, als sie in gemeinen Schulen binnen drei Jahren Kenntnisse und Fertigkeiten gewannen. Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Folgsamkeit bei den herrschenden Gesetzen werden von ihnen nebenbei erworben, ohne daß sie es selbst ahnen.

Eben diese auffallenden Fortschritte der Jugend durch den wechselseitigen Unterricht erregten für ihn den Beifall, die Bewunderung und, wenn man will, die Begeisterung wohlwollender Menschen und wahrer Kinderfreunde. Wahrlich war's nicht, wie Manche sich dürftig genug vorstellten, bloßer Spekulationsgeist vornehmer Herren, welche für Volksschulen wenig Geld ausgeben, oder das Volk zu gedankenlosen Maschinen machen möchten.

Doch darf auch allerdings in unsern Tagen und bei unsern Staatseinrichtungen in Anschlag gebracht werden, daß es kein geringer Vortheil sei, wenn eine Masse von hundert und mehr Kindern zugleich von einem einzigen Schullehrer besser unterrichtet werden können, als auf die gemeine Weise sonst dreißig bis vierzig Kinder unterrichtet wurden. Denn so lange viele unserer Staaten für Sachen des Luxus, des Kriegswesens u. s. f. verschwenderisch-reich, für Erziehung und Bildung des Volks höchst arm sind, müssen wir uns Glück wünschen, wenn auf andere Weise geholfen werden kann. Auch ging in den meisten Ländern der wechselseitige Unterricht von Privatleuten und Volksfreunden gehoben empor, selten durch Oberschulkollegien, Minister und Fürsten. Wie viele Städte und Dörfer der zivilisirten Länder gibt es nicht, selbst Deutschland und die Schweiz nicht ausgenommen, wo noch zahllose Kinder der ärmsten Volksklassen entweder gar keinen oder höchst elenden Unterricht empfangen, weil es an Geld fehlt, mehr Schullehrer zu besolden, oder dieselben in eigenen Anstalten zu ihrem Berufe vorbilden zu lassen!

Daher muß Bells Erfindung, zu der ihn selbst die Noth führte, billig als Wohlthat des menschlichen Geschlechts geehrt werden, und allem faden Geschwätze unwissender Schriftsteller zum Trotze wird der wechselseitige Unterricht von Jahr zu Jahr unter den Völkern gemeiner. Der innere Werth desselben, durch Erfahrungen entschieden, führt für sich das Wort. Er bereitet der Menschheit, durch Veredlung der untersten und verwahrlosetsten und zahlreichsten Volksklasse, eine neue Gestaltung vor.

Digitized by Google

2. Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in England.

In England, wo der wechselseitige Unterricht zuerst aufgenommen ward, ist er noch immer Sache wohlthätiger Privatleute geblieben. Die Regierung selbst achtet nicht darauf. Die Gesellschaft für britische und ausländische Schulen, reich durch die Beiträge ihrer hochherzigen Mitglieder, verbreitet den wechselseitigen Unterricht jährlich weiter in allen Theilen des Reichs. In den Manufakturstädten werden der Sonntags- und Abendschulen, in den Dörfern und zerstreuten Höfen der wandelnden Schulen immer mehr. Und doch, ungeachtet der Vervielfältigung der Anfangsschulen in London selbst, schätzte jene ehrenwerthe Gesellschaft noch im Jahr 1821 die Anzahl der ohne allen Unterricht bleibenden Kinder dieser Hauptstadt auf vierzigtausend! Noch in dem genannten Jahre wurden in der City von London zwei neue Schulen, jede zu dreihundert Kindern, errichtet; zwei andere, die eine für fünfhundert Knaben, die andere für fünfhundert Mädchen, werden gegenwärtig eingerichtet, ungerechnet eine große Schule für jüdische Kinder. Eben so besteht seit einem Jahre auch die neue Schule für fünfhundert Mädchen zu London, welche von der Herzogin von Kent gestiftet ist. Wie in Schottland, so wird auch in Irland der Sinn für Volksveredlung herrschender. In Irland befinden sich gegenwärtig 529 Schulen des gegenseitigen Unterrichts, von 58,000 Kindern besucht.

---

3. In Frankreich.

Graf Laborde war's, welcher zuerst Bells und Lancasters verbesserte Einrichtung der Volksschulen im Jahr 1814 nach Frankreich verpflanzte. Es bildete sich schnell zu Paris eine Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts (im Jahr 1815), deren Ehren-Präsident im Jahr 1821 der Herzog von Doudeauville, deren Vorsteher der Herzog de la Vaugnyon war. Die Minister Lainé, de Cazes und Simeon halfen ihr kräftig. Simeon allein hat das Verdienst, bei den verschiedenen Militärkorps 160 Schulen des wechselseitigen Unterrichts gestiftet zu haben. Bei dem Allen zählte Frankreich in seinem ganzen Umfange (im J. 1821) noch nicht 2000 solcher Unterrichtsanstalten (im Oktober 1820 erst 1552). *)

Ueberhaupt ist das Schulwesen Frankreichs wirklich erst im Werden. Man darf wohl so sagen, wenn man weiß, daß bis jetzt weitaus noch nicht die Hälfte der schulfähigen Jugend, ja noch nicht der vierte Theil derselben die Schulen besuchen kann **). Denn erst 24,124 Gemeinden dieses großen Staates waren (am 1 Juli 1819) im Besitze von Anfangs-

*) Nach den *Rapports faits à l'assemblée générale de la société pour l'enseignement élémentaire, du 28 Mars 1821.*

**) Im Juli 1820 besuchten in allen Departementern von Frankreich, Corsika nicht mitgerechnet, überhaupt nur 1,065,919 Kinder die Anfangsschulen. Es waren aber nur der Knaben von fünf bis fünfzehn Jahren damals an 2,882,000 vorhanden, laut *tableau du conseil royal de l'instruction publique.*

Digitized by Google

ſchulen (die meiſten in den weſtlichen und nördlichen Gegenden). Die Zahl der Schullehrer betrug 28,943, und die der Schulen 27,581. — In Folge der Rede, welche im Jahr 1820 der Präſident der königlichen Kommiſſion in der Deputirtenkammer zu Paris hielt, ſoll die Zahl der Schüler im Lauf eines Jahres (vermuthlich alſo auch die der Schulen verhältnißmäßig) auf 1,070,500 angewachſen ſein.

Im Durchſchnitt haben dieſe franzöſiſchen Anfangsſchulen, nach Maaßgabe der bekanntgemachten Tabellen, 38 bis 40 Schüler eine jede. Man ſchlägt die Unkoſten für die vorhandenen 27,581 Schulen auf 17 Millionen Livres wenigſtens an. Da nun in den Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts, wie ſie gegenwärtig in Frankreich eingerichtet ſind, jede 150 bis 200 Kinder und mehr aufnehmen könnte, ſo iſt leicht zu berechnen, daß allerdings mit den gegenwärtigen Unkoſten von 17 Millionen Livres ſämmtliche ſchulfähige Knaben (freilich die Mädchen noch nicht) in Frankreich Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen empfangen könnten, wenn der gegenſeitige Unterricht allgemein eingeführt würde. Man weiß aber, wie ſich die Partei der Ultra in der Deputirtenkammer zu Paris gegen dieſe ihnen gefährlich ſcheinende Verbeſſerung ſträubte; wie es bei ihnen Grundſatz iſt, der gemeine Mann müſſe wohl arbeiten und blind gehorchen, aber nicht leſen, ſchreiben und nachrechnen können; mit welchem Eifer ſie dagegen die Unterrichtsweiſe der frommen Frères ignorantins anprieſen, welche die Kunſt verſtehen ſollen, Unwiſſende noch unwiſſender und zu Armen am Geiſte zu machen. Zum Glück hatten dieſe aber im Jahr 1819 erſt 187 Schulen.

Ich kehre von dieſen allgemeinen Bemerkungen zur Schilderung des gegenſeitigen Unterrichts, wie er gegenwärtig in Frankreich beſteht, zurück. Die oben erwähnte achtungswürdige Privatgeſellſchaft zu Paris hat um die Vervollkommnerung deſſelben weſentliche Verdienſte. Mit ihr ſtehen wohlthätige Geſellſchaften zu dieſem gemeinnützigen Zwecke in allen Gegenden Frankreichs in Verbindung. Sie ertheilt Aufmunterungen und Belohnungen für Kinder und Lehrer und Gemeinden nach allen Richtungen. Sie läßt Bücher, geeignet zum Unterricht der Kinder und des Volks, in großer Menge drucken und in den Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts vertheilen *). Das alles geſchieht auf ihre Unkoſten, durch freiwillige Beiträge, die im Jahr 1820 allein 20,156 Franken betrugen und auch bis auf 133 Franken ausgegeben wurden.

*) Es wurden in den Jahren 1819 und 1820 folgende neue Schriften vertheilt, die zugleich den Geiſt bezeugen, der in dieſer Hinſicht beachtenswerth iſt: *Leçons morales*, eine Nachahmung des engliſchen Werkes von Anna More; — *Petits contes moraux*, ebenfalls nach dem Engliſchen der Maria Edgeworth; — *Petit manuel de morale élémentaire*; — *Abrégé de la bible*, von einem jüdiſchen Perſaner, Michael Berr, das erſte Buch zum Religionsunterrichte für junge Iſraeliten, das in franzöſiſcher Sprache und in Frankreich erſchienen iſt; — *Elemens de morale*, von Renouard; — *Simon de Nantua*, eine treffliche Jugendſchrift von Juſſieu; — *Le village de Valdoré ou sagesse et prospérité*, eine Nachbildung des deutſchen Volksbuchs: das Goldmacherdorf, ebenfalls durch Juſſieu; — *Le visiteur des pauvres*, von de Gerando; — *Les petits livres du père Lami*, ebenfalls von Juſſieu, Anfangsgründe der Geſchichte und Erdbeſchreibung enthal-

Digitized by Google

Auſſer dem Leſen, Schön- und Rechtſchreiben und Rechnen wird in dieſen Schulen durch gegenſeitigen Unterricht auch Zeichnen nach Peſtalozzi's Ideen gelehrt. Der Muſiklehrer Wilhem hat auch zum Behuf des gegenſeitigen Unterrichts eine neue Geſanglehre erfunden, die ſehr gerühmt wird und wirklich ſchon in der Schule St. Jean de Beauvais mit großem Erfolg ausgeübt iſt.

In den Mädchenſchulen wird auch das Nähen und Stricken gelehrt. Als die beſten dieſer Anſtalten werden die Schule der Halle aux draps in Paris, worin über 400 Mädchen Unterricht empfangen, und die Schule zu St. Jean de Beauvais mit 350 Mädchen, geprieſen.

In Paris ſelbſt, wo nach der Zählung vom Jahr 1817 in den zwölf Bezirken der Stadt 713,966 Einwohner lebten, war bisher noch nicht einmal hinlänglich für den Unterricht aller Kinder geſorgt. Die Menge derſelben (im Jahr 1819) betrug, vom fünf- bis fünfzehnjährigen Alter, 90,718, alſo ungefähr den ſiebenten Theil der Bevölkerung; aber alle Anfangsſchulen der Hauptſtadt zuſammen enthielten noch nicht über 25,000 Kinder. Ein Bürger von Paris, Namens Pierre Henault, gerührt durch dieſe heilloſe Vernachläſſigung der Jugend, ſetzte ſterbend in ſeinem Vermächtniſſe eine Schenkung aus, um davon in jedem der zwölf Stadtbezirke wenigſtens eine Schule des gegenſeitigen Unterrichts zu ſtiften.

---

4. In der Schweiz. — Pater Girards Verdienſte.

In der Schweiz iſt der wechſelſeitige Unterricht bis jetzt am vollkommenſten im Kanton Freiburg gediehen. Dies iſt eins der größten und bleibendſten Verdienſte der gegenwärtigen Regierung jenes eidsgenöſſiſchen Freiſtaates. Der ehrwürdige Menſchenfreund, Pater Gregor Girard, Guardian des Franziskanerkloſters, hatte im Jahr 1804 auf Antrag des Stadtraths und der Schulkammer die Leitung der Anfangsſchulen, und zwar der franzöſiſchen, übernommen; die der deutſchen Schule war dem Auguſtinerkloſter übergeben. Auf dem Lande erwarb ſich der vortreffliche Kaplan Joſeph Lehmann zu Düdingen um Verbeſſerung des Unterrichts viel Verdienſt. Doch überall wurden der Schüler zu viel, waren der Lehrer zu wenig und die Mittel zur Vermehrung der Schulen allzubeſchränkt.

Da empfing Girard aus des Grafen Laſteyrie's Werk: Nouveau système d'éducation pour les écoles primaires, die erſte Kunde vom gegenſeitigen Unterricht. Sogleich faßte er die

---

tend; — *Manuel des écoles élémentaires*, von Frau Guignon; — *Vies des guerriers français*, zunächſt für die Regimentsſchulen berechnet; — *Cours élémentaire et pratique de dessin d'après les principes de* Peſtalozzi, von Bonifacе dem Deutſchen nachgebildet; — *Cours de dessin linéaire*, von Francoeur; — *Méthode pour l'enseignement élémentaire du chant*, von Wilhem; — *Méthode pour l'enseignement des langues*, von Ordinaire, Rektor zu Beſançon; — *Tableaux d'arithmétique à l'usage des écoles d'enseignement mutuel*, von Jomard, ebenfalls nach Peſtalozzi; — *Les jeux du sort, ou les aventures d'un shelling*; — endlich auch eine Monatſchrift: *Bibliothèque de famille*.

Digitized by Google

Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit deſſelben auf, und wandte ſie ſofort mit ſinniger Thätigkeit an. Die Wirkungen des Verſuchs übertrafen alle Erwartung. Er trachtete nun der Vollendung des Werkes nach in einer ganzen Reihe von Jahren. Als beſonders durch den thätigen und geiſtvollen Rathſchreiber Kuenlin von Freiburg zuerſt der Gegenſtand in öffentlichen Blättern der Schweiz zur Sprache kam, fand er, wie überall, Tadler und Widerſprecher. Die Widerſprecher hatten ſich eine eigene Vorſtellung von dieſer Unterrichtsart aus Büchern gebildet, ohne nach eigener Erfahrung und Anſicht urtheilen zu können. Sie ſprachen, wie dies faſt überall anfangs geſchah, vornehm und wegwerfend darüber ab; die Sache ſei kein Unterrichten, ſondern ein ganz geiſtloſes Abrichten der Kinder, Fabrikweſen, todtes Maſchinengeſpinnſt. Der weiſe Girard, welcher wohl gern jedem Allwiſſer ſeine Weisheit läßt, hielt es doch der guten Sache und der Wahrheit würdig, ihr aus dem Schatze ſeiner Erfahrung ein gewichtiges Wort zu reden. Er that es und zeigte, daß in dieſer Unterrichtsart alle Geiſtesthätigkeiten des Kindes ungleich lebhafter aufgeregt und geübt würden, als in den bisherigen Schulen; daß freies Nachdenken, daß ſittliches Gefühl und religiöſer Sinn der Jugend hier reiner gehalten werden könnten, als da, wo die einzelnen Kinder unbeachtet in der Maſſe aller verſchwinden; daß hier einer der wahrſten Gedanken Peſtalozzi's in Lienhard und Gertrud *) am überzeugendſten durch offene Thatſache bewährt ſei, und die gegenſeitige Unterrichtungsart dem Vorzuge des häuslichen, beſondern Unterrichts jedes Kindes am nächſten ſtehe.

Am entſchiedenſten aber ſiegte der unwiderſprechliche Erfolg der Lehrart über die „Wenn“ und „Aber“ des altklugen Vorurtheils. Eine freudigere, geſundere, unverdorbenere, leichter und gründlicher belehrte und geübte Jugend ging aus dieſen Schulen hervor. Der Stadtrath von Freiburg ließ ein geräumigeres Schulhaus aufführen, und die Landesregierung erließ im Jahr 1819 eine Verordnung, kraft derſelben der gegenſeitige Unterricht zur Grundlage der katholiſchen Landſchulen gemacht wurde.

Von da an that die beſſere Einrichtung, aller Hinderniſſe ungeachtet, die glänzendſten Fortſchritte im Kanton. Es wurden neue Schulhäuſer erbaut, es wurden andere erweitert, die Lehrerbeſoldungen erhöht, die Schulen zahlreicher beſucht. Schon beſteht der wechſelſeitige Unterricht in 122 Schulen des Landes (es ſind derſelben überhaupt 241), worin ſich weit über 6000 Kinder befinden. Im deutſchen Theile des Kantons zeichnen ſich beſonders die Schulen von Lurtigen, Berfiſchen, Düdingen, Tafers u. a. m. rühmlich aus. Fünf Lehrer

*) Lienhard und Gertrud, dritter Band, dritte Ausgabe, S. 95: „Auch wirkte dieſer gegenſeitige häusliche Unterricht ſo bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeübt worden, als jeder gegenſeitige Kinderunterricht, der nicht alſo aus Liebe hervorgeht, und nicht mit dieſer Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet, und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geiſtes, des Herzens und der Kunſt hinlenkt, und wohin auch alle einſeitigen Abrichtungskunſte des Menſchengeſchlechts hinführen.“

Digitized by Google

unterrichten darin über vierhundert Kinder. Auch die Töchterschule im Kloſter St. Urſula mit ungefähr dreihundert Mädchen zeichnet ſich trefflich aus.

Freiburgs Beiſpiel blieb nicht ohne Wirkung auf die übrige Schweiz. Man fühlte längſt das Bedürfniß der Schulverbeſſerung; aber die Armuth der Gemeinden, um für die Menge der Kinder die nöthige Zahl Lehrer zu beſolden, lähmte vieler Orten den beſten Willen. Die Erfindung des gegenſeitigen Unterrichts erleichterte das Geſchäft. Die Stadtverwaltung von Bern errichtete ſchon im Jahr 1819 in der Stadt ſelbſt eine Probeſchule, in welcher achtzig Kinder von der erſten Buchſtabenkenntniß bis zum vollendeten Leſen, zum Zeichnen, zum Anfertigen eigner, ſchriftlicher Aufſätze, zum Rechnen u. ſ. w. angeleitet wurden. Herr Pfarrer Ris in Bern, Herausgeber des dort einige Zeit lang erſchienenen Schulmeiſterblatts, war vorzüglich zur Verbreitung der durch Pater Girard, beſonders vermittelſt der Sprachlehre, veredelten Methode thätig. Auch in Pruntrut beſtehen ſchon einige Schulen dieſer Art.

Im Kanton Neuenburg zählt man ſchon mehrere gute Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts, ſowohl in der Stadt Neuenburg ſelbſt, als zu Locle, Boudry, Conciſe u. ſ. w.

Nicht minder lebhaft für das Gute war die Regſamkeit im waatländiſchen Freiſtaate, wo ſich theils zu Genf, theils beim Pater Girard zu Freiburg Schullehrer zum gegenſeitigen Unterricht gebildet hatten. Drei Jahre lang angeſtellte Verſuche hatten der darüber niedergeſetzten Kommiſſion des akademiſchen Rathes klar gemacht, daß die Vortheile der neuen Unterweiſungsart weitaus die ihnen entgegengeſetzten unbedeutenden Nachtheile überwogen; daß hier Erſparniß für die Gemeinden mit größerer Vollſtändigkeit des Unterrichts verbunden, und Glück und Nutzen der Kinder, der Aeltern und des Staates auf beſtimmtere, leichtere Weiſe befördert werden; daß endlich die Lehrart des Pater Girard in der Entwickelung kindlicher Geiſtesfähigkeiten und der Bildung in der Mutterſprache bedeutende Vorzüge vor der Art des gegenſeitigen Unterrichts habe, die in Frankreich bisher angewendet war. Die Schulen von Lucens, Oron, Valeyres bei Orbe, Neuß u. ſ. w. entſchieden, daß man vom alten Schlendrian abwich.

In Zürich, in Baſel ſind ebenfalls Erſtlingsanſtalten dieſer Gattung begonnen. Auch im Kanton Aargau iſt mit der Einführung der Anfang gemacht. Eine ſolche Schule hat zuerſt der Stadtrath von Aarau gegründet; der Lehrer derſelben empfing dazu ſeine Bildung vom Vater Girard. Auch in einigen Gemeinden auf dem Lande wurde die Verbeſſerung eingeführt.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Bell-Lancaſterſchen Einrichtungen endlich allgemein in der Schweiz werden müſſen. Denn da manche wenig begüterte Gemeinden, wegen der großen Kinderzahl, drei bis vier beſondere Schulen und Schullehrer zu halten genöthigt ſind ungeachtet jede Schule dennoch fünfzig bis achtzig Kinder umfaſſen muß; da ferner der Erfolg überall die Vortrefflichkeit des gegenſeitigen Unterrichts entſcheidend darthut: wird ſowohl die Armuth oder Sparſamkeit der Gemeinden, als die Güte der Sache ſelbſt, ſchnell zur Beförderung des Beſſern treiben.

Digitized by Google

5. In den Niederlanden, Deutschland, Polen, Rußland.

Im Königreich der Niederlande bestehen schon in verschiedenen Städten, durch Wirksamkeit von Privatgesellschaften, Unterrichtsanstalten dieser Art. So ist eine derselben mit gutem Gelingen in Brüssel (8 Mai 1820) eröffnet worden. Aelter ist diejenige zu Lüttich, in welcher vierhundert Kinder Unterricht erhalten. Der Lehrer derselben, welcher zugleich eine Normalschule für dreißig Schulmeister anlegte, hatte seine Bildung in Paris empfangen.

In Deutschland befinden sich bis jetzt nur wenige Stiftungen dieser Art. Das Haus Bethmann in Frankfurt am Main schickte einen Zögling Niemeyers nach Paris, um die Einrichtungen kennen zu lernen. Ein anderer junger Mann hatte zu London dieselben studiert, um sie in Frankfurt anzuwenden. Es scheint, daß man an mehrern Orten darauf bedacht sei, von Bell-Lancasters Erfindung Nutzen zu ziehen.

Schon ist dies in Schweden und Dänemark häufig geschehen. Erst neulich wurde eine neue Schule zu Norköping in Ostgothland errichtet, als Musteranstalt für die ganze Provinz. Selbst zu Abo in Finnland wird der gegenseitige Unterricht für Knaben und Mädchen, in getrennten Schulen, geübt. Im ehemaligen Polen ist damit ebenfalls in mehrern Städten begonnen, besonders im russischen Polen. Zu Petersburg selbst hat sich eine Privatgesellschaft zur Verbreitung der Bellschen Unterrichtsweise gebildet, und die von ihr gestiftete Schule in der Hauptstadt zählt bei sechshundert Kinder. Sogar im Innern Sibiriens kennt man diese wohlthätigen Verbesserungen des Volksunterrichts. Zu Irkutsk sind Schulen und Normalschulen nach Bells Einrichtung; die Schule zu Seleginsk, 430 Werste von Irkutsk, hat über vierhundert Schüler, deren Fortschritte gepriesen werden.

---

6. In Portugal, Spanien, Griechenland.

Wie im nördlichen und mittlern Europa, schlägt die Veredlung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts auch im südlichen Europa erfreuliche Wurzeln. In Portugal hat der Direktor der Militärschulen, Don Chrysost. de Couto e Melo, den wechselseitigen Unterricht bei den gesammten Regimentern eingeführt. Er ist ein Mann von Einsicht und Thätigkeit, und hat zum Behuf des wichtigen Gegenstandes mehrere Schriften drucken lassen. In Spanien sind nicht nur viele Regimentsschulen, sondern auch schon mehrere Stadtschulen auf die neue Weise eingerichtet worden. Die bürgerlichen Unruhen dieses Reiches hemmen den Fortschritt des Bessern nicht. Eine dieser Schulen zu Madrid zählt über dreihundert Zöglinge; auch für Mädchen ist daselbst jetzt eine ähnliche Anstalt eröffnet worden.

Nachtheiliger dürften die bürgerlichen Unruhen des türkischen Staats den Fortschritten des gegenseitigen Unterrichts bei den Griechen sein. Zwar zu Corfu, Zante und Cefalonien blühen die neuen Anstalten, als deren Gründer Lord Guilford gerechten Ruhm verdient, ungestört und immer ausgedehnter fort; aber es ist kaum zu zweifeln, daß in dem heiligen

Digitized by Google

Freiheitskriege der Griechen, da wo er am blutigſten ausgekämpft werden muß, manche herrliche Saat zertreten werden wird, die man eben im Begriff war, auszuſäen. Die letzten Nachrichten ſind vom Jahr 1819. Damals war Herr Rozuovano, erſter Aga der Moldau, einer der eifrigſten Begünſtiger der Volksaufklärung vermittelſt des gegenſeitigen Unterrichts. Er ſelbſt hatte auf eigene Koſten zu Jaſſy eine große Schule in dieſer Art eröffnet; ein gelehrter Grieche, der zu Paris die dortigen Anſtalten unterſucht hat, Profeſſor Cleobulos, beſorgte dazu den Druck der Tabellen in neugriechiſcher Sprache. Der Fürſt der Moldau ſowohl als der Metropolitan der Moldau nahmen jene Schule unter ihren beſondern Schutz. Letzterer ward zugleich Mitglied der zur Beförderung des verbeſſerten Schulweſens neu gebildeten Aufſichtsbehörde, der Epitropeia. Cleobulos hatte zu Jaſſy in gleicher Zeit eine Schullehrer-Anſtalt geſtiftet, und die von ihm vorgebildeten Männer waren wirklich ſchon nach Sparta, Athen, Smyrna, Scios und andere Gegenden Griechenlands abgereiſet, um Gründer neuer Schulen zu werden. Andere der zu Jaſſy unterrichteten Männer hatten ihren Weg, als wahre Apoſtel der Menſchenbildung, in die Krimm und in die Küſtenlande des ſchwarzen Meeres genommen.

---

7. In Italien.

In Italien, wo der Schulunterricht bisher auf die ſchmählichſte Weiſe vernachläſſigt geweſen war, ſind es beſonders der höhere Adel und die Geiſtlichkeit, welche ſich der Ausbreitung des gegenſeitigen Unterrichts nach allen Kräften annehmen. In Florenz hat ſich dafür eine eigene Privatgeſellſchaft zuſammengethan; andere gemeinnützige Geſellſchaften in andern Städten der Halbinſel folgten dem Beiſpiel. Denn jeder gebildete und menſchenfreundliche Mann fühlt hier nur zu lebendig, daß Italien ſich nicht wieder aufrichten könne, ohne vorhergegangene Veredlung des Volkes durch ein verbeſſertes Schulweſen. Im Mailändiſchen war bisher der Abbate Bagutti dafür ganz beſonders wirkſam; auch hat er zum Beſten des gegenſeitigen Unterrichts mehrere Schriften herausgegeben *). Es befinden ſich der neu eingerichteten Schulen jetzt im Mailändiſchen über zwanzig, im Piemont deren ſechszehn, im Herzogthum Parma drei, in der Romagna vier, im Toskaniſchen über zwanzig, in Neapel zehn, und in Sizilien neunzehn. Auf letztgenannter Inſel ſind es die Jeſuiten, welche die Vermehrung der Bellſchen Schulen am thätigſten bewirken.

Auch in Malta iſt ſchon eine ſolche Unterrichtsanſtalt mit vierhundert Kindern in voller Blüthe. Die dortige Geſellſchaft zur Beförderung des Volksunterrichts hat ſogar für die afrikaniſchen Küſten Bücher und Tabellen in arabiſcher Sprache drucken laſſen und verſandt.

---

*) *Saggio sulle scuole di mutuo insegnamento etc. dell' abbate* Giuseppe Bagutti. *Milano* 1820. — Der Abbate Bagutti iſt eigentlich ein Schweizer aus dem Kanton Teſſin.

Digitized by Google

8. In Afrika.

Wirklich iſt der gegenſeitige Unterricht ſchon ſeit Jahren im Welttheil Afrika, vorzüglich durch die Betriebſamkeit gemeinnütziger Briten, auf mehrern Punkten eingeführt. So bekanntlich am Vorgebirge der guten Hoffnung, desgleichen am Senegal. Die Normalſchule hier zu St. Louis bildet Neger zu Lehrern. Seit dem Jahre 1817 haben in der Schule zu St. Louis über zweihundert Eingeborne des Landes Leſen, Schreiben, Rechnen, etwas von der Meßkunſt und Zeichnen gelernt. Einige Könige vom Innern des Landes haben ihre Söhne zu dieſer Schule geſandt, und wollen bei ſich ſelbſt ähnliche gründen. Im Jahr 1820 kamen von Galam und den Umgegenden vier junge Negerfürſten in die Schule. Auch eine Schule für Mädchen beſteht zu St Louis auf dieſe Art.

In der Sierra Leona ſind, wie ſich erwarten ließ, von den wohlthätigen Briten ſämmtliche Unterrichtsanſtalten für das Volk nach der verbeſſerten Weiſe eingerichtet.

Zu Paris wurden vor einigen Jahren zwei junge Leute von der Inſel Madagascar auch im gegenſeitigen Unterricht unterwieſen. Sie ſind nun, nebſt einem andern Lehrer, durch die franzöſiſche Regierung dahin zurückgeſchickt. Noch jetzt befinden ſich einige junge Madegaſſen zu Paris. Der junge Mandthit-Sara, Sohn eines der mächtigſten Fürſten von Madagascar, und der junge Fürſt Berora von da, haben vermittelſt des gegenſeitigen Unterrichts auſſerordentlich raſche Fortſchritte in den Elementarkenntniſſen gemacht. Sie werden die Mittel, durch welche ſie ihre erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielten, einſt ihren Heimathen bringen.

Zu Alexandrien in Aegypten werden, den neueſten Nachrichten zufolge, jetzt ebenfalls Schulen nach Bell Lancaſters Art angelegt.

---

9. In Aſien.

Während der vereinfachte Jugendunterricht ſich an den Mündungen des Nil, des Senegal, der Gambia und an der Südſpitze Afrika's fortpflanzt, gewinnt er in ſeiner erſten Heimath und Wiege zwiſchen Indus und Ganges immer feſtere Begründung. Aber bis jetzt iſt er im aſiatiſchen Welttheil wirklich auch nur auf dieſe Gegenden beſchränkt geblieben, wenn wir die erſten Schulen Sibiriens ausnehmen.

Die Verbindung edelſinniger Privatmänner zu Calcutta, welche hier ſeit dem Jahr 1814, als eine Privatgeſellſchaft zur Beförderung der Volksbildung durch Schulen, thätig ſind, hat ſich längſt eine Bürgerkrone um die verwaiſete Menſchheit ihrer Gegenden verdient Sie iſt, und ſolches ſcheint der Beachtung in hohem Grade werth, zur Hälfte aus eingebornen Hindu's beſtehend, und zwei ihrer Geheimſchreiber ſind geborne Hindu's. Wir wollen von ihrer anerkannten Wirkſamkeit in Verbeſſerung von mehr denn zweihundert Schulen nichts, und nichts von der mit ihr im Guten wetteifernden Schulgeſellſchaft von Bombay ſagen, um unſere Leſer nicht mit der Maſſe von Einzelnheiten zu ermüden. Aber einen ſchönen Zug zur Geſchichte der Menſchheit müſſen wir ausheben.

Digitized by Google

Es iſt Herkommen, Sitte, Geſetz, Uebung der Hindu's, daß das weibliche Geſchlecht bei ihnen von aller eigentlich wiſſenſchaftlichen Bildung ausgeſchloſſen iſt. Nie betritt das Mädchen eine Schule. Es hat ſeine Beſtimmung mit Befriedigung des Geſchlechtstriebes, erſter Pflege des Kindes und Bedienung des Mannes auf Erden erfüllt. — Die britiſche Schulgeſellſchaft in London hat den Entſchluß gefaßt, auch an den Ufern des Ganges das weibliche Geſchlecht einer höhern Geſittung fähig und ſeiner menſchlichen Würde werther zu machen. Es ſollen Mädchenſchulen für Hindu's im ganzen Umfang des britiſchen Indiens errichtet werden. Die Veranſtaltungen ſind getroffen, die Vorarbeiten abgethan. Ein britiſches Frauenzimmer von großem Verdienſte ward von der Londner Geſellſchaft auserſehen, ſich an die Spitze des großen Unternehmens zu ſtellen und inländiſche Lehrerinnen im gegenſeitigen Unterricht zu bilden. Es nahm daſſelbe den Ruf an und geht nach Oſtindien. — Es iſt darum zu thun, dreißig Millionen Menſchen, bisher der Unwiſſenheit und dem albernſten und grauſamſten Aberglauben preisgegeben, durch Unterricht geiſtig zu veredeln.

---

10. In Amerika.

Auch noch einen Blick auf Amerika! —

Ehe denn ein Jahrhundert vergeht, wird dieſer Welttheil der Nebenbuhler Europa's in Wiſſenſchaft, Handel, Geſittung und Macht ſein. Denn in jenen freien, naturgemäßen Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, wo das, was des Staates iſt, ſtreng und vernünftig geſchieden iſt von dem, was Gottes und der Menſchheit iſt, kann ungehemmt von den Feſſeln alterthümlicher Barbarei, die noch in Europa vom Eigennutze und von der Gewohnheit geheiligt ſind, der Menſch ſich in allen ſeinen Vermögen zur Glückſeligkeit entfalten; er darf ungeſtraft vernünftig, und unverſpottet edelmüthig ſein.

Der gegenſeitige Unterricht blüht auch dort ſchon längſt in zahlloſen Schulen. Der Amerikaner läßt die europäiſche übergelahrte Pedanterei noch Jahre lang darüber zweifeln und ſtreiten, ob dieſe Einrichtung der Anfangsſchulen wirklich einfacher und zweckmäßiger ſei, als die bisher gebräuchliche; ob ſie wirklich den erwarteten Nutzen leiſte; ob ſie, wie die Ultra von Paris ſagen, dem Volke zu viele Mittel der Selbſtaufklärung gewähre, oder ob ſie, wie einige vermeinte Liberale in Deutſchland ſagen, die Volkserziehung in Maſchinengeſchäft und freie Gemüther in gedankenloſe, unſelbſtthätige Figuren verwandle: der Amerikaner folgt dem geſunden Menſchenverſtande und gibt ſeinem Volke Bells, Lancaſters und Peſtalozzi's Erfindungen.

Die Privatgeſellſchaft für Verbeſſerung der Anfangsſchulen in New-York ſtellt in ihren Jahresberichten fort und fort eine Reihe von Thatſachen von der Ausbreitung und den Wirkungen des gegenſeitigen Unterrichts auf. In der Stadt New-York ſelbſt hat ſie acht dergleichen Schulen eingerichtet; aber dieſe wurden im Jahr 1820 von 4112 Kindern beſucht, jede im Durchſchnitt alſo von mehr denn 500 Zöglingen. So die Anſtalten von Boſton, Halifax, Phila-

Digitized by Google

delphia u. ſ. w. Sie dehnen ſich über die innern Staaten, ſie dehnen ſich gegen den Norden über Canada aus; ſie faſſen auf den weſtindiſchen Inſeln Fuß.

Seit der Staatsumwälzung Südamerika's, ſeit Abſchüttlung des ſpaniſchen Zwingherrnjochs geiſtlicher und weltlicher Herren, denkt man auch hier an allgemeinere Volksbildung, an das, was ſonſt verbotene Waare geweſen. Freilich im Freiſtaat Columbia, wo Morillo's blutige Verheerungswerke jedes Beſſere gelähmt haben, wo man ſich erſt unter Bolivars Siegen von den Unterdrückern losmachen konnte, iſt bisher für Volksſchulen nichts geleiſtet worden. Aber dagegen verbreiten ſich im Laplata-Staat, von Buenos-Ayres aus, die Anſtalten des wechſelſeitigen Unterrichts tief ins Innere längs den Ufern des Silberſtromes. Die Regierung zu Buenos-Ayres ſelbſt befördert und unterſtützt die Anlage ſolcher Schulen, und die Geſellſchaften von London und Paris ſandten Hilfsmittel dahin. In Braſilien, und zwar namentlich zu Rio-Janeiro, ſind für beiderlei Geſchlecht der Neger Schulen geſtiftet. Merkwürdig, viele Portugieſen können dort weder recht ſchreiben, noch rechnen und leſen. Was ſoll daraus werden, wenn die ſchwarzen Sklaven ihre Herren überſehen und alle Mittel der Selbſtbildung haben, die jene nur mangelhaft beſitzen?

Die jüngſten Ereigniſſe in Haiti brachten Störung in das dort aufblühende Schulweſen. Zwei der menſchenfreundlichen Engländer, welche ſich dort wegen Einführung des wechſelſeitigen Unterrichts aufgehalten hatten, die Herren Daniel und Gulliver, Direktoren der Schulen in der Kapſtadt, ſind im Jahr 1820 nach London zurückgekommen; denn in den bürgerlichen Unruhen wurden Gullivers Schule und das Kollegium vom Kap zerſtört. Indeſſen hoffen ſie, daß der jetzige Präſident des haitiſchen Freiſtaats die Volksſchulen bald wieder herſtellen werde. Auch hat man nur vom Unglück der Kapſtadt vernommen, nichts von andern Gegenden In Port-au-Prince wurde noch am 20 Auguſt 1820 eine Schule des gegenſeitigen Unterrichts von Herrn Ricatte für 150 Schüler auf Koſten der Regierung eröffnet. Eine Mädchenſchule ſoll da im Laufe dieſes Jahres beginnen. Zwei andere beſtehen noch in Port-au-Prince; an der einen iſt ein Neger, an der andern ein Franzoſe, Namens Formel aus Bordeaux, Lehrer. Auf Koſten der Regierung ſollen in den vier Hauptſtädten eben ſo viele Volksſchulen, wo der gegenſeitige Unterricht unentgeldlich ertheilt wird, errichtet werden. Im Lande ſelbſt ſind dergleichen ſchon zu Cayes und Jeremie, doch nicht als unentgeldliche, vorhanden.

Was die auſtraliſchen Länder betrifft, wiſſen wir nur, daß im Jahr 1818 zwei wohlunterrichtete Männer nach Port Jakſon abgereiſet ſind, mit den nöthigen Hilfsmitteln, den gegenſeitigen Unterricht dort einzuführen.

---

11. Bedeutſamkeit des gegenſeitigen Unterrichts für den Entwickelungsgang der Menſchheit.

Nur einen flüchtigen Umriß vom gegenwärtigen Stand der Verbreitung des gegenſeitigen Unterrichts in den Volksſchulen der verſchiedenen Länder und Welttheile konnte ich und wollte

Digitized by Google

ich geben. Der Beobachter der Menschheit wird sie nicht unwichtig finden. Es sind geschichtliche Andeutungen vom ersten Beginnen eines neuen Vorschrittes der auf dem Erdball regsamen Geisterwelt, — Andeutungen eines der größten Weltereignisse unserer Tage, dessen unvermeidliche und unendliche Folgen kein Sterblicher berechnen kann. Es ist wohl möglich, daß es noch Staats- und Hof- und Kriegsleute gibt, welche vornehm zu den Großthaten und Weltbegebenheiten lächeln, durch Schulmeister verrichtet. Aber eben diese Schulmeister sind es, unter deren stillem Walten die wilden Völker Gesittung, die gesittungsreichen Mündigkeit erwerben. Durch diese Schulmeister werden die barbarischen Ueberbleibsel der Vorwelt zertrümmert, die Gesetzgebungen der Nationen veredelt, die Stimmen der Apostel, der Weisen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Deutschlands zu den unbekannten Völkern im Innern Afrika's, Amerika's, und zu den Mongolen, Tataren und Malayen Asiens getragen. Diese Schulmeister sind es, welche dem Welthandel neue Richtungen geben, in Amerika's Urwäldern neue Prachtstädte hervorrufen, die bisher verriegelten Pforten Afrika's aufschliessen, und das heilige Geheimniß des Maurerthums am hellen Tage erfüllen: Verbrüderung der sämmtlichen Volkerfamilien des Erdballs. — Man lächelt. So lächelten einst vornehm die Herren dieser Welt, als ihnen Columbus von einer neuen Erde jenseits des atlantischen Wassers redete; so lächelte Leo X einst vornehm zu dem Treiben eines armen Mönchleins in der Stadt Wittenberg. Und wie würden sie gelacht haben, wenn man ihnen die ungeheuern Wirkungen von Guttenbergs Werkzeug, als er die ersten hölzernen Buchstaben schnitt, geweissagt hätte!

Alles Große und Ungeheure, sobald es nur auf das, was irdisch ist, wirkt, selbst die Alexanders-, die Attila's-, die Napoleons-Thaten, sind unbedeutend und flüchtig vorübergehend, wie der Donner einer Gewitterwolke. Aber nichts ist klein, was tief und allgemein ins Geisterleben eingreift. Das bleibt und gestaltet die Welt um; denn der Geist ist Alles; er bricht und baut die todten Formen, welche der Blödsinn für die wirkliche Welt selbst ansieht.

Man denke nur den einzigen Gedanken: die Massen der Völker werden hell! und man ahne, was aus der Welt werden müsse! — Der Zustand des künftigen Jahrhunderts in Beziehung auf Religion und Kirche, auf Gesetzgebung und bürgerliches Verhältniß, auf Nationenverkehr und Wissenschaft, wird von dem heutigen so verschieden sein, als der Zustand unsers Jahrhunderts verschieden ist vom Zeitalter des Cosimo von Medici, vom Zeitalter, da Adel und Geistlichkeit allein Bildung und Wissenschaft inne hatten, der schüchterne Bürgerstand aber sich zu heben versuchte, indeß die übrige Volksmasse in dumpfer Leibeigenschaft, dem Hausvieh ähnlich, dalag. Die Massen der Völker werden hell! — Der ärmere Bürger- und Bauernstand hatte bisher in den meisten Staaten des großen Hilfsmittels zu geistiger Selbstständigkeit, des gewandten Lesens, Schreibens, Rechnens, entbehren müssen. Er empfängt es jetzt durch den gegenseitigen Unterricht. Wahr ist's, man hat auch bisher wohlwollend in vielen Staaten viel für das Schulwesen versucht; allein wegen der Unbehilflichkeit der

Einrichtungen gelangte man nie weit vor. Wie konnte man es, so lange ein einziger Schulmeister Schaaren von sechzig bis hundert Kindern allein beobachten und lehren mußte? Jetzt vervielfältigt sich sein Auge und seine Zunge durch zehn, zwanzig und dreißig Unterlehrer in demselben Zimmer, die selbst Schüler sind. Wie konnte man es, da es, besonders auf dem Lande, und selbst in Städten, an Geld und Mitteln fehlte, um entweder für die Menge der schulfähigen Kinder eine Menge von Schullehrern anständig zu besolden, oder vorzubilden? Jetzt bedarf es an Geld und Schullehrerseminarien geringen Aufwandes, weil ein einziger Schulmeister fähig gemacht wird, zwei- bis fünfhundert Kinder genauer zu beaufsichtigen und sicherer zu unterrichten und schneller vorzuführen, als ehemals zwanzig bis dreißig. Nicht aber dieser sogenannte Mechanismus an sich ist bewundernswerth, nicht er ist im Stande, irgend eine Begeisterung für sich einzuflößen, so wenig das der Anblick einer Buchdruckerpresse oder eines Kompasses vermag: aber die unermeßlichen Wirkungen des einfachen Werkzeuges müssen demjenigen Begeisterung einflößen, der stolz darauf ist, ein Mitglied der Menschheit, das heißt unserer Gottesfamilie, zu sein.

---

12. Schluß der Uebersicht.

Der Verfasser dieser Betrachtungen erlaubt sich noch eine Bemerkung.

Ein großsinniges Streben bemächtigt sich immer mehr der Nationen. Sie wirken nach allen Richtungen hinaus, bieten sich zur Verschwisterung die Hand und theilen sich uneigennützig ihre besten Güter, die geistigen Hilfsmittel, dar. Sich gegenseitig wohlzuthun und Wohlthaten von einander zu nehmen, dünkt Allen gleich süß. Freude der Erziehung und Dankbarkeit der Erzogenen zieht Alle enger zusammen. In immer vermehrter Zahl ziehen fromme Christusverkünder, unterstützt durch Privatgesellschaften, in die Wildnisse und Städte der fernen Heiden; Bibelgesellschaften streuen das Evangelium Gottes in hundert und mehr Sprachen, kaum dem Namen nach bekannt, über die Länder der Erde aus, und Schullehrer gehen, auf Kosten von Privatgesellschaften, zu den bisher verwahrlosetsten Millionen, um vermittelst des gegenseitigen Unterrichts schnelleres Licht zu verbreiten. Der ganze Weltlauf nimmt einen bisher nie erhörten Gang. Die alte Kabinetspolitik will nichts mehr verfangen und verliert sich in der Bewegung des unendlichen Geisterthums. Amerika reißt sich von Europa ab und steht frei. Die ohnmächtigen Versuche Einzelner, das Zeitalter wie eine Uhr zu richten, oder rückwärts zu stellen, oder sich und das Volk über das Zeitalter zu betrügen, werden fast lächerlich. Niemand kann stehen bleiben, Niemand schlafend bleiben. Es erwacht Einer um den Andern. Man sinnt sich müde nach Mitteln, große Staatsverwandlungen zu verhüten. Das Einfachste aber wird vergessen das in eines Jeden Macht liegt: vorsichtig mitzugehen, wohin Alles geht. Denn kein Sterblicher hält die Menschheit, keiner den Lauf der Natur fest. Wir wandeln an der Grenzscheide zweier Weltalter. Es graut nur dem bei diesem wunderbaren und verhängnißvollen Schauspiel, der nicht volles Herzens an Gott glaubt, und der nicht an ihn glaubt, weil er ihn nicht erkannt hat.

Digitized by Google

Ich räume allerdings die Möglichkeit ein, daß mitten in Europa einzelne Staaten auf ihrer Gesittungsstufe, durch künstliche Mittel, durch Jesuiten, durch Zensuren, durch Bücherverbote, durch Verwahrlosung der Volksschulen, durch Verbannung fremder, verständiger Lehrer, durch Beeidigung der einheimischen Lehrer u. s. w. eine Zeit lang festgehalten werden können. Aber für die Staaten selbst erkenne ich davon keinen Vortheil und Gewinn. Wer zu solchen Mitteln räth, der räth zur Lähmung, vielleicht zum Untergang seines Staats; der will die Ueberlegenheit der ausgebildetern Nachbarländer befördern. Und früher oder später werden dennoch eben diese Zurückgehaltenen mit verstärkter Schnellkraft vorspringen und sich wieder in die Vorderreihe der übrigen Nationen stellen. Man denke an Portugal und Spanien, wie tief entkräftet sie durch jene unglückseligen Staatskünsteleien geworden sind, wie sie ihre alte Herrlichkeit nach und nach, endlich ihre Indien, ihre letzten Geldquellen, einbüßen mußten. Das war nicht die Schuld der Nation, sondern ihrer Minister! — Man denke daran, wie Baiern einst von seinem alten Wohlstand zurücksank, seit Kurfürst Maximilian I und einige seiner Vorfahren im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nicht nur das Land gegen das Eindringen neuer kirchlicher Lehren, sondern überhaupt gegen allgemeinere Volksbildung künstlich verschlossen. Es war ein Land geworden, fast der Auflösung nahe. Ganz Deutschland sah voll Mitleidens oder gar Spottes auf dieses Paradies der Mönche. Was aber ist dieser Staat geworden, seit König Maximilian Joseph ihn nach den Grundsätzen gesunder Politik umschuf! — Hier machte nicht ein Volk, sondern ein König die Revolution, wie sie einst auch Peter der Große in Rußland gemacht hatte. Und Baiern hat seit zwanzig Jahren Riesenschritte gethan zu seiner Selbstständigkeit, Stärke und Ehre.

Das leichte, sichere und wohlfeile Mittel der allgemeinern Volksbildung durch den gegenseitigen Unterricht wird — daran zweifle Niemand — in wenigen Jahrzehnden bei den meisten Völkern gebraucht sein, wenn es nicht durch Verbote von oben her gehindert wird. Wo es verboten wird, verbietet man der Nation, in Verhältniß mit den Nachbarn an innerer Kraft zu wachsen. Wo man es aber gestattet, muß nothwendig auch die ganze Reihe der bürgerlichen und staatsthümlichen Verhältnisse, der Gesetzgebungen und Rechtsame mit der steigenden Geistesentwickelung des Volks allmälig ins Ebenmaas gesetzt werden. Man kann nicht Beides wollen: einen Knaben zum Manne machen und den Mann als Kind behandeln wollen.

Schon sind zwei große Ueberzeugungen aus dem Kampfe der Zeiten hervorgegangen, so siegreich, daß selbst das Widerstreben derer sie voraussetzt, die diese Wahrheiten bestreiten und wegläugnen möchten, und daher die Verläugner immerdar mit sich selbst in Widerspruch verwickelt. Die eine ist die Unwiderstehlichkeit der öffentlichen Meinung; die andere ist die Ueberzeugung vom Fortschreiten unsers Geschlechts zum Vollkommenern. Indem die Gegner dieser Wahrheiten, sei es aus Unwissenheit oder Interesse, eine veraltete Meinung, einen verlornen Zustand des ehemaligen Volksthums wieder allgemein zu

Digitized by Google

machen, die Menschheit auf ihrer Bahn festzustellen suchen — gestehen sie beide Wahrheiten öffentlich zu.

Wir haben in den europäischen Kabineten unserer Zeit vortreffliche Diplomaten, gewandte Unterhändler, vielumfassende Verwalter einzelner Staatszweige; aber die Welt zieht, sich verwandelnd, an ihren Kabineten vorüber, und manche dieser ehrwürdigen Männer glauben volles Ernstes es noch mit derselben Welt zu thun zu haben, die sie vor zwanzig Jahren kannten, da sie aus ihr in das Kabinet eintraten. Sie glauben mit ihrer Klugheit die Einsichten der Menge meistern zu können, während diese zwar bis zu einer gelegenern Zeit schweigen, aber nicht selbstständig zu denken aufhören kann. Sie glauben durch physische Machtüberlegenheit den Gang der Ereignisse regeln zu können, während der Druck der Staatsschulden, der Auflagen, das Stocken vieler Gewerbe, die in Europa täglich, wenn auch langsam, doch schon spürbar abnehmende Masse des Goldes und Silbers, und der durch Amerika's Freiheit beginnende Umschwung des Handelsverkehrs, ebenfalls ein physisches Gegengewicht darbieten, welches durch keins der gewöhnlichen Machtmittel zu zerstören ist.

Und so drängt und treibt Alles unabwehrbar und unwillkührlich vorwärts. Der gegenseitige Unterricht in Volksschulen erscheint vielen Menschen heutiges Tages, wie gesagt, noch wie verächtlicher Schulmeisterkram. Zu verhindern ist nichts mehr im Großen, denn die Erfindung ist nun einmal vorhanden. Sie kann nur noch benutzt werden. Ob man sie auf einem kleinen Erdfleck des Weltballs in Acht und Bann erklären mag, das kann nur dem kleinen Erdfleck, nicht mehr der gesammten Menschheit schaden. Und diese antwortet den Bezweiflern ihres Fortschreitens mit dem Beweggrund, welchen Diogenes dem Sophisten entgegensetzte, der die Bewegung zu läugnen suchte: „Steh still, die Welt geht!"

Die Nordpolarländer.

Der britische Wallfischfänger und Naturforscher, Herr W. Scoresby, hat kürzlich in London ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, worin er theils eine mit vierundzwanzig schön gestochenen Kupfertafeln begleitete Beschreibung der nördlichen Polarländer, theils eine umständliche Geschichte des Wallfischfanges im Norden liefert, und nebenbei manche mit diesen beiden Vorwürfen in Verbindung stehende Aufgaben der Erdbeschreibung und Naturkunde scharfsinnig und einsichtvoll prüft. Was hier folgt, sind Auszüge dieses für Wissenschaft und Handelsverkehr gleichmäßig wichtigen Werkes.

Die erste Abtheilung des Buches enthält eine gründliche Prüfung der Beweise, womit das Dasein eines nördlichen Zusammenhangs des atlantischen Ozeans mit der Südsee dargethan werden soll. Man hat diese Beweise hergenommen von der Richtung der Strö-

Digitized by Google

mungen; von der Zeit und Größe der Flut; von der Thatsache, daß alljährlich eine gar viel größere Eismasse an den grönländischen Küsten durch die See zerstört wird, als sich in diesen Gewässern bilden kann; von dem durch Würmer angegriffenen Treibholze in den Polargegenden, und endlich vom Uebergange der Wallfische aus dem grönländischen ins tartarische Meer.

Bei Spitzbergen zeigt sich die allgemeine Strömung in der Richtung von Nordost gen Südwest, mit wechselnder Geschwindigkeit von fünf bis zu zwanzig Millen im Tage. In der Behringsstraße hingegen zeigt sich die Strömung, den Angaben von Cook und Kotzebue zufolge, mit einer Geschwindigkeit von zwei Millen auf die Stunde, in der Richtung von Südwest gen Nordost: darauf läßt sich demnach die natürliche Vermuthung schöpfen, es sei die erstere Strömung gewissermaßen eine Fortsetzung der zweiten.

Das Eis, welches durch eben diese Strömung alljährlich an die Küsten von Alt-Grönland geführt und daselbst durch gemeinsame Einwirkung von Sonne und Wellen zerstört wird, würde, nach der Berechnung des Herrn Scoresby, einen Raum von zwanzigtausend Geviertmeilen einnehmen. Der bei den Seefahrern der Polarmeere gebräuchlichen Eintheilung zufolge gehört dieses süße, dicke und sehr dichte Eis in die Klasse des sogenannten *Field-ice* (Eisfeld). Da sich nun aber annehmen läßt, daß die den kühnsten Wallfischfängern zugänglichen Regionen jährlich nicht über fünftausend Geviertmeilen *Field-ice* liefern können, so wäre demnach das gesammte Polarbecken erforderlich, um die ungeheure Eismasse zu bilden, welche alljährlich in der Nähe vom Kap Farewell zerstört wird.

Die beträchtliche Menge des öfters vom Wurm angegriffenen Treibholzes, dem die Seefahrer an den grönländischen Küsten begegnen, kann nur von Norden her in diese Gewässer gelangen. Herr Scoresby bezeugt, es seien Acajoublöcke in der Baffinsbucht und an den Ostküsten Grönlands getroffen worden, in Gegenden also, wo die allgemeine Strömung des Meeres ganz entschieden von Norden nach Süden gerichtet ist. Diese Erzeugnisse der Landenge, welche die zwei Hälften von Amerika vereinbart, mußten, wie er glaubt, ihren Weg der Westküste dieses Festlandes nach, durch die Behringsstraße nehmen, längs den Nordküsten von Asien oder Amerika, vielleicht durch den Pol ziehen, und den atlantischen Ozean konnten sie nur mittels eben jener Strömung erreichen, welche alljährlich die gewaltigen Eismassen dorthin bringt.

Der Uebergang der Wallfische von dem einen in das andere Meer ist häufig als ein entscheidender Grund für den in Frage liegenden Zusammenhang gebraucht worden, und die wichtigsten Angaben, welche Herr Scoresby hierüber liefert, sind folgende: Ein an der tatarischen Küste getödteter Wallfisch trug auf seinem Rücken eine mit den Buchstaben W. B. bezeichnete Harpune. Diese war von einem der Schiffe ausgeworfen, die zur Flotte des Admirals William Bastiaanz gehörten und in den spitzbergischen Gewässern Fischerei trieben. Es wird kaum irgend Jemand versucht sein, diese Thatsache durch die Vermuthung erklären zu wollen, das verwundete Thier könnte seinen Weg um das Kap Horn oder um das Vorgebirg der guten Hoffnung genommen haben. Die Russen, welche die Halbinsel Kamtschatka im Jahr 1716 zuerst auf dem

Digitized by Google

Seewege entdeckt hatten, trafen an der Westküste einen Wallfisch, der durch eine Harpune von europäischer Herkunft, mit Buchstaben des römischen Alphabets bezeichnet, verwundet war. Hendrik Hamel bezeugt in seiner Beschreibung der im Jahr 1653 auf der Jacht des Sperbers gemachten Reise, es würden jährlich an der Nordostküste von Corea viele Wallfische gefangen, und nicht selten fänden sich darunter solche, denen französische oder holländische Harpunen im Leibe stecken. Damals waren es diese Völker einzig nur, die mit einiger Geschicklichkeit sich im Norden von Europa mit dem Wallfischfange abgaben.

Diese Umstände zusammengenommen scheinen allerdings das Vorhandensein eines Zusammenhangs zwischen den Gewässern von Spitzbergen und dem stillen Ozean auf eine unzweideutige Weise darzuthun. Eine andere Frage aber ist, ob die zu öffnenden Verbindungen eine solche Leichtigkeit erhalten werden, daß der Handel davon einigen Vortheil schöpfen möge. Dieser Zweifel scheint bereits auch, wenigstens hinsichtlich des nordöstlichen Weges, durch die Versuche beantwortet, welche in verschiedenen Zeiten, um von Archangel in die Behringsstraße zu gelangen, angestellt worden sind. Die sehr ausgedehnte zwischen diesen beiden Endpunkten inne liegende Küstenstrecke ist, mit Ausnahme des ungefähr zweihundert Meilen betragenden Raumes zwischen den zwei Flüssen Khatanga und Piacina, von den Russen befahren worden; sie haben aber fünf bis sechs Jahre und eine bedeutende Anzahl Schiffe darauf verwandt; so daß allem Anschein nach, unter gewöhnlichen Umständen, ein einziges Fahrzeug acht bis zehn Jahre dazu bedürfte. Herr Scoresby zieht hieraus den Schluß, daß die Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt dem europäischen Handelsverkehr mit China und Ostindien keinerlei Vortheile bringen könnte.

Die Erforschung einer durch die Baffinsbucht zu erzielenden nordwestlichen Durchfahrt ist bekanntlich der Hauptzweck der Reise des Kapitäns Roß gewesen. Dieser Seeoffizier hat nach seiner Rückkehr jene Bucht für völlig geschlossen erklärt; aber die deshalb von verschiedenen seiner Reisegefährten geäusserten Zweifel schienen wichtig genug, um die britische Regierung für die Anordnung einer zweiten Reise zu bestimmen. Sollte jedoch auch diese neue Unternehmung unumstößlich darthun, daß durchaus keine Straße aus der Baffinsbucht in das Polarbecken führt *), so müßte deshalb die Hoffnung der künftigen Ausmittelung einer nordwestlichen Durchfahrt noch keineswegs aufgegeben werden, weil unstreitig eben so viele Gründe vorhanden sind, um diesen Ausgang auf der Nordseite der Hudsonsbucht, als um ihn in der Baffinsbucht zu suchen. Die Gründe, worauf der Kapitän Ellis diese Meinung stützte, verdienen allerdings gewürdigt zu werden. Er nimmt als erwiesen an, daß erstens wenig oder keine Flut in denjenigen innern Meeren statt findet, die mit dem Ozean nur durch sehr schmale Straßen zusammenhängen; daß zweitens, wenn die Flut unter solchen Umständen spürbar ist, das Maximum ihrer Größe sich da, wo die See am engsten ist, darstellt, und das Minimum hingegen wahr-

*) Es war dies, wie man leicht bemerkt, vor der Rückkunft des Kapitäns Parry geschrieben.

Digitized by Google

genommen wird, wo die Ufer oder Gestade von einander am weitesten abstehen; daß drittens der Wind, welcher in der Richtung der Meerenge bläst, die Flut verstärkt, ein entgegengesetzter dieselbe hingegen mindert; und daß viertens endlich die Flut in Verhältniß der Entfernung vom Eingang der Meerenge später eintritt. Wenn diese Grundsätze nun auf die in der Hudsonsbucht wahrgenommenen Erscheinungen angewandt werden, so ergibt sich, daß am Eingang der Hudsonsstraße die Flut, nach der Angabe des Kapitäns Fox, mehr nicht als sechs Fuß beträgt; sie müßte demnach an der Westküste der Bucht beinahe unmerklich sein. Die Beobachtungen zeigen aber, daß sie an vielen Stellen zehn, dreizehn und bis siebenzehn Fuß ansteigt. Alle Seefahrer stimmen darin überein, daß die Flut in der Hudsonsbucht von Norden gen Süden zu strömen scheint, und daß dieselbe um so später sichtbar wird, je näher dem Eingange man sich befindet: oben aber ist gezeigt worden, daß das Gegentheil geschehen müßte, wofern die Bucht ausser der bekannten keine andere Oeffnung hätte. Das Auffallende des Thatbestandes verschwindet, wenn eine direkte Verbindung der Hudsonsbucht mit dem Polarbecken angenommen wird. Die nämliche Hypothese scheint auch erforderlich, um zu erklären, wie die stärkste Flut an beiden entgegenstehenden Ufern der Bucht beim Nord- und Nordwestwinde möglich ist; da doch offenbar, wofern die Bucht nordwärts geschlossen wäre, durch Süd- und Südostwinde allein nur die Flut verstärkt werden könnte.

Wie sich's nun übrigens auch mit diesen Beweisgründen verhalten mag, so theilt Herr Scoresby keineswegs die Meinung derer, welche hoffen, die nordöstliche Verbindung würde allezeit sechs Monate im Jahre geöffnet bleiben; er glaubt im Gegentheil, es dürften öfters ganze Jahre vergehen, ohne daß die Straße auch nur im kurzen Zeitraum einiger Wochen frei würde.

Soll der Mensch demnach auf die Hoffnung, zum Pole zu gelangen, völlig verzichten? Herr Scoresby glaubt es nicht, aber er hält dafür, man werde dieses Reiseziel nur auf einer Eisbahn erreichen. Bis dahin scheint kein Seefahrer über den zweiundachtzigsten Breitegrad hinaus gekommen zu sein. Die Entfernung von da bis zum Pol würde, die Hin- und Herreise zusammengerechnet, nicht über zwölfhundert Meilen betragen. Sollte eine solche Reise denn aber nicht ausführbar erachtet werden können, wenn man sich erinnert, daß der Kosak Alexis Markoff mit sieben Reisegefährten, in der kurzen Zeit von vierundzwanzig Tagen, auf dem Eismeere längs der Nordküste Rußlands und auf durch Hunde gezogenen Schlitten, einen Raum von achthundert Meilen zurückgelegt hat? Es kommt noch hinzu, daß die Schwierigkeiten in der Küstennähe größer sind, wo die sich über einander thürmenden Eisschollen zuweilen undurchdringliche Schranken setzen, während auf offener See die Wallfischfänger alltäglich ungeheure Eisfelder (*Field-ice*) antreffen, welche völlig flach sind, und deren Grenzen das Auge nicht erreichen mag.

Diese erste Abtheilung schließt sich mit einer historischen Uebersicht der Entdeckungen der Seefahrer; dieser zufolge wurde entdeckt:

Digitized by Google

Island durch einen skandinavischen Seeräuber (Naddodd) im Jahr 861.
Grönland durch einen Isländer, Namens Gunbiorn, um das Jahr 970.
Windland (wahrscheinlich Neufoundland) durch Biorn im Jahr 1001.
Neufoundland (Terre neuve) durch J. Vaz Costa Cortereal — 1464.
Labrador und der St. Lorenzstrom durch Gaspard Cortereal — 1500.
Nen-Zembla durch Sir Hugh Willoughby — 1553.
Das weiße Meer durch Chancellor — 1553.
Die Insel Weigats durch Stephan Burrough — 1556.
Die Westküste von Grönland durch Davis — 1585.
Die Davis-Straße durch Davis — 1587.
Bear oder Cherry-Island durch Barents — 1596.
Spitzbergen durch Barents — 1596.
Die Hudsons-Bucht durch Hudson — 1610.
Die Hans-Mayen-Insel durch Hans Mayen — 1611.
Die Baffins-Bucht, untersucht von Baffin — 1616.
Kamtschatka, auf dem Landweg entdeckt (durch die Russen) — 1696.
Die Behringsstraße durch Behring — 1728.

Die zweite Abtheilung des Werkes liefert gedrängte, aber ungemein schätzbare Beschreibungen von der nur noch sehr mangelhaft gekannten Insel Spitzbergen, von den ihr benachbarten Eilanden und von der Hans-Mayen-Insel. Spitzbergen liegt, der Angabe des Herrn Scoresby nach, zwischen 76° 30′ und 80° 7′ nördlicher Breite, und dehnt sich vom 9° zum 22° der Länge von Greenwich aus. Der Boden dieser Insel vermöchte nicht einen einzigen Menschen das Jahr hindurch zu nähren, während die ihn bespülenden Meere für Tausende die Quelle großer Reichthümer sind. Die seltsamen Gestaltungen der Berge von Spitzbergen hat Herr Scoresby in treuen Abbildungen dargestellt, ohne welche eine richtige Vorstellung davon zu geben schwer hält. Viele ihrer Pics stellen sehr regelmäßige Pyramiden dar, die in dermaßen scharfe Spitzen auslaufen, daß kaum Jemand darauf zu stehen Platz fände. Der höchste dieser Pics hat nach Herrn Scoresby's trigonometrischer Messung 4395 englische Fuß. Ein früher durch Kapitän Phillipps an einer andern Stelle der Insel gemessener Berg ward zu 4500 Fuß Höhe berechnet.

Im Jahr 1818 erstieg Herr Scoresby mit unsäglicher Mühe einen 3000 Fuß hohen Berg, dessen Abhänge, von der Grundfläche bis zum Gipfel, mit kleinen Steinen überdeckt waren, worunter kaum einer, der auch nur ein Pfund an Gewicht hatte, zu finden sein mochte. Dieses Verhältniß ist sehr allgemein auf Spitzbergen, und es dürfte dasselbe auf Rechnung des Frostes gebracht werden, wenigstens hinsichtlich der Kalksteine, welche Feuchtigkeiten in sich aufnehmen; denn schwerer begreiflich wird allerdings die nämliche Wirkung des Gefrierens auf Quarzmassen.

Den mitgebrachten Steinarten zufolge scheinen die Berge dieses Eilandes aus Gneiß, Glim-

Digitized by Google

merſchiefer (Mica-slate) und Quarz (Quartz-roc) zu beſtehen, welcher viele und ſtarke Adern eines blaulichten Kalkſteins (bluish-coloured limestone) enthält. In der Nähe von Kings-Bay kommt Steinkohle in großer Menge vor. Im Grunde einer tiefen Höhle hat Herr Scoresby Stücke von rautenförmigem Kalkſpath geſammelt.

Die Eisberge (icebergs) ſind es unſtreitig, welche den Seefahrern auf Spitzbergen den ſchönſten Anblick gewähren. Ihr Ausſehen iſt dem der Gletſcher in den Alpen ähnlich, und ſie bieten großentheils die nämlichen Verhältniſſe wie dieſe dar. Es ſind meiſtens breite, mit der Küſte parallel laufende Thäler, die von ihnen angefüllt werden, und aus denen ſie ſich hernach durch ein Querthal gegen die Küſte verlängern, an der ſie alsdann vier- bis fünfhundert Fuß hohe Abſtürze bilden. Der den Winter über auf dieſe Eisberge niederfallende Schnee wird zwar im Sommer zum Theil durch die Sonne geſchmolzen; aber das abfließende Waſſer trifft auf ſeinem Wege kältere Schichten an, mit denen es ſich verbindet und vereinbart, ſo daß die Eisberge mit jedem Jahre neuen Zuwachs erhalten.

Im Juli 1818 wünſchte Herr Scoresby mittels ſeiner Schaluppe die ſieben Eisberge, von denen Martens und Phillipps in ihren Reiſebeſchreibungen ſprechen, in der Nähe zu beobachten. Das Niederfallen etlicher Eisſtücke hatte ihn kaum noch vor der drohenden Gefahr gewarnt, als eine Eismaſſe von fünfzig Geviertfuß an der Grundfläche und anderthalbhundert Fuß Höhe, wie eine Kirche groß (ſo drückt ſich die Erzählung aus), vom Gletſcher losriß und mit donnerähnlichem Getöſe ins Meer ſtürzte, woraus dichte Dampfwirbel aufſtiegen.

An ſolchen Stellen, wo die See beinahe immer gefroren bleibt, verlängern ſich die Gletſcherberge zuweilen weit ins Meer hinaus, bis wo das Senkblei mehrere Hundert Fuß Tiefe zeigt. Dieſe losgeriſſenen Maſſen ſind es, welche jene ſchwimmenden Berge bilden, die von den Wallfiſchfängern gleichfalls Icebergs genannt und an der Oſtküſte von Grönland ungemein zahlreich angetroffen werden. Die kleinern Icebergs dürften vielleicht einen ähnlichen Urſprung haben. Gewiß bleibt auf jeden Fall, daß das durch Schmelzen der großen oder kleinen ſchwimmenden Eisberge erhaltene Waſſer jederzeit ſüß iſt. Noch eine andere Aehnlichkeit dieſes Gletſchereiſes mit demjenigen der Alpen findet ſich in der grünblauen, dem Smaragdgrün verwandten Farbe ſeiner friſchgebrochenen Flächen.

Obgleich gegenwärtig die Wallfiſchfänger faſt auf jeder Reiſe in die Nähe von Spitzbergen kommen, ſo wagen doch nur wenige, auf der Inſel zu landen. Die Herren Scoresby, Vater und Sohn, haben hingegen öfters darauf verweilt, und ihren Bemühungen verdankt man ſehr viele für die geologiſche Kunde des Eilands wichtige Angaben. Vierfüßige Thiere haben dieſe Seefahrer nie daſelbſt angetroffen; hingegen fanden ſie die Felſenſpalten am Geſtade mit einer zahlloſen Menge Vögel beſetzt, die beim Annähern der Schaluppen ein betäubendes Geſchrei erhoben, und ſich gegen die Matroſen vertheidigen zu wollen Miene machten, wenn dieſelben nach ihren Eiern oder Jungen griffen; das Namensverzeichniß dieſer Vögel muß im Buche ſelbſt nachgeſehen werden. Am Seeufer hat Herr Scoresby eine Schneckenart, die *Clio borealis*, und

Digitized by Google

eine Art kleiner Krebſe, *Cancer squilla* (the shrimps) angetroffen; nirgends hingegen fand er die Larven der Inſekten, welche das Holz benagen, während das in den Gewäſſern von Spitzbergen vorkommende Treibholz allerdings vom Holzwurm angegriffen iſt.

Die auf Spitzbergen wachſenden Pflanzen wurden im J. 1818 von Herrn Scoresby geſammelt, und Herr Robert Brown hat ihre Namen nach den getrockneten Exemplaren beſtimmt; hier will man einzig nur bemerken, daß bei der ſchnellen Vegetation dieſer Landſchaft die meiſten Pflanzen im Zeitraum von vier bis ſechs Wochen wachſen, blühen und ſich befamen. Die Farben ihrer Blumen ſind beinahe ausſchließlich gelb, weiß und purpurroth. Das einzige der Baumklaſſe angehörige Gewächs, welches Herr Scoresby da antraf, war nicht über drei bis vier Zoll hoch.

Die erſten Menſchen, von denen bekannt iſt, daß ſie auf Spitzbergen überwintert haben, waren britiſche Matroſen, die von den Wallfiſchfang-Schiffen, denen ſie angehörten, durch Windſtöße getrennt wurden. Die einen, neun an der Zahl, gingen alle zu Grunde; andere überſtanden die Kälte des harten Winters von 1631, und wurden im darauf folgenden Sommer gerettet. Im Jahr 1633 hatten ſieben holländiſche Matroſen, gegen eine ihnen zugeſicherte Belohnung, den Winter auf Spitzbergen zuzubringen eingewilligt, und als ſie im folgenden Jahre abgeholt wurden, traf man dieſelben in beſter Geſundheit an. So glücklich ſind hingegen ſieben andere Holländer nicht geweſen, die im Jahr 1634 den gefährlichen Verſuch wiederholten und alle vom Skorbut hingerafft wurden. Im Jahr 1743 ward ein ruſſiſches Fahrzeug, während vier ſeiner Matroſen ſich am Lande befanden, durch Windſtöße entfernt, ſo daß jene Unglücklichen völlig hilflos auf dem eiſigen Spitzbergen zurückblieben. Einer aus ihnen ſtarb, und die drei andern wurden, nach einem Aufenthalt von ſechs Jahren und drei Monaten, von einem Schiffe, das zufällig ans Geſtade ihres Aufenthalts gelangt war, gerettet.

In neuern Zeiten hat die ruſſiſche Fiſchereigeſellſchaft des weißen Meeres alljährlich einige Perſonen nach Spitzbergen geſandt, die den Winter über jeden günſtigen Augenblick für die Jagd oder den Fiſchfang benutzen; und ſeit dieſe Geſellſchaft aufgelöſet iſt, ſind es Privatleute, die ſich mit dieſem Gewerbe abgeben. Ihre Abfahrt geſchieht meiſtens von Mezen, Archangel, Onega und Kala aus; ſie bauen ſich am Geſtade Hütten, wie die ruſſiſchen Bauern haben, und ſo oft die Witterung ihre Wohnungen zu verlaſſen erlaubt, machen ſie Jagd auf Seekälber und Seeroſſe, auf Bären, Füchſe und Rennthiere; ſie kehren alsdann, nach einer Abweſenheit von dreizehn bis vierzehn Monaten, mit dem Erbeuteten heim.

Den Angaben der ruſſiſchen Jäger ſowohl als der holländiſchen Matroſen ſind die nachſtehenden Züge des Winters auf der Inſel enthoben. Sein Anfang trifft mit der Herbſt-Nachtgleiche zuſammen. Mit Ende des Septembers oder in den erſten Tagen des Oktobers treten die Nord-, Nord-Nordweſt- oder Nordweſt-Winde ein; es friert und fängt zu ſchneien an. Die Vögel, welche Spitzbergen nur im Sommer bewohnen, reiſen ab und ſuchen ein milderes Land. Bisweilen iſt ſchon Mitte Septembers die Kälte dermaßen heftig, daß das Bier ſogar in den

Digitized by Google

Hütten und nur wenige Fuß vom Feuer zu Eis gefriert. Im November verſchwindet die Sonne, und die Temperatur nimmt nochmals ſchnell ab. Glücklicherweiſe kommen von Zeit zu Zeit Südwinde, welche die Kälte mildern; wenn dieſelben kräftig und von einiger Dauer ſind, ſo mögen ſie in jeder Jahrszeit Thauwetter herbeiführen. Um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen werden die ſüdlichen Winde gewöhnlich am heftigſten verſpürt. Sturmwinde gibt es im Winter auf Spitzbergen ſehr viele. Der Schnee fällt alsdann wirbelnd, und er thürmt ſich an gedeckten Stellen hoch an; auf ebenem Boden hingegen beträgt ſeine Höhe nie über drei bis vier Fuß. Wenn ein Jäger auſſer der Hütte von einem ſolchen Sturmwind überfallen wird, ſo muß er ſich auf die Erde niederlegen und unter der Bedeckung ſeiner Kleider und ſeines Schlittens warten, bis jener vorüber iſt; dauert der Sturmwind mehrere Tage an, ſo iſt der unglückliche Jäger ohne Rettung verloren. Die Bären ſind die einzigen Thiere, die im Winter auf dem Lande angetroffen werden; die Füchſe und Rennthiere (rein-deer) verlaſſen zwar das Land nicht, kommen aber erſt im Hornung zum Vorſchein. Die Vögel zeigen ſich im April wieder. Obgleich im Nordtheil der Inſel die Sonne vom 22 Oktober bis zum 22 Februar beſtändig unter dem Horizont bleibt, ſo iſt dennoch die Finſterniß während dieſer Zeit ſo groß nicht, als vermuthet werden könnte. Theils nähert ſich die Sonne, auch im Zeitpunkt ihrer größten ſüdlichen Deklination, dem Horizont bis zur Entfernung von 13½°, und verſchafft während ſechs Stunden täglich eine ſchwache Dämmerung; theils wirken noch andere Umſtände mit: erſtens iſt der Mond zwölf bis vierzehn Tage in jedem Monat allezeit ſichtbar; zweitens ſteht nicht ſelten der ganze Himmel durch Nordlichter gleichſam in Flammen; drittens beſitzen Sterne und Planeten in dieſen Regionen einen ganz auſſerordentlichen Glanz, und viertens endlich treffen dieſe Lichter alle das Auge nicht nur unmittelbar, ſondern auch durch Rückſtrahlung innerhalb des völlig mit Schnee bedeckten Horizonts. Das Himmelslicht allein nur reicht jedoch zum Leſen kleiner Buchſtaben nicht hin, wenn der Mond bedeckt und wenn kein Nordlicht vorhanden iſt.

Was hier von Spitzbergen gemeldet wird, leidet unbedingte Anwendung auf die mehr oder minder beträchtlichen umliegenden Eilande; die ſüdlichere Hans-Mayen-Inſel verdient jedoch beſonders erwähnt zu werden. Den Beobachtungen der Herren Scoresby zufolge iſt dieſe Inſel zwiſchen 70° 49′ und 71° 8′ 20″ nördlicher Breite gelegen, und ſie erſtreckt ſich von 7° 26′ bis 8° 44′ weſtlicher Länge von Greenwich. Im Frühling iſt dieſelbe unzugänglich; im Sommer hingegen und beſonders im Herbſt entfernen ſich die Eismaſſen ſo weit weſtwärts, daß ſie auch von den höchſten Stellen der Inſel nicht mehr wahrzunehmen ſind.

Ein ausnehmend maleriſch geformter Berg, der Bärenberg, deſſen Höhe nach den im Auguſt 1817 durch Herrn Scoresby veranſtalteten Meſſungen 68,0 engliſche Fuß über der Meeresfläche beträgt, iſt der erſte Gegenſtand, welcher gewöhnlich den der Inſel ſich nähernden Seefahrern auffällt. An der Nordoſtſeite ſind drei Gletſcher oder Icebergs von 1284 Fuß Höhe, die ſich gleichſam ins Meer ſtürzen, wie plötzlich durch Froſt erſtarrte Waſſerfälle. Auf der Südweſtſeite des Bärenbergs hat Herr Scoresby einen Vulkan entdeckt, dem er den Namen ſeines

eines Schiffes, der Esk, ertheilte. Im Jahr 1817, als der Verfaſſer den Krater deſſelben unterſuchte, waren weder Flamme noch Rauch ſichtbar; hingegen zu Ende Aprils 1818 hat er beim Vorbeifahren auf der Oſtſeite der Inſel gewaltige Rauchmaſſen bemerkt, die in Zwiſchenräumen von drei bis vier Minuten, und bis zu viertauſend Fuß Höhe, von der Inſel emporſtiegen.

An der Stelle, wo Herr Scoresby landete, war der Boden der Hans-Mayen-Inſel mit einer anſehnlichen Schicht ſchwarzen Sandes bedeckt, der ſich bei genauerer Unterſuchung als eine Miſchung von Eiſen und Augit oder Pirozen darſtellte. Die Spuren neuerlicher Thätigkeit eines Vulkans zeigten ſich am Ufer unzweifelhaft, indem daſſelbe mit Aſche, Schlacken, blaſiger Lava u. ſ. w. überdeckt war. Aus den im Sand am Geſtade vorhandenen Fußſtapfen ergab ſich das Daſein von Bären, Füchſen und Rennthieren.

Die hydrographiſche Beſchreibung der Polarmeere iſt der Vorwurf des dritten Abſchnitts von Herrn Scoresby's Werk. Das Waſſer des Ozeans, ſagt er, iſt bekanntlich eben ſo durchſichtig und farbelos, wie dasjenige der reinſten Quellen. Einzig nur da, wo das Meer eine große Tiefe hat, ſcheint das Waſſer eine beſtimmte und bleibende Färbung anzunehmen. Dieſe iſt gewöhnlich das Ultramarinblau, welches nur wenig von der blauen Farbe der Atmoſphäre, wann ſie wolken- und dünſtefrei iſt, abweicht. Ueberall, wo ſich das Blau zeigt, wird das Licht durch die flüſſige Maſſe abſorbirt; es erreicht den Meeresgrund nicht, und einzig nur die blauen Strahlen leiden eine ſtarke Reflexion. Wo hingegen die See untief iſt, da wird die Farbe des Waſſers durch diejenige des vom Grunde zurückgeworfenen Lichtes beſtimmt. Beſteht dieſer Grund bei nicht tiefem Waſſer aus feinem und weißem Sand, ſo erhält das Waſſer eine grünlichtgraue oder apfelgraue Färbung, die um ſo dunkler erſcheint, je weniger Lichtſtrahlen zurückgeworfen werden; iſt der Sand gelb, ſo erſcheint das Waſſer düſter grün; dunkler Sand begründet eine ähnliche Färbung des Meeres; fein zermalmter Sand oder Schlamm ertheilen dem Meere eine graulichte Farbe. Von dieſen Rückwirkungen des Meergrundes rühren wahrſcheinlich die Namen des weißen, ſchwarzen, rothen Meeres u. ſ. w. her, welche gewiſſen Abtheilungen des Ozeans ertheilt wurden. In der Nähe der Ausmündung großer Flüſſe zeigt das Meer öfters eine braune Färbung, die theils vom Schlamme und den im Waſſer ſchwebenden Erdtheilchen, theils von den durch das Flußwaſſer herbeigeführten vegetabiliſchen und andern Farbeſtoffen herrührt; in der offenen See und in der Entfernung von Untiefen hingegen ſind reines Blau oder grünlichtes Blau die gewöhnlichen Farben des Waſſers. Es finden inzwiſchen hinſichtlich der Färbung des Meeres auch gar öfters Täuſchungen ſtatt, welche von den Wirkungen der Sonne und dem Wolkenkolorit herrühren. Um dieſe Täuſchungen zu vermeiden, muß man das Waſſer durch eine lange Röhre beſchauen, die ſeine Oberfläche beinahe berühren, die Seitenſtrahlen abhalten und ſie hindern ſoll, durch Reflexion ins Auge zu gelangen; dadurch wird die reine Anſicht der flüſſigen Maſſe gewährt. Die Röhre, durch welche das Steuerruder geht, kann hierzu vollkommen gut dienen. Bei dieſer angewandten Sorgfalt zeigt das Meer

Digitized by Google

an jedem bestimmten Orte allezeit die nämliche Färbung, ohne daß Stellung und Verhältnisse von Sonne oder Wolken, Himmel oder Wellen darin irgend eine Aenderung hervorbringen; wogegen bei flüchtigem Beschauen und ohne die erwähnte Vorsicht man glauben kann, es wechsele die Farbe des Wassers vielfältig gemeinsam mit derjenigen der Atmosphäre und der Wolken.

In den Gewässern der Polarmeere zeigt sich ein Farbenwechsel vom dunkeln Blau bis zum Grün der Olive. An gewissen Tagen erscheinen sie sehr durchsichtig, während an andern das Gegentheil statt findet. Dieser Wechsel rührt nicht vom Zustande der Luft her, sondern ausschließlich von der Beschaffenheit der Wassers. Schon Hudson hatte im Jahr 1607 den Farbenwechsel dieser Gewässer bemerkt; seiner Angabe nach erscheint das Wasser in der Nähe des Eises blau, und hingegen grün auf offener See: dieses Verhältniß ist aber nichts weniger als allgemein. Der Kapitän Phipps hatte, wie es scheint, auf seiner Reise kein grünes Wasser getroffen. Es finden sich diese Gewässer von eigenthümlicher Beschaffenheit häufig zwischen dem 74° und 80° nördlicher Breite, und es nehmen dieselben vielleicht einen vierten Theil der Ausdehnung desjenigen Meeres ein, dem die Fischer den Namen *the Greenland Sea* geben. Die Strömungen führen dieselben zuweilen von einer Stelle zur andern; auf mehrern Punkten jedoch erneuern sie sich alljährlich. Oft werden dieselben in langen Streifen zusammenhängend angetroffen, in der Richtung von Norden gen Süden, oder von Nordost gen Südwest, aber mit sehr verschiedener Breite Ich habe, sagt Herr Scoresby, solche Streifen gesehen, die bei einer Länge von zwei bis drei Breitegraden an einzelnen Stellen nur etliche Millen, an andern hingegen bei zehn oder fünfzehn Meilen breit waren. Gewöhnlich finden sich diese grünen Streifen in der Richtung des Meridians von London. Im Jahr 1817 zeigte sich das Meer im Zwischenraum des 74° und 75° nördlicher Breite, vom 12° bis zu 0° 12′ östlicher Länge, blau und durchsichtig; weiterhin ward es allmälig undurchsichtig, und nahm die Farbe eines etwas düstern Wiesengrüns an. Zuweilen geschieht der Uebergang vom Blau ins Grün nur allmälig, so daß sich alle Zwischenschattirungen beider Farben im Raume von drei bis vier Meilen darstellen. Andere Male hingegen ist der Uebergang so plötzlich, daß die Scheidung von der blauen und grünen Farbe sich dem Auge genau wie die Grenzlinie einer Strömung darstellt. Die beiden Wasserarten bleiben alsdann von einander getrennt, wie die Gewässer eines schlammichten Stromes und die des Meeres in geringer Entfernung von der Ausmündung. Im Jahr 1817 traf ich dermaßen schmale gefärbte Streifen an, daß mein Fahrzeug sich in dem kurzen Zeitraum von zehn Minuten auf blaßgrünen, olivengrünen und hellblauen Streifen befand.

Der Nahrungsbedarf der Wallfische wird vorzugsweise im grünen Wasser angetroffen; daher auch die Gewässer dieser Farbe von den Fischern am meisten besucht werden, weil in denselben ungleich mehr Wallfische als an andern Orten vorkommen. Dazu kommt, daß im grünen Wasser, um seiner geringen Durchsichtigkeit willen, diese großen Wallthiere den sie verfolgenden Feind nicht deutlich wahrnehmen, und daher leichter als im blauen Wasser gefangen werden.

Weil bisher nichts Besonderes am grünen Wasser bemerkt worden ist, stand ich anfangs in

Digitized by Google

der Meinung, es rühre seine Färbung vom Meeresgrund her; nachdem ich aber den geringen Grad seiner Durchsichtigkeit beobachtet hatte, der zufolge die Eiszungen (tongues), auch wo sie nur in der Tiefe von zwei oder drei Klafter schwimmen, kaum sichtbar sind, wobei zugleich die Bemerkung gemacht ward, daß die in der olivengrünen See schwimmenden Eisstücke am Rande orangengelb gefärbt erschienen: so gelangte ich durch diese Umstände zu der Ueberzeugung, daß eine gelblichte Substanz im Wasser schweben müsse, deren Vereinbarung mit der natürlichen blauen Farbe des Meeres die obbemerkten grünfarbenen Streifen begründe.

Um die Natur dieses färbenden Stoffes zu ergründen, sammelte ich den Schnee, der ein Stück Treibeis bedeckte, welchen Windstöße öfters bespült und worauf sich eine eigenthümliche farbige Substanz abgesetzt hatte. Die Flüssigkeit dieses geschmolzenen Schnees war trüb und enthielt eine Menge theils halbdurchsichtiger Kügelchen, theils zarter Fäden, die wie kleine Abschnitte feiner Haare aussahen. Mit Hilfe des zusammengesetzten Mikroskops fand ich, daß die halbdurchsichtigen Kügelchen zum Medusengeschlecht gehörende Thiere seien, die $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{30}$ Zoll im Durchmesser haben. Auf ihrer Oberfläche stellen sich zwölf Nebelflecke dar, die aus bräunlichten, wechselnd zu vier und sechs Paar stehenden Punkten gebildet sind. Der Körper dieser Medusen ist vollkommen durchsichtig. Das Wasser, worin sie enthalten sind, dünstet, wenn es erwärmt wird, einen sehr widrigen Geruch aus, wie Austern, die auf glühende Kohlen gelegt wurden. Die fadichte Substanz ist ihrer dunkiern Farbe wegen leicht zu unterscheiden; sie besteht aus Stückchen, welche nie über $\frac{1}{10}$ Zoll lang sind: bei sehr starker Vergrößerung zeigt sich die perlschnurförmige Bildung (moniliformis) der einzelnen Faden; im größten, welchen ich beobachtet habe, betrug die Zahl der Gelenke 300; ihr Durchmesser konnte also höchstens $\frac{1}{300}$ eines Zolls betragen. Obgleich diese Substanzen mehrmals ihr Aussehen zu wechseln schienen, vermag ich doch nicht zu bestimmen, ob es der Ortsbewegung fähige lebende Thiere sind.

Die Untersuchung der verschiedenen Arten des Meerwassers zeigte mir, daß diese Substanzen im olivengrünen Wasser in der größten Menge vorkommen, und daß sie hinwieder auch, doch viel weniger zahlreich, im blaugrünlichten Wasser angetroffen werden. Der Abstand zweier Medusen im olivengrünen Wasser betrug ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll. Ein Kubikzoll der Flüssigkeit würde demnach 64, ein Kubikfuß 110,592, ein Kubikklafter 23,887,872, und eine Kubikmille ungefähr 23,888,000 Hunderte von Millionen enthalten...

Das Dasein dieser Thiere steht vermuthlich mit dem Haushalt der ganzen Abtheilung wallfischartiger Thiere in genauem Zusammenhang, indem höchst wahrscheinlich die kleinen Medusen den Krebsen, Sepien, Aktinien und andern Weichthieren, von denen die Polarmeere wimmeln, zur gewöhnlichen Speise dienen, während die letztern hinwieder die Nahrung der verschiedenen in eben diesen Regionen wohnenden Arten der Wallfische ausmachen.

Nach allem Vorgesagten scheint dann auch kaum mehr zweifelhaft zu sein, daß Medusen und andere kleine Thiere die Ursache der grünen Farbe sind, welche in gewissen Theilen des Meeres wahrgenommen wird, und daß sie hinwieder auch die Undurchsichtigkeit des olivengrünen

Digitized by Google

Waſſers begründen. Was die blauen Waſſer anbetrifft, ſo enthalten dieſelben nur ſehr wenige Medusen, und ſind ſo durchſichtig, daß zuweilen der Meeresgrund bei achtzig Klafter tief ſichtbar iſt. Weil die Phosphoreſcenz des Meeres vorzüglich durch zahlreiche medusenartige Thierchen erzeugt wird, ſo darf allerdings vermuthet werden, die grünen Streifen beſitzen dieſe Eigenſchaft in erhöhtem Grade; bis dahin iſt Herr Scoresby jedoch nicht im Fall geweſen, dieſe Vermuthung zu erwahren. Die Salzigkeit ſowohl als die eigenthümliche Schwere des Meerwaſſers ſind neuerlich in einer Abhandlung des Doktor Marcet gründlich behandelt worden, und die Beobachtungen des Herrn Scoresby über eben dieſe Verhältniſſe beſtätigen großentheils die Schlüſſe des gelehrten Scheidekünſtlers.

Es haben die auf den Reiſen des Kapitäns Roß und des Lieutenants Franklin mit thermometriſchen Sonden angeſtellten Beobachtungen das auffallende Ergebniß kund gemacht, daß in der Baffinsbucht die Temperatur des Meeres in der Tiefe niedriger als an der Oberfläche iſt, während in der Nähe von Spitzbergen, zur nämlichen Zeit und unter völlig gleichen Umſtänden, die Oberfläche kälter iſt, als der Meeresgrund. Die Beobachtungen des Herrn Scoresby thun dar, daß dieſer treffliche Seefahrer bereits im Jahr 1810 dieſen Thatverhalt hinſichtlich auf Spitzbergen übereinſtimmend erfunden hatte.

Die Kenntniß und Beſtimmung der Meerestiefen iſt nicht minder wichtig, als diejenige der Berghöhen, und ſie ſteht mit mancherlei beachtenswerthen Aufgaben der Naturlehre in genauer Verbindung. Herr Scoresby hat ſich auch damit auf eine verdienſtliche Weiſe beſchäftigt, und die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen beſtehen in Folgendem: Auf der Weſtküſte vor Spitzbergen, unter 78° 53′ der Breite und 5° 56′ öſtlicher Länge tauchte ein harpunirter Wallfiſch unter, und nachdem er wieder zum Vorſchein kam, trug ſein Körper unzweifelhafte Spuren der Berührung vom Meeresgrunde; die Länge der von dem Thiere beim Niederſteigen mitgeführten Schnur zeigte, daß die Seetiefe an dieſer Stelle 3500 engliſche Fuß betrug. In der Entfernung einiger Meilen ward auf gleiche Weiſe die Tiefe von 4000 Fuß ausgemittelt. Aber mitten inne zwiſchen Spitzbergen und der Oſtküſte von Grönland, unter dem 75, 76 und 77 Parallelkreiſe der Breite, und ſogar noch weiterhin nördlich, konnte Herr Scoresby den Meeresgrund niemals erreichen, obgleich er bei einigen ſeiner Sondirungen bei 1200 fathoms (Klafter) der Senkſchnur gebrauchte.

Es iſt nicht eben leicht, ſich einen richtigen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, die beim Sondiren großer Tiefen, ſelbſt bei ſtiller Witterung und ruhigem Fahrzeuge, ſtatt finden. Bei der geringen Preßbarkeit des Waſſers iſt es zum Beiſpiel einleuchtend, daß die an der Schnur der Sonde befeſtigte Bleimaſſe faſt unbegrenzt niederſinken ſoll und muß, ſomit die Meinung einiger Seefahrer völlig grundlos erſcheint, der zufolge das Blei ſchon gleichſam ſchwimmend getragen wird, wenn es die Tiefe von 1200 Meters erreicht hat. Inzwiſchen beruht auf eben dieſem Wahne der Gebrauch ungemein ſtarker Gewichte, womit die Senkſchnur beladen wird, und die nun hinwieder verhältnißmäßig ſtarke und ſchwere Seile, um ſie zu tragen,

erheischen; sechs- bis siebenhundert Klafter solcher Seile sind, auch im Wasser, ein sehr großes Gewicht; die Stärke von zwei oder drei Matrosen wird zum Festhalten desselben erforderlich; das anhängende Gewicht ist verhältnißmäßig zu dem des Seiles nur noch gering, und wer die Sonde leitet, hat Mühe, die Gewichtsabnahme wahrzunehmen, woraus doch einzig nur gefolgert werden kann, es habe das Blei wirklich den Grund der See erreicht. Herr Scoresby bedient sich gewöhnlich eines Senkbleies von dreißig Pfund; eintausend Klafter Schnur, woran dasselbe hängt, wägen im Wasser nicht volle sechszig Pfund. Im Augenblick, wo das Senkblei den Meeresgrund erreicht, wird das Gesammtgewicht demnach um den dritten Theil vermindert, und dem Beobachter, welcher die Schnur des Senkbleies hält, kann dies unmöglich entgehen.

Herr Scoresby theilt hinwieder auch die Ergebnisse seiner zahlreichen in verschiedener Zeit angestellten Versuche mit, wodurch er die Wassermenge zu bestimmen versucht hat, welche von mancherlei Holzarten, die mit der Sonde versenkt und dem Drucke mehrerer Hundert Klafter Seewassers unterworfen sind, eingesogen wird. Die Holzart, deren spezifische Schwere bei diesen Versuchen den größten Zuwachs erhielt, ist das Holz der Tanne. Ihm folgen die Esche, die Ulme, der Trompetenbaum (teack), der amerikanische Nußbaum und zuletzt das Acajouholz. Der Kork erhielt, unter gleichen Umständen, merklich weniger Gewichtszunahme als das Acajou, und demnach dann auch noch viel weniger als die übrigen Holzarten. Ein fast zwei Zoll großer Kubus von Eichenholz hatte, nach dreistündigem Verweilen in einem mit Meerwasser gefüllten Gefäße, 0,720 spezifischer Schwere, die nach zweistündigem Aufenthalt im Meere, bei einer Tiefe von 6348 engl. Fuß, auf 1,185 anstieg.

Hinsichtlich auf die Strömungen der nordlichen Meere finden sich abermals wichtige Angaben in dem Werke des Herrn Scoresby. Die große unter dem Namen des Gulf Stream bekannte Aequinoktial-Strömung, nachdem sie in den Golf von Mexiko eingebogen hat, nimmt bekanntlich ihren Lauf längs der Ostküste der vereinten Staaten, von den Floriden bis zur Bank von Terreneuve. Herr Scoresby thut durch unzweideutige Beweise dar, daß aus der Baffinsbucht und von den Küsten Grönlands eine zweite Strömung bei eben jener großen Bank eintrifft. Von der doppelten Verbindung, die aus ihrem Zusammentreffen entsteht, nimmt der eine Ast die ost-süd-östliche, und der andere eine ost-nord-östliche Richtung, und es setzt dieser wahrscheinlich seinen Lauf längs der Küsten von Norwegen bis zum Kap Nord fort, wo er mittels einer von Nova-Zembla herkommenden westlichen Strömung die Richtung ändert und seinen Lauf nordwestlich weiter fortsetzt. Es ist oben bemerkt worden, daß in der Gegend von Spitzbergen die Wasser im Grunde des Meeres wärmer sind, als auf der Oberfläche: Herr Scoresby vermuthet, diese Erscheinung rühre von einer tiefern Strömung her, deren Ursprung in viel südlichern Regionen zu suchen sei.

Was die Bildung der Wellen betrifft, so wird durch das Zeugniß des Herrn Scoresby die unter den Seefahrern sehr verbreitete Meinung bestätigt, der zufolge ein starker Gußregen das Meer besänftigt und auch der heftigste Wind beim Regen nur schwache Wellen wirft, wäh-

Digitized by Google

rend bei trockenem Wetter ungleich schwächere Winde die See in starke Bewegung setzen. Ein auf der Meeresfläche gebildetes Eishäutchen hemmt gleichfalls die oberflächliche Bewegung der flüssigen Theilchen, und hindert die Bildung ansehnlicher Wellen. Herr Scoresby erklärt sich den Einfluß der atmosphärischen Feuchtigkeit auf die Wellenbildung folgendermaßen: er nimmt an, die trockene Luft, welche eine große Anziehung für das Wasser hat, wirke mit ungleich stärkerer Reibung auf dasselbe, als die feuchte Luft, wenn sie schnell über die Meeresfläche hinstreicht, und es müsse diese demnach auch tiefer durch sie aufgeregt werden. Des vielen Scharfsinns ungeachtet, den Herr Scoresby überall zu Tage legt, möchte jedoch diese Erklärung wohl schwerlich befriedigend gefunden werden. Wofern, wie behauptet wird, ein jeder einigermaßen beträchtliche Regen das Meer zu beruhigen im Stande ist, so müßte die gegebene Erklärung in ihrer Grundlage schon durch die Bemerkung widerlegt werden, daß der Hygrometer auf offener See vom vollständigen Saturationspunkte meist nur wenig abweicht, und daß zuweilen heftige Gußregen erfolgen, ohne irgend eine merkliche Vermehrung der Feuchtigkeit in den untern Schichten der Atmosphäre. Den Meteorologen ist recht gut bekannt, daß öfters auf dem Lande Regen niederfällt, während der Hygrometer an niedrigem Standorte große Trockenheit zeigt. Herr Scoresby sucht hinwieder auch die Wirkungen des Oeles, von denen im vorigen Jahrhundert so vielfältig die Rede war, mit seiner obbemerkten Erklärung in Uebereinstimmung zu bringen, und er hält dafür, es sei diese Flüssigkeit nur in so fern ein Hinderniß der Wellenbildung, als die bewegte Luft durch sie abgehalten wird, mittels der Anziehung auf das Meerwasser zu wirken. Nicht selten geschieht es, daß die wellenförmigen auf der Fläche des Ozeans erzeugten Bewegungen sich viel weiter fortpflanzen, als der Wind, von dem sie herrühren. Im April 1815 ward das Fahrzeug des Herrn Scoresby unterm 63 Parallelkreise der Breite von heftigen, gleichzeitig aus Norden und Süden herkommenden Wellen erreicht, obgleich die Luft damals beinahe völlig still war.

Ein eigener Abschnitt des Buches ist den atmosphärologischen Beobachtungen gewidmet. Die Lufttemperatur der Polarmeere leidet in den Sommermonaten wenig Veränderung. Wenn die Atmosphäre neblicht ist, so beträgt der Unterschied des Thermometers in vierundzwanzig Stunden nicht über einen bis zwei Grade zwischen Mittag und Mitternacht; im Frühling und Winter hingegen betragen die täglichen thermometrischen Wechsel öfters eilf, vierzehn und auch wohl achtzehn hunderttheilige Grade; und bemerkenswerth ist es, daß diese schnellen Temperaturwechsel fast allezeit mit starken Barometer-Aenderungen zusammentreffen.

Aus sorgfältig angestellter Vergleichung der Beobachtungen, die auf zwölf einander folgenden Reisen durch das zwischen Grönland und Spitzbergen inne liegende Meer angestellt worden sind, gibt Herr Scoresby die mittlern Temperaturen der Monate April, Mai, Juni und Juli, bei 78° nördlicher Breite und unter dem Meridian von London, folgendermaßen an:

Digitized by Google

			Mittlere Temperatur.
April,	zufolge 370 Beobachtungen	— 9° 9	der hundertgr. Skale.
Mai,	— 956 — —	— 5° 3	— — —
Junius,	— 831 — —	— 0° 3	— — —
Julius,	— 548 — —	+ 2° 8	— — —

In hohen Breiten, zu Stockholm zum Beispiel, liefert die mittlere Temperatur des 27 April die mittlere Temperatur des Jahres. Herr Scoresby nimmt an, es verhalte sich dies gleichmäßig auf Spitzbergen: er vereinbart 656 Beobachtungen, die in 242 Tagen, während neun Jahren, in gleichen Entfernungen vor und nach dem 27 April angestellt wurden, und er findet die mittlere Temperatur des Tages, folglich auch die des Jahres unterm 78 Parallelkreise der Breite, zu — 8° 3′ der hunderttheiligen Skale. Nach Tobias Mayer's Formul würde diese Temperatur + 1° 1 betragen; sie wäre also um 9° 4 irrig.

Wofern anzunehmen ist, daß die Temperaturen der verschiedenen Monate des Jahrs, in Stockholm (59° 20 der Breite) und in höhern Breiten, unter den gleichen Gesetzen stehen, so wird es leicht, die vorstehende Rechnung auch für diejenigen Monate zu vervollständigen, während welchen die nördlichen Meere von keinen Wallfischfängern besucht werden. Herr Scoresby liefert diese nachträglichen Berechnungen, die sich, wie die frühern, auf den 78 Breitegrad beziehen, folgendermaßen:

	Mittlere Temperatur.
Januar	— 18° 3 der hundertgr. Skale.
Februar	— 17° 3 — — —
März	— 14° 4 — — —
August	+ 1° 6 — — —
September	— 2° 3 — — —
Oktober	— 7° 5 — — —
November	— 12° 3 — — —
Dezember	— 16° 0 — — —

Nach Mayers Formul wäre die mittlere Temperatur des Nordpols — 0° 5. Herr Scoresby schließt aus seinen Resultaten mit viel mehr Wahrscheinlichkeit, es möge diese Temperatur — 12° 2 sein.

Was hier von den Wirkungen der Kälte und den Mitteln, sich gegen dieselbe zu schützen, vorkommt, hat seit der Erscheinung von Kapitän Parry's wichtigem Berichte vom Ueberwintern auf der Insel Melville natürlicherweise einen Theil seines Interesse verloren. Hingegen soll allerdings bemerkt werden, daß Herr Scoresby bereits schon die Erfahrung gemacht hatte, daß die Abnahme der Beweglichkeit der Boussolen in den Polarmeeren nicht, wie man geglaubt hatte, von einer verminderten Kraft der Magnetnadel, sondern wahrscheinlich von einer verstärkten Reibung oder vielleicht von einer noch unbekannten Wirkungsart der Kälte herrührt.

Digitized by Google

Die ſchnellen Temperaturwechſel machen das Eiſen am Bord der Wallfiſchfang-Fahrzeuge ſehr brüchig. Unſere Kärrner wollen bekanntlich das Nämliche bemerkt haben, und wenn ſie bei ſolchen Umſtänden ſich auf den Weg machen, unterlaſſen ſie nicht leicht, ein paar kräftige Klöppelſchläge auf die Achſen ihrer Wagen zu thun. Der Nutzen dieſes Verfahrens wird begreiflich, wenn man ſich erinnert, daß in den Verſuchen der Herren Laplace und Lavoiſier über die Ausdehnbarkeit die Metallſtangen ſich erſt, nachdem ihre Theilchen durch einige kleine Schläge in Schwingung geſetzt waren, für gleichmäßige Eindrücke des Temperaturwechſels empfänglich gezeigt haben. Herr Scoresby theilt die ſonſt ziemlich allgemein herrſchende Meinung nicht, nach welcher ein ſchneller Wechſel von Wärme und Kälte der Geſundheit gefährlich wird. Er glaubt, aus eigener Erfahrung, daß auch die plötzlichen Uebergänge, wofern man nicht ſchweißig iſt, keinerlei Nachtheil bringen, und er erzählt, daß er auf ſeinen Reiſen gar häufig die Schiffskammer, in der die Wärme meiſt + 14° der hunderttheiligen Skale betrug, plötzlich mit der Höhe des Maßbaums vertauſcht hat, wo die Kälte — 12° iſt, ohne irgend einen Nachtheil davon zu verſpüren.

Die Höhe des Barometers leidet in den Polarmeeren ſehr bedeutende Veränderungen. Die Tafeln des Herrn Scoresby für den Monat April ſtellen Wechſel des atmoſphäriſchen Druckes dar, die im kurzen Zeitraume von zwölf Stunden über einen engliſchen Zoll betrugen. Folgendes ſind für verſchiedene Monate die Angabe der mittlern und der äuſſerſten Wechſel:

	Mittlere Variationen. Engl. Zolle.	Extreme Variationen. Engl. Zolle.
April	1,30	2,45 in ſieben Jahren.
Mai	0,94	1,34 in zwölf Jahren.
Juni	0,79	1,12 in zehn Jahren.
Juli	0,72	1,12 in ſechs Jahren.

Die Wechſel des Luftdruckes ſind in den nordiſchen Gewäſſern zuverläſſige Anzeigen von Windſtößen, und unter zwanzig Stürmen iſt kaum einer, der nicht durch den Barometer angekündigt geweſen wäre.

Herr Scoresby hatte im Jahr 1818 auf der Höhe des Hauptmaſtes ſeines Fahrzeugs einen iſolirten metallenen Leiter angebracht, welcher acht Fuß Länge und ein ſpitzes Ende hatte; durch einen Kupferdraht ſtand er mit einer Kugel von gleichem Metall in Verbindung, die an einer Seidenſchnur auf dem Verdeck aufgehängt war. Bennets Elektrometer aus Goldblättchen, mit der Kugel in Kontakt gebracht, zeigte niemals, weder bei heller, neblichter oder regnichter Witterung, noch ſelbſt während der Erſcheinung von Nordlichtern, eine Spur vom Daſein einer auch noch ſo geringen Menge Elektrizität. Dieſe Verſuche wurden in der zwiſchen dem 68 und 75 nördlichen Breitegrad begriffenen Zone angeſtellt.

Demnach wird man ſich nicht wundern, daß eigentliche Gewitter in den Polarmeeren beinahe gar nicht vorkommen. Herr Scoresby hat Wetterleuchten nordwärts vom 65 Parallelkreiſe

Digitized by Google

zu zwei verschiedenen Zeiten beobachtet: hingegen zweifelt er, daß deren je auf Spitzbergen seien gesehen worden. Weil der treffliche Seefahrer sich nur in Jahrszeiten, wo der Tag mit keiner Nacht wechselt, in den Polarmeeren aufgehalten hat, so fand er auch selten Gelegenheit, Nordlichter zu beobachten, und darum meldet er nur Weniges von dieser Erscheinung. Man sieht indeß, daß er, sei es aus eigener Erfahrung oder nach derjenigen der Piloten auf den Shetland-Inseln, geneigt ist zu glauben, sie stehe mit dem Witterungswechsel in einiger Verbindung.

Wenn man unter dem Namen Hagel oder Schlossen durchsichtige, in der Atmosphäre erzeugte Eiskügelchen versteht, so kann versichert werden, daß in den grönländischen Gewässern niemals Hagel fällt. Dieser Umstand scheint darzuthun, daß, wie Volta annimmt, die Elektrizität bei der Bildung dieses Meteors wirksam und erforderlich ist.

Hinsichtlich des Schnees dann aber kann gesagt werden, daß unter zehn Tagen neun sind, wo solcher fällt, selbst auch in den Monaten April, Mai und Juni. Wenn ein milder Südwind mit den während ihres Streichens über ausgedehnte Eisflachen erkälteten Nordwinden zusammentrifft, so wird der Schnee öfters innerhalb einer Stunde zwei oder drei Zoll hoch niedergeschlagen. Auch geschieht zuweilen bei sehr kalter Witterung, daß aus einem dem Anschein nach ganz hellen Himmel Schnee fällt: er stellt alsdann die regelmäßigsten und zierlichsten Gestaltungen dar. Wenn man je hoffen darf, zu einer befriedigenden Erklärung der Nebensonnen und Nebenmonde zu gelangen, so mag es durch eine gründliche Erforschung der verschiedenen Formen geschehen, unter welchen der Schnee sich kristallisirt; und darum verdienen die Abbildungen derselben, welche Herr Scoresby nach eigenen Zeichnungen seinem Werke beigefügt hat, die Aufmerksamkeit der Naturforscher.

Der *frost-rime* oder gefrorene Dampf ist eine den Erdgegenden, wo die Kälte lange andauert, eigenthümliche Erscheinung: es ist ein dichter Dunst, der sich im Zustande völligen Gefrierens befindet. Bei heftigen Winden erhebt er sich zur Höhe von achtzig bis hundert Fuß; gewöhnlich aber streicht er nur über die Seefläche hin. Die ungemein zarten Theile, aus denen der gefrorene Dampf besteht, legen sich allen Körpern an, gegen die der Wind sie treibt, und sie bilden auf denselben zuweilen eine über drei Centimeter dichte Rinde, die aus aufstehenden, langen prismatischen oder Piramidal-Fasern besteht, deren Spitze nach der Windseite gerichtet ist. Es scheint dieses Meteor vom Reif verschieden zu sein, welch letzterer nur ein wässerichter und nach seinem Niederschlage gefrorner Dunst ist.

Die dichten Nebel, worein die Wallfischfänger häufig eingehüllt werden, und die ihre Schifffahrt so gefährlich machen, zeichnen sich in den grönländischen Meeren vor den Nebeln gemäßigter Länder durch nichts Eigenthümliches aus. — Die Winde der arctischen Meere sind durch ihre Unstetheit merkwürdig. Die vollkommenste Windstille ist vom heftigsten Sturme zuweilen nur durch wenige Minuten getrennt. Ein eigenes Rauschen in den höhern Luftregionen kündigt diese plötzlichen Stürme an, gleich als ob dort sich ihr Herd fände. Oertliche Winde

Digitized by Google

kommen in allen Ländern vor, aber nirgends häufiger als in der Eiszone. Hier segeln zuweilen Schiffe, die sich einander gegenseitig im Auge haben, mit großer Schnelligkeit in schnurstracks entgegenlaufenden Richtungen, während zwischen inne andere Fahrzeuge sich in völliger Windstille befinden. Noch eine andere der Aufmerksamkeit werthe Beobachtung der Seefahrer ist die, daß die beständigsten Winde jenseits des Polarkreises das Eis nach der offenen See hintreiben.

Bei heller Atmosphäre in der Nähe von Spitzbergen stellen sich die Umrisse der Berge so genau bestimmt dar, und die Gegensätze von Licht und Schatten erscheinen so auffallend stark, daß auch Seefahrer, welche anderswo in Beurtheilung der Entfernungen wohlgeübt sind, sich grell täuschen, und zum Beispiel glauben können, nur um etliche Kabellängen vom Gestade entfernt zu sein, während die Entfernung noch mehrere Meilen beträgt. Herr Scoresby erklärt aus dieser Täuschung, was von Mogens Heison erzählt wird, welchen der dänische König Friedrich II zur Entdeckung von Grönland abgesandt hatte. Dieser damals in großem Ansehen stehende Seefahrer glaubte die Küste, welche ihm vor Augen lag, beinahe erreicht zu haben; als dann aber sein mit gutem Winde segelndes Schiff den für sehr klein geachteten Zwischenraum in mehrern Stunden nicht zurücklegen mochte, bildete er sich ein, es werde dasselbe durch im Grunde des Meeres vorhandene magnetische Felsen zurückgehalten, und um der angeblichen Gefahr zu entgehen, kehrte er nach Dänemark zurück, ohne gelandet zu haben.

Die Thiergeschichte der Eismeere erhält durch das Werk des Herrn Scoresby mancherlei theils Bereicherungen, theils Berichtigungen, und der Wallfisch ist, wie man sich leicht vorstellt, unter den Bewohnern dieser Gewässer derjenige, der den Reisenden vorzüglich beschäftigt hat. Er bemerkt zunächst, daß die Angaben von der Größe der Wallthiere öfters sehr übertrieben werden. Die Naturforscher, welche ihnen jetzt eine Länge von 80 bis 100 Fuß geben, nehmen an, es habe in Zeiten, wo diese Thiere noch weniger verfolgt wurden, ihre Länge 150 bis 200 Fuß betragen, und bei einigen ältern Schriftstellern ist sogar von 900 Fuß langen die Rede. Unter 322 Wallfischen, an deren Fang Herr Scoresby zur Zeit der Ausgabe seines Buches persönlich Theil genommen hatte, war keiner über 60 Fuß lang, und er weiß von keinen, die über 65 Fuß lang seit etwa dreißig Jahren gefangen worden seien. Auch führt er Schriftsteller an, welche in die Jahre 1557 und 1625 hinaufreichen, und aus denen zu erhellen scheint, daß die Wallfische damals nicht größer waren, als sie heutzutage sind. Wenn 50 bis 65 Fuß für ihr gewöhnliches Längemaas genommen werden, so beträgt der Umkreis, wo er am stärksten ist, 30 bis 40 Fuß. Der Mund, wenn er geöffnet ist, könnte die kleine Schaluppe eines Kauffahrers mit Mannschaft angefüllt fassen: es hat dieser Mund nämlich bei 15 bis 16 Fuß Tiefe, 6 bis 7 Fuß Länge und 10 bis 12 Fuß Höhe. Der Schwanz des Thieres ist gleichzeitig ein furchtbares Bewegungs- und Vertheidigungswerkzeug. Seine Länge beträgt nicht über 5 bis 6 Fuß, hingegen ist er drei oder viermal so breit. Wenn das Thier mit dieser Oberfläche von etwa hundert Geviertfuß die Luft schlägt, so mag das einem Peitschenschlage ähnliche Krachen auf zwei bis drei Millen weit gehört werden.

Digitized by Google

Wenn der Wallfisch zum Behuf des Athmens auf der Oberfläche des Meeres erscheint, stößt er durch seine Luftlöcher nicht Wasser, wie in vielen naturgeschichtlichen Werken gesagt wird, sondern eine Mischung von Dampf und Schleim aus, die von weitem wie Rauch aussieht. Nach Herrn Scoresby's Angabe beträgt die Höhe dieses Auswurfs nicht über vier oder fünf Ellen, was ungefähr ein Drittheil der gewöhnlichen Angabe ist. Auch die Schnelligkeit, mit der die Wallfische schwimmen, ist von den meisten Reisenden beträchtlich übertrieben worden, indem, seiner Angabe nach, ihr Maximum neun Millen (drei Meilen) auf die Stunde nicht übersteigt.

Das Blut der wallfischartigen Thiere ist wärmer als beim Menschen. Bei einem frisch getödteten Wallfische betrug die Blutwärme + 38°, 9 der hunderttheiligen Skale Das Blut eines See-Einhorns (Narhwal) zeigte anderthalb Stunden nach dem Tode + 36°, 1. Es sind die Wallfische sehr schwerhörig; dafür sehen sie im Wasser auf große Entfernungen. Die Furchtsamkeit dieser Thiere ist übrigens so groß, daß ein Vogel, der auf ihren Rücken absitzt, ihnen einen nicht geringen Schrecken verursacht; nur wenn ihre Jungen angegriffen werden, legen sie einige Kühnheit zu Tage. Herr Scoresby glaubt nicht, daß das See-Einhorn unter die Feinde der Wallfische zu zählen sei; er sah öfters diese Thiere sehr friedlich zusammenleben. Der Haifisch hingegen ist für die Wallthiere ein wo nicht gefährlicher, doch wenigstens sehr lästiger Gegner: es werden öfters Wallfische gefangen, an deren Schwänzen offenbare Spuren der Angriffe des Haifisches sichtbar sind.

Eine andere im Eismeere vorkommende Wallfischart ist die *Balæna physalus* des Linné. Größer als der eigentliche Wallfisch (zuweilen 105 Fuß lang), lebhafter (sie legt bei zwölf Millen in der Stunde zurück) und viel schwerer zu fangen, gibt sie einen ungleich geringern Thranertrag. Die Wallfischfänger greifen dieselbe nicht leicht anders an, als wenn sie das Thier mit dem Wallfisch verwechseln; der Irrthum ist jedoch von keiner langen Dauer, indem das harpunirte Thier sich ausserordentlich schnell bewegt, und die Kähne bald so weit von ihren Schiffen hinwegschleppt, daß sie dieselben aus dem Auge verlieren. Die einzige Rettung mag alsdann im Zerschneiden des Harpunenseils gefunden werden. Die *Balæna mysticetus* scheint die *Bal. physalus* zu vermeiden. Herr Scoresby glaubt, bei der erstern Art sei die Zahl der männlichen Thiere größer als die der weiblichen; unter 124, die er auf acht verschiedenen Reisen gefangen hat, fanden sich 70 männliche und nur 54 weibliche Thiere.

Mit Uebergehung der Nachrichten, die das Werk von verschiedenen andern Seethieren liefert, will man hier einzig noch kürzlich bei seinen Angaben über den Eisbär verweilen. Gewöhnlich beträgt die Höhe desselben vier bis fünf, und seine Länge sieben bis acht Fuß; Zähne und Kinnladen sind dermaßen stark, daß er damit eiserne Lanzen von anderthalb Zoll Durchmesser auf den ersten Knack zerbricht. Sein Gesichts- und Geruchssinn sind stark und fein. Um ihn auch in der Entfernung einer Drittheilsmeile anzulocken, darf man nur etwas Riechbares auf Kohlen werfen. Der Aufenthalt am Lande oder auf dem Eise ist ihm gleichgültig. Oefters wird er auf Treibeis in offener See über siebenzig Meilen vom Lande entfernt angetroffen; er

Digitized by Google

ſchwimmt vortrefflich, und kann auf dieſe Art lange Fahrten machen, indem er eine Meile in der Stunde zurücklegt. Schwimmend mag der Eisbär leicht gefangen werden; auf dem Eiſe hingegen iſt dieſes Unternehmen gewagt, indem das Thier, ſo lange es nicht an Kopf, Herz oder Schulter verwundet iſt, ſeine Feinde mit eben ſo viel Kühnheit als Wuth verfolgt. Der Kapitän Hawkins hatte im Jahr 1818 einem Eisbär bereits zwei Lanzenſtiche in die Bruſt verſetzt, und er wollte ihm eben den dritten geben, als das Thier ihn am Schenkel erfaßte und kopfunter ins Waſſer tauchte. Während nun die Schaluppen-Mannſchaft ihren gefährdeten Kapitän zu retten beſchäftigt war, hatte der Bär Reißaus genommen.

Auf den Eisfeldern benutzen die Matroſen, um von den ſie verfolgenden Bären nicht eingeholt zu werden, die Liſt, von Zeit zu Zeit eins ihrer Kleidungsſtücke, ein Leibchen, ein Nastuch u. ſ. w. auf den Weg fallen zu laſſen: das Thier macht jedesmal dabei Halt, und verweilt ſich mit Unterſuchung des Vorgefundenen. Das Fleiſch des Bären iſt eine gute Speiſe; indeß bemerkt Herr Scoresby, daß die Leber, obgleich ihr Geſchmack nichts Widriges hat, weggeworfen werden muß, indem ſie gefährliche Zufälle verurſacht. Vielleicht iſt dies das einzige Beiſpiel der Geſundheit nachtheiliger Eigenſchaften, die vom Fleiſche eines Vierfüßers bekannt ſind. Das Fleiſch und die Leber der Seekälber (seals), welche die gewöhnliche Nahrung der Eisbären ausmachen, ſind auch ſelbſt keineswegs ungeſund.

Der zweite Band des Werkes enthält eine vollſtändige Darſtellung des Wallfiſchfangs, in fünf Abſchnitten. Der erſte liefert die chronologiſche Geſchichte deſſelben; im zweiten findet ſich eine vergleichende Ueberſicht der Fortſchritte, die dieſer Handelszweig zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern erhalten hat. Man ſieht darin zum Beiſpiel, daß die Holländer im Zeitraum von 1665 bis 1795 die Zahl von 18992 Fahrzeugen für den Wallfiſchfang ins Eismeer ſandten, und daß von denſelben 71900 Wallfiſche gefangen wurden. Die Briten, welche gegenwärtig beinahe ausſchließlich im Beſitze des nördlichen Fiſchfangs ſind, haben in den Jahren 1814 bis 1817 dazu 586 Fahrzeuge abgeſandt; der Ertrag dieſer vier Jahresfahrten, ungerechnet die Seekühe, Seekälber, See-Einhorne und Eisbären, beſtand in 5030 Wallfiſchen. Dänen, Normänner, Bewohner von Hamburg und Bremen widmen ſich ebenfalls mit Glück dieſer Erwerbsart. Der übrigen europäiſchen Staaten wird in der Ueberſicht des Herrn Scoresby nur mit geringfügigen Notizen und gleichſam nur als einer hiſtoriſchen Kurioſität gedacht; ſeit einer langen Reihe von Jahren ſind, zum Beiſpiel, die Flaggen von Frankreich und Spanien auf dem Eismeere nicht mehr geſehen worden.

Zu Befriedigung der Neugierde, die das Verhältniß der Gefahr des Schiffbruches bei dem ſo gefährlichen Wallfiſchfang kennen möchte, dienen folgende Angaben. Von 14,167 holländiſchen Fahrzeugen, die in ſiebenhundert Jahren nach den Gewäſſern von Spitzbergen geſandt wurden, ſind 561, oder ungefähr Vier vom Hundert, zu Grunde gegangen. Die Gefahr war geringer an der Einfahrt der Baffinsbucht: von 3161 Fahrzeugen der nämlichen Nation, die im Zeitraum von ſechszig Jahren in der Davisſtraße mit dem Wallfiſchfang beſchäftigt waren, ſind 62,

oder Zwei vom Hundert, verunglückt. Wer den Abschnitt des Buches gelesen hat, worin Herr Scoresby die Schwierigkeiten alle aufzählt, gegen welche die Seefahrer mitten unter den Eismassen der arctischen Meere zu kämpfen haben, kann wohl nur mit Erstaunen hören, daß die jährliche Einbuße der englischen Wallfischfang-Flotte in diesen Gewässern heutzutage nicht Eins vom Hundert beträgt.

Der dritte und vierte Abschnitt des zweiten Bandes werden künftig das Handbuch der Spekulanten sein, die sich mit Wallfischfang abgeben wollen. Sie finden darin genaue Angaben der Gegenden, die theils vormals den Wallthieren Lieblingsaufenthalt gewesen sind, theils neuerlich als Zufluchtsorte von ihnen benutzt zu werden scheinen, seit dieselben alljährlich mit so viel Anstrengung und Beharrlichkeit verfolgt werden. Herr Scoresby gibt eine vollständige Beschreibung der Fahrzeuge, welche die Briten *Greenland-Ships* nennen, und die vermöge ihres Baues dem gewaltigen Drucke, den sie vom Eise bisweilen erleiden, zu widerstehen im Stande sind. Die Barken, worauf ein Theil der Mannschaft das große Schiff begleitet, die mancherlei Werkzeuge, welche gebraucht werden, alle Vorkehrungen, die nach dem Fang eines Wallfisches zu treffen sind, werden so belehrend als ausführlich beschrieben.

Die eben nicht sehr bedeutenden Verschiedenheiten, wodurch der Wallfischfang in der Davisstraße von demjenigen in den Gewässern von Spitzbergen und Grönland abweicht, werden im fünften Abschnitt angegeben, und im sechsten sind alle bei Gewinnung des Fischthrans und bei Behandlung der Barden statt findenden Vorkehrungen beschrieben. Der siebente und letzte endlich enthält das Tagebuch des Grönlandschiffes Esk von Whitby, welches von Herrn Scoresby selbst befehligt im Jahr 1816 die Reise nach den Küsten von Spitzbergen gemacht hat. Das Buch wird durch diesen Bericht auf eine sehr würdige Weise beschlossen, indem derselbe darthut, daß Karakter, Muth und Entschlossenheit diesen trefflichen Mann nicht minder auszeichnen, als Einsicht und Kenntnisse.

Ein schätzbarer Anhang (von beiläufig hundert Seiten) befaßt die Parlamentsakten über den Wallfischfang im Auszuge; Bemerkungen über die Mittel, wodurch den Fahrzeugen die größtmögliche Stärke ertheilt werden kann; ein Verzeichniß aller Geräthschaften, deren der Wallfischfänger für seine Fahrt bedarf; die britische gerichtliche Entscheidung über den das Eigenthumsrecht eines Wallfisches und der von ihm nachgeschleppten Schaluppe betreffenden Streit, welcher zwischen dem Schiffsinhaber, der das Thier gefangen, und dem, der dasselbe zuvor harpunirt hatte, entstanden war. Weiterhin noch eine Erklärung der verschiedenen Signale, die bei den Fischern im Gebrauch und um so nützlicher sind, als die Schaluppen öfters sehr weit von den Fahrzeugen, welchen sie angehören, entführt werden; Versuche zu Ausmittelung der spezifischen Schwere des Fischthrans in verschiedenen Temperaturen; einige Notizen über den Wallfischfang in der südlichen Halbkugel, und endlich eine reichhaltige Abhandlung über die Abweichungen der Magnetnadel, welche durch Kanonen, Anker, Ballaß und Eisen, das an den Schiffen befindlich ist, verursacht werden.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Der neapolitanische General Wilhelm Pepe.

Folgendes ist der merkwürdige Schluß des Berichts, welchen Wilhelm Pepe, der ausgewanderte neapolitanische Feldherr, seinem Könige, unterm 30 Herbstmonat 1821 aus London, über die Begebenheiten der Jahre 1820 und 1821 in Neapel und über die Fehlschlagung der Staatsumwälzung erstattet hat *); ein Bericht, dessen nächster Zweck die Ehrenrettung der Nation und die Bezeichnung der eigentlichen Ursachen ihres Unglücks ist.

Es sei mir vergönnt (so drückt sich der patriotische Heerführer aus) Eurer Majestät darzuthun, daß Ihnen unmöglich ist, auf anderm Wege, als durch Rückkehr zu der beschwornen Verfassung, das öffentliche Wohl und die eigene sowohl als die Sicherheit der Throndynastie zu erzielen. Die nämlichen Gründe, welche E. M. zur Auflösung der Armee und der Nationalgarden bewogen haben, werden auch weiterhin fortbestehen, indem die Feldtruppen und die ganze unter der konstitutionellen Regierung im Dienste gestandene Nationalgarde den Eid der Treue für das neue Stellvertretungssystem, unmittelbar oder durch ihre Anführer, in meine Hände geleistet hat; und wollten auch E. M. ein neues Heer aus Bürgern bilden, die noch nicht gedient haben, so würden diese als Neapolitaner sich erinnern, daß E. M. selbst, in einem feierlichen Eide, alle Bewohner beider Sizilien ermächtigt haben, Ihnen keinen Gehorsam zu leisten, wofern Sie je die genehmigten Grundgesetze verletzen sollten. Es haben E. M. bereits schon, und Sie werden vermuthlich noch weiterhin manche Offiziere, unter denen auch ich mich befinde, zum Tode verurtheilen lassen: wäre Ihnen gefällig gewesen, was im christlichen Europa Uebung ist, zu befolgen und mir Richter zu geben, wo hätten Sie dazu Befugniß in einem Heere finden können, dessen Glieder alle die genehmigte Staatsverfassung zu handhaben geschworen hatten? Unmittelbar vor der Abreise nach Laibach haben mich E. M., nach Empfang der Vorschlagsliste des Parlaments, aus eigener Bewegung zum Staatsrath ernannt. Wie könnte ich jemals dem Gedanken Raum geben, Sie hätten in dem Augenblick, wo Sie mir einen Beweis Ihres Zutrauens ertheilten, die Absicht gehegt, mich als Aufrührer zu behandeln, sobald dies möglich sein würde?

Ich erlaube mir, E. M. zu bemerken, daß im Jänner 1799, als die Franzosen das Königreich Neapel in eine ihrer ephemeren Republiken umwandeln wollten und ich mich als sechszehnjähriger Jüngling in der Militärschule befand, ich mit Freuden in das erste Bataillon der neuen Regierung getreten bin, dem Antriebe folgend, welchen damals die angesehensten Bürger

*) *A narrative of the political and military Events, which took place at Naples in* 1820 *and* 1821, *whith observations on the national conduct in general etc., by W. Pepe. London* 1821. 8.

Digitized by Google

gegeben hatten. Ohne auf meine Jugend Rücksicht zu nehmen, verurtheilte Ihr Ministerium mich zur Landesverweisung auf Lebenszeit, und ließ mich nach Frankreich übersetzen. Konnte sich damals unter den französischen Fahnen meine Ansicht der Dinge ändern? Nachdem ich im Jahr 1802 unter dem Schutze der mit Frankreich geschlossenen Verträge ins Königreich zurückgekehrt war, veranlaßten einige jugendliche Unbesonnenheiten in politischen Dingen die Minister von E. M., mich in Ihrem Namen und ohne richterlichen Spruch zu lebenslänglichem Gefängnisse in der Felsengruft von Maretimo *) zu verurtheilen, woraus nach einem dreijährigen qualvollen Aufenthalte glückliche Ereignisse mich erlöset haben. Jetzt, nach den neuesten Vorgängen, hat Ihrem Ministerium das gegen mich ausgesprochene Todesurtheil nicht genügt; es sind Personen, die von der konstitutionellen Regierung mußten bestraft und die von der Nation verabscheut werden, eigens ins Ausland gesandt worden, um unter der Larve durch die restaurirte unumschränkte Regierung verfolgter Auswanderer die nach Barcellona geflüchteten Parlamentsglieder zu verleumden. Von diesen ward auch gegen mich eine Schmähschrift verbreitet, die ich zu beantworten für überflüssig hielt, weil das Publikum heutzutage durch solche Maasnahmen der Polizeistellen verschiedener Staaten so leicht nicht mehr irre geführt werden mag. Durch französische Tagblätter bin ich hinwieder beschuldigt worden, die Kasse meiner Armeeabtheilung geraubt zu haben. Unter meinen Mitbürgern möchte eine so arge Verleumdung nur Spott und Verachtung finden; im fernen Auslande konnte ihre Wirkung anders berechnet werden. E. M. kann nicht unbekannt sein, daß diese Kasse dem Oberzahlmeister Gazzari unversehrt ist übergeben worden; auch die als Gehalt meiner Befehlshaberstelle mir gebührenden Entschädnisse habe ich darin zurückgelassen, weil ich damals mit andern und viel angelegenern Sorgen beschäftigt war.

Ich darf gegen E. M. das redliche Bekenntniß aussprechen, daß ich aus keinerlei Eigennutz oder Eitelkeit, sondern einzig nur um des gemeinen Wohls des Vaterlandes willen, meine Dienste der Sache der Unabhängigkeit und Freiheit der Nation gewidmet habe. Meine Grundsätze waren allezeit die nämlichen. Unter Joachims Regierung gehörte ich jedesmal zur Opposition, wenn etwas dem öffentlichen Wohl Widerstreitendes unternommen ward, und weder das Wohlwollen, das der unglückliche Fürst mir bezeugt hat, noch die Dankbarkeit und die Achtung, die ich für ihn hegte, konnten mich jemals vergessen machen, daß ich Neapolitaner sei.

Ich komme, Sire, auf das vorhin Gesagte zurück, und ich stehe nicht an, die Ueberzeugung auszusprechen, es werde die Nation sich allezeit jener feierlichen Verwahrung des Parlaments erinnern, als es durch österreichische Bajonette aufgelöset worden ist. Eben so wenig werden

*) Auf dem Eilande Maretimo, dreißig Milien von Trapani, befindet sich ein Schloß, worin die in eine Felsenwand gehauene Zisterne zum Staatsgefängniß eingerichtet worden ist. Seit 1799 ließ die Regierung solche Personen dahin bringen, die, um politischer Meinungen oder Vergehen willen verdächtigt, keinem Richter übergeben werden sollten. In einer ähnlichen Gruft auf einem der zwei Schlösser der Insel Favagnana sind in langem Verhaft gesessen: der Fürst von Torella, der gegenwärtige Herzog Mario Sforza, der Baron Poerio, seither Abgeordneter im Parlament und jetzt, gleich vielen andern berühmten Verfolgten von 1799, neuerdings verhaftet.

Digitized by Google

die Neapolitaner vergessen, daß sie während der acht Monate ihrer verfassungsgemäßen Regierung der hohen Achtung aller Völker genossen haben; daß, fern davon, auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen, sie vielmehr die abweichenden Meinungen geehrt, und daß selbst die entschiedensten Gegner des Gemeinwohls keinerlei Verfolgung erlitten haben. Sie werden sich erinnern, daß, wenn die nothwendige Vertheidigung in unausweichlichem Kriege bedeutende Ausgaben veranlaßt hat, dieser Aufwand jedoch im Lande blieb, und weder zu Bezahlung fremder Söldlinge, noch für Belohnung geheimer Umtriebe, oder zur Befriedigung habsüchtiger Höflinge verwandt worden ist. Wenn demnach E. M. anders als in Kraft verfassungsmäßiger Gesetze zu regieren fortfahren wollen, so sind Sie genöthigt, durch das Dasein fremder und feindlicher Truppen die Rechte der Nation zu verletzen; denn es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, die Meinung und die Wünsche eines Volkes mögen leichte Aenderung leiden. Waren die Ereignisse von 1820 etwa nicht eine Folge derjenigen von 1799? Und haben etwa in Spanien die sechs Jahre der Zwingherrschaft zur Befestigung der Regierung Ferdinands VII beigetragen, welcher, unseligen Rathgebern sein Ohr leihend, die Staatsverfassung zerstörte? — Gerade umgekehrt haben wir vielmehr gesehen, wie die sieben Jahre einer rechtlosen und unbeschränkten Gewalt, die in Spanien ausgeübt worden ist, die Nation vollends für die Freiheit reif machten, was sie im Jahr 1814 noch nicht war; denn wäre sie es damals schon gewesen, so hätte der König die Cortes nicht mit einer spanischen Armee aufgelöset. Ihre Minister, Sire, würden in Neapel die unbeschränkte Herrschergewalt, nach Entfernung der österreichischen Truppen, keinen Tag lang aufrecht zu halten vermögend sein. In Sizilien, wo jederzeit, selbst auch seit der zerstörten Hoffnung der Unabhängigkeit, eine nur kleine Zahl Truppen erforderlich gewesen ist, reichen jetzt zehntausend Oesterreicher kaum hin. Könnten E. M. glauben, daß die Sizilianer sich des denkwürdigen Zeitpunktes nicht erinnern sollten, wo Freiheit und Ruhm ihr Theil geworden ist, als der König Peter von Aragonien, obgleich von Spaniern verlassen, sich mit Hilfe der Sizilianer allein gegen den furchtbaren Bund der mächtigsten Fürsten zu vertheidigen vermocht hat? Sollte unsere unglückliche Nation lange Zeit unter österreichischem Joche verbleiben können, während das Streben, der Wille und die Beweggründe für die Umwandlung willkührlicher Regierungen in verfassungsmäßige Monarchien stets neue Fortschritte in Europa machen, und während die bisher durch Namen und Sprache einzig nur vereinbarten Italiener nunmehr auch durch das heiße Sehnen nach Unabhängigkeit vereinbart sind? Gewiß wird Oesterreich früher oder später zu der Einsicht gelangen, wie gefährlich ihm sein jüngstes Verfahren werden kann. Frankreich gleicht der Sonne, die wohl für eine Weile verdunkelt werden mag, sehr bald aber auch wieder ihren eigenthümlichen Glanz erhält; wie könnte es, seines bleibenden Ruhmes vergessend, auf den ihm in allen europäischen Staatsverhältnissen gebührenden Einfluß andauernd verzichten? Die große Nation schläft noch; aber wenn sie aus dem Heldenschlafe erwacht, sollte sie alsdann der Herrschaft Oesterreichs über Italiens Gefilde zusehen? Wer konnte rathen, Neapel und Sizilien Fesseln anzulegen, während der Kaiser Alexander

dem Königreich Polen Grundgesetze ertheilt? In Wien hatte der österreichische Staatsminister dem Fürsten von Cimitile gesagt: „Es steht den Königen zu, ihren Völkern Verfassungsgesetze zu ertheilen, und keineswegs den Völkern, solche den Fürsten abzunöthigen.“ Inzwischen hatte Oesterreich, durch geheime Verträge, E. M. untersagt, Ihrem Volke die Staatsverfassung zu geben, welche Sie ihm verheißen hatten. Demnach sollten wir in jedem Fall, weil das österreichische Ministerium es so wollte, unter willkührlicher Herrschaft verbleiben, wenn auch unser König von dem Bedürfnisse, uns eine Regierung mit Stellvertretern zu bewilligen, selbst überzeugt war. Und noch gibt es Leute, die mit Bewunderung von der Staatsklugheit des österreichischen Kabinetes sprechen!

Sire, als in Spanien, in Neapel, in Portugal und in Piemont die Grundgesetze dieser Monarchien kund gemacht wurden, geschah es ohne Theilnahme der einen dieser Nationen an dem, was bei der andern vorging. Haben die Liberalen in Europa vereinzelt gehandelt, wie sollten die Minister den Fürsten nicht den Rath geben, sich zunächst mit ihren eigenen Staaten zu beschäftigen, und gemäßigten Begehren der Völker vielmehr freundliches Gehör zu leihen, als dieselben mit Bajonetten zu erwiedern? Die ministerielle Oligarchie wird sich des Sieges der Gewalt des Stärkern über das Königreich beider Sizilien kaum lange erfreuen mögen, weil, was in Neapel vorging, den europäischen Völkern das Bedürfniß, gemeine Sache zu machen, vor Augen gelegt hat. Und was E. M. vollends überzeugen kann, daß die liberalen Ideen, aller Hindernisse, welche die Gewalthaber ihnen entgegensetzen, unerachtet, stets neue Fortschritte machen, ist die Erscheinung, nach welcher die nämlichen Russen, welche vor wenigen Monaten gegen die Liberalen im Süden von Europa marschirten, jetzt nichts sehnlicher wünschen, als die Griechen von der Zwingherrschaft zu befreien. Die Griechen waren jedoch nicht im Besitze einer auf die Einladung einer königlichen Kundmachung vom Volke gewählten National-Stellvertretung. Sie haben weder den feierlich eingegangenen Vertrag gehört, noch die Leistung des heiligen Eides, noch die feierliche Verwahrung ihrer Stellvertreter, welche, den Senat der alten Römer nachahmend, im Parlamentssaale verweilten, die rächende Gottheit anriefen und den Fehler ihres grenzenlosen Vertrauens zu büßen bereit waren; der Feind ist nicht grausam genug gewesen, um ihnen das Leben zu rauben, aber auch nicht großmüthig genug, um ihre Stellung zu ehren.

Sire, ich wage die Bitte an E. M., Sie möchten, wenn Sie diesen Bericht lesen, nicht mit Ihren Ministern, sondern mit Ihrem eigenen Gewissen zu Rathe gehen; vielleicht daß alsdann E. M. sich überzeugen dürften, daß es noch an der Zeit sei, der Nation die Grundgesetze zurückzugeben, geschwornen Eiden Treue zu halten und sich dadurch mit seinen Völkern auszusöhnen. Diese freiwillige Handlung von Ihrer Seite wäre hinreichend, um der Nachwelt den Beweis zu leisten, daß die Nation zwar verrathen ward, aber nicht durch ihren König, der im Jahr 1817 den Namen Ferdinand I in der Absicht gewählt hatte, der erste neapolitanische Fürst zu sein, der seinem Vaterlande die Freiheit ertheilte.

Digitized by Google

Was mich betrifft, so habe ich der Nationalfreiheit Alles zum Opfer gebracht, mit Ausnahme des Lebens, und mein Schmerz hierüber wird nicht eher aufhören, bis ich weiß, daß meine Mitbürger glücklich sind, oder bis mir vergönnt ist, mein Blut für die Unabhängigkeit und für den Ruhm meines Vaterlandes zu vergiessen. Sollte mir aber im Leben das Glück nicht mehr zu Theil werden, die Völker beider Sizilien in der Achtung Europa's wieder emporgehoben und ihre Freiheiten, auf die sie sich heilige Rechte erworben haben, hergestellt zu sehen; so werden alsdann die Italiener meinem Andenken vielleicht etliche Thränen schenken und sagen, ihr Mitbürger Wilhelm Pepe sei, als die Menschen und der Himmel ihn verlassen hatten, doch ausharrend und treu der Sache des Vaterlandes ergeben geblieben.

Aus der Schweiz.

Landwirthschaftliche Armenschule im Kanton Zürich.

Wie von den frühern über diese wohlthätige und in fortschreitendem Gedeihen befindliche Anstalt der Regierung von Zürich durch die Aufsichtsbehörde erstatteten Berichten (Ueberlieferungen 1820, S. 215—223; 1821, S. 272—277), so geben wir auch von dem im März 1822 eingereichten vierten Bericht, worauf hin die Fortdauer des Instituts beschlossen und die erforderlichen Gelder dazu angewiesen worden sind, hier einige Hauptstellen.

Da die landwirthschaftliche Armenschule auf dem Bläsihof eine Anstalt ist, welche in den Zeiten der Noth und des Mangels errichtet wurde, um die landwirthschaftliche Betriebsamkeit auch in denjenigen Landesgegenden zu befördern, wo sie des überall verbreiteten Fabrikerwerbs wegen noch ziemlich vernachlässigt ist: so verdient diese Anstalt nunmehr, in den Zeiten des Ueberflusses an Lebensbedürfnissen, eine besonders sorgfältige Prüfung von Seite der Regierung, theils um die Thunlichkeit ihres Fortbestandes in den veränderten Zeitverhältnissen zu beurtheilen, theils um die Zweckmäßigkeit der wirklichen Einrichtungen und des Ganges der Anstalt zu prüfen. Eine solche Prüfung wird gegenwärtig noch um so nothwendiger, da die Probezeit der vier Jahre sich ihrem Ende nähert, für welche die Anstalt in jenem bedrängten Zeitpunkt aufgestellt wurde. Der diesjährige Bericht der Aufsichtskommission darf also nicht ein bloßer Jahresbericht über die letztjährigen Verhältnisse der Anstalt sein, sondern es soll derselbe vielmehr eine umfassende Uebersicht des Wesens und der Wirkungen der landwirthschaftlichen Armenschule liefern.

Es besteht die Schule gegenwärtig aus dreißig Zöglingen, wovon acht im Brachmonat 1818 aufgenommen wurden, und also im vierten Jahre ihres Lehrkurses begriffen sind; neun Zöglinge befinden sich im dritten, fünf im zweiten und acht im ersten Jahre ihres Aufenthalts in der Anstalt. Von den acht ersten Zöglingen sind nur drei so weit körperlich entwickelt und in ihren landwirthschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten vorgerückt, daß sie im nächsten Sommer, am Ende des vierjährigen Lehrkurses, mit Beruhigung als Güterknechte abgegeben werden könnten. Die übrigen siebenundzwanzig Zöglinge befinden sich sämmtlich in befriedigender Entwickelung,

Digitized by Google

und leisten in landwirthschaftlicher Hinsicht Alles, was von ihrem jugendlichen Alter und beschränkten Kräften zu erwarten ist. Mit der physischen Entwickelung der Zöglinge hält ihre moralische und intellektuelle Ausbildung befriedigend Schritt, und sie berechtigen zu der Hoffnung, daß der Zweck der Anstalt, sie zu guten, moralisch-religiösen Menschen und zu braven Güterarbeitern zu bilden, bei Allen ohne Ausnahme erfüllt werde.

Die Besorgung des Unterrichts ist dem Lehrer, Johannes Ruegg von Bauma, übertragen. Er trat als neunzehnjähriger Jüngling (der seine Bildung in Hofwyl erhalten hatte) als Lehrer auf, und besorgte nicht bloß von Anfang an den Unterricht befriedigend, sondern entwickelte sich selbst in der Anstalt in solchem Grade, daß er bald jede Lücke ausfüllen konnte, welche sich bei ihrer fortschreitenden Ausdehnung darbot. Er ist völlig von dem Geiste der Anstalt durchdrungen, und besorgt daher nicht bloß den gewöhnlichen Schulunterricht der Zöglinge, sondern noch weit angelegener die moralische Erziehung derselben, welches bei dem allgemein vernachlässigten, oft wirklich schon verdorbenen Zustand, worin die Zöglinge in die Anstalt treten, eine schwierige und doch die wichtigste Aufgabe der ganzen Unternehmung ist. Die reine religiöse Humanität und die eifrige Thätigkeit, womit Ruegg diese Erziehung und den Unterricht der Zöglinge besorgt, läßt nichts zu wünschen übrig. Aber neben diesem Geschäft ist er der Land- und Hauswirthschaft keineswegs fremd; er besorgt statt des Schaffners das Rechnungswesen, steht mit Rath und That der Führung dieser ausgedehnten Wirthschaft bei, und weiß sehr zweckmäßig das erforderliche Gleichgewicht zwischen allen Abtheilungen derselben zu erhalten und den Reibungen zuvorzukommen oder sie zu beseitigen, welche in der nun aus einundvierzig Personen bestehenden Haushaltung so leicht eintreten.

Das zweihundert Jucharten Landes haltende Staatsgut des Bläsihofes, welches bei der Uebernahme durch die Anstalt sich in sehr schlechtem Zustande befand, ist nun in befriedigender landwirthschaftlicher Verbesserung begriffen. Die Versauerung des Bodens durch Vernachlässigung des Wasserabzuges aus der flachen Höhe, worauf die Güter liegen, war Ursache, daß die Wiesen nur schlechtes Riedgras lieferten und die Saaten, besonders die Erdäpfel, sehr oft verfaulten. Bis jetzt sind durch die Anstalt unterirdische Tollen zur Beförderung des Wasserabzuges, in einer Länge von 1943 Klafter, ausgeführt worden, wozu die erforderlichen Steine alle von den Aeckern gesammelt wurden. Zur Entwässerung der Wiesen und zu zweckmäßiger Leitung des Wassers für ihre Wässerung wurden 1250 Klafter offene Wassergraben ausgeführt, wovon die ausgegrabene Erde zu Komposthaufen benutzt ward, womit die Wiesen vortheilhaft gedüngt und ausgeebnet werden konnten; zu gleichem Zwecke werden auch alle unebenen und schädlichen Borde in den Aeckern abgestochen und ausgeglichen. Durch diese Arbeiten, welche hauptsächlich von den Zöglingen ausgeführt wurden, erhielt der Boden eine sehr wichtige Verbesserung, ohne welche selbst die ausgedehnten neu angeordneten Dünganstalten größerntheils fruchtlos geblieben wären. Bei Antritt des Hofes konnten, aller Thätigkeit unerachtet, doch in Zeit von fünf bis sechs Wochen nur 250 Tausen Jauche geliefert werden; jetzt ist durch die zweckmäßige Anordnung der Stallung und ihrer Umgebungen die in der nämlichen Zeit zu lie-

Digitized by Google

fernde Menge flüssigen Düngers auf zwölfhundert Tausen vermehrt worden, wodurch nun auch der Ertrag des Bodens in befriedigendes Fortschreiten gebracht ist. Nur wenige alte Obstbäume waren der erbärmlichen Verwüstung entgangen, welche die Nachlässigkeit der alten Pächter allmälig einreissen ließ; diese Obstbäume dienten aber als Zeugen, daß auch auf dieser Höhe die Obstkultur noch möglich sei, und nun stehen schon vierhundert junge Obstbäume in befriedigendem Wachsthum auf den Gütern zerstreut. Beim vorigen nassen Zustande der Aecker war an keine Pflanzung der für die große Haushaltung erforderlichen Hülsenfrüchte zu denken; jetzt hingegen werden diese wichtigen Pflanzungen allmälig eingeführt, wodurch eine bedeutende Ausgabe nach und nach wegfallen soll. Dem früher gefühlten Bedürfnisse von etwas Rebgelände, um die Zöglinge mit der Bearbeitung desselben bekannt zu machen, ist im verflossenen Jahre durch Ankauf von anderthalb Vierling Reben (an der Steig) nach Umständen befriedigend entsprochen worden.

Es darf demnach die Anstalt im Bläsihof eine zweckmäßig und befriedigend eingerichtete landwirthschaftliche Schule genannt werden, worin Knaben von dreizehn bis sechszehn Jahren, die ganz vernächlässigt und selbst in mehrern Beziehungen verdorben waren, in einem Lehrkurse von vier bis fünf Jahren zu guten, sittlich-religiösen Menschen erzogen, in den für ihren Stand erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten befriedigend unterrichtet und in allen landwirthschaftlichen Arbeiten so eingeübt werden, daß sie nach Vollendung dieses Lehrkurses als brave und geschickte Güterknechte auftreten können. Wenn also die Vollendung aller Einrichtungen künftig die Ausdehnung der Anstalt auf vierzig Zöglinge gestattet, so können jährlich acht bis zehn zweckmäßig erzogene und gebildete Güterknechte aus der Schule in die bürgerliche Gesellschaft übergeben. Die Anstalt ist aber durch den natürlichen Gang der Dinge zugleich auch eine Waisenanstalt für unsere ärmern Landgemeinden geworden. Es lag in den Bestimmungen des Beschlusses über die Errichtung derselben, daß nur arme Jünglinge darin aufgenommen werden sollen, welche Lust und Anlage zur Landwirthschaft, aber bei ihren häuslichen Verhältnissen keinen Anlaß haben, sich ihr zu widmen. Neben einigen Betteljungen, welche die Aufsichtskommission von der Straße weg in die Anstalt aufgenommen hat, werden derselben von den Pfarrämtern und Gemeindsvorgesetzten hauptsächlich solche Knaben empfohlen, welche durch den Tod oder die Liederlichkeit ihrer Aeltern den Gemeinden zur Last fallen würden, und auch solche, welche der Armuth ihrer Aeltern wegen in Spinnereien versorgt wurden, die aber im Gefühl einer inwohnenden Kraft entschiedene Abneigung gegen solche Fabrikarbeit haben, und sich vielmehr landwirthschaftliche Arbeit wünschen. Durch die Aufnahme dieser wirklich oder doch in moralisch-ökonomischer Beziehung verwaiseten Jünglinge erhält die Anstalt solche Subjekte, für die sie zunächst bestimmt ist, und anderseits werden die Gemeinden von einer Last befreit, die sie oft genug schwer drückt, und der sie nur selten befriedigend entsprechen mögen.

Zur Beurtheilung des Ganges der moralischen Entwickelung der Zöglinge mögen einige Angaben dienen, welche aus den umständlichen Berichten des Lehrers enthoben sind, die derselbe von Zeit zu Zeit der Kommission einsendet. Jeder Tag wird mit einer Andachtsübung angefangen, welcher eine Betrachtung über die Werke Gottes oder die Erzählung einer schönen That sich anschließt. Auf ähnliche Art wird auch der Tag beendigt. Oft wird, wenn man zur Arbeit geht oder von derselben zurückkehrt, ein Lied angestimmt, welches zur Bewunderung der Schöpfung oder zu sittlichen Gefühlen erhebt. Die landwirthschaftlichen Arbeiten werden so eingerichtet, daß die möglichst große Zahl der Zöglinge, mit Hinsicht auf das Verhältniß ihrer Kräfte, dabei benutzt werden kann. Die ganze Schaar der Jünglinge findet sich immer von frohem Muthe belebt, sowohl bei der Arbeit als neben derselben; sie muntern sich gegenseitig zu möglichstem Fleiße und Anstrengung auf; sie lieben sich unter einander als Brüder, und gegenseitige Dienstfertigkeit und Gefälligkeit kann man bei jedem Anlasse wahrnehmen. Diese Dienstfertigkeit äussern sie nicht blos in ihrem engern Kreise, sondern überall, wo sich Gelegenheit dazu darbietet. Wenn die Schüler am Dienstag Morgen zum Religionsunterricht ins Pfarrhaus

Digitized by Google

der Gemeinde Töß gehen, und sie treffen Jemanden an, der mit Holz beladen ist oder einen Schlitten führt, so eilen sie allemal, wenn es die Zeit gestattet, unaufgefordert herbei, um Hilfe zu leisten; oder wenn der Hilfsbedürftigen zu viele sind, so werden sie immer den Aeltesten und Schwächsten ihre Bürde zu erleichtern suchen. Gegen ihren Lehrer sind die Zöglinge ganz besonders dankbar, zutraulich, aufrichtig und zuvorkommend. Mit offener Freimüthigkeit bekennen sie ihm ihre Fehler, und nehmen jede Ermahnung mit Ehrfurcht auf; sie benutzen jeden Anlaß, um dem Lehrer Freude zu machen; oft findet sich sein Bett mit einem Blumenkranze geziert, ohne daß der Thäter bekannt wird. Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten und reine humane Gefühle im Umgang mit Menschen, und selbst in der Behandlung der Th ere, äussern sich allgemein und bei jedem Anlasse in der Schaar der Jünglinge, welche durch die landesväterliche Regierung dem Elend und Verderben entzogen, zu besserer Erziehung in diese Anstalt aufgenommen wurden.

Die ganze aus der Staatskasse auf die bisherige vierjährige Besorgung und Verbesserung der Landwirthschaft des Pachtgutes, auf die Einrichtung der Armenschule und deren Unterhalt verwandte Summe beträgt 19,700 Fr., wogegen der sehr bedeutende, durch den verbesserten Ertrag des Grundstückes erzielte Mehrwerth desselben in Abschlag gebracht oder als Ersatz betrachtet werden kann. Für die beiden nächstfolgenden Jahre, in welchen die Anstalt allmälig auf vierzig Zöglinge vermehrt werden soll, bedarf sie noch eines jährlichen Zuschusses von 3500 Fr. Nachher wird der Jahresbedarf geringer sein, ohne daß die Aufsichtsbehörde sich schmeicheln könnte, die Anstalt jemals durch den bloßen Ertrag des Grundstückes gänzlich zu unterhalten, indem die in guten Jahren über das Jahresbedürfniß steigenden Aernten immer wieder auf die fortzusetzende Verbesserung des ausgedehnten Pachthofes verwandt werden müssen, und demnach die fixen Besoldungen und die Kleidung der Zöglinge durch unmittelbare Zuschüsse gedeckt werden müssen. — Andere Kantone haben große Aufopferungen gemacht und sind vielleicht zu noch größern gezwungen, um einen Theil ihrer überflüssig erachteten Bevölkerung in fremden Welttheilen anzusiedeln; diese Auswanderer sind in nachtheiligere Klimate versetzt worden, als die rauhe, hohe, zwischen den Thälern der Glatt und der Töß liegende Gegend des Bläsihofes ist, und sie sind zu Anstrengungen und Entbehrungen gezwungen, wovon auch die ärmste Klasse unserer Landeseinwohner keinen Begriff hat. Mit geringern Aufopferungen kann innerhalb der Grenzen unsers engen Vaterlandes die Landeskultur allmälig verbessert und dadurch die Landeseingebornen von den nur allzuoft das drückendste Elend herbeiführenden Auswanderungen bewahrt werden.

Säkular-Erinnerung schweizerischer Bücher-Zensur.

Es ist ein kleiner Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Freiheit oder Unfreiheit der Presse, welche wir hier den Zürcherischen Rathsbüchern entheben. Die Parallele des Vormals und Jetzt ergibt sich von selbst, oder sie kann bei anderer Gelegenheit durchgeführt werden, wenn zumal vorher, wofür die gegenwärtige Mittheilung gern Veranlassung geben möchte, ähnliche Thatsachen, wie die vorliegende, aus den Archiven gesammelt und in ihren Hauptzügen öffentlich bekannt gemacht werden.

Ein Herr Felix Körrodi *) gab im Jahr 1714 im Verlage des Buchdruckers Simler zu Zürich den *Mercurius historicus*, oder unparteiische monatliche Erzählung merkwürdiger europäischer Staatshändel, heraus. Das Dezember-Heft ward dem Rath „wegen beigesetzter höchst unziemender remarques über gekrönte Häupter" verzeigt. Die auffallendsten dieser Anmerkungen waren folgende.

*) Man hat von ihm unter andern einen zu Zürich 1715 gedruckten Traktat von Erkanntnuß seiner selbst.

Digitized by Google

Der Anzeige von zwei geschlossenen Heirathen eines Neffen und einer Nichte des Papstes hatte der Mercurius beigefügt: „So weiß der h. Vater seine Vettern reich und hochgeehrt zu machen. Es lernts einer von dem andern, so wie es geht. Dieser itzige Papst hat es gewiß dem Alexandro VIII genannt *Otto buoni* abgesehen, als welcher acht seiner Nepoten reich und herrlich gemachet, daher, als zu seiner Zeit die Mäuse in Rom großen Schaden gethan, hat Pasquino folgendes Mittel vorgeschlagen: *Otto buoni gatti* — acht gute Katzen."

Briefe aus Rom meldeten: es habe der Vizekönig von Neapel hundert Cavaliers nach Benevent gesandt, um einen Mönch zu verfolgen und aufzuheben, welcher wider den weltlichen Staat soll peccirt haben; diese Cavaliers hätten dann grobe Unfugen aller Art in der päpstlichen Stadt verübt. Darüber ließ sich der Zürcher Publizist also vernehmen: „Wenn diese neue Unternehmung des Grafen von Thaun, welche er zu Benevent bewerkstelligen wollen, in allen ihren Umständen wahrhaft, so wird er Mühe haben, sich zu entschuldigen, daß er nicht nur die geistliche Kirchenfreiheit violiret, sondern daß er sich auch an dem Recht der Souverainität des h. Stuhls, welchem das Herzogthum Benevent schon von etlich hundert Jahren her zugehöret, vergriffen hat. Ein anders ists, ein Asylum oder Freistatt zu violiren, deren Recht sich auf nichts anders gründet, als auf die Hochachtung, welche das Volk gemeinlich für die dem Gottesdienste geheiligte Oerter bezeuget, welche vielmehr für die Unglückseligen, als aber für die Strafbaren und Lasterhaften gestiftet sind. Ein anders aber ist es, Jemand (was Lasters er auch immer begangen) mit gewaffneter Hand verfolgen, und trachten ihn wegzunehmen, ohne Verlaubniß der Souverainen, in dessen Gebieth er sich geflüchtet. Wenn das erste zu Rom angesehen wird als ein Eingriff in die geistlichen Kirchenfreiheiten, so wird das andere von den meisten Nationen von Europa genommen werden für eine Violation des Völkerrechts. Es wird gewiß den H. Vater sammt seinen lieben Lucullis im Neapolitanischen und bisbero auch in Sizilien vil Dampfs angethan, er wird es aber nicht ungerochen lassen. Wer nichts hat zu schaffen, der kaufe eine Uhr, nehme eine Frau und schlage den Pfaffen, so hat er schon zu schaffen. Eine Uhr ist eine beständige Unruh. Frau krau. Mit den Pfaffen ists am ärgsten; wann man sie nur anrührt, so schreien sie ärger als eine Orgel, und ist ihnen doch nichts anzugewinnen, dann sie hangen wie Fröschenleich, ja wie die Schuppen Leviathans, da kein Lüftlein zwischen durchmag."

Ueber den König von Preussen wird bemerkt: „Seine eigene Unterthanen raisonniren also: „Sein Herr Großvater Fridericus Wilhelmus sey gewesen der Brandenburgische David, welcher vil blutige Kriege geführt; sein Herr Vater der Brandenburgsche Friedseelige Salomon; er aber, als der itzige König, sey der Rehabeam. Das Naturell dieses Königs ist etwas feurig; wer will Audienz haben, hat Ursache, um eine glückhaftige Stunde zu bitten. Ein anders ist ein feurige Stirn, ein anders ein feuriges Hirn. Jene zeiget Hitz, dieses aber Witz. Der vorige König führete zwar einen großen Pracht, einen so galanten, herrlichen und splendiden Staat, als der größeste Monarch von Europa; der Berlinische Hof ware die rechte hohe Schul der Eitelkeit, alle Ministri und Hofbediente hatten reiche Salaria, fette Küche und einen halben Vor-Himmel; aber das Kind hätte bald die Mutter, ich will sagen, die Ausgaben hätten bald die Einkonften gefressen. Großer Pracht, Schulden macht. Hingegen ist es auch nichts, wenn man gar zu genau ist. Thomas Morus pflegte folgenden Vers im Munde zu führen: Wer den Mittelweg zu gehen und das Geld zu rechter Zeit zu brauchen weiß, der ist klug und weise geachtet."

Von der bekannten Proposition des französischen Ministers Grafen Du Luc endlich, womit er auf der Tagsatzung zu Luzern am 13 Christmonat 1713 die katholischen Orte zur Einigkeit und zum Vertrauen gegen die reformirten Kantone nachdrucksam ermahnt, wird bemerkt: „Es wollen zwar einiche weit Aussehende davor halten, es stecke unter den glatten und süßen Worten des französischen Ambassadoren mehr Gluth als Gut verborgen, und habe er die Katho-

Digitized by Google

liſten mit Vertröſtung königlicher Aſſiſtenten heimlich wieder uns angehetzet. Geſetzt nun, Frankreich meine es auch hier nicht treulich, ſonder ſcheublich und falſch, ſo haben ſich ſolcher Falſchheit die Katholiſchen ſowohl als wir zu befahren, und würde unſere Uneinigkeit das rechte Leder ſeyn, aus welchem Frankreich die Band und Riemen unſrer allgemeinen Sclaverei würde ſchneiden können. Da hingegen vollkommen wahr bleibet, daß das Pfimmet unſers eidgenöſſiſchen Wohlſtandes ſeye und verbleiben werde die niemal hoch genug geſchätzte Einigkeit: dies allein wird machen, daß wir forthin ſeyn werden eine Zierde der Völker, ein Schrecken der Feinde, ein Exempel der Treu, ein Wunder der Welt. Das Symbolum der Schweizer ſoll ſein: *Cautela abundans non nocet.*"

Als die Klage (weſſen, ſagt das kurze Rathsprotokoll nicht) über ſo freche Aeuſſerungen am 26 Januar (1714) vom Rathe zu Zürich vernommen ward, ſandte derſelbe auf der Stelle einen Kanzliſten und einen Stadtbedienten an den Buchdrucker, um zu vernehmen, wie viel Abdrücke des Mercurii ausgegeben ſeien, um die noch vorhandenen in Beſchlag zu nehmen, und bei Gefangenſchafts-Androhung dem Buchdrucker anzuſinnen: er ſolle die ſchon ausgegebenen möglichſt wieder zur Hand bringen. Zwei Rathsglieder wurden zugleich beauftragt, den Verfaſſer und Verleger über die ohne Zenſur gedruckte Schrift zur Verantwortung zu ziehen.

Dies geſchah am folgenden Tage. Der Verleger entſchuldigte ſich mit einer Geſchäftsreiſe und Abweſenheit während des Drucks. Der Verfaſſer, Herr Felix Korrodi, hingegen (ſo drückt ſich der Bericht der Inquirenten an den Rath aus) erklärte: „daß er ſich der Freimüthigkeit eines *Historici* bedient, welcher unparteiiſch und frey ſchreibe, was ihm von einem jeden bekannt; was er vom König in Preuſſen gemeldet, das habe er ſelbs hin und wieder in ſeinem Reich gehört, und der Franzoſen halber berufe er ſich auf ihre eigenen *Autores*, die ähnliche Geſtändniſſe ſchon manchmal gethan hätten. Ob der Mercurius cenſirt werde oder nicht, darum habe er ſich nie bekummert; wo kein Geſetz, da ſei keine Uebertretung." — Als der Rath am 31 Januar dieſen Bericht vernahm, ward erkannt: es ſollen die Inquirenten dem Buchdrucker und dem Verleger über die ungenugſame Verantwortung das obrigkeitliche Mißfallen bezeugen, und dem Verleger die möglichſte Zurückforderung aller Exemplarien anſinnen; auch ſollen beide, Verfaſſer und Drucker, in Zivilarreſt auf das Rathhaus gebracht werden.

Ein zweiter Bericht der Inquirenten vom 1 Februar meldet: es habe, auf das ihm bezeugte Mißfallen, Herr Corrodi „ſeinen Fehler ſolchermaßen zu verringern getrachtet, daß er ſelbigen als einen *Errorem simplicem ex præcipitantia, incuria* und allzugroßer Eilfertigkeit, wegen ſpät angekommenem franzöſiſchen Mercurio, bittet anzuſehen, demnach ſich beruft auf die Sach ſelbſten, welche in einem *simili* beſtehe. Ein *simile* ſei aber allzeit auch *dissimile* und *præter intentionem* ſeyen die *verba scribentis* nicht zu extendieren; da er dann wahrhaftig verſichern könne, daß ſeine Intention nicht bös geweſen, ſondern weil er als ein *Historicus* nach *Læti* Vermahnung ſich die Wahrheit zum Leitſtern dienen laſſen, habe er der Feder gefolget, und ohne genugſame Betrachtung wegen allzugroßer Kürze der Zeit die Sachen, wie ſie ſich diesmalen im Mercurio befinden, aufgeſetzt. Sonſten kommen zu Frankfurt, Bern und anderſtwo Mercurii an das Licht, welche noch weit ſchärfere Sachen in ſich halten; endlich habe er auch niemalen ein Handgelübd gethan, was er ſchreiben ſolle; ſolches werde auch nicht einem Scribenten, ſondern dem Buchdrucker zu thun auferlegt."

Das am 3 Februar alsdann ausgefällte Rathsurtheil lautet alſo: „Auf ableſend angehörte Ausſagen Hrn. Buchdrucker Simlers und Hrn. Lieutenant Felix Corrodi, wegen in letztgedrucktem *Mercurio historico* beigeſetzten höchſt ungeziemenden *remarques* über gekrönte Häupter, ward einhellig erkennt, daß ſelbige theils mit der ausgeſtandenen Gefangenſchaft, theils jeder mit 10 Mark Silber gebüßt, der bedeutete *Mercurius* durch einen Profoſen auf dem Fiſchmarkt öffentlich verbrannt, auch weiter in keiner Druckerei etwas ohne obrigkeitliche Cenſur gedruckt werden ſoll."

Digitized by Google

Die Schlacht bei Fere-Champenoise,

in Verbindung mit dem Feldzuge vom Jahr 1814 dargestellt.

Diese Erinnerungen über den unter französischen Fahnen mitgemachten kurzen, aber thatenreichen Feldzug sollen über die Ursachen seiner wichtigen Resultate einiges Licht verbreiten, und meinen Landsleuten beweisen, daß Schweizertreue auch in jenen verhängnißvollen Probezeiten bewährt worden ist.

Basel, am achten Jahrestage der Schlacht, den 25 März 1822.

Oberstlieutenant Wieland.

Im Frühling des Jahres 1814 neigte sich das Schicksal Frankreichs so wie Napoleons seiner Entscheidung. Es waren nicht mehr die durch Freiheitssinn begeisterten republikanischen Heerhaufen, die einst mit Ueberlegenheit gegen das halbe Europa gefochten hatten, — nicht mehr die ruhmdürstigen französisch-kaiserlichen Armeen, die ihre siegreichen Adler von den Steppen Rußlands bis in die andalusischen Gefilde und von Neapel bis nach Holland aufgepflanzt hatten; welche im Jahr 1814 noch gegen das ganze verbündete Europa, an den Thoren der Hauptstadt des so mächtig gewesenen neufränkischen Reichs, für die Rettung des Vaterlandes von fremdem Joch, für die Krone ihres selbsterwählten Kaisers und für die Ehre der Nationalwaffen fochten. Schwach an Zahl und durch blutige Niederlagen zertrümmert war das Häuflein, welches Frankreich vertheidigen wollte und kühn allen Drohungen der vielfach überlegenen Macht trotzte.

Seit 1792 hatte der schreckliche Kampf, nur mit kurzen Pausen, zu Wasser und zu Lande gewüthet; die ungeheuern Anstrengungen Frankreichs, die konzentrirte Lage dieses Landes und der Enthusiasmus seiner Krieger hatten bei der Verschiedenheit der Interessen der kriegführenden Regierungen, den vereinzelten Angriffen und der mehrentheils fehlerhaften Verwendung der Streitmassen, über die erste und zweite Koalition große Vortheile errungen. Im Jahr 1801 ward Friede zwischen allen europäischen Staaten und der fränkischen Republik; aber diese war zu groß, zu mächtig geworden: Krieg wurde bald wieder das allgemeine Losungswort, nachdem ein glücklicher Soldat sich an die Spitze der Nation geschwungen hatte.

Er wurde als Kaiser gekrönt; er kehrte die lombardische Krone auf sein Haupt; er überwand die dritte und vierte Koalition in drei denkwürdigen Heereszügen, welche ihn in das Herz von Deutschland und bis an die Grenzen des moskowitischen Kaiserreichs führten, und einen großen Theil des römischen Reichs, Holland und Italien unter seine Botmäßigkeit brachten. Auf dem Gipfel des Glückes nagten jedoch drei Uebel wie Krebsschaden an seiner Macht: das Unter-

Digitized by Google

nehmen gegen Spanien, welches das Grab seiner besten Soldaten ward; der Krieg mit England, dessen Regierung durch ihr Geld und ihre Allgewalt zur See alle seine Plane durchkreuzte; sein eigener Uebermuth, welcher alle Völker von ihm entfernte und seiner unersättlichen Herrschsucht weder Maas noch Ziel gestattete.

Mit einem Heere von vierhunderttausend Soldaten — Franzosen, Oesterreicher, Preussen, Deutsche, Schweizer, Italiener, Holländer, Spanier und Portugiesen — drang er im Jahr 1812 bis nach Moskau, um den russischen Koloß zur Annahme seines Systems zu zwingen; aber Hunger und Frost zernichteten seine siegreichen Armeen, und das allzuriesenhafte Abentheuer wurde mit zahllosem Verluste gebüßt.

Da standen die unterdrückt gewesenen Völker auf. Sie begannen ihre Kraft zu fühlen; Freiheit und Nationalgeist erwachten aus dem langen Schlummer, und die Souverains fingen an einzusehen, daß nicht durch Zwang, nur durch Vaterlandsliebe die Menschen zu großen Thaten angetrieben werden können.

Es war daher die Szene sehr geändert, als Napoleon im Frühjahr 1813 mit einer ganz neuen, aus jungen Leuten in Eile zusammengesetzten Armee in Deutschland erschien, um die Ueberbleibsel der aus Rußland zurückgekehrten Truppen aufzunehmen. Mit ihm fochten nur noch die Erinnerungen an die schönen Tage des französischen Waffenruhms; seine Gegner hingegen kämpften für Freiheit und Selbsterhaltung.

Bei Lützen und bei Bautzen blieb der Sieg den französischen Fahnen. Allein als ihr Anführer weder Friede schliessen, noch sich aus der Mitte Deutschlands zurückziehen wollte, — als er stolz und hartnäckig darauf beharrte, mit getheilten Kräften gegen die weit zahlreichern Massen seiner vermehrten Gegner zu stehen, als seine dreifache Offensive zurückgeschlagen wurde: da faßte er den unüberdachten Entschluß, mit 120,000 Mann gegen die beinahe dreifache Macht bei Leipzig *) das Ganze auf das Spiel zu setzen. Zum erstenmal durch die Waffen in offenem Felde besiegt, eilte die französische Armee, beinahe aufgelöset, dem Rhein zu, und bewahrte nur noch genug Haltung, um bei Hanau ihren Rückzug blutig zu erzwingen.

Aus Spanien mußten die französischen Truppen ebenfalls weichen und hinter den Pyrenäen eine defensive Stellung nehmen; Italien war durch ein österreichisches und englisch-neapolitanisches Heer bedroht; die französischen Provinzen zwischen der Elbe, dem Rhein und der Maas, so wie auch Holland, hatten nach mehrern Gefechten und Landesaufständen geräumt werden müssen; nach den Treffen bei Doesburg und Arnheim hatten die Preussen die Yssel und den Rhein-Leck überschritten, als im Monat Dezember 1813 die Streitmassen der Russen, Oester-

*) Unbegreiflich muß jedem Kriegsverständigen die Schlacht bei Leipzig vorkommen. Die Verbündeten wollten sich im Rücken Napoleons vereinigen. Statt sie theilweise während der Bewegung anzugreifen, oder sich mit vereinter Masse auf die untere Elbe zwischen die stark besetzten Plätze von Magdeburg und Hamburg zu werfen, gestattete Napoleon diese Vereinigung, und schwächte sich selbst um 40,000 Mann, welche zwecklos in Dresden zurückblieben und sich ergeben mußten!

Digitized by Google

reicher, Preuſſen, aller deutſchen Staaten *) und der Schweden das rechte Rheinufer erreichten.

Die Hauptarmee, unter dem Oberbefehl des Fürſten von Schwarzenberg, aus 160,000 Mann Fußvolk und 40,000 Reitern mit 600 Stück Geſchütz beſtehend, zuſammengeſetzt aus den Armeekorps der Generale Colloredo, Bubna, Ludwig von Lichtenſtein, Giulay, Prinz von Würtemberg, Frimont, Wrede, Wittgenſtein, Hochberg und beider von Heſſen-Homburg; den Reſerven unter dem Oberbefehl von Barclay de Tolly, durch Rayefsky, Jermalow, Roſtiz und Gallizin angeführt; den Kavalleriekorps von Platow, Pahlen III und M. Lichtenſtein — kantonnirte im Breisgau und auf der nordöſtlichen Schweizergrenze. Die ſchleſiſche Armee, durch Fürſt Blücher befehligt, zählte 90,000 Mann Fußvolk, 30,000 Reiter und 550 Feuerſchlünde; nämlich die preuſſiſchen Korps von York und Kleiſt; die ruſſiſchen von Langeron und Sacken unter St. Prieſt, Olſufiew, Kapzewiſch, Scherbatow und Liewen; die deutſchen von Heſſen und Sachſen-Koburg; die Reiterei unter Korf und Waſſiltitow; — und ſie erſtreckte ſich vom Neckar bis zur Lahn. Die Nordarmee, unter dem Oberfeldherrn Kronprinzen von Schweden, 100,000 Baionette, 30,000 Säbel und 450 Feuerſchlünde ſtark, aus den Korps von Bülow, Woronzow, Stroganow, Herzog von Weimar und Herzog von Braunſchweig, den Schweden unter Stedding und dem Kavalleriekorps von Winzingerode beſtehend, hielt das rechte Wahlufer und die Elbe beſetzt. Zahlreiche Reſervekorps wurden im Innern von Deutſchland gebildet oder langten aus Rußland an.

In Frankreich hingegen waren die alten Soldaten auf tauſend Schlachtfeldern geblieben oder in entfernten Feſtungen, Trophäen früherer Siege, eingeſchloſſen; bei 50,000 von jenen, welche aus Sachſen zurückgekehrt waren, ſtarben am Spitalfieber, und es fehlte an Waffen und Equipirungseffekten, um die ausgeſchriebene Konſkription in wehrhaften Stand zu ſetzen. Dem Mangel an hinlänglicher und geübter Infanterie ſuchte man durch eine vermehrte Artillerie abzuhelfen; aber auch dieſe wurde größtentheils nur durch junge unerfahrne Kanoniere bedient, und konnte daher ihren alten Ruf nicht immer behaupten. Die wenige Reiterei war im Allgemeinen ſehr ſchlecht beritten und wenig mit ihrem Dienſte vertraut.

Mit ungefähr 8000 Mann ſollte Marſchall Victor den Oberrhein, und Marſchall Marmont mit 10,000 Mann den Niederrhein decken; Marſchall Macdonald mit 12,000 Soldaten war beſtimmt, die Niederlande und den Unterrhein zu vertheidigen. Als daher die verbündeten Heere, die ſchweizeriſche Neutralität verletzend, bei Baſel, bei Mannheim und bei Koblenz über den Rheinfluß ſetzten, mußten ſich die Gerippe der franzöſiſchen Armeekorps überall zurückziehen,

*) Deutſchland war auf das doppelte Truppenkontingent, welches es Napoleon liefern mußte, alſo auf 150,000 Mann, taxirt worden.

Digitized by Google

und in Zeit von acht Tagen war der vierte Theil des alten Frankreichs beinahe ohne Schwertstreich von dem Feinde überschwemmt *).

Ein Theil der Nordarmee unter Winzingerode und Bülow begann im Monat Januar 1814 den Rheinübergang bei Düsseldorf, und Macdonald erhielt den Befehl, mit den übrigen Heeresabtheilungen an der Marne zusammenzutreffen. Sein Korps verließ das linke Rheinufer, und ward durch viele Ausreisser, welche aus jenen Gegenden gebürtig sind, noch mehr geschwächt; die Vertheidigung der nördlichen Grenze, wo die Engländer mit 8000 Mann unter Graham anlangen, um sich mit den Holländern und Preussen zu vereinigen, blieb dem General Maison mit 8000 Mann übertragen.

An der südöstlichen Grenze ward Marschall Augereau beauftragt, Lyon zu beschützen. Sobald seine Kräfte versammelt waren, trieb er mit ungefähr 20,000 Mann den österreichischen General Bubna bis nach Genf zurück; allein diese Bewegung, mit wenig Nachdruck vollzogen, wurde bald durch die Ankunft des Prinzen von Hessen-Homburg an der Saone mit einem starken Korps zurückgewiesen.

Marschall Soult bot mit ungefähr 50,000 Mann dem Feldmarschall Wellington mit seinen 80,000 Engländern, Spaniern und Portugiesen unter den Kanonen von Bayonne die Stirne. Marschall Suchet hielt mit 30,000 Mann die östlichen Pyrenäen besetzt, und behauptete noch die Linie der Lobregats in Spanien gegen eine Armee von 60,000 Mann unter Lord Bentink und Don Elio. Der Vizekönig Eugen vertheidigte das italienische Königreich, und hatte sich aus dem Friaul, so wie aus dem Venezianischen zurückgezogen; sein Heer bestand aus ungefähr 40,000 Franzosen und Italienern, welchem Feldmarschall Bellegarde mit 60,000 Mann gegenüber stand; Marschall Davoust war mit 20,000 Mann zu Hamburg durch General Walmoden eingeschlossen.

Inzwischen hatte Napoleon den 25 Januar seine Widerstandsmittel gegen das von allen Seiten losbrechende Gewitter zu Chalons-sur-Marne und Vitri vereinigt, und seine ganze schlagfertige Macht in jenem Theil des Kriegsschauplatzes konnte auf höchstens 50,000 Bajonette, 15,000 Säbel und 250 Feuerschlünde, mit Inbegriff der alten und jungen Garde, der rekrutirten Linientruppen und der einberufenen Nationalgarde, gerechnet werden. Die Marschälle Ney, Marmont und Victor, sodann die Kavallerie-Generale Grouchy, Milhaud, Kellermann, Bordesoulle und Pajol befehligten ungefähr 40,000 Mann, mit welchen Napo-

*) Die Schweizer-Brigade, aus vier Bataillonen bestehend, welche unter den Befehlen des Generals Amey aus Holland bis Minden vorgerückt war, und den Kern eines Beobachtungskorps an der Weser bilden sollte, hatte sich nach Wesel zurückgezogen, und war in jene Festung, so wie zu Gröningen, Emden, Jülich und Maestricht vertheilt worden; eine einzige Grenadierkompagnie blieb bei der Armee im Felde; die Depots verstärkten die Garnisonen von Metz, Schlettstadt und Landau.

Digitized by Google

Leon selbst angreifen wollte, während Marschall Mortier den rechten Flügel bei Troyes mit 15,000 Mann deckte und Macdonald mit 10,000 Mann durch den Ardennenwald, auf der linken Flanke, im Anmarsch begriffen war.

Schwarzenberg und Blücher befanden sich zu Ende Januars an der untern Maas und an der Marne, und gegen sie sollten die ersten Operationen gerichtet werden, bevor sie ihre gesammten Streitkräfte vereinigt hätten.

Ueber St. Dezier rückte Napoleon am 30 Januar nach Brienne, von wo Blücher nach einem sehr hitzigen Gefechte bis nach Trannes zurückgetrieben ward, sich auf die Massen der Hauptarmee konzentrirte und bei 100,000 Streiter gegen die kaiserliche Armee zusammenbrachte. Am 1 Februar ward die Schlacht bei Larothiere (Brienne) geschlagen. Als Blücher zum Angriff vorrückte, hatte sein Gegner bereits eine rückgängige Bewegung angefangen. Er kehrte wieder um, und blutig ward der Kampf; zuletzt siegte die Ueberzahl, nachdem der linke französische Flügel und das Zentrum hart mitgenommen worden waren. Unverfolgt zog Napoleon nach Troyes, vereinigte sich mit Mortier und rückte mit den Trümmern seiner Armee, längs dem linken Seine Ufer, nach Nogent.

Aber die Verbündeten, den wahren Grundsätzen der Kriegführung wenig eingedenk, beschlossen die Vereinzelung ihrer Heere, obschon sie so eben die glücklichen Folgen der Vereinigung geärntet hatten. Blücher sollte in dem Becken der Marne die ankommenden Korps von York und Kleist aufnehmen und über Meaux nach Paris marschiren, Schwarzenberg hingegen über Troyes und längs der Seine gegen die Hauptstadt zueilen. — Macdonald, mit seinem schwachen Korps, mußte nach mehrern Gefechten vor seinen viel zahlreichern Feinden, welche ihn auf beiden Ufern der Marne verfolgten, von Chalons bis Meaux zurückweichen *). Aber Blücher hatte seine Armeekorps zerstreut vorgeschoben, und Napoleon, der sich auf seiner linken Flanke befand, ließ Victor und das neugebildete Korps von Oudinot zurück, um die Seine zu beobachten; überfiel dann mit seinen Kerntruppen durch einen kühnen Marsch den General Olsufiew bei Champeaubert, schlug am 11 Februar das Korps von Sacken zu Vieuxmaisons, verfolgte am 12 den General York über Chateau-Thierry, und richtete am folgenden Tage seinen Zug gegen Blücher, welcher mit den Korps von Kleist und Kapzewisch bis Vauchamps vorgerückt war. Auch diese vereinzelte Kolonne ward geworfen und mit großem Verluste bis Etoges getrieben **).

*) Zu Meaux sollte Macdonalds Abtheilung, welche aus den ursprünglichen fünften und elften Korps der große Armee bestand, durch 10,000 Rekruten und Nationalgarden ergänzt werden; es befanden sich aber nicht mehr als 4000 daselbst, welche in die verschiednen Divisionen, namentlich unter jene des Generals Amey, die drei Tage zuvor in dem Gefechte bei Laferte-sous-Jouare bis auf 200 Mann zusammengeschossen worden war, vertheilt wurden. Auf diese Art wurden mehrere Heeresabtheilungen von Zeit zu Zeit wieder durch neue Mannschaft in wehrhaften Stand gebracht.

**) Es ist ganz unzweifelhaft, daß die verschiedenen Vortheile, welche Napoleon in diesem Feldzuge erfochten hat, nur der Vereinzelung der feindlichen Massen und der oft höchst fehlerhaften, wenig energischen Ver-

Digitized by Google

Nachher vereinigte der französische Kaiser seine Streitkräfte bei Nangis, um die Hauptarmee des Feindes zu bekämpfen, welche die vor ihr fliehenden Truppen an der Seine zurückgeworfen und Nogent, Bray, Montereau, Fontainebleau und Sens besetzt hatte. Marmont ward beordert, die Bewegungen der geschlagenen schlesischen Armee zu beobachten, und Mortier abgesandt, um jene von Winzingerode im Zaum zu halten, welche Soissons eingenommen hatte, es aber bald wieder verlassen mußte. Die vereinigten Korps der Garde, unter Ney, Victor, Oudinot und Macdonald, griffen den Vortrab des österreichisch-russischen Heeres an. Pahlen ward bei Mormans geworfen; die Würtemberger wurden bei Montereau geschlagen, und nach verschiedenen Treffen zog Schwarzenberg bis Troyes und zuletzt bis hinter den Aubefluß zurück. — Ein Waffenstillstand wurde dem französischen Kaiser angetragen; allein dieser schlug ihn aus, weil er hoffte, das Glücksrad habe sich wieder auf seine Seite gewendet.

Sobald aber die Anführer der verbündeten Mächte wieder mit Nachdruck handelten, sank dieser Wahn. Von Troyes aus mußte sich Napoleon wieder gegen Blücher wenden, welcher von der Marne her die Hauptstadt bedrohte. Dieser ward von dem französischen Feldherrn gegen die Aisne gedrängt, wo ihn Winzingerode nebst Bülow aufnahmen und von wahrscheinlicher Niederlage retteten, indem sie die Brücke von Soissons, durch Wegnahme dieser halbbefestigten Stadt, seinen fliehenden Kolonnen öffneten *).

Bei Craon ward den 7 März eine hartnäckige Schlacht geliefert. Das russisch-preussische Korps zog sich auf Laon in eine feste Stellung zurück, und ward auf zwei Straßen durch die verminderte Armee Napoleons verfolgt. Die rechte Flügelkolonne unter Marmont hingegen sah sich am 9 durch einen nächtlichen Angriff bei Athies geschlagen und zum eiligen Rückzuge genöthigt. Alle Angriffe des Kaisers, welcher mit den noch bei sich habenden 20,000 Mann, von 100,000 Feinden umringt, die Anhöhe von Laon bei Arcis erstürmen wollte, wurden nun zurückgewiesen und nach zwei lebhaften Gefechten mußte auch er den Rückzug antreten, indem er mit dem Blute seiner tapfersten Truppen seinen unverzeiblichen Starrsinn büßte.

Zu Soissons, welches die Preussen wieder geräumt hatten, musterte Napoleon sein Heer. Die Ueberbleibsel der ehemals so furchtbaren und zahlreichen glänzenden Brigaden boten einen traurigen Anblick dar. Neben wenigen alten Soldaten standen junge Konskribirte, welche vor

---

wendung derselben zugeschrieben werden können. Wenn die Verbündeten Anfangs Januars mit vereinter Macht gegen Paris vorgerückt wären und strenge Disziplin unter ihren Truppen gehalten hätten, so würde die Handvoll Franzosen, welche damals auf den Beinen war und erst später organisirt wurde, nicht im Stande gewesen sein, sie auch nur für kurze Zeit aufzuhalten.

*) Von der Räumung von Soissons hat vielleicht das Schicksal des ganzen Feldzuges abgehangen. Hätte dieser Platz sich nur vierundzwanzig Stunden länger gehalten, wie er es leicht konnte, so würde das Blücherische Korps, seiner Rückzugslinie beraubt, von Napoleon nebst den Marschällen Marmont und Mortier dort gedrängt und vielleicht in die gleiche Lage versetzt worden sein, in welcher sich dieser Feldherr im Jahr 1806 bei Lübeck befand.

Digitized by Google

dem Alter berufen waren und, durch Strapazen abgemattet, kaum die Waffen führen konnten; Nationalgarden, halb uniformirt und großentheils auf den Schlachtfeldern mit den Waffen der Gebliebenen, Freunden und Feinden, versehen; die alte Garde ungebeugt, aber stark zusammengeschmolzen und durch die Mannschaft von der spanischen Armee nur sparsam ergänzt; gediente Offiziere, welche der Wechsel des Kriegsglücks nicht niedergeschlagen hatte, und die noch immer zu allen Aufopferungen bereit waren; ruhmgekrönte Anführer, deren größte Zahl sich aber nach Ruhe und Genuß des Erworbenen sehnte. Doch im Gefechte blieb Muth und Verachtung der Gefahr in diesen verschiedenartigen Kriegern vorherrschend, und elektrisch wirkte noch das Wort ihres Feldherrn; zu einer prächtigen Heerschau hingegen war ihre Anzahl und ihr Aussehen wenig geeignet.

Zu Rheims erkämpfte die französische Armee beinahe die letzte Gunst Bellonens. Das Korps von St. Priest hatte sich dort gesetzt. Napoleon, von Blücher nicht verfolgt, überfiel und zernichtete dasselbe; dann ging er über Epernay nach der Aube und ließ die beiden Korps von Marmont und Mortier an der Aisne zurück.

Während dieser Expedition des Kaisers hatte Macdonald das Oberkommando bei Troyes übernommen, um mit 30,000 Mann der Hauptarmee die Stirn zu bieten. Er war mit seinem Korps über Bar-sur-Seine vorgerückt, während Oudinot Bar-sur-Aube besetzte. Wrede und Wittgenstein griffen letztern am 27 Februar bei Bar mit Uebermacht an, und nöthigten ihn nach einem ernsthaften Gefechte zum Rückzug. Die Würtemberger und Giulay rückten gegen Macdonald vor, welcher auch weichen mußte; Troyes wurde verlassen, und die Franzosen zogen sich in guter Ordnung über Nogent und Bray auf das rechte Seine-Ufer zurück.

Als Napoleon am 19 März gegen Arcis-sur-Aube anrückte, hatte sich die feindliche Hauptarmee zwischen jenem Flusse und der Seine konzentrirt, und eine Hauptschlacht ward von beiden Seiten erwartet. Allein nur in dem Fall konnte sie dem fränkischen Heerführer willkommen sein, wenn er seinen Gegner unvorbereitet angetroffen hätte. Dieser entschloß sich aber selbst zum Angriff. Die französische Armee, höchstens 20,000 Mann stark, mit einem Defilé im Rücken und 100,000 Feinden in Schlachtordnung vor sich, konnte wenig Hoffnung zu einem günstigen Ausgang hegen; das Korps von Macdonald wurde angezogen, und nach einem hartnäckigen Gefecht, in welchem Napoleon sich persönlich jeder Gefahr aussetzte, sah er sich gezwungen, den 21 März den Rückzug anzuordnen *).

*) Dieser Marsch von Rheims nach Arcis, und von dort nach St. Dizier, hat wahrscheinlich den Kaiser Napoleon gestürzt. Wenn er von ersterer Stadt über Provins nach der Yonne gezogen wäre, hätte er alle seine Streitkräfte vereinigen und in einer neuen, für seine Armee vortheilhaftern Gegend das Feld behaupten können. Kaiser Alexander hingegen, welcher den kraftvollen Entschluß durchsetzte, mit gesammter Macht nach Paris zu marschiren, sobald er den Weg offen sah, hat seiner Partei dadurch einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Digitized by Google

Der franzöſiſche Kaiſer beſchloß, nach St. Dizier zu rücken. In Front konnte er nicht mehr widerſtehen, und er wollte daher den Verſuch wagen, durch eine kühne Bewegung auf den Verbindungspunkten der Verbündeten ihre Armeen zur Deckung derſelben aus den mittlern Provinzen Frankreichs wegzureiſſen. Dem zufolge erhielten die Marſchälle Marmont und Mortier, ſo wie alle zwiſchen der Seine und der Marne ſtehenden Truppenabtheilungen, Befehl, dieſer Richtung zu folgen.

Unter dieſen letztern befand ſich auch die Armeedivision des Generals Amey, aus dem 144 Linien-Infanterie-Regiment von 600 Mann, ungefähr 600 bis 800 Nationalgarden und vier Feuerſchlünden beſtehend, welche am 21 März, während des Gefechts zu Arcis, Befehl erhielt, nach Sesanne zu marſchiren, um dort einen beträchtlichen Convoi von Munition und Lebensmitteln einzuholen und zu dem Hauptkorps zu begleiten. Ferner die Diviſion Parthod, ungefähr 3500 Bajonette und acht Feuerſchlünde ſtark, in zwei Brigaden eingetheilt, welche von Montereau kommend die gleiche Beſtimmung erhielt und ſich mit erſterer vereinigte. Beide Diviſionen traten am 21 März, mit mehr als 400 Wagen und ungefähr 150 neuberittenen Kavalleriſten, den Weg von Sesanne nach Fère-Champenoiſe an, entſchloſſen, ſich durchzuſchlagen, obſchon ſie die Verbindung mit der Hauptarmee unterbrochen wußten und bereits ſchon auf allen Seiten von feindlicher leichter Reiterei umſchwärmt waren. Mehrere kleine Gefechte mit dieſer letztern wurden zum Vortheil der Franzoſen entſchieden und einige Koſakenabtheilungen, durch Landleute verrathen, über allen, niedergehauen oder gefangen eingebracht.

Die halbe Nacht durch marſchirte dieſe Kolonne, um ſich mit den beiden Marſchällen zu vereinigen, welche mit ungefähr 18,000 Mann über Chateau-Thierry, Champeaubert und Vertus gezogen waren, und jenen Abend hinter der Somme-Soude, bei Vatry und Soude St.-Croix, in Beiwacht ſtanden. Nachts um zwölf Uhr langten die Generale Parthod und Amey zu Bergeres an, und ſandten eine Reiterabtheilung, um den Marſchällen davon Kenntniß zu geben; am 25 Morgens früh ſetzten ſie ſich wieder in Marſch, in der Hoffnung, die ſehnlich gewünſchte Vereinigung zu bewerkſtelligen. Zu Villeſeneux ward Halt gemacht, um mit Ordnung durch den Engpaß des Soudéfluſſes zu marſchiren. Allein die Bewegung war noch nicht angefangen, ſo ertönte ſchon zur Rechten eine heftige Kanonade, und die Reiterei des Generals Korf, von Chalons herkommend, rückte zum Angriff vor.

Das Terrain zwiſchen Chalons-Arcis, Seſanne und Champeaubert iſt eine weite Ebene, welche in drei verſchiedenen Richtungen von moraſtigen Bächen durchſchnitten wird. Von Fère-Champenoiſe läuft einer ſüdlich nach der Aube, die Somme-Soude hingegen in zwei Armen nördlich gegen die Marne, und der kleine Morin bildet den großen Sumpf von St. Gond, in der Richtung von Oſten nach Weſten. Das Land iſt unfruchtbar und ſchlecht angebaut; die Fläche iſt nur durch kleine Erderhöhungen hier und da durchſchnitten; kein Wald, keine Stellung wird angetroffen, um dem Fußvolke gegen die Reiterei Sicherheit zu gewähren. — Die

Gestaltung dieses Geländes sollte nur allzugut durch die Verbündeten benutzt werden, um die schwachen und zersplitterten französischen Kolonnen vermittelst der zahllosen Kavallerie theilweise zu schlagen, nachdem die verbündeten Monarchen den Entschluß gefaßt hatten, „mit vereinten Kräften auf Paris loszugehen", und ihren beiden Hauptkolonnen diese Richtung gegeben hatten.

Am 25 März brach die Armee unter dem Fürsten von Schwarzenberg, welcher den General Winzingerode mit der Reiterei unter Czernischef und Tettenborn beordert hatte, Napoleon zu beobachten, in drei geschlossenen Kolonnen aus der Gegend von Vitri nach Fère-Champenoise auf. Marschall Marmont, in seinem Lager bei Soudé-St.-Croix durch die Kavallerie von Pahlen in Front und von dem Prinzen von Würtemberg in seiner rechten Flanke überfallen, ward zum Rückzug auf Sommesous gezwungen. Mortier, bei Vatry angegriffen, mußte nach einer lebhaften Kanonade ebenfalls weichen, und beide Korps bildeten endlich eine gemeinschaftliche Schlachtordnung hinter Montepreux, welche in erster Linie durch die Reiterei unter General Belliard gedeckt ward, und ihre beiden Flanken an die morastigen Bäche lehnte.

Das fürchterliche Kanonenfeuer und die wiederholten Anstrengungen der französischen Anführer hielten die russische und deutsche Reiterei in ihren Anfällen nicht ab; diese wurden immer mehr verstärkt und von der anrückenden Infanterie unterstützt. Die Reserven, durch den Großfürsten Konstantin selbst angeführt, warfen das erste Treffen der Franzosen; mehrere Vierecke wurden niedergehauen, und in Unordnung wichen die Truppen durch das Defilé von Connantry, so wie durch Fère-Champenoise, hinter welchem Orte sie endlich zum neuen Kampf aufgestellt werden konnten. Aber auch hier würden die Trümmer der beiden Korps von Marmont und Mortier dem verfolgenden Feinde nicht entronnen sein, wenn nicht nachstehender Umstand sie vor wahrscheinlichem Untergang gerettet hätte, indem sie dadurch Zeit zum Rückzug gewannen.

Die Kolonne Parthod und Amey, zu Villeseneux angegriffen, hatte eine defensive Stellung genommen; der linke Flügel war durch ein Brigade-Viereck gedeckt, der rechte an das Dorf gelehnt, das Geschütz in den Zwischenräumen und die Heerwagen hinter der Fronte aufgefahren. Von Morgens 9 bis gegen 11 Uhr ward in dieser Stellung gekämpft, weil es der eingetroffene Befehl des Marschalls wollte. Die Anfälle der feindlichen Reiterei wurden mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Aber eben dadurch war die kostbare Zeit zum Rückzug verloren gegangen; der Feind, Vorwache der Blücherschen Armee, welche durch Chalons und Epernay debouchirte, um sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, wurde jeden Augenblick vermehrt; von allen Seiten rückten zahlreiche Massen an; die Straße von Etoges war stark besetzt, und rechts entfernte sich das Feuer des Marschalls.

Schon war die Aufstellung von allen Seiten umgangen und umringt; Unordnung ward durch einige Geschützkugeln und Haubitzgranaten in dem Wagenpark verbreitet; ein Theil der Fuhrknechte schnitt die Stränge los und suchte Rettung mit den Pferden durch die Flucht. Während ein heftiger Angriff die Fronte der Truppen beschäftigte, ward der Convoi von hinten

Digitized by Google

überfallen und geplündert. Es blieb den beiden Generalen nichts übrig, als den Rückzug gegen Fère-Champenoise anzutreten, wo sie die beiden Marschälle einzuholen hofften.

In sechs Vierecken, schachbrettartig geordnet, mit dem Geschütz in den Zwischenräumen, ward der Marsch feldeinwärts begonnen. Die feindliche Reiterei umschwirrte diese Häufchen Fußvolks. Sie suchte deren Ordnung zu brechen, ihren Gang zu hemmen; allein so oft sie sich zuviel näherte, ward Halt gemacht und der Anfall mit Geschütz- und Kleingewehrfeuer abgewiesen.

Bei dem Dorfe Clamarges hatte die Kavallerie von Sacken den Feind noch bedeutend verstärkt *). Ein allgemeiner zweiter Angriff mußte erwartet werden. Das Dorf ward besetzt und mit Geschütz vertheidigt, weil die Franzosen Zeit gewinnen wollten, die noch mitgeschleppten Wagen zu leeren und die dazu gebrauchten Pferde an die Artillerie zu verwenden, welche bereits viele Zugthiere durch feindliches Geschütz verloren hatte.

Links in der Ebene brauſete gewaltig mit lautem Hurrah-Rufe die feindliche Reiterei, durch mehrere Batterien unterſtützt, gegen die franzöſiſchen Vierecke an. Die Erde erdröhnte unter dem Hufſchlage der Roſſe. Blutig war der Anprall. Aber die junge Infanterie hielt feſt zuſammen; ſie ſparte ihr Feuer, bis ſie ſolches den verwegenſten Reitern ins Geſicht jagen konnte, und bot dann entſchloſſen das Bajonett dar. Die mehrmals erneuerten, wüthenden Anfälle der ruſſiſchen und preuſſiſchen Reiterei, die Verheerungen, welche ihr Geſchütz unter den Franzoſen anrichtete, der Anblick der ungeheuern Uebermacht — nichts brachte ſie auſſer Faſſung; keins der Vierecke ward geworfen; unverrichteter Sache zog die Kavallerie ab, und ward dabei durch heftiges Kanonenfeuer begleitet **).

Der Rückzug ward fortgeſetzt, und zwei ſchwache Bataillons, welche Clamarges, als Stützpunkt des rechten Flügels, beſetzt gehalten hatten, erhielten Befehl, ſich aus den rauchenden Trümmern der durch feindliche Granaten in Flammen geſetzten Häuſer zurückzuziehen. Mit dem Bajonette bahnten ſie ſich einen Weg mitten durch die zahlreiche Reiterei, und trafen, unter allgemeiner Bewunderung dieſer muthvollen That, bei den Kolonnen ein.

Ein dritter Hauptangriff mußte beſtanden werden, als eine Reiterbrigade mit Geſchütz von hinten anlangte und die verfolgenden Schwadronen einen neuen Verſuch in Front ordneten. Der Brigadegeneral Delort marſchirte im Sturmſchritt gegen die feindliche Batterie und zwang ſolche, ſich zu entfernen; die übrigen Vierecke hielten Stand und trieben die Reitermaſſen

*) Das Kavalleriekorps von General Korf zählte ungefähr fünfzig Schwadronen und gehörte unter das Oberkommando des Grafen Langeron; Waſſiltikow befehligte die Reiterei von General Sacken, welche die gleiche Anzahl Schwadronen enthielt.

**) Mehrere Schweizer befanden ſich bei dieſen zwei Diviſionen; namentlich der Oberſt Georgier von Neuchâtel, welcher Chef des Generalſtabs vom General Parthod war und an den Folgen mehrerer Wunden, die er an dieſem Tage erhielt, ſtarb; der Verfaſſer, welcher als Chef de bataillon, Aide-de-camp beim General Ameu angeſtellt war, und der Hauptmann Gautin von Lauſanne, zum Generalſtab gehörend, welchen eine Kartätſchenkugel bei dieſem Angriffe todt niederſchmetterte.

Digitized by Google

zurück. Auf beiden Seiten bedeckten ſchon Tauſende von Todten und Verſtümmelten das Schlachtfeld, als traurige Beweiſe gegenſeitiger Tapferkeit.

Es war vier Uhr Abends geworden, und ſeit Vormittags neun Uhr hatte der Kampf ohne Unterbrechung gedauert. Die franzöſiſche Kolonne hatte ungefähr vier Stunden Weges zurückgelegt; ſie bildete nur noch drei Vierecke, wovon jedes die Reſte einer Brigade enthielt. Vier Feuerſchlünde mit weniger Munition waren Alles, was ihr an Geſchütz geblieben war; die übrigen, unbrauchbar gemacht oder ihrer Pferde beraubt, hatten zurückgelaſſen werden müſſen. Längs dem Moraſte von St. Gond, welcher die eine Flanke deckte, ſollte der Zug gegen Allement fortgerichtet werden — aber bereits war es zu ſpät! — Auf dem Kampfplatze mußte das tapfere Fußvolk der Mehrzahl ehrenvoll unterliegen.

Der ruſſiſche Kaiſer, der König von Preuſſen und der Oberfeldherr Fürſt von Schwarzenberg, mittlerweile zu Fère-Champenoiſe angelangt, wunderten ſich, zu ihrer Rechten ein ſo bitziges Gefecht fortſetzen zu ſehen, nachdem die beiden Marſchälle links die Straße von Seſanne zu gewinnen ſuchten, und bereits dieſe beiden Kolonnen durch die verbündete Hauptarmee getrennt waren. Sie ertheilten Befehl, den größten Theil der Reiterei, welche jene verfolgte, rechts abſchwenken zu laſſen und die Ankunft der Infanterie nebſt der Reſerve-Artillerie, welche in vollem Marſch waren, zu beſchleunigen.

Auf dieſe Art gelang es den Marſchällen Marmont und Mortier, mit den Ueberbleibſeln ihrer Korps zu entkommen, und das ganze Gewitter rückte gegen die Diviſionen Parthod und Amey an. Standhaft ſahen dieſe ihrem nahen Untergang entgegen. „Kameraden,“ ſprachen die Generale, „hier müſſen wir unſer Leben theuer verkaufen; der wackere Soldat ergibt ſich nicht!“ — Und aus einem Munde erſchallte aus allen Reihen: „Keine Kapitulation! Sieg oder Tod!“

Der vierte Hauptangriff beginnt; die glänzenden, zahlreichen Schwadronen, Küraſſiere, Jäger, Dragoner, Chevauxlegers, Lanzenreiter, Ruſſen, Preuſſen, Oeſterreicher, Deutſche, Koſaken, Kalmuken und Baſchkiren, in mehrere Treffen geordnet und einen Halbkreis um die Kolonne bildend, werfen ſich abwechſelnd gegen das franzöſiſche Fußvolk. Es ſteht ruhig, und beſonnen werden die wild anſtürmenden Reiter-Anfälle empfangen. Es war ein furchtbar ſchöner Anblick, den die Sonne durch zerriſſene Wolken beleuchtete; die weite Ebene mit den zahlloſen Kriegsvölkern überſäet, mitten darin eine Handvoll Soldaten, von Mattigkeit beinahe niedergedrückt, die mitten unter ihren gefallenen Kameraden der verzweifelten Lage, in welcher ſie ſich befinden, nicht gedenken, ſondern mit Ehre heldenmäßig erliegen wollen *).

*) Früher ſchon wurden mehrere Parlementairs mit Aufforderungen an die franzöſiſchen Generale abgeſandt, aber von denſelben geradezu abgewieſen. Mehrere Gefangene befanden ſich in der Kolonne, wovon einige durch das eigene Geſchütz erſchoſſen wurden; traurig aber war es für die franzöſiſchen Soldaten, daß alle diejenigen, welche verwundet wurden und nicht mehr in Reihe und Glied ſtehen konnten, hilflos auf dem Schlachtfelde liegen bleiben und in des Feindes Hände fallen mußten.

Parlementairs sendet der russische Monarch, um dem zwecklosen Blutbade ein Ende zu machen; aber sie werden unangehört zurückgewiesen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer von drei Seiten wird gegen die französischen Kolonnen eröffnet, um diesen Trotz zu strafen. Kugeln und Kartätschen kreuzen sich in den Vierecken, welche in dichte Massen zusammengeschmolzen sind, und schmettern ganze Reihen nieder; die noch bis dahin geretteten Kanonen, welche dem Feinde viel Schaden verursacht haben, werden demontirt — das Ende naht!

Jetzt schweigt das Geschütz. Es ist fünf Uhr. Die Infanteriebrigade Revefski ist auch auf dem Kampfplatze angelangt; die Reiterei hat sich zum fünften Hauptangriff gesammelt und stürzt von neuem heran, — Trompetenschall, wildes Geschrei und das Knallen der Gewehre erfüllen die Luft, — die Kämpfenden sind nahe an einander, dreimal müssen frische Reiterlinien die Zurückgeschlagenen ersetzen, — zuletzt aber werden zwei Vierecke niedergehauen, mit welchen die beiden Generale Delord und Bonté, zum Theil verwundet, gefangen genommen werden.

Das dritte Viereck (von dem Brigadegeneral Thevenet befehligt und aus den Trümmern der Division Amey bestehend), an welches sich alle diejenigen Soldaten angeschlossen haben, die dem feindlichen Schwerte entronnen sind, im Ganzen ungefähr tausend Mann stark, sucht seinen Marsch längs dem Moraste fortzusetzen. Eine halbe Stunde noch, und diese Tapfern wären durch die einbrechende Nacht gerettet worden, und hätten bei dem Sumpfe einen Durchpaß gefunden, der nur für Fußvolk gangbar ist. Aber nun sich selbst überlassen und von achtundvierzig Feuerschlünden beschossen, mußte es gegen den sechsten und letzten Hauptangriff Halt machen.

Die Reiterei der Hauptarmee, jene von Sacken und von Langeron brechen von drei Seiten auf das matt gewordene Fußvolk ein; neue Reiter ersetzen die Gefallenen und Zurückgetriebenen. Es wird nicht mehr geschossen; Bajonett und Kolben fechten gegen Lanze und Pallasch. Die Mehrzahl erringt den Sieg. Fürchterlich ist das Blutbad, welches die triumphirende Kavallerie anrichtet. Die meisten Franzosen finden den Tod auf dem Felde der Ehre, unter der Schärfe des feindlichen Schwerts; wenige werden lebend gefangen genommen. Viele, worunter auch der wackere General Thevenet, liegen in ihrem Blute am Boden; denn auf der einen Seite kämpfte Verzweiflung, auf der andern Erbitterung über die kleine Zahl, welche sich so lange gewehrt und seine Ueberwindung so theuer bezahlen gemacht hatte. *)

*) Der Verfasser befand sich bei General Thevenet, nachdem sein General, welcher ihn dahin beordert hatte, bereits gefangen war; in dem entscheidenden Augenblick sandte ihn dieser Brigadekommandant an die hintere Fronte der Masse, um die Soldaten zum nochmaligen Widerstand aufzumuntern. Diese gehorchen zwar seiner Stimme, aber die lange aufgehaltene Reiterei dringt mächtig vor; links und rechts fallen die ermüdeten Infanteristen: hartnäckig und blutig ist das Handgemenge. Durch drei Säbelhiebe ward auch der Verfasser nebst seinem verwundeten Pferde zu Boden geführt, und als er wieder zu Sinnen kam, lag er ausgeplündert mitten unter Leichen, die Waffen zu seiner Rechten, in Feindes Hand.

Digitized by Google

Dies war die doppelte Schlacht bei Fère-Champenoise; sie zeigte, was Fußvolk gegen Reiterei zu leisten vermag. Wenn junge Soldaten, von Strapazen ermüdet, den zahlreichen, wohlberittenen Reiterhaufen einen ganzen Tag in der Ebene und unter den ungünstigsten Umständen widerstanden: was kann nicht von einer kernhaften Infanterie, welche ihr eigenes Terrain vertheidigt, erwartet werden? — Das Gefecht dieser Kolonne hätte viel zur Rettung Frankreichs beitragen können, wenn Napoleon von St. Dizier schnell nach Paris geeilt wäre und die beiden Marschälle entschlossen, ohne Zeitverlust, die Möglichkeit benutzt hätten, ihren Marsch nach der Hauptstadt zu richten.

Für die Verbündeten war dieses Treffen höchst wichtig. Die von ihnen darin errungenen Vortheile waren die Früchte der weisen Konzentration ihrer Streitmassen. Die französischen Marschälle hingegen wurden geschlagen, weil sie ihre Kampfmittel vereinzelt hatten, ohne Kenntniß von der Lage des Feindes handelten und sich ohne Vorsicht überfallen liessen.

Bei 6000 todte und verwundete Franzosen von dem doppelten Gefechte deckten das Schlachtfeld. Die Zahl der Gebliebenen von Seite der Verbündeten soll 4000 betragen haben; sie erbeuteten aber viel Geschütz und brachten mehrere Tausend Gefangene von den Korps der Marschälle ein.

Die in Feindesgewalt gerathenen Generale und Stabsoffiziere von den Divisionen Parthod und Amey wurden vor die obersten Befehlshaber der alliirten Armeen geführt, wo besonders Kaiser Alexander ihre unglückliche Tapferkeit mit tröstlichen Worten belobte *). Des andern Tages wurden alle Gefangenen unter starker Bedeckung über Montmirail, Chateau-Thierry und Laon nach den Niederlanden abgeführt.

Die Nacht nach dem Siege brachte die verbündete Hauptarmee in der Gegend von Fère, Champenoise zu; die schlesische Armee hingegen beiwachte bei Etoges und Montmirail; beide wurden alsdann in der Richtung von Meaux, in mehrern Kolonnen, konzentrirt in Bewegung gesetzt. — Die Marschälle eilten über Provins gegen Paris zu, während General Compans, mit einer zusammengerafften Division, diesen Rückzug längs der Marne zu decken suchte.

Die vereinigten Armeen setzten in drei Kolonnen über diesen Fluß und marschirten vor, um die Hauptstadt Frankreichs zu erobern, wo ungefähr 30,000 Franzosen (worunter 6000 Pariser

*) Wie sehr Kaiser Alexander und sein Bruder Konstantin die Aufopferung und den Muth der jungen Soldaten und Nationalgarden bei diesem Gefechte zu würdigen wußten, beweisen ihre öftern Aeußerungen über diesen Gegenstand. Als im Monat Mai Friede geschlossen und General Amey zu Paris Sr. Maj. vorgestellt wurde, empfing ihn der Monarch auf das ehrenvollste, versicherte wiederholt, wie sehr diese Waffenthat alle Anwesenden mit Achtung für die französische Armee erfüllt habe, und endete damit, daß er dem General seine persönliche Hochschätzung bezeugte. Auch der Aide-de-Camp des letztern ward in das Zimmer des Kaisers geführt, und der Selbstherrscher aller Reussen reichte beiden Kriegern seine Hand mit besondern Zeichen von Freundschaft. — Die Tapfern aller Nationen sind sich verwandt und schätzen sich gegenseitig, wenn sie sich einander auf dem Kampfplatze kennen gelernt haben.

Digitized by Google

Nationalgarden und 4000 ganz neue Rekruten) auf den Anhöhen, welche die große Residenz auf dem rechten Seine-Ufer nordöstlich umgeben, zur Vertheidigung in Eile aufgestellt wurden.

Doch im Innern der Regierung sah es bunt aus. Parteien gegen die kaiserliche Autorität hatten sich gebildet; die Kaiserin hatte man bei Annäherung der Gefahr nach Tours abreisen lassen, und König Joseph von Spanien, Lieutenant des Kaisers, dessen wenige Karakterstärke nur allzubekannt ist, konnte kein Zutrauen einflößen; übrigens waren auch keine Vorkehrungen zu einer ernsten Vertheidigung getroffen und die vorhandenen Mittel keineswegs benutzt worden.

Der kaum angelangte Marschall Marmont besetzte die Anhöhe von Belleville, Mortier jene von Montmartre, General Compans hielt das Zentrum bei Lavillette, als am 30 März die Hauptarmee unter Schwarzenberg den erstern, Blücher den zweiten und die Reserven unter Barclai de Tolly den letztern angriffen; die Würtemberger und Giulay rückten über Vincennes, Winzingerode über Neuilly bis an die Barrieren der Stadt auf beiden Flanken vor. Nach hartnäckigem Gefechte wurden die Anhöhen erstürmt. König Joseph, welcher gleich nach den ersten Attaken entflohen war, hatte den Marschällen die Vollmacht zum Kapituliren hinterlassen. Um die Stadt vor einer Beschiessung oder gar einer Plünderung zu retten, ward ein Waffenstillstand und bald darauf eine Uebereinkunft zur Uebergabe von Paris geschlossen.

In der Nacht zogen die französischen Truppen auf der Straße von Fontainebleau aus der Stadt. Am 31 März hielten die verbündeten Monarchen an der Spitze ihres Heeres den feierlichen Einzug zu Paris; dadurch begünstigt, ließ die Partei der Bourbons die weiße Fahne hier und da blicken, und die Souverains erklärten zuletzt, daß sie nicht mehr mit Napoleon unterhandeln würden *).

Dieser letztere hatte am 26 März in den Umgebungen von St. Dizier mehrere Gefechte siegreich geliefert, als er den Marsch der beiden feindlichen Hauptarmeen und die schwierige Lage seiner Residenzstadt vernahm. Da er sich in seiner Hoffnung, die Alliirten aus dem Herzen von Frankreich wegzuziehen, schrecklich getäuscht sah, schlug er den Weg über Bar-sur-Aube ein, um auf dem linken Seine-Ufer gegen Paris zu marschiren. Am 30 zog er durch Troyes, und hätte — zwar ohne seine Armee — noch zu Paris eintreffen können, um die Vertheidigung dieser Stadt anzuordnen, wenn er Tags zuvor schleunig abgereiset wäre, sobald er von der schlimmen Wendung der Sachen Kenntniß erhalten hatte.

Nur mit weniger Begleitung langte Napoleon am 31 März in einem Postwagen bei La Cour-de-France an, wo er die Spitze der aus Paris abgezogenen Truppen antraf; da erfuhr er, daß diese Stadt in des Feindes Hand gefallen sei. Er mußte nach Fontainebleau zurück; seine

*) Im November 1813 hätte Napoleon das ganze linke Rheinufer durch einen Frieden erhalten, und im Kongresse zu Chatillon, noch kurz vor der Katastrophe, Frieden schliessen können, wenn er sich hätte auf das alte Frankreich beschränken wollen. Beide Parteien, und vorzüglich der französische Kaiser, hatten aber wenig Lust, durch Negotiationen zu enden; und die Bevollmächtigten trennten sich, weil sie gegenseitig sahen, daß die große Frage anders als durch ihre Federn entschieden werden müsse.

Digitized by Google

Armee rückte in angestrengten Märschen nach und vereinigte sich zwischen letzterm Orte und Essone mit dem Korps von Paris. Am 1 April waren wieder 30,000 Mann unter den Befehlen des Kaisers vereinigt *).

Napoleon hielt am 3 April Heerschau, und schien entschlossen, das Verlorne wieder zu erobern. „Soldaten!“ rief er seinen Veteranen zu; „Der Feind hat uns drei Märsche abgewonnen, und Paris ist durch Verräther übergeben worden; wir müssen ihn daraus vertreiben.“ Hochherzig schworen Offiziere und Soldaten, mit ihm zu fallen oder zu siegen. — Die verbündete Armee ihrerseits war auf dem linken Seine-Ufer vorgerückt, hatte Versailles besetzt und beunruhigte die französische Armee in der Flanke.

Allein nicht das Schwert, sondern Politik sollte den Ausschlag geben. Die zu Paris gebliebenen Gliedern des Senats und des gesetzgebenden Körpers wurden zusammenberufen und erklärten Napoleon des Thrones verlustig. Die Verbündeten, durch ihre Umgebungen geleitet, riefen die Familie Bourbon auf den Thron Frankreichs zurück. Die Marschälle Ney, Macdonald und Oudinot, die Folgen eines Bürgerkrieges fürchtend, vermochten den Kaiser zu bewegen, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, und eilten zu den verbündeten Monarchen, diese Verfügung anzuzeigen. Marmont hatte aber bereits einen geheimen Vertrag mit dem Fürsten von Schwarzenberg abgeschlossen, und in der Nacht vom 5 April führte General Souham dessen Armeekorps, gegen Wissen und Willen der Truppen, nach Versailles in die Mitte des feindlichen Heeres.

Am 6 April ward ein Waffenstillstand abgeschlossen, und am 11 entsagte Napoleon der Krone Frankreichs, indem er sich blos die Souverainität der Insel Elba vorbehielt. „Les Puissances „alliées ayant proclamé que l'Empereur Napoléon étoit le seul obstacle au rétablissement de la paix „de l'Europe, l'*Empereur Napoléon*, fidèle à son serment, déclare: qu'il renonce pour lui et pour „ses héritiers aux trônes de France et d'Italie, parce qu'il n'est aucun sacrifice personnel, même „celui de la vie, qu'il ne soit prêt de faire à l'intérêt de la France.“

Die Hauptsache war bereits entschieden, als die vom Mittelpunkt entfernten Armeen noch gegen einander kämpften. Im nördlichen Frankreich vertheidigte Carnot den wichtigen Platz Antwerpen, und General Maison manoeuvrirte zwischen den Festungen, um dem Herzog von Sachsen-Weimar, den Engländern und den Holländern die Stirn zu bieten, nachdem die Sachsen (welche die Preussen abgelöset hatten) bei Courtray, und Graham zu Bergopzoom, Verlust erlitten hatten.

---

*) Es ist ganz unzweifelhaft, daß Napoleon noch lange den Krieg hätte fortsetzen können. Die Glieder der Regierung befanden sich hinter der Loire; die Armee war unbesiegt; noch viele Hilfsquellen boten sich ihm dar. Er hätte sich mit der Südarmee vereinigen oder zwischen den Rheinfestungen, und zwar mit einer durch die Kriegslasten aufs Aeusserste gebrachten Bevölkerung, das Glück weiter versuchen können.

Digitized by Google

In Italien war Lord Bentink zu Genua gelandet; Murat, König von Neapel, hatte seine 25,000 Mann starke Armee, die mit dem Vizekönig gemeinschaftliche Sache machen sollte, mit den Oesterreichern vereinigt, Rom durch Verrätherei in Besitz genommen und das rechte Po-Ufer besetzt. Feldmarschall Bellegarde hatte seine Armee zwischen der Etsch und dem Mincio konzentrirt; Prinz Eugen behauptete nach mehrern Gefechten, und namentlich nach der Schlacht bei Vallegio am 8 Februar, die Linie des letztgenannten Flusses zwischen Mantua und Peschiera.

Lyon war durch die Oesterreicher unter Hessen-Homburg, nach einem Gefechte unter den Mauern dieser Stadt, besetzt worden; Marschall Augereau hatte sich bei Valence gesetzt und vertheidigte die Linie des Iserflusses.

In den westlichen Pyrenäen hatte der Marschall Soult nach der Schlacht bei Orthez der Uebermacht weichen müssen, und war mit 30,000 Mann über Tarbes gezogen. Lord Wellington folgte ihm, nachdem eine Abtheilung unter Beresford das unvertheidigte Bordeaux, wo eine Volksbewegung zu Gunsten der Bourbons ausbrach, in Besitz genommen hatte. Bei Toulouse griffen am 14 April 60,000 Engländer, Spanier und Portugiesen die französische Armee an, und erzwangen nach einem hartnäckigen Kampfe den weitern Rückzug derselben. Oestlich hatte Marschall Suchet den König Ferdinand wieder an das spanische Volk zurückgegeben, die Festungen jenseits der Pyrenäen in Vertheidigungsstand gesetzt, und war dem Marschall Soult zu Hilfe gezogen, als der Bericht von der großen Veränderung zu Paris eintraf.

Marschall Davoust befand sich noch zu Hamburg mit seinem Korps. In Frankreich waren noch alle Festungen, in Italien, Spanien, Holland und Deutschland noch dreiundfünfzig derselben durch französische Truppen besetzt, welche durch Beobachtungskorps, mehrentheils aus Landwehr bestehend, blokirt oder belagert wurden.

Sobald aber Napoleon dem Thron entsagt und die provisorische Regierung im Namen des Vaterlandes alle Truppen zur Annahme der weißen Kokarde eingeladen hatte, wurde auch dieser Beweis von Gehorsam, dieses unbedingte Opfer von der Armee gebracht; sie unterwarf sich schweigend nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, unüberwunden, durch das ganze bewaffnete Europa erdrückt und durch Intriguen irre gemacht, der neuen Ordnung der Dinge, in der Hoffnung, das Glück des Vaterlandes durch Herstellung des Friedens zu befestigen *). Die französischen Krieger leisteten dadurch den größten Beweis ihrer ächt natio-

*) Lassen wir uns über die Gesinnungen der französischen Armee, durch die Wendung der Umstände, nicht irre leiten. Sie wurde durch den neuen König, mehr noch durch seine Umgebungen und durch die Verwalter seiner Regierung herabgewürdigt, und empfing 1815 den alten Feldherrn wieder. Sie vermochte nicht gegen den zu fechten, der sie so oft zum Siege geführt hatte, — Tugend, einer alten großen Zeit werth, welche nur im treuen Kriegerherzen wurzelt; allein sie führte die Katastrophe nicht herbei, wenn gleich sie solche wünschte. Sie ließ sich hinter der Loire duldend auflösen, wie sie das Jahr zuvor die Bourbonen empfangen hatte, weil es angeblich das Wohl von Frankreich so wollte! Sie zeigte, daß sie nicht die Satelliten des Tirannen, aber die Soldaten des Vaterlandes waren.

Digitized by Google

nalen Gesinnungen; sie unterdrückten in ihren Herzen die Anhänglichkeit an den großen Mann, der sie lange rühmlich angeführt hatte, und gelobten, fernerhin, wie unter Napoleon, alle ihre Kräfte dem Vaterlande zu widmen.

Durch den Vertrag vom 23 April 1814 ward festgesetzt, daß die verbündeten Truppen den französischen Boden, hingegen die französischen Besatzungen alle Festungen ausser dem alten Frankreich räumen sollten, und den 30 Mai ward der Friedenstraktat unterzeichnet. Frankreich trat in seine alten Grenzen von 1792 zurück. Ludwig XVIII bestieg den Thron dieses schönen Landes; die Verbündeten bereicherten sich mit der gemachten Beute. Napoleon, mit einigen Hundert alten Grenadieren und polnischen Lanzenreitern, ward als Souverain der Insel Elba eingesetzt.

Dies ist im Wesentlichen der Feldzug vom Jahr 1814, ausserordentlich merkwürdig in seinen Ursachen, in seinem Gang und in seinen Folgen, gleich belehrend für den Staatsmann wie für den Militär. Hätte Napoleon seine ungeheuern Hilfsmittel nicht zweckwidrig verschwendet, er würde der mächtigste Monarch geworden sein, den je die Erde trug; — hätte er nach seinen schrecklichen Verlusten treu mit der Nation gehalten, die Mißbräuche seiner Allgewalt abgeschafft und eine väterliche Verwaltung eintreten lassen, das ganze Volk würde aufgestanden sein zum ernsten Widerstande, und wahrlich, die Streitmassen der Verbündeten hätten die Schwelle des Landes nicht übertreten. Frankreich unterlag, weil die Sache der Nation von jener ihrer Regierung abgesondert worden war!

Auch in den militärischen Operationen ist die Wahrheit der hohen strategischen Grundsätze erprobt worden. So lange Napoleon mit seiner kleinen Armee die Zentral-Stellung hielt und gegen die doppelten Kolonnen des Feindes eine innere Linie bildete, errang er Vortheile über dessen sechsfache Ueberzahl, indem er ihn mit seinen Kerntruppen bald hier bald dort überfiel. Er zerstreute aber seine Streitkräfte, die Verbündeten vereinigten die ihrigen, und in wenigen Tagen waren die Würfel zu seinem Verderben gefallen.

Die eines bessern Erfolges würdige Ergebenheit einer Handvoll Soldaten, welche die geheiligte Sache des Vaterlandes zu vertheidigen hofften, indem sie dem Kaiser in allen Strapazen und Gefahren treu blieben, konnte Napoleon gegen das ganze aufgestandene Europa in die Länge nicht retten, weil das Volk keinen Antheil an dem Kampfe nahm, und nur theilweise die Waffen ergriff, wenn es durch die Qualen der fremden Beherrschung dazu getrieben ward.

Dieses große Beispiel, der Fall des einst so mächtigen Kaisers, zeigt, daß nur eine freie Nation fähig ist, große Thaten zur Begründung und Handhabung seiner Selbstständigkeit auszuführen. So die Griechen gegen die persischen Millionen, die Schweizer gegen alle Angriffe ihrer Unterdrücker, Holland gegen das spanische Joch, Nordamerika gegen die englische Ungerechtigkeit, das republikanische Frankreich gegen die europäische Koalition, Deutschland und Spanien gegen die französische Botmäßigkeit.

Digitized by Google

Wenn alle Franzoſen gefochten hätten, wie die jungen Soldaten zu Père-Champenoiſe, Frankreich wäre ſicher nicht unterlegen.

Der gehemmte Handelsverkehr, ſeine Urſachen und die deshalb den Fabrik-Maſchinen gemachte grundloſe Anſchuldigung.

Wie im Haushalt des Privatmannes Einſicht, Fleiß und Sittlichkeit es ſind, die den Wohlſtand gründen und befördern, deſſen Abnahme und die Verarmung faſt allezeit aus dem Mangel einer jener Eigenſchaften und aus dadurch herbeigeführten Verirrungen entſteht: ſo verhält es ſich mit den Staatsgeſellſchaften, deren Einrichtungen in eben dem Maaſe, wie ſie die Freiheit der Staatsbürger, die Rechte der Perſonen und des Eigenthums ſichern, hinwieder auch den Wohlſtand des Gemeinweſens und ſeiner Bürger begründen und gewährleiſten, während fehlerhafte Staatseinrichtungen mit der Freiheit zugleich den Wohlſtand gefährden und untergraben. Die Wichtigkeit des letztern Verhältniſſes aber wird dadurch erhöhet, daß ſelbſt auch jene Tugenden des Privatmanns, wie ſie unter wohlgeordneten Staatseinrichtungen fröhlicher gedeihen, ſo unter fehlerhaften öfters erſtickt werden mögen.

Hierauf beruht der hohe Werth und die Würde der Staatshaushaltslehre (*Économie politique*), deren Grundſätze in ſolchen Wahrheiten beſtehen, die ihrer menſchenfreundlichen Natur nach geeignet ſind, die Bildung, den Wohlſtand und die Sittlichkeit der menſchlichen Geſellſchaften im ſchönſten Ebenmaaſe und in der gedeihlichſten Wechſelwirkung überall da zu entwickeln und zu befordern, wo ſie anerkannt und angewandt werden; und die hinwieder auch jederzeit den ſicherſten Prüfſtein darreichen, um die Urſachen des ſinkenden Wohlſtandes eines Gemeinweſens auszumitteln und ihnen alsdann die zweckmäßigen Heilmittel anzupaſſen.

Es gehört die Ausbildung der Staatshaushaltslehre der neuern Zeit an; ſie hat mit den Entwickelungen freier Staatseinrichtungen Schritt gehalten, und immer nur wohlthätig, ſo viel ihr vergonnt ward, auf dieſe eingewirkt. Unter ihren Haupтbeförderern befindet ſich der franzöſiſche Schriftſteller Jean Baptiſte Say *), deſſen klaſſiſche Darſtellung der

*) Zu Lyon 1767 geboren, war Herr Say eins der durch den Kaiſer Napoleon, um ihrer Freiheit willen, aus dem Tribunat vertriebenen Glieder. Als im Jahr 1819 beim *Conservatoire des arts et métiers* zu Paris die Errichtung eines Lehrſtuhls der Staatshaushaltslehre (*chaire d'économie politique*) vorgeſchlagen war, und derſelbe dem Herrn Say übertragen werden ſollte, hatte das Miniſterium die Benennung der neuen Lehrſtelle ſo bedenklich gefunden, daß, um die Sache zu retten, ihr Name verändert und die unſchuldigere erachtete Benennung eines Lehrſtuhls der Gewerbshaushaltslehre (*chaire d'économie industrielle*) beliebt werden mußte, an der nun ſeither der neue Prof ſor mit großem Beifall über Staatshaushalt Vorträge hält. Neben dem *Traité d'économie politique*, welcher

Staatshaushaltslehre dem Werke seines großen Vorgängers Adam Smith zur Seite steht. Veranlaßt durch einige, mit den in seinem Buche vorgetragenen Grundsätzen in Widerspruch stehende Behauptungen des Briten Malthus und des Genfers Sismondi, hat jüngsthin der französische Gelehrte in einer Reihe von Briefen, die dem erstern seiner Gegner zugeschrieben sind *), theils die wahren Ursachen der obwaltenden Handelskrise, die man gewöhnlich einem Uebermaas der Hervorbringung und mithin auch den diese erleichternden Maschinen zuschreibt, vielmehr in den obwaltenden Hindernissen der Hervorbringung nachzuweisen, und die Vortheile, welche der Gesellschaft von Maschinen erwachsen, aus einem bisher nicht oder allzuwenig beachteten Standpunkte darzustellen versucht; was hier folgt, ist der wesentliche Inhalt durch Scharfsinn und Klarheit sich gleichmäßig empfehlenden Briefe an Herrn Malthus.

U.

1.

Die Schwierigkeiten der Hervorbringung, nicht ihre Erleichterung und Beschleunigung sind es, welche den Absatz hindern und die Stockung des Handels erzeugen.

Die staatswirthschaftliche Lehre, der zufolge bei einer gänzlichen Freiheit des Gewerbsfleißes und Handelsverkehrs die Hervorbringung und der Verbrauch (Produktion und Konsumtion) in unbestimmten Grenzen sich erweitern könnten, und, ihrer Wechselwirkung sowohl als dem natürlichen Streben des Menschen, sein Schicksal zu verbessern, gemäß, daraus eine gleichfalls unbestimmt fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung und der Genüsse sich ergeben müßte — diese staatswirthschaftliche Lehre ist allerdings nur eines theoretischen Beweises fähig, weil sie in der That auch nur hypothetisch, und das, was sie voraussetzt, zur Zeit noch nirgends vorhanden ist. Anders verhält es sich mit der Behauptung, der zufolge, im wirklichen Zustand der Dinge und unter den bestehenden Verhältnissen, dasjenige, was den Absatz und Verkauf der Erzeugnisse hindert, in den Hindernissen und Schwierigkeiten der Produktion, und nicht, wie man gewöhnlich sagen hört, in den Beförderungs- und Erleichterungsmitteln der Gewerbsamkeit und Fabrikation zu suchen ist. Hier hat man es nicht mit der Theorie, sondern mit der reellen Welt zu thun, die Beweise können der Erfahrung enthoben werden, und es lohnt sich der Mühe, jene Hindernisse aus diesem Gesichtspunkte zu würdigen. Vollständig sollen sie nicht

---

in der Urschrift zum viertenmal aufgelegt und in fast alle europäische Sprachen übersetzt ist, sind die merkwürdigsten von Herrn Say's Schriften noch folgende: *Olbie, ou Essai sur les moyens de réformer les mœurs d'une nation*, 1800; — *De l'Angleterre et des Anglais*, 1815; — *Catéchisme d'économie politique*, 1815; — *Petit volume, contenant quelques aperçus des hommes et de la société*, 1817; — *Des canaux de navigation, dans l'état actuel de la France*, 1818.

*) *Lettres à Mr. Malthus* sur différens sujets d'économie politique, notamment sur les causes de la stagnation générale du commerce, par *Jean Baptiste Say*. Paris, Bossange. 1820. 8.

Digitized by Google

aufgezählt werden, und es würde dies wohl auch allzuschwierig sein, indem manche dieser Hindernisse noch nicht gekannt sind und erst in der Folge, so wie die Staatshaushaltslehre neue Fortschritte macht, entdeckt werden dürften, einige vielleicht auch überall unentdeckt bleiben; dagegen aber gibt es deren sehr mächtige, welche man kennt, und die theils auf den Gesetzen der Natur, theils auf denen der Gesellschaft beruhen; von diesen allein nur soll hier die Rede sein.

In der Ordnung der Natur liegt es, daß die Hervorbringung von Nahrungsmitteln engere Schranken hat, als diejenige von Waaren, welche zur Kleidung dienen, und von Hausgeräthschaften. Während die Menschen an Gewicht und Werth eine ungleich viel größere Masse von Nahrungsprodukten, als von allen übrigen insgesammt bedürfen, lassen sich hinwieder diese Erzeugnisse nicht aus sehr großer Entfernung holen, weil ihr Transport schwierig und die Aufbewahrung kostbar ist. Was davon auf dem Landesgebiet einer Nation wachsen kann, hat seine Schranken, die durch Vervollkommnung der Landwirthschaft und durch größere auf landwirthschaftliche Unternehmungen verwendete Kapitalien unstreitig erweitert werden mögen, aber doch allezeit nur innerhalb bestimmter Grenzen. Arthur Young glaubt *), Frankreich erzeuge nur die Hälfte der Nahrungsprodukte, die sein Boden erzeugen könnte. Angenommen, es sei dies also, oder Frankreich könnte auch vollends zweimal so viel landwirthschaftliche Erzeugnisse durch vervollkommneten Landbau gewinnen, ohne darum die Zahl seiner Landbauer zu vermehren: so hätte es alsdann fünfundvierzig Millionen Einwohner, die sich andern Beschäftigungen widmen könnten. Ein Theil seiner Manufaktur-Erzeugnisse fände auf dem flachen Lande, dessen Ertrag größer würde, mehr Absatz als gegenwärtig, und die fabrizirende Klasse der Bevölkerung würde dem übrigen Theil Absatz verschaffen. Man wäre nicht besser genährt, als jetzt; dagegen wäre man überhaupt mit Manufaktur-Erzeugnissen besser versehen; man hätte bessere Wohnungen, mehr Hausgeräthe, feinere Kleidungen, und es würden mancherlei nützliche, belehrende und angenehme Dinge, die gegenwärtig nur noch einem kleinen Theil der Bevölkerung zu gut kommen, alsdann ungleich mehrern Genuß bringen.

Inzwischen müßte nach Maasgabe der zahlreicher werdenden Klasse der Manufakturarbeiter immerhin auch das Bedürfniß der Lebensmittel größer werden, und ihr Preis im Verhältnisse zu den fabrizirten Waaren höher steigen; diese müßten einen beschränktern Lohn und Gewinn bringen, wodurch die Aufmunterung für neue Produktion wegfiele. Es erhellt daraus, daß die den landwirthschaftlichen Erzeugnissen gesetzten Schranken hinwieder auch den Manufaktur-Erzeugnissen Schranken setzen müßten. Diese Wirkung aber würde, so wie Alles, was auf natürlichem Wege und durch Naturgesetze erfolgt, nur langsam und nicht unvorbereitet eintreten, und eben darum mit geringern Nachtheilen verbunden sein.

Abgesehen nun aber von diesen anerkannten, durch die Natur selbst der Hervorbringung der

*) Reise durch Frankreich, B. 2, S. 93 der englischen Ausgabe.

Digitized by Google

Nahrungsmittel und mittelbar allen übrigen Erzeugnissen gesetzten Schranken, läßt sich die Frage aufwerfen: woher es komme, daß sehr gewerbfleißige Länder, wie England ist, wo es an Hauptgütern (Kapitalien) gar nicht fehlt, und wo die innern Verbindungen auch sehr erleichtert sind, in dem Absatze ihrer Waaren viel früher gehemmt werden, als ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse die Grenze erreicht haben, welche sie nicht übersteigen können. Hier muß wohl irgend ein Gebrechen oder ein verborgenes Uebel die Störung verursachen? Vermuthlich sind dieser Gebrechen mehrere, die nach und nach zum Vorschein kommen dürften. Aber eins bietet sich zunächst als sehr groß und verderblich dar, und es verdient dasselbe darum auch die ernstlichste Erwägung.

Wenn es der Fall wäre, daß neben jede Handels-, Manufaktur- oder landwirthschaftliche Unternehmung ein Fiskalbeamter sich hinstellte; und wenn dieser Mann, ohne den Werth, den Nutzen oder die Vorzüge, welche dem Erzeugnisse Käufer und Abnehmer verschaffen, auf irgend eine Weise zu erhöhen, seine Fabrikationskosten hingegen vermehren würde — was wäre wohl die Folge davon? Der Werth, den man auf irgend ein Erzeugniß legt, auch wenn man die Mittel, um solches zu kaufen, besitzt, hängt von dem Nutzen und dem Genusse ab, die man sich davon verspricht. So wie der Preis desselben höher steigt, verliert es für mehrere Personen den Werth der Ausgabe, die es verursacht, und die Zahl seiner Käufer vermindert sich.

Dazu kommt, daß, weil die Abgaben den Gewinn keines Produzenten vermehren, hingegen aber den Preis aller Produkte erhöhen, die Einnahme der erstern auch nicht mehr hinreicht, um die letztern zu kaufen, so oft sie durch das angedeutete Ereigniß im Preise steigen.

Um die Sache in ihrem ganzen Umfange deutlicher zu machen, will man ihre Ergebnisse in Zahlen aussprechen. Wofern der Unternehmer oder Fabrikant irgend eines Stückes Zeug gleichzeitig, wie er sich selbst und denen, die an der Verarbeitung Theil nahmen, als Arbeitslohn u. s. w. dreißig Franken auszahlt, nebenbei dem Fiskalbeamten sechs Franken zu zahlen hat, so muß er es entweder um sechsunddreißig Franken verkaufen, oder die Waare zu fabriziren aufhören; denn wollte er die Qualität der Waare geringer machen, so käme dies mit der Preiserhöhung auf eins heraus. Sobald das Stück 36 Fr. kostet, können die, welche zur Verfertigung desselben beitrugen, und dafür sämmtlich nur 30 Fr. empfangen haben, nur noch fünf Sechstheile des nämlichen Stückes kaufen, da sie es vorher ganz kaufen konnten; der, welcher früher eine Elle davon an sich bringen mochte, ist jetzt auf fünf Sechstheile einer Elle beschränkt, und so auch die Uebrigen.

Wenn der Landwirth hinwieder für einen Sack Getreide, dessen Produktionskosten 30 Fr. betragen, einem andern Einnehmer 6 Fr zahlen muß, so muß er seinen Sack Getreide anstatt für 30 Fr. nunmehr für 36 Fr. verkaufen, und es folgt daraus, daß der Landwirth sowohl als der Fabrikant, sei es, daß sie Zeuge oder Getreide bedürfen, mit ihrem Arbeitslohn nur fünf Sechstheile ihrer Produkte an sich bringen können.

Was hinsichtlich dieser zwei Produkte statt findet, leidet allgemein auf alle Art Erzeugnisse

Digitized by Google

Anwendung. Ohne den Stand der Frage zu ändern, können wir annehmen, daß die Produzenten, was für eine Waare sie auch liefern, hinwieder Bedürfnisse aller Art, der Nahrung, Kleidung, Wohnung, der Nothwendigkeit und des Luxus, haben; diese alle werden sie unter dem obgedachten Verhältnisse gegen ihre Einnahmen zu theuer finden, und es wird in der obigen Voraussetzung ein Sechstheil der Erzeugnisse unverkauft bleiben.

Freilich kommen auch die von dem Einnehmer bezogenen sechs Franken Jemandem zu gut; und diejenigen, als deren Stellvertreter der Einnehmer kann angesehen werden (Beamtete, Militairs, Staatsgläubiger), können dieses Geld zum Ankauf des übrigen Sechstheils vom Getreidesack, vom Stück Zeug oder von irgend einer andern Waare verwenden. Es geschieht dies auch wirklich. Aber man darf dabei nicht ausser Acht lassen, daß dieser Verbrauch immer nur auf Kosten der Produzenten geschieht, und daß der Einnehmer oder die, deren Stellvertreter er ist, wenn sie einen Sechstheil der Erzeugnisse verbrauchen, dadurch die Produzenten nöthigen, sich mit fünf Sechstheilen ihrer Erzeugnisse zu nähren, zu kleiden und zu erhalten.

Man wird dies zwar eingestehen, zugleich aber sagen, es sei ja wohl möglich, daß Jeder mit fünf Sechstheilen dessen, was er hervorbringt, leben könne. Ich will dies auch zugeben, hinwieder dann aber meinerseits fragen, ob man glaube, der Produzent könne noch eben so gut leben, wenn ihm, statt eins, zwei Sechstheile oder ein Drittheil seines Erzeugnisses abgefordert wird? — Das wohl nicht; aber leben wird er doch immerhin noch.. Gut; er wird also, meint man, noch leben! Alsdann frage ich weiter, ob er auch noch leben wird, wenn man ihm zwei Drittheile abnimmt.. hernach drei Viertheile ... Ich merke aber, daß jetzt gar Niemand weiter antwortet.

Es ergibt sich hieraus die Erwiederung auf einige Haupteinwürfe der Herren Malthus und von Sismondi. „Wenn", sagen sie, „die Erzeugung neuer Waaren hinreichend wäre, um entweder dieselben verbrauchen oder gegen andere überflüssig vorräthige vertauschen, und damit den einen und andern Absatz verschaffen zu können, warum erzeugt man sie denn nicht? Es fehlt ja keineswegs an Hauptgut; dieses ist vielmehr im Ueberflusse vorhanden, und man sieht sich vergeblich nach Unternehmungen um, in denen es vortheilhaft konnte angewandt werden; offenbar sind alle Handelszweige mit Kapitalien und Arbeitern überladen, und alle bieten ihre Erzeugnisse in niedrigen Preisen an."

Ich will nicht sagen, daß der Fall eingetreten sei, wo nur ein Thor sich dem nützlichen Gewerbfleiß widmen könne; aber wenn je dieser Fall eintreten würde, so könnte das Verhältniß kein anderes sein, als dasjenige, worüber hier Klage geführt wird. Um überflüssig vorräthige Produkte zu kaufen, müßten andere hervorgebracht werden; wenn aber die Lage des Produzenten allzunachtheilig wäre, wenn mit vielen Kosten nur Waare von geringerm Werth könnte erzeugt werden, bei deren Tausch gegen andere Bedürfnisse, statt Nutzen, nur Schaden herauskäme: wer wollte sich mit solchem Geschäfte abgeben? Der Arbeiter könnte alsdann nicht mehr vom Ertrag seiner Arbeit leben, er würde der Gemeinde zur Last fallen, und der Unternehmer,

Digitized by Google

der in seinem Gewerbe keinen Vortheil fände, müßte darauf verzichten. Er würde Staats-Schuldscheine kaufen, oder auswandern, um anderswo vortheilhaftere Umstände, einträglichere Arbeit oder, was auf Eins herauskommt, eine mit weniger Kosten verbundene Produktion zu suchen. Fände er hier neue Schwierigkeiten, so würde er nochmals weiter gehen, und der Fall wäre vorhanden, wo die verschiedenen Länder sich einander ihre Kapitalien und ihre Arbeiter, also gerade dasjenige zuschieben, man möchte sagen, an den Kopf werfen würden, was hinreicht, um den Wohlstand der Staatsgesellschaften auf die höchste Stufe zu heben, wofern sie ihren wahren Vortheil einsehen, und die Mittel, ihn geltend zu machen, kennen.

Warum weigern sich die amerikanischen Wilden, deren unsicherer Lebensunterhalt auf der Beute ihres Pfeiles beruht, Dörfer anzulegen, Ländereien zu umzäunen und anzubauen? Weil diese Lebensweise eine für sie zu mühsame und zu ausdauernde Arbeit erheischt. Sie haben Unrecht und ihre Meinung betrügt sie; denn die Entbehrungen, welche sie erdulden, sind ungleich drückender, als die Beschwerden, welche ein wohlgeordnetes Gesellschaftsleben ihnen auflegen würde. Wäre aber dieses gesellschaftliche Leben eine Galeere, worin sie mit sechszehn auf vierundzwanzig Stunden Ruderarbeit kaum das zur Stillung ihres Hungers erforderliche Brod verdienen könnten, so wäre alsdann wahrhaftig ihre Abneigung gegen das gesellige Leben leicht zu entschuldigen. Somit muß demnach Alles, was die Lage des Produzenten, dieser in der menschlichen Gesellschaft höchstwichtigen Klasse, beschwerlicher macht, auf die Zerstörung des Lebensprinzips des Gesellschaftsvereins hinzielen; es wird dadurch ein zivilisirtes Volk einem wilden Volke genähert, ein Zustand herbeigeführt, worin weniger erzeugt und weniger verbraucht wird, und es wird die Kultur zerstört, welche um so viel größer ist, je mehr erzeugt und verbraucht wird.

Eine weitere Betrachtung, die gleichfalls Aufmerksamkeit verdient, ist diese, daß die Kosten der Produktion nicht allein nur durch vervielfältigte Abgaben und Theurung überhaupt erhöht werden, sondern hinwieder auch durch Gewohnheiten, die aus fehlerhaften staatsthümlichen Verhältnissen hervorgehen. Wenn ein hoch angestiegener Luxus und übertriebene Gehalte, wenn die Leichtigkeit, mit Lieferungen und Finanzoperationen durch Begünstigung unrechtmäßigen Gewinn zu machen, den Fabrikanten und Handelsmann, den eigentlichen Produzenten zwingen, zu Behauptung ihres Ranges in der Gesellschaft unverhältnißmäßig hohen Gewinn zu verlangen, alsdann tragen auch diese Mißbräuche das Ihrige bei, um die Fabrikationskosten zu vermehren und mithin die Preise der Erzeugnisse über ihr wahres Verhältniß zu steigern. Dadurch wird der Verbrauch dieser letztern hinwieder beschränkt und vermindert, und auf diesem Wege geschieht es, daß die Vermehrung des Luxus und unnützer Ausgaben das Uebel, von dem hier die Rede ist, vermehren hilft.

Der Beweis, daß in den Produktionskosten ein wichtiges Hinderniß des Waarenabsatzes liegt, mag neben anderm auch in dem schnellen Absatze derjenigen gefunden werden, die durch ein beschleunigtes Produktionsverfahren wohlfeil geworden sind. Sinkt eine Waare um den

Digitized by Google

vierten Theil im Preiſe, ſo mag auch bald die doppelte Menge derſelben abgeſetzt werden. Als in Folge des Kontinentalſyſtems das Pfund Zucker auf fünf Franken zu ſtehen kam, betrug die Geſammtmaſſe, welche in Frankreich das Jahr durch bezahlt und alſo abgeſetzt werden konnte, vierzehn Millionen Pfunde. Jetzt, da der Zucker wohlfeil geworden, werden davon jährlich achtzig Millionen Pfunde verbraucht, welches ungefähr drei Pfunde auf die Perſon beträgt. Auf der Inſel Cuba, wo der Zucker noch wohlfeiler iſt, werden, nach Herrn von Humboldts Angabe *), über dreißig Pfund auf die Perſon (die Sklaven ungerechnet) verbraucht.

Aus allem Vorſtehenden geht die große, von allen Seiten laut ſprechende Wahrheit hervor, daß die Erhebung übermäßiger Abgaben, mag nun dieſelbe mit oder ohne Zuthun einer National-Stellvertretung geſchehen, die Produktionskoſten vermehrt, ohne weder die Nutzbarkeit der Produkte noch die Befriedigung, welche der Verbraucher darin findet, zu erhöhen, und daß hiermit gleichſam eine Geldſtrafe auf die Produktion oder auf das, wodurch die Geſellſchaft Beſtand hat, gelegt wird. Weil dann aber die Lage der Produzenten ungleich iſt, und die einen die gemeinſame Laſt eher auf ihre Mitproduzenten abwälzen mögen, ſo ſind dieſe Laſten auch für die einen Klaſſen drückender, als für die andern. Ein Kapitaliſt kann manchmal ſein Hauptgut von der bisherigen Beſtimmung zurückziehen und ihm eine andere geben, oder er kann daſſelbe auſſer Landes ſenden. Der Unternehmer eines Gewerbes iſt öfters reich genug, um ſeine Fabrikation für kürzere oder längere Zeit einzuſtellen. Während aber der Kapitaliſt und der Unternehmer dieſe Freiheit behalten, ſieht ſich der Arbeiter hingegen genöthigt, allezeit und um jeden Preis zu arbeiten, ſelbſt wenn der Arbeitsertrag für ſeinen Unterhalt nicht mehr hinreicht. So geſchieht es, daß in einigen Staaten mehrere Klaſſen der Einwohner auf den nothwendigſten Lebensbedarf beſchränkt ſind, und daß die unterſten Klaſſen auch wohl vollends durch Mangel zu Grunde gehen, welches dann unſtreitig zu der Verminderung der Menſchenzahl auf dem allerbedauerlichſten und grauſamſten Wege hinführt.

2.

Der Waaren-Ueberfluß in den vereinten Staaten von Amerika; ihr jetziger und zukünftiger Handelsverkehr mit Europa.

Hier bietet ſich ein Einwurf dar, welcher leicht von allen der ſtärkſte ſein dürfte, weil er auf eine große Thatſache geſtützt wird. In den vereinten Staaten von Amerika ſtehen der Hervorbringung nur wenige Hinderniſſe entgegen, und die Auflagen ſind nicht drückend; dem ungeachtet finden ſich da, wie allenthalben, die Waaren im Ueberfluß, und dem Handel fehlt es an Abſatz. Hier, ſagt man, können weder der unfruchtbare Boden, noch die dem Gewerbfleiße gelegten Feſſeln, noch die übermäßigen Steuern beſchuldigt werden, und es muß demnach zu Vermehrung des Wohlſtands über das Hervorbringen (Produziren) können hinaus, noch

*) *Essai sur la nouvelle Espagne, T. 3, p. 183.*

Digitized by Google

etwas Anderes erforderlich sein. — Wie befremdlich es immerhin scheinen mag, so behaupte ich dennoch, daß eben das Hervorbringen können es ist, welches, für den Augenblick wenigstens, den vereinten Staaten mangelt, um den Ueberfluß ihrer Handelserzeugnisse vortheilhaft gebrauchen zu können.

Die glückliche Lage dieses Volkes während eines langen Krieges, wobei ihm die Vortheile der Neutralität beinahe ununterbrochen zu gut kamen, hat seine Thätigkeit und seine Kapitalien dem auswärtigen und dem Seehandel allzusehr zugewandt. Die Amerikaner sind ein unternehmendes Volk; ihre Schiffahrt geschieht wohlfeil; sie haben für lange Reisen solche abkürzende Manoeuvres eingeführt, bei denen Zeit- und Kostenersparniß erzielt wird, und die jenen vervollkommneten Einrichtungen gleichkommen, welche bei Kunstarbeiten die Kosten der Hervorbringung mindern. Die Amerikaner haben endlich allen Seehandel, den die Engländer nicht behaupten konnten, an sich gezogen; sie sind es, welche viele Jahre hindurch die Zwischenhändler aller Staaten des europäischen Festlandes mit der übrigen Welt gewesen sind; und sie haben selbst da, wo sie mit den Briten zusammentrafen, wie in China der Fall war, vor diesen den Vorzug gehabt.

Was war die Folge hiervon? Eine übermäßige Menge solcher Produkte, welche die Handels- und Schiffahrts-Industrie verschafft; und als hierauf der allgemeine Friede die Meere wieder öffnete, ward die eröffnete Bahn durch französische, holländische und andere Seefahrer in die Wette überzogen, welche, unkundig mit dem wahren Stand der Dinge jenseits des Meeres, unbekannt mit den Verhältnissen der Landwirthschaft, der Künste, der Bevölkerung sowohl als der Ankaufs- und Konsumtionsmittel jener Staaten, eine Menge europäischer Erzeugnisse überall hinführten, in dem Glauben, sie würden dafür in Ländern, die lange davon abgeschnitten waren, begierige Abnehmer finden.

Um aber diesen ausserordentlichen Zufluß kaufen zu können, wäre gleichzeitig erforderlich gewesen, daß diese Länder ihrerseits alsogleich ebenfalls ausserordentliche Erzeugnisse hervorbringen konnten; denn zuverlässig lag die Schwierigkeit nicht darin, europäische Waaren in New-York, in Baltimore, in Havanna, in Rio-Janeiro, in Buenos-Ayres verbrauchen zu können. Man würde sie recht gern verbrauchen, wenn man sie zahlen könnte. Die Europäer verlangten Zahlung in Baumwolle, Tabak, Zucker und Reis; das Begehren dieser Waaren steigerte ihre Preise, und da, wie theuer solche auch waren und das Geld, das auch eine Waare ist, gleichfalls, man sie annehmen oder ohne Zahlung zurückkehren mußte, so wurden eben diese Waaren an ihrem Ursprungsorte seltener und theurer, in Europa hingegen so angehäuft, daß sie zuletzt nicht mehr vortheilhaft verkauft werden konnten, wenn schon der europäische Verbrauch seit dem Frieden sich sehr bedeutend vermehrt hatte. Setzen wir nun aber den Fall, es hätten mit dem Eintritt des Friedens die landwirthschaftlichen und Manufaktur-Erzeugnisse des nördlichen und südlichen Amerika einen schnellen und beträchtlichen Zuwachs erhalten, so würden

Digitized by Google

alsdann auch ihre zahlreichern und mehr hervorbringenden Bevölkerungen die eingebrachten europäiſchen Vorräthe leicht angekauft und dafür wohlfeile Rückladungen geliefert haben.

Hinſichtlich der vereinten Staaten wird dies ganz gewiß geſchehen, ſobald ſie neben den Tauſchwaaren, welche ihr Seehandel uns liefert *), eine größere Menge eigener Landeserzeugniſſe **) und vielleicht auch einige Manufakturprodukte werden abgeben können. Ihr Landbau gewinnt Ausdehnung, ihre Manufakturen vermehren ſich, und als natürliche Folge von beiden iſt der Anwuchs ihrer Bevölkerung erſtaunend ſchnell. Nach Abfluß weniger Jahre werden ihre verſchiedenen Arbeitszweige eine Maſſe von Erzeugniſſen darbieten, worunter ſich manche Gegenſtände vortheilhafter Rückfrachten finden, oder deren Ertrag zum Theil wenigſtens von den Amerikanern auf den Ankauf europäiſcher Waaren verwandt werden kann.

Es werden die Waaren, welche man in Europa wohlfeiler verfertigen kann, nach den vereinten Staaten gebracht, und was amerikaniſcher Boden und Kunſtfleiß wohlfeiler, als anderswo möglich iſt, liefern können, das wird hinwieder von dort zurückgebracht werden. Die Hervorbringungen werden ſich nach den Begehren richten; jede Nation wird ſich vorzugsweiſe mit denjenigen Produktionen beſchäftigen, die ſie am vortheilhafteſten, das will ſagen, mit den geringſten Koſten liefern kann, und daraus werden ſich gegenſeitig und andauernd vortheilhafte Verhältniſſe ergeben. Dieſe Verbeſſerungen des Handelsverkehrs erheiſchen aber Zeit. Die Fertigkeiten und die Erfahrung, welche in den Künſten erforderlich ſind, mögen nicht in etlichen Monaten erworben werden; es bedarf dazu Jahre. Nur in Folge mehrfacher Verſuche werden die Amerikaner diejenigen Manufakturprodukte kennen lernen, welche ſie mit Vortheil hervorbringen können ***). Alsdann wird man ihnen dieſe freilich nicht mehr zuführen; aber der Gewinn, den ihre Hervorbringung verſchafft, wird ihnen die Mittel für den Ankauf anderer europäiſcher Erzeugniſſe verſchaffen.

Die landwirthſchaftlichen Unternehmungen anderſeits, wie ſchnell auch ihre Erweiterung geſchieht, können durch ihre Erzeugniſſe immer nur ſehr langſam den europäiſchen Waaren Abſatz verſchaffen. Nach Maasgabe, wie Anbau und Bildung ſich jenſeits des Allegany-Gebirgs, in Kentuky, in den Landſchaften von Indiana und Illinois ausdehnen, wird der erſte Ertrag für die Nahrungsbedürfniſſe der aus den früher bevölkerten Staaten eintreffenden Koloniſten und

---

*) Die Handelsprodukte der vereinten Staaten, welche uns von d her tauſchweiſe geliefert werden, ſind: Zucker aus Indien, China von Havanna, Kaffee, Thee, Nankins, Indigo, Ingwer, Rhabarber, Zimmt, Pfeffer, rohe Seide.

**) Die Erzeugniſſe ihres Bodens und ihrer Künſte, welche ſie uns liefern, ſind: Baumwolle, Tabak, Potaſche, Reis, Eichenrinde (*Quercus citrina*), Fiſchthran, einige Färbehölzer.

***) Die für ein noch neues Volk ſchicklichſten Manufaktur Arbeiten ſind überhaupt ſolche, welche ſeinen eigenen oder wenig koſtbaren Urſtoffen eine Zubereitung ertheilen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die vereinten Staaten jemals Tücher nach Europa ſenden werden, eher aber fabrizirten Tabak und raffinirten Zucker: wer weiß, ob ihnen nicht vielleicht gelingt, die Kattun-Leinwand (*cotonnades*) wohlfeiler als in England zu verfertigen?

Digitized by Google

für die Erbauung ihrer Wohnungen verwandt. Was überschießt, wird für neue Urbarmachung und in der Folge für die Hervorbringung solcher Manufakturen, die das örtliche Bedürfniß heischt, gebraucht, und erst in vierter Reihe kommen die Ersparnisse, welche den Ertrag des Bodens auf den Ankauf und Verbrauch fremder Erzeugnisse verwenden. Alsdann erst mögen die neuen Staaten uns Europäern Waarenabsatz darbieten; daß aber dieses in ihrer Kindheit nicht möglich ist, leuchtet von selbst ein; ihre Bevölkerung muß erst angewachsen und ihr Landesertrag muß so beträchtlich geworden sein, daß sie den Werth desselben in die Ferne auszutauschen ein Bedürfniß fühlen. Alsdann, und durch den natürlichen Fortschritt der Dinge, werden sie statt roher Erzeugnisse solche ausführen, die bereits durch einige Arbeit eine andere Gestaltung, mithin in geringerm Umfang größern Werth erhielten, und die Kosten der weiten Ueberfahrt ertragen mögen. Solche Waaren wird Europa alsdann über Neu-Orleans empfangen, indem diese Stadt ohne Zweifel einer der größten Stapelplätze der Welt zu werden bestimmt ist.

So weit sind wir aber noch nicht gekommen; und billig darf man sich darum auch nicht wundern, wenn die Erzeugnisse der vereinten Staaten dem plötzlichen Handelsantrieb, welchen der eingetretene Friede gab, keine entsprechenden Ergebnisse darboten; selbst auch darüber darf man sich nicht wundern, daß die von den Amerikanern in Folge einer übertriebenen Entwickelung ihrer Schiffahrts-Gewerbsamkeit in ihre Hafen gebrachten Handelsvorräthe daselbst im Ueberflusse vorhanden sind.

3.

Andere Verwirrungen, die aus den Hauptstörungen der Produktion hervorgehen.

Wenn die gegenwärtige kümmerliche Lage aller Gewerbe in Europa zunächst auf den unverhältnißmäßigen Produktionskosten beruht, so wird dieselbe noch weiterhin vermehrt durch solche Verwirrungen in Erzeugniß, Vertheilung und Verbrauch der Produkte, die durch eben jenes Verhältniß herbeigeführt wurden. Diese Verwirrungen sind es, welche manchmal die Märkte mit dem Uebermaase der einen Waare überladen, und hingegen andere zurückhalten, welche Käufer fänden, die ihren Erlös wieder auf den Ankauf der erstern verwenden würden. Es gibt Produzenten, welche auf der Menge ihrer Erzeugnisse einen Theil dessen, was der Fiskus ihnen abnimmt, wieder zu ersetzen trachten. Einige produktive Dienste oder Einkünfte wissen sich der fiskalischen Spürkunst zu entziehen, wie dies bei den Kapitalien der Fall ist, die sehr oft ihre Zinsen unbesteuert genießen, während Grundstücke, Häuser, Arbeitslohn u. s. w. mit Steuern überladen sind. Ein Arbeiter, der seine Haushaltung zu ernähren Mühe hat, sucht zuweilen im Uebermaas seiner Arbeit Ersatz für den allzuniedrigen Arbeitslohn. Das alles sind Ursachen, welche die natürlichen Verhältnisse der Produktion stören und zur Folge haben, daß gewisse Gattungen von Waaren in größerer Menge hervorgebracht werden, als geschehen wäre, wenn

Digitized by Google

die Bedürfniſſe der Verbraucher einzig nur beachtet würden. Die Gegenſtände unſers Verbrauchs ſind uns in ungleichem Grade nothwendig. Ehe man ſeinen Korn- oder Brodverbrauch um die Hälfte vermindert, wird der Fleiſchverbrauch auf den vierten Theil herabgeſetzt, und der Verbrauch des Zuckers wird ganz eingeſtellt. In gewiſſen Unternehmungen, bei Manufakturen zumal, haftet das darein verwandte Hauptgut öfters ſo genau, und kann ſo ſchwierig oder gar nicht herausgezogen werden, daß die Eigenthümer mitunter auf Gewinn und Zinſen Verzicht leiſten und ohne Vortheil fortarbeiten, um nur die Unternehmung auf günſtigere Zeiten zu erhalten und ihr Hauptgut zu retten; ein andermal fürchten ſie, gute Arbeiter zu verlieren, die ſich bei Einſtellung der Arbeiten zerſtreuen würden; und zuweilen bewegt die menſchenfreundliche Geſinnung allein ſchon die Fabrikanten zu Fortſetzung von Arbeiten, denen die Bedürfniſſe nicht entſprechen. Dies alles aber wirkt in ſtörendem Wechſel hin und her, veranlaßt unüberlegte Produktionen, das Ergreifen verderblicher Rettungsmittel und den Ruin manches Handelsverkehrs.

Wie groß auch das Uebel iſt, ſo darf jedoch nicht auſſer Acht gelaſſen werden, daß uns daſſelbe leicht noch größer ſcheinen kann, als es in der That iſt. Die Waaren, welche auf den Märkten aller Länder im Ueberfluß vorhanden ſind, können eine gewaltige Maſſe zu bilden ſcheinen; ſie können den Handel durch ihre niedrigen Preiſe ſchrecken, und doch in der That nur ein ſehr kleiner Theil der fabrizirten und verbrauchten Waaren aller Art ſein. Es gibt kein ſo großes Magazin, das nicht ſehr bald ausgeleert wäre, wenn die Hervorbringung der Waare, die es enthält, auf einmal überall aufhören würde. Auch iſt längſt ſchon ſehr richtig bemerkt worden, daß die kleinſte das Bedürfniß überſteigende Anſammlung von Vorräthen oftmals hinreicht, um bedeutende Preisänderungen zu bewirken. Im Addiſſon'ſchen Zuſchauer (No. 200) findet ſich die Bemerkung, daß, wenn die Getreideärnte um einen Zehntheil den gewohnten Bedarf überſteigt, die Kornpreiſe um die Hälfte fallen. Dalrymple (*Considerations on the policy of entails, p. 11*) hat eine hiermit zuſammentreffende Beobachtung gemacht.

Hinwieder dann beruht der Waarenüberfluß auch auf der Unbekanntſchaft der Fabrikanten oder Großhändler mit den wahren Verhältniſſen und dem Umfang der Bedürfniſſe der Gegenden, wohin die Waarenſendungen geſchehen. Es ſind in den neueſten Jahren viele gewagte Spekulationen gemacht worden, weil mancherlei neue Verhältniſſe zwiſchen verſchiedenen Nationen eingetreten waren. Ueberall mangelten ſolche Angaben, die zu Stellung einer richtigen Rechnung erforderlich ſind; allein daraus, daß viel ſchlimme Geſchäfte gemacht wurden, folgt noch keineswegs, daß man, beſſer unterrichtet, nicht gute ſollte machen können. Ich glaube vielmehr vorausſagen zu dürfen, daß nach Maasgabe, wie die neuen Verhältniſſe alt und die wechſelſeitigen Bedürfniſſe beſſer gewürdigt werden, die Schwierigkeiten ſich löſen und gegenſeitig vortheilhafte andauernde Verhältniſſe eintreten müſſen.

Es wird dies um ſo eher und vollſtändiger geſchehen, wenn zugleich allmälig und ſo viel die Umſtände jedes Landes es geſtatten, jene allgemeinen und ſteten Hinderniſſe gehoben werden,

Digitized by Google

die von einer zu kostbaren Hervorbringung herrühren; wenn die Ueberzeugung geltend gemacht wird, daß jeder Einzelne seine Erzeugnisse um so leichter verkaufen mag, als die übrigen Glieder der Gesellschaft mehr verdienen, — daß der Verdienst einzig nur durch Hervorbringen möglich wird, sei es, daß dieses durch persönliche Arbeit geschieht oder durch die Arbeit (Benutzung) der Kapitalien und Grundstücke, welche man besitzt, — daß, je größer die hervorbringende Klasse ist, desto stärker auch die Zahl der konsumirenden sein wird, — daß aus dem nämlichen Grunde jede Nation in dem Wohlstand der andern ihren eigenen Vortheil findet, und daß die offensten Verbindungen gegenseitig allen Staaten Vortheil bringen, weil jede Erschwerung derselben einer Vermehrung der Hervorbringungskosten gleichkommt.

Diese staatswirthschaftliche Lehre ist demnach eine sehr gesellschaftliche Doktrin, welche den Menschen die Quelle des Wohlstandes nachweiset, und die Gefahr andeutet, wodurch dieselbe vertrocknen kann. Sie zeigt hinwieder auch, daß Kapitalien und Grundstücke nur in dem Verhältnisse hervorbringend sind, als ihr Eigenthum geachtet und unverletzt bleibt; daß auch dem Armen selbst die Vertheidigung des Eigenthums des Reichen Vortheil gewährt, und daß die Erhaltung guter Ordnung ihm nicht minder wichtig sein muß, weil er durch Umsturz und Verwirrung höchstens eine vorübergehende Beute gewinnen, dagegen aber eine fortwährende Einnahme verlieren würde. Ein gründliches Studium der Staatswirthschaft muß jederzeit zu der Ueberzeugung führen, daß die der Gesellschaft nützlichsten Wahrheiten auf den richtigsten Grundsätzen beruhen, und daß es darum auch nur wohlthätig und vortheilhaft sein kann, wenn eben diese Grundsätze durch allgemein verständliche Schriften verbreitet, hinwieder auch selbst zum Gemeingut gemacht werden.

4.

Die Maschinen in Fabriken sind künstlichere Handwerkszeuge, welche die Einnahme der konsumirenden Klasse vermehren, ohne jene der produzirenden zu vermindern. Die vorübergehenden Nachtheile derselben werden durch ihre Ergebnisse selbst gehoben.

Die Maschinen und die Handwerkszeuge sind beides Erzeugnisse oder Produkte, die, sobald sie produzirt sind, als Hauptgut (Kapital) berechnet und zur Verfertigung anderer Produkte gebraucht werden können. Der einzige Unterschied zwischen Maschinen und Werkzeugen besteht darin, daß die erstern zusammengesetzte Werkzeuge und die letztern sehr einfache Maschinen sind. Weil es weder Werkzeuge noch Maschinen gibt, welche selbst Kraft erzeugen, so müssen beide auch als Mittel betrachtet werden, wodurch eine uns zustehende Kraft auf einen Gegenstand übergetragen wird, der durch sie eine Veränderung erleiden soll. So ist der Hammer ein Werkzeug, mittels dessen wir die Muskelkraft eines Menschen im gegebenen Fall zum Plattschlagen eines Goldblättchens gebrauchen; und die Hammer eines Eisenwerks sind hinwieder Werkzeuge, mittels deren wir ein niederfallendes Wasser zum Plätten des Stangeneisens gebrauchen.

Die Benutzung einer von der Natur uns dargereichten Kraft benimmt einer Maschine die Eigenschaft des Handwerkzeuges nicht. Die durch Geschwindigkeit vervielfältigte Schwere, auf welcher die Stärke des Hammers eines Goldschlägers beruht, ist eben so gut eine physische Naturkraft, als die Schwere der von einer Höhe herabfallenden Wassermasse.

Was ist alle unsere Kunstfertigkeit und unser Gewerbsfleiß anders, als eine mehr oder minder verständige Benutzung der Naturkräfte? *Indem man der Natur gehorcht*, hat Bacon gesagt, *lernt man dieselbe beherrschen*. Worin sind die Stricknadeln und ein Strumpfweberstuhl von einander verschieden, als daß der letztere ein zusammengesetzteres und mehr vermögendes Werkzeug denn die Nadeln ist, übrigens aber beide, mit mehr oder weniger Vortheil, die Eigenschaften des Metalls und die Kraft des Hebels zu Verfertigung von Kleidungsstücken gebrauchen, womit wir unsere Füße und Beine decken?

Es fragt sich denn also: Ist es vortheilhaft, daß der Mensch ein kräftigeres Werkzeug in seine Hand bekomme, das viel mehr oder viel bessere Arbeit liefern kann, statt eines noch rohen, unvollkommenen und mangelhaften Werkzeuges, mit dem er langsamer, mühsamer und schlechter arbeitet? Jeder Zweifel über die Beantwortung dieser Frage wäre eine Beleidigung des Befragten.

Die Vervollkommnung unserer Werkzeuge steht in untrennlicher Verbindung mit der Vervollkommnung des Menschen. Auf ihr beruht der Unterschied, welcher zwischen uns und den Wilden der Südsee vorhanden ist, die aus Kieseln verfertigte Beile und aus Fischgräten bereitete Nähnadeln haben. Wer über Staatswirthschaft sprechen will, und der Meinung ist, es sollte die Einführung vervollkommneter Werkzeuge, welche der Zufall oder der Erfindungsgeist darbieten, in der Absicht beschränkt werden, um unsern Arbeitern mehr Arbeit zu sichern, der bedenke wohl, daß man alle seine Gründe recht gut gebrauchen kann, um ihm zu beweisen, daß wir, statt vorwärts, in der Bildung rückwärts schreiten, auf die bereits gemachten Entdeckungen allmälig verzichten, und unsere Kunstgewerbe unvollkommener machen sollten, um bei viel mehr Mühe ungleich geringern Genuß zu haben.

Allerdings führt der Uebergang von einer Ordnung der Dinge zu einer andern, selbst derjenige von einem mangelhaftern zu einem bessern Verhältnisse, gewisse Nachtheile mit sich. Kein Verständiger wird alle den Gewerbsfleiß hemmenden Hindernisse und jene Zolleinrichtungen, welche die Staaten von einander trennen, auf einmal niederreissen wollen, wie nachtheilig dieselben auch für die gemeine Wohlfahrt sind. In solchen Fällen aber bestehen Pflicht und Beruf einsichtiger Menschen nicht darin, Neuerungen aller Art, unter dem Vorwand der damit verbundenen Nachtheile, zu hindern und abzuwenden; sondern es sollen dieselben vielmehr jene Nachtheile sorgfältig prüfen und würdigen, um thunliche Mittel an die Hand zu geben, solche so viel möglich zu beseitigen oder zu mindern, und dadurch die Einführung der wünschbaren Verbesserung zu erleichtern.

Es besteht der Nachtheil, von dem hier die Rede ist, in dem Verrücken oder in der Ablei-

Digitized by Google

tung eines Einkommens, das, wofern es plötzlich geschieht, der Klasse, die dadurch Verminderung des ihrigen erleidet, mehr oder minder empfindlich fallen muß. Die Anwendung von Maschinen vermindert (zuweilen, aber doch nicht immer) das Einkommen derjenigen Klasse, deren Kapital oder Grundvermögen in körperlicher Kraft und Handarbeit besteht, um das Einkommen der Klassen zu vermehren, deren Grundvermögen in geistigen Kräften und in Geldkapitalien besteht. Mit andern Worten, die schnell arbeitenden Maschinen sind überhaupt zusammengesetzter, und sie erheischen beträchtlichere Errichtungskosten. Sie setzen also den Unternehmer, welcher sie gebraucht, in den Fall, mehr produktive Dienste des Hauptguts (services productifs des capitaux) und weniger produktive Dienste der Arbeiter (services productifs des ouvriers) zu kaufen; und hinwieder, weil ihre allgemeine und besondere Leitung eine meist viel einsichtigere und gewandtere Geschäftsführung erheischt, so ergeben sich daraus mehr solche produktive Dienste, die das Einkommen der Unternehmer begründen. Während die einzelnen Baumwollenrädchen in den Wohnstuben kaum den Namen einer Fabrikation verdienten, sind hingegen die großen Baumwollspinnereien sehr bedeutende Unternehmungen.

Das wichtigste und vielleicht am wenigsten wahrgenommene Ergebniß des Gebrauchs der Maschinen, und überhaupt alles schnellern und leichtern Arbeitverfahrens, besteht in der vermehrten Einnahme der Verbraucher ihrer Produkte; einer Vermehrung, die Niemand etwas kostet, und die hier eine nähere Untersuchung verdient.

Würde das Getreide bei uns wie vormals durch Handmühlen zerrieben, so würden vermuthlich etwa zwanzig Personen erforderlich sein, um so viel Mehl zu bereiten, als in unsern Mühlen zwei Mühlsteine liefern. Diese zwanzig Menschen würden täglich, wollen wir annehmen, 40 Fr. kosten, welches zu 300 Arbeitstagen auf das Jahr beträge . . . . 12,000 Fr.

Die Maschinen, welche sie gebrauchen, würden beiläufig 20.000 Fr. kosten, wovon der Jahreszins betrüge . . . . . 1,000 »

Der Unternehmer würde vermuthlich einen jährlichen Gewinn oder Ertrag von ungefähr verlangen, und der Mahllohn des durch zwanzig Menschen zu liefernden Mehls käme demnach ungefähr auf . . . . . 3,000 »

16,000 Fr.

zu stehen.

Wogegen heutzutage ein Müller eine Mühle mit einfachem Gange zu Lehen bekommt für . . . . . 2,000 Fr.

Dem Müllerknecht zahlt er . . . . . 1,000 »

Er selbst soll für seine Einsicht und Mühe gewinnen . . . . . 3.000 »

6 000 Fr.

und die nämliche Menge von Mehl kann für . . . . . 6 000 Fr.

statt für 16,000 Fr. gemahlen werden, die sie dem alten Verfahren nach würde gekostet haben.

Die gleiche Bevölkerung kann ernährt werden, indem durch die Mühle die Menge des gemahlenen Getreides nicht vermindert wird; der Gewinn, welchen die Gesellschaft macht, setzt sie in den Stand, neue Erzeugnisse zu bezahlen; so wie nämlich die 6000 Fr. Mahlkosten bezahlt

Digitized by Google

ſind, ergeben ſich gegen den vormaligen Koſtenbetrag 10,000 Fr. Gewinn, und für die Geſellſchaft erwächſt daraus der weſentliche Vortheil, daß ihre Mitglieder, ohne Unterſchied ihrer Erwerbsquellen und ihrer Einkünfte, mögen ſie von ihrer Arbeit, von dem Ertrage ihres Hauptgutes oder ihrer Grundſtücke leben, ihre zu Bezahlung des Mahllohns beſtimmte Ausgabe, im Verhältniſſe von Sechszehn zu Zehn, oder von fünf Achttheilen, vermindern. Wer jährlich acht Franken auf dieſe Nahrungsausgabe verwandte, der gibt jetzt nur drei Franken aus; dies kommt aber vollkommen einer vermehrten Einnahme gleich: denn die fünf hierbei erſparten Franken konnten auf irgend eine andere Ausgabe verwandt werden. Wofern eine gleichartige Vervollkommnung aller andern Erzeugniſſe, deren wir bedürfen, ſtatt gefunden hätte, ſo würden ſich unſere Einkünfte in der That um fünf Achttheile vermehrt haben; und wer dreitauſend Franken gewinnt, ſei es durch Getreidemahlen oder auf jede andere Weiſe, der wäre allerdings eben ſo reich, als wenn er achttauſend Franken Einkünfte beſäße, zur Zeit, wo das vervollkommnete Kunſtverfahren nicht vorhanden war.

Herr von Sismondi hat hieran nicht gedacht, als er in ſeinen *Nouveaux principes d'économie politique* (*T.* 2, *p.* 317) folgende Stelle ſchrieb: „So oft das Begehren des Verbrauchs eines Erzeugniſſes die Produktionsmittel der Bevölkerung überſteigt, ſo iſt jede neue Entdeckung mechaniſcher Vorrichtungen oder Künſte eine Wohlthat für die Geſellſchaft, weil ſie die Mittel zu Befriedigung vorhandener Bedürfniſſe an die Hand gibt. So oft hingegen umgekehrt die Erzeugung für den Verbrauch ſchon völlig hinreicht, muß jede ſolche Entdeckung für ein Unglück angeſehen werden, weil ſie dem Verbraucher nur den Vortheil eines wohlfeilern Genuſſes gewährt, während Daſein und Leben der Produzenten dabei gefährdet werden. Es wäre aber gehäſſig, den Vortheil der Wohlfeilheit mit dem des Daſeins abwiegen zu wollen."

Offenbar hat Herr von Sismondi den Vortheil der wohlfeilen Preiſe nicht ſattſam gewürdigt, und vergeſſen, daß, was für ein Erzeugniß nicht ausgegeben wird, für ein anderes kann ausgegeben werden, von den nothdürftigſten zu den entbehrlichen anſteigend.

Bis dahin mag in der Erfindung der Getreidemühlen kein Nachtheil gefunden werden; hingegen bietet ſich darin der Vortheil einer Verminderung im Preiſe des Erzeugniſſes dar, welche einer Vermehrung des Einkommens für Alle, die davon Gebrauch machen, gleichkommt.

Allein, wendet man ein, dieſe den Verzehrern zu gut kommende Vermehrung des Einkommens wird dem Verdienſt der neunzehn Unglücklichen, welche durch die Mühle ihre Arbeit verlieren, entzogen. — Ich kann dies nicht einräumen. Die neunzehn Arbeiter bleiben mit dem Grundvermögen ihrer induſtriellen Fähigkeiten, mit eben der Kraft, Geſchicklichkeit und Arbeitsvermögen, wie zuvor. Die Mühle nöthigt ſie keineswegs, ohne Beſchäftigung zu bleiben, ſondern nur eine neue Beſchäftigung zu wählen. Es gibt noch viel andere Umſtände mehr, welche gleichen Nachtheil mit ſich führen, ohne die gleiche Entſchädigung zu gewähren. Eine ändernde Mode, ein Krieg, welcher die gewohnten Abſatzwege verſchließt, ein Handelsverkehr, der ſeinen

Digitized by Google

kauf ändert, bringen den Arbeitern ungleich mehr Schaden, als irgend eine neue mechaniſche Erfindung.

Der einzige wirkliche Nachtheil, welcher ſich in der nothwendig gewordenen Aenderung der Beſchäftigung findet, vermindert ſich hinwieder auch durch die Betrachtung, daß Fortſchritte, die in einem einzelnen Fache des Gewerbfleißes gemacht werden, dem Gewerbfleiße überhaupt Vortheil bringen. Die vermehrte Einnahme, welche aus einer Erſparniß in den Ausgaben für die Geſellſchaft hervorgeht, wendet ſich auf andere Gegenſtände hin. Statt der einzelnen Beſchäftigung, welche neunzehn Arbeitern, die bisher mit Handmühlen Getreide mahlten, zu gut kamen, wurden ihnen zehn andere Beſchäftigungen, oder neue Ausdehnungen und Entwicklungen früherer Beſchäftigungen, geöffnet. Den Beweis hierfür liefert die in allen Ländern, wo die Künſte ſich vervollkommnet haben, eingetretene Vermehrung der Bevölkerung und der Arbeiten. Die lange Gewohnheit der Anſicht neuer Kunſterzeugniſſe hindert uns, dieſelben hinlänglich zu bemerken. Wie groß müßte aber nicht das Erſtaunen der vormaligen Bewohner von Europa ſein, wenn ſie in unſerer Mitte neu aufleben könnten! Man ſtelle ſich für einen Augenblick einige derſelben, von den aufgeklärteſten unter ihnen, einen Plinius oder Archimedes, durch eine unſerer modernen Städte wandernd vor; würden ſie ſich nicht von Wunderdingen umringt glauben? Der Reichthum unſerer Kriſtall- und Glaswaaren, unſere großen Spiegel und deren Menge, unſere Uhrwerke und Taſchenuhren, die Mannigfaltigkeit unſerer Gewebe, unſere eiſernen Brücken, unſere Kriegsgeräthſchaften, unſere großen Fahrzeuge und Schiffe, müßten ſie unſtreitig in die größte Verwunderung ſetzen. Und wenn ſie nun unſere Werkſtätten betreten würden, welche Menge von Beſchäftigungen träfen ſie hier an, von denen ſie nicht die geringſte Vorſtellung haben konnten! Wie möchte ihnen auch nur in den Sinn kommen, daß bei dreißigtauſend Menſchen in Europa jede Nacht mit dem Druck von Zeitungsblättern beſchäftigt ſind, welche am Morgen geleſen werden, während man Thee, Schokolade oder anderes Frühſtück und Speiſen genießt, die eben ſo neu für ſie ſein würden, wie jene Tagblätter ſelbſt? Wer mag dann zweifeln, daß, wofern die Künſte, wie billig zu vermuthen iſt, ſich auch noch weiterhin vervollkommnen, das will ſagen, wenn ſie fernerhin mehrere Erzeugniſſe mit geringen Koſten liefern, alsdann auch neue Millionen Menſchen in einigen Jahrhunderten Dinge erzeugen werden, die unſern Geiſt, wofern wir dannzumal wieder aufleben könnten, in ein nicht geringeres Erſtaunen verſetzen müßten, als dasjenige des Plinius und Archimedes wäre, wenn ſie unter uns zurückkehren könnten. Die Schriftſteller aber vollends, welche die Zeitgenoſſen belehren und die Wahrheit erforſchen wollen, mögen bedenken, daß, im Fall ihre Schriften auf die Nachwelt übergehen ſollten, dieſe die Schrecken und Beſorgniſſe, welche Vervollkommnungen uns einflößen, die ſie alsdann längſt und weit übertroffen haben wird, ohne Zweifel ſehr lächerlich finden dürfte. Und was die armen Arbeiter des großen fabrizirenden Inſelſtaats (Englands) beſonders betrifft, die ſo kunſtfertig und ſo dürftig zugleich ſind, ſo möchten ſie unſern Nachkommen unge-

fuhr wie Leute erſcheinen, die, um ihren Unterhalt zu verdienen, gezwungen wurden, mit an die Füße gehängten Gewichten auf dem Seile zu tanzen. Die Geſchichte wird bezeugen, daß, damit ſie den Tanz fortſetzen können, beſtändig neue Vorſchläge gemacht wurden, nur derjenige nicht, welcher der allein wirkſame geweſen wäre, und der in Ablöſung der Gewichte beſtand. Es könnte alsdann begegnen, daß unſere Nachkommen, wenn ſie ſich erſt über uns luſtig gemacht hätten, am Ende uns auch noch bemitleiden würden.

Ich habe oben bemerkt, daß wohlthätige Vervollkommnungen vorübergehende Nachtheile mit ſich führen können. Diejenigen, welche im Begleite eines ſchnellern und leichtern Arbeitsverfahrens vorkommen, werden aber glücklicherweiſe durch Umſtände gemildert, die zum Theil bereits allgemein anerkannt, zum Theil noch nicht gehörig wahrgenommen ſind. Es iſt ſehr richtig bemerkt worden, daß die aus einem minder koſtbaren Kunſtverfahren hervorgehende Wohlfeilheit des Erzeugniſſes den Verbrauch deſſelben befördert, ſo daß die nämliche Produktion jetzt mehr Leute beſchäftigt, als zuvor, wie die Baumwollſpinnerei und Weberei dafür den Beweis leiſten. Dazu kommt, daß in dem Verhältniſſe, wie die Maſchinen und das ſchnelle Arbeitsverfahren ſich vervielfältigen, es ſchwerer wird, deren neue zu entdecken, vorzüglich wo es ſich um eine alte Kunſt handelt, die bereits ihre geübten Arbeiter beſitzt. Die einfachſten Maſchinen haben ſich zuerſt dargeboten; die zuſammengeſetztern folgten ihnen; aber nach Maasgabe, wie dieſelben zuſammengeſetzter werden, ſind ſie auch koſtbarer und erheiſchen für ihre Verfertigung mehr Arbeit, was zum Theil jene Klaſſe von Arbeitern entſchädigt, welche durch die Einführung des neuen Verfahrens die frühere Arbeit verloren hatte. Die Komplikation und der hohe Preis einer Maſchine ſind Schwierigkeiten, welche ihre allzuſchnelle Einführung hindern. Die Tuchſcheer-Maſchine mittels einer Achſendrehung koſtete urſprünglich fünfundzwanzig- bis dreißigtauſend Franken. Viele Fabrikanten konnten eine ſolche Summe nicht gleich aufwenden; andere waren unentſchloſſen, und ſind es jetzt noch, ob ſie die Abſchaffung machen ſollen: ſie warten den ganz unzweideutigen Erfolg ab. Dieſe Langſamkeit in der Einführung neuer Maſchinen beugt nun aber einem großen Theil ihres Nachtheils von ſelbſt vor, und am Ende findet es ſich in der Wirklichkeit, daß die neuen Maſchinen mehr Furcht und Beſorgniſſe, als hingegen wirklichen Schaden verurſachen, während ihr Nutzen zuverläſſig und dauerhaft iſt.

Herr von Sismondi ſtellt einander gegenüber, was die Folge wäre, wenn hunderttauſend Strickerinnen mit ihren Nadeln, und wenn hinwieder eintauſend Strumpfweber mit ihren Stühlen, jeder Theil zehntauſend Paar Strümpfe verfertigten. Sein Reſultat iſt, daß im letztern Fall die Strümpfe-Verbraucher mehr nicht als fünfzig Centimes (ungefähr drei Batzen) auf das Paar erſparen würden, hingegen aber eine Fabrikation, die hunderttauſend Arbeiter ernährte, nur noch zwölfhundert ernähren könnte. Allein die Vorausſetzungen, mittels deren er zu dieſem Reſultate gelangt, ſind völlig unrichtig.

Um darzuthun, daß die Verbraucher jedes Paar Strümpfe nur um fünfzig Centimes wohlfeiler bezahlen würden, berechnet er die Fabrikationskoſten im erſten Fall folgendermaßen:

Digitized by Google

10 Millionen zum Ankauf des Urſtoffs; 40 Millionen als Arbeitslohn für hunderttauſend Arbeiter, jeden zu 400 Fr. Zuſammen 50 Millionen, wovon 40 an die Arbeiter vertheilt werden.

Im zweiten Fall hingegen berechnet er die Unkoſten alſo: 10 Millionen für den Urſtoff, 30 Millionen für Zinſen des ſteten Hauptgutes und für den Gewinn der Unternehmer; 2 Millionen für Zinſen des umlaufenden Hauptguts; 2 Millionen für Reparations- und Erneuerungskoſten der Maſchinen; 1 Million als Arbeitslohn für zwölfhundert Arbeiter. Zuſammen 45 Millionen, wovon ſtatt vierzig nur eine den Arbeitern zukommt.

In dieſer Ausgabe kommen nun aber dreißig Millionen als Zinſen des ſteten Hauptguts und Gewinn der Unternehmer zum Vorſchein, die für eine Unternehmung, welche zwölfhundert Arbeiter beſchäftigen und Fünfzehn vom Hundert ihres Hauptgutes ertragen ſollte, ein Geſammtkapital von 200 Millionen erheiſchen würden, was eine in der That ganz übermäßige Vorausſetzung iſt.

Ein Arbeiter kann nicht zwei Stühle zugleich betreiben; eintauſend Arbeiter würden demnach tauſend Webſtühle erheiſchen. Ein guter Strumpfwirkerſtuhl koſtet ſechshundert Franken; tauſend ſolcher Stühle würden alſo ſechshunderttauſend Franken koſten. Fügt man dieſem erſten Hauptgut ein zweites gleich großes für die übrigen Geräthſchaften, die Werkſtätten u. ſ. w. hinzu, ſo bedürfen wir nochmals ein Hauptgut von nur zwölfhunderttauſend Franken. Wir nehmen an, es ſollen die Zinſen und der Gewinn der Unternehmer von dieſem Hauptgute Fünfzehn vom Hundert betragen, welches ein ſehr annehmlicher Abtrag iſt, zumal jeder regelmäßige Gewerb oder Verkehr, der mehr erträge, durch die Konkurrenz auf jenes Verhältniß zurückgebracht würde. Alles zuſammen bringt dies dann aber für Zinſen und Gewinn des Unternehmers hundert- und achtzigtauſend Franken, ſtatt dreißig Millionen!

Die gleiche Bemerkung gilt hinſichtlich der zwei Millionen für Unterhalt und Reparationskoſten; denn wofern man ſtatt der Verbeſſerung der Stühle dieſelben alljährlich ganz erneuern wollte, ſo wäre der Koſtenbetrag nur ſechshunderttauſend Franken.

Das umlaufende Hauptgut hinwieder könnte unmöglich zwei Millionen koſten; denn woraus ſollte dasſelbe, nach Herrn von Sismondi's eigenen Angaben, beſtehen? Aus dem Werth des Urſtoffs, den er auf zehn Millionen anſchlägt, und aus dem Lohn der Arbeiter, welchen er auf eine Million berechnet: zuſammen elf Millionen, deren Zinſen zu Fünf vom Hundert die Summe von fünfhundert- und fünfzigtauſend Franken betragen. Weil aber bei dieſer Fabrikation das Erzeugniß innerhalb weniger als ſechs Monaten vollendet und verkauft werden kann, ſo mag das auf das Jahr berechnete Hauptgut zweimal umgeſetzt werden, und es koſtet daſſelbe demnach jedesmal nur zweihundert- und fünfundſiebenzigtauſend Franken, ſtatt der zwei Millionen.

Die Geſammtkoſten alle mit einander aber betragen nur noch 12,055,000 Fr. anſtatt der fünfzig Millionen, welche, zufolge der Rechnung des Herrn von Sismondi, die mit der Nadel geſtrickten Strümpfe koſten würden. Ich glaube jedoch keineswegs, daß die Erſparniß ſo groß ſein könne; denn wenn derſelbe das Hauptgut der Maſchinen zu hoch gewerthet hat, ſo hat er ihnen

Digitized by Google

hinwieder auch eine allzugroße Wirksamkeit verliehen, indem er annimmt, daß mittels ihrer zwölfhundert Arbeiter so viel leisten würden, als hunderttausend ohne sie; dagegen behaupte ich, daß, wofern die Ersparniß auf diesem Erzeugnisse so beträchtlich wäre, alsdann der niedrige Preis der Strümpfe, oder jedes andern Kleidungsstücks, welches gleichmäßig verfertigt werden könnte, den Verbrauch dermaßen befördern würde, daß, statt die hunderttausend Arbeiter, welche damit beschäftigt sein sollen, auf zwölfhundert herabsinken zu sehen, dieselben vermuthlich eher auf zweihunderttausend ansteigen würden.

Oder wenn der Verbrauch dieses besondern Gegenstandes eine so außerordentliche Vervielfältigung des nämlichen Erzeugnisses nicht gestatten könnte, so würde dafür das Begehren nach andern Waaren sich vermehren; man darf nämlich nicht vergessen, daß nach der Einführung der Maschinen die Gesellschaft ihre frühern Einkünfte unverändert beibehält: das will sagen, die gleiche Zahl der Arbeiter, das nämliche Geldkapital und die gleichen Grundstücke sind immer noch vorhanden. Wofern nun, anstatt von der Gesammtmasse dieser Einkünfte fünfzig Millionen jährlich für Strümpfe auszugeben, mittels der Strumpfwirkerstühle nur noch zwölf müssen aufgewandt werden, so können die achtunddreißig übrigen Millionen entweder auf andere Arten des Verbrauchs oder auf Erweiterung der erstern verwandt werden.

Dies ist die Lehre, auf welche uns die Grundsätze hinführen, und die durch Erfahrung bestätigt wird. Die Noth, worunter die Bevölkerung Englands leidet, und die Herr von Sismondi sehr menschenfreundlich beklagt, rührt von andern Ursachen her; vorzüglich sind daran die Gesetze über das Armenwesen Schuld, und eine Masse von Auflagen, welche die Erzeugnisse übermäßig und also vertheuern, daß ein großer Theil der Verbraucher den geforderten Preis dafür zu zahlen ausser Stande ist.

Griechenland und die Türkei.

(*De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe, par M. de Pradt, ancien archevêque de Malines. Paris, chez* Rechet aîné. 1822. *in*-8.)

Was ist von der Türkei zu halten, der europäischen, der asiatischen, der afrikanischen? Denn es sind drei Welttheile von dem verwünschten Türkenreiche angesteckt. — Was von ihr zu halten sei? Darauf antworten der Sachverhalt und Thatsachen, welche in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen. Es ist die Türkei gleichmäßig ein Todtenkörper und die Grabstätte der Bevölkerung, der Künste und der Wissenschaften; ein Alles verschlingender Abgrund; ein aus dem Innersten des Muselmanism hervorgehendes zerstörendes Prinzip; ein stets wirksamer Herd moralischer und physischer Verpestung: dies ist das Bild der Türkei! Wer von den Gräbern des unglücklichen Landes herkommt, bedarf der Reinigung in den Lazarethen.

Digitized by Google

Das Religionsgeſetz der Türken iſt zugleich auch ihr bürgerliches Geſetz und ein Sequeſtrationsgeſetz: in dieſer Hinſicht haben ſie den Haß der Juden gegen jede fremde Beimiſchung ererbt. Den Türken erſcheint Alles, was nicht muſelmänniſch iſt, feindſelig, und wird feindlich von ihnen behandelt; der Abſcheu vor Kenntniß und Wiſſenſchaft beruht bei dieſem Volke auf ſeinem Grundgeſetze: dieſes aber will den Menſchen dumm machen, und ſcheut ſich nicht, das Werk des Schöpfers zu entehren. Der Türken Lebensweiſe und Sprache erweitern ihrerſeits die Abſonderung von allen übrigen Völkern. Nie mag ein Türke ſich mit Menſchen einverſtehen, welche nicht ſeines Glaubens und Blutes ſind. In den Augen der Türken iſt jeder Chriſt ein Ungläubiger, den ihr Geſetz verwirft, ein Gegenſtand des gerechten Zorns des Propheten; und in allen Chriſten erblicken ſie mehr und minder verdeckte Feinde des Islamism. Damit verbinden dieſe Barbaren in ihrer Verworfenheit noch eine ſtolze Verachtung aller Völker, die ihrem Stamme und ihrem Aberglauben nicht angehören. In keinerlei Geſittung vorſchreitend, bilden die Türken ſich ein, Andere ſeien ſtillſtehend geblieben, wie ſie; und welche Schlappen ſie immerhin in Folge ihres Zurückbleibens in allen Künſten, beſonders in der des Krieges, erlitten haben — nichts vermag ihren dummen Starrſinn zu erſchüttern. Wohl hat man geſehen, wie Sultane ſind erwürgt worden, denen die Vortheile europäiſcher Kriegszucht einleuchtend geworden waren, und die ſolche durch Menſchen einzuführen verſucht hatten, welche aus angebornem Aberglauben unzugänglich für die Lehren der Vernunft und Erfahrung ſind. Hätten die Ruſſen mit ähnlichem Starrſinn ſich der Geſittung widerſetzt, hätten ſie den Czaar Peter eben ſo behandelt, wie die Türken Selim III, ſo würden dieſelben heutzutage für Konſtantinopel auf keine Weiſe furchtbar ſein.

Die Türkei iſt in allen Beziehungen den Staatenverhältniſſen und dem Gewerbfleiße der Europäer entfremdet. Was die türkiſche Staatskunſt anbetrifft, ſo iſt dieſelbe ſehr einfach: ſie beſchränkt ſich auf Vermeidung jeglicher Theilnahme der europäiſchen; was immer in dieſem Erdtheile vorgehen mag, die Türkei ſteht ihm unbeweglich und gleichgültig zu. Ob ein Gleichgewicht in Europa vorhanden ſei, oder ob es gebrochen werde, ob die Einen ſteigen, die Andern ſinken: die Türken kümmern ſich darum ſo wenig, daß es für ſie einerlei iſt, ob ſolche Dinge in Amerika vorgehen oder in Europa. Wohl hat man mehrmals Schweden, Preuſſen und England ihnen zu Hilfe kommen geſehen; ſie ſelbſt haben, für wen es auch wäre, nie irgend einen Schritt gethan. Noch ſind andere Gründe mehr, welche beitragen, die Türken aller Theilnahme an den europäiſchen Angelegenheiten zu entfremden. Erſtlich betrachten ſie jede chriſtliche Macht als eine feindliche, darum allein ſchon, weil ſie eine chriſtliche iſt. Dieſe Anſicht geht aus dem alles Uebrige verſchlingenden Grundſatze ihres religiöſen Glaubens hervor, demnach ſie im Menſchen nur den Unterthan der Religion (sujet de la religion) erkennen. Zweitens wäre für den muſelmänniſchen Quietism eine unausgeſetzte Beobachtung des Ganges anderer Regierungen, wie man ihrer in Europa gewohnt iſt, allzuläſſig und eine für dieſe verweichlichten Menſchen zu beſchwerliche Aufgabe. Die durch Religion, Sitten und Sprache aufgeführte Scheide-

Digitized by Google

wand macht, daß den Türken die Türkei für das Ende der Welt gilt. Alles Uebrige ſehen ſie nur durch Blendungen ſeltſamer Vorurtheile, welche aus der religiöſen Quelle herrühren, die ihr ganzes Thun und Laſſen beherrſcht.

Wenn aber das ſtaatsthümliche Sein oder vielmehr das ſtaatsthümliche Nichtſein der Muſelmänner dem europäiſchen Staatskörper keinen Vortheil bringt, ſo iſt ihr Privatleben hinwieder für Europa ebenfalls unnütz. Was könnte ihm für Vortheil hervorgeben aus einer Bevölkerung, die in ſtetem Verarmen begriffen iſt, die in Zahl und Vermögen immer abnimmt, und die, dem europäiſchen Geſchmack entfremdet, nur wenige Natur- oder Kunſterzeugniſſe dieſes Welttheils verbraucht? — Die Türken führen ein nüchternes Leben, ſie verzehren wenig, ihre Nahrung iſt einfach und ihre Kleidung iſt dauerhaft für die ſtehende Lebensart und den langſamen ernſten Gang, an welchen ſie gewöhnt ſind. Ihr Hausgeräthe iſt, mit Ausnahme der Wohnungen einiger Großen, von geringem oder überall keinem Werth. Man nehme die Karte der Türkei zur Hand, ſo wird man ſehen, daß auf ungeheuerm Raum wenige Städte mitten unter Ruinen ſich erheben, die allen ihren Glanz einer durch Europäer unterhaltenen regſamen Thätigkeit verdanken. Würden die Türken allein da walten, ſo dürften auch dieſe Städte bald allen übrigen gleichen, die ſie in Trümmerhaufen verwandelt haben. Konſtantinopel, Smyrna und Theſſalonich ſind die einzigen Punkte, die noch das Anſehen einiges Reichthums haben. Sonſt iſt die Menge durch Bevölkerung und Wohlſtand ausgezeichneter Städte, womit die Geſtade des Marmormeeres beſetzt waren, ſo völlig verſchwunden, daß ihr Boden einzig nur übrig iſt, und von ihnen allen wie von Ilium geſagt werden mag: *Ibi Troja fuit.*

Was kann dem europäiſchen Gewerbfleiße ein ſeiner ganzen Lebensweiſe nach nur zerſtörendes Volk, unter deſſen eiſernem Fußtritt ſelbſt die Erde unfruchtbar wird, für Vortheile darbieten? Welchen Gewinn kann der Verkehr mit trägen oder verarmten Schwächlingen gewähren? Sie ſind für Andere wie überall nicht vorhanden. In dieſem Falle befinden ſich die Türken, und dieſer ihr kommerzieller Unwerth, der zu dem ſtaatsthümlichen Unwerthe hinzukommt, liefert einen ſattſamen Beſtimmungsgrund, um vielmehr die zu begünſtigen, welche an ihre Stelle treten wollen. Laßt uns ſehen, ob auch dieſen letztern ähnliche Vorwürfe gemacht werden mögen, wie den Türken.

Die Griechen ſind von Europa keineswegs durch eine Scheidewand getrennt, wie eine ſolche die Türkei von ihm ſondert. Sie ſind vielmehr ſelbſt auch Europäer, durch Religion und Sitten mit den übrigen Bewohnern des Welttheils vereinbart; es iſt keine Eigenthümlichkeit vorhanden, die ſie hindern könnte, Theilnehmer des europäiſchen Verkehrs zu werden; jene gehäſſigen, abergläubigen oder höhniſchen und ſtolzen Vorurtheile, welche die Türken gegen die geſammte Chriſtenheit hegen, werden bei ihnen nicht angetroffen. Statt in den chriſtlichen Mächten, wie die Türken zu thun von jeher gewohnt waren, allezeit nur feindſelige Gegner zu ſehen, würden die Griechen in ihnen vielmehr erwünſchte Gehilfen zur Vertheidigung der europäiſchen Grenze gegen die Türken erblicken. Demnach iſt Griechenland eben ſo ſehr geeignet, ſich dem europäi-

Digitized by Google

ſchen Staatenverband feſt anzuſchlieſſen und ein thätiges Mitglied deſſelben zu werden, als hingegen die Türken dazu ganz unfähig ſind, indem alle Beſtandtheile ihrer Einrichtungen eine fortwährende Trennung von Europa heiſchen und ſie in ſteter politiſcher Lähmung erhalten. Wenn die türkiſche Bevölkerung ſich zuſehends verringert, ſo iſt die griechiſche hingegen in fröhlichem Gedeihen begriffen; die Wagſchale ihrer phyſiſchen und moraliſchen Kraft ſenkt ſich in gleichem Maaſe, wie die Schale der Türken emporſteigt. Eben ſo verhält ſich's hinſichtlich auf den Handel, den Wohlſtand und einen dem Abſatze europäiſcher Erzeugniſſe günſtigen Verkehr. Bereits ſchon iſt die Lage der Sachen dieſe, daß ein durch ſeine Zahl, Reichthümer und Betriebſamkeit ausgezeichnetes Volk ſich mitten unter einem andern befindet, dem dieſe Eigenſchaften alle mangeln. Wer möchte anſtehen, auf weſſen Seite er treten wolle und welche zuletzt obſiegen müſſe? Im Handel der Levante bildet, was den Griechen zugebracht wird, den ungleich bedeutendern und größern Theil. Man hat dieſen Verkehr durch die allgemeine Benennung des Handels mit der Türkei bezeichnet. In der That aber iſt die Türkei nur zum kleinſten Theile darin begriffen. Eine genau ausgeſchriebene Berechnung des türkiſchen und des griechiſchen Antheils an dieſem Handelsverkehr beſitzt man nicht, und es dürfte ſchwer ſein, ſie zu erhalten. Aber für den Seehandel rüſten die Türken nur wenige Fahrzeuge. Der Handel des Archipelagus und eines Theils vom Mittelmeer wird gutentheils nur von Griechen betrieben, die mit ſtets wachſendem Eifer auf dieſer neuen Bahn ihre Betriebſamkeit entwickeln. Daher rühren jene Flotten, die den türkiſchen einen ſo kräftigen Widerſtand geleiſtet haben, und deren unerwartetes Auftreten, wie ihre Gegner, ſo auch die Europäer überraſcht hat. Wenn dieſe arbeitſamen und keinem Zweige europäiſcher Geſittung entfremdeten Menſchen ihre Kräfte frei zu entwickeln einſt im Stande ſind, alsdann wird auch ihr Handelsverkehr mit Europa auſſer allem Vergleich wichtiger und bedeutender ſein, als derjenige mit der heutigen Türkei iſt. Griechenland wird zu einem kleinen Amerika für Europa werden und ihm einen gleichmäßigen Waarenabſatz öffnen. Somit kann, hinſichtlich auf Staatsverhältniſſe und hinſichtlich auf Geſittung, Europa unmöglich in Zweifel ſtehen, ob die Sache der Türkei oder die Sache Griechenlands den Vorzug verdiene; von der einen Seite mag ihm nur Vortheil, von der andern kann ihm kein Nachtheil zuwachſen. Entſcheidendere Gründe für eine zu treffende Wahl gibt es wohl nirgends.

Wie verhält ſich, in der griechiſch-türkiſchen Angelegenheit, das Benehmen der Kabinete von London und Wien zum gemeinſamen europäiſchen und zu ihrem eigenen Intereſſe? Man iſt verſucht, die Stellung, welche ſie angenommen haben, für eben ſo ſehr der Natur der Sachen als ihrem eigenen Vortheile widerſprechend zu halten. Das politiſche Verhältniß beider Staaten iſt das nämliche: beide müſſen Rußland gegenüber ſtehen. Offenbar findet ſich hierin auch die Grundlage der zwiſchen beiden Staaten ſich bildenden Verbindungen. Neben dieſer gemeinſamen Grundlage ſind dann aber ihre Stellung und Mittel verſchieden. England kann Rußland

Digitized by Google

eben so wenig unmittelbar erreichen, als es von ihm unmittelbar erreicht werden mag; seine Schläge können nur durch eine Zwischenhand geschehen, und diese Zwischenhand muß von ihm bezahlt werden: hierauf ist in diesem Falle Englands Macht beschränkt. Oesterreich hingegen mag Rußland erreichen. Aber wie furchtbar müßte ihm ein Kampf mit diesem mächtigen Feinde sein! Die Aufgabe dieses Krieges wäre ungleich viel größer, als die des Krieges mit Frankreich. Rußland kann, wie Frankreich gethan hat, den Weg nach Wien finden; wer hingegen mag denjenigen nach Petersburg einschlagen? Wohl dringt man ins Herz der übrigen Staaten; wo aber ist das Herz von Rußland zu finden? Im Kriege gegen diesen Staat wird allezeit mehr zu verlieren, als zu gewinnen sein.

Oesterreichs großes und dringendes Bedürfniß ist also dieses, daß in seiner Nachbarschaft eine Hilfsmacht erstehe, welche Rußland das Gegengewicht zu halten, und durch ihre Lage ihm den Weg nach Süden, wohin sein Streben allezeit gerichtet sein wird, zu schliessen vermögend sei. Die höchste Unkenntniß der Dinge allein nur könnte für die Bildung dieser Schranke und dieses Widerstandspunktes das mindeste Vertrauen auf die Türken setzen; diese sind dazu völlig unfähig, und sie haben längst auf diese Rolle gänzlich verzichtet. Je länger ihr Reich besteht, desto länger dauert auch das Dasein eines großen Staates, dem alle Mannheit gebricht, weil er in physische und moralische Verderbniß übergeht, und desto mehr Zuwachs erhält Rußlands Macht durch des zu Grunde gehenden Reiches Ohnmacht. Europa's Bedürfniß aber heischt das Gegentheil. Ihm ist verdoppelte Mannheit bei denen Erforderniß, die durch ihre Lage berufen sind, die Grenze gegen Rußland zu bilden; und zuverlässig mag diese gar viel leichter im neu erstandenen Griechenland, als in der veralteten, erschöpften und ihrer Auflösung nahen Türkei gefunden werden. Der Jugendblüthe steht die Abgelebtheit gegenüber.

Die Mächte, welche sich den Bestrebungen Griechenlands widersetzen, handeln demnach in offenbarem Widerspruch mit dem, was der Vortheil von Europa und ihr eigener Vortheil heischen, indem sie zu hindern suchen, was sie vielmehr aus allen Kräften befördern sollten. Möchte vielleicht dieser Widerspruch von Seite Oesterreichs aus seinem Hasse hervorgehen gegen alles dasjenige, was ihm mit dem Namen der Revolution zu bezeichnen beliebt hat; aus dem Grundsatze der Erhaltung alles Bestehenden, oder aus dem Verlangen, seine Abneigung und Mißbilligung aller Neuerungen zu Tage zu legen? In diesem Falle wäre zu bedenken, daß sich's hier weder um eine zu veranlassende noch um eine zu ermunternde Revolution handelt, sondern um eine schon zu Stande gekommene, um das Staatensystem von Europa und um die Vortheile, welche demselben sowohl als Oesterreich insonderheit aus dieser Revolution können zugewandt werden. Die griechische Revolution ist gemacht; die gänzliche Vertilgung der griechischen Völkerschaften einzig nur konnte dieselbe ersticken, und daß eine so abscheuliche Gräuelthat Oesterreich dürfte vorgeschlagen werden, mag Niemandem zu Sinne kommen... Die Kabinete, welche gleichzeitig die Revolution zu Ende bringen und die Griechen in Schutz nehmen, die Machtvollkommenheit der Türken und das Leben der Griechen gewährleisten möchten, verlangen in

Digitized by Google

der beſten Meinung doch ganz unvereinbare Dinge, und was ſie wollen, iſt der Natur der Dinge widerſtrebend. Oeſterreich würde demnach ſeinem wohlverſtandenen Vortheile gemäß handeln, wenn es, weit entfernt, die Beſtrebungen der Griechen zu hindern, dieſelben vielmehr unterſtützen und den natürlichen Ausgang dieſer Revolution befördern wollte, durch den ſie allein nur für die allgemeinen Staatenverhältniſſe wohlthätig werden kann. Der geſunde Verſtand, welcher jedes Ding an ſeiner rechten Stelle wünſcht, fordert dies, und er heiſcht das Verzichten auf kleinliche Rückſichten, um durch Mittel, die ſich gleichſam von ſelbſt darbieten, einen großen und nützlichen Zweck zu erreichen.

Der Handelsverkehr würde in gleichem Maaſe wie das Staatenſyſtem aus den neuen Verhältniſſen Vortheil ziehen, indem ein Volk, bei welchem europäiſche Sitten und europäiſche Bedürfniſſe angetroffen werden und das in ſtetem Wachsthum begriffen iſt, am europäiſchen Handel ungleich mehr Antheil nehmen wird, als ein aſiatiſchen Sitten und den ſich ihnen beigeſellenden Verkehrtheiten ergebenes Volk, das in Armuth und Elend verſunken, in gänzlichen Zerfall gerathen iſt. Ein großer europäiſcher Staat, auf dem Gebiete erſtehend, wo jetzt ein Theil des Gerippes muſelmänniſcher Herrſchaft angetroffen wird, muß dem allgemeinen europäiſchen Handel, und dem britiſchen insbeſondere, gar viel reichern Abſatz eröffnen, als ein nach Türkenſitte verwaltetes Land, worin nur eine Klaſſe, diejenige ſeiner beſtellten und anerkannten Unterdrücker, ihre Reichthümer zu Tage legen darf, während alle Uebrigen, welche Etwas beſitzen, Armuth heucheln müſſen, um es zu behalten. So verhält ſich's in der Türkei. Die Großen einzig nur machen glänzenden Aufwand; Andere verbergen ihren Reichthum, ſie genieſſen nur heimlich und zitternd, und ſcheinen im Erwerben keinen andern Zweck zu haben, als die Verheimlichung des Erworbenen. In der Türkei mögen nicht leicht anders als durch den Handel Reichthümer erworben werden, und das bewegliche iſt geſicherter als das Grundeigenthum. Dieſes letztere wird gleichſam Angeber und Verräther des Jedermann vor Augen liegenden Beſitzes, wogegen das bewegliche Eigenthum zwar vermuthet, aber nicht leicht erwieſen werden kann. Das freie Griechenland würde, unter der das Eigenthum ſchützenden Geſetzgebung des weſtlichen Europa, dem Wohlſtand die freie Benutzung und die Offenkundigkeit einräumen, welche der Mangel ſolcher Geſetze in der Türkei ſo gefährlich und verderblich macht, weil daſelbſt überhaupt Vermögen und Eigenthum, mitten unter habſüchtigen Gebietern und unter der Herrſchaft barbariſcher Geſetze, nur eine Quelle von Kummer und Angſt für ihre Beſitzer ſein kann. Griechenland würde demnach ungleich ſtärkern Verſchluß und Verbrauch öffnen, als die Türkei thut, und der Vortheil würde denen zuwachſen, welche den Bedarf zu liefern im Fall wären. Dies aber würden ohne anders die Europäer ſein, deren Kunſt- und Gewerbfleiß jene großentheils ausſchließlich erzeugt. Griechenlands veränderte Lage wird demnach zunächſt für Europa gewinnreich ſein, und wie dieſes den ihm ſich darbietenden Vortheil vernünftigerweiſe von der Hand weiſen könnte, iſt ſchwer zu begreifen.

Es iſt Zeit, daß die ſchändlichen Vorwürfe aufhören, womit Griechenlands gute Sache

entſtellt und verdächtigt werden ſollte, die in der That aber aus ganz andern Beweggründen hervorgehen, als die ausgeſprochenen ſind. Man klagt ſie an, um die Anklage von ſich ſelbſt und von der eigenen verkehrten Thätigkeit oder Unthätigkeit abzuwenden. Man legt ihnen die erlittene Zwingherrſchaft zur Laſt, während ſie ihr Joch abzuwerfen ſtreben. Man klagt über ſie, die Chriſten und Europäer ſind, und nimmt ihre Gegner in Schutz, welche Feinde der Chriſten und der Europäer ſind! Wie viel mehr ſollte man ſie aufmuntern und in dem heilbringenden Werke ihrer begonnenen Erlöſung unterſtützen! — Ihr Unternehmen ſteht, wie nach menſchlichen ſo nach ſtaatsthümlichen Anſichten, in der erſten Reihe rühmlicher und nützlicher Thaten. Es iſt um die Herſtellung der Geſittung bei einem großen Volke und in einer ausgedehnten Landſchaft zu thun. Von Aufruhr oder von irgend etwas, das eben ſo ſchmählich und verwerflich wäre, iſt hier gar nicht die Rede, und es trägt vielmehr Alles den Stempel des großherzigen und ſchönen, allen edeln Herzen einwohnenden Verlangens, den vormals beſeſſenen Rang unter den Völkern wieder einzunehmen, ſeinem Namen den einſt beſeſſenen Ruhm wieder zuzuwenden, und ſich einer Herrſchaft zu entziehen, die ſchimpflich, drückend und unerträglich iſt, wie die Herrſchaft der Barbarei über die Geſittung, und der Finſterniß über das Licht.

Die zwei größten und ruhmvollſten Zeitpunkte in Griechenlands Geſchichte werden die der Vertreibung des großen Königs und des Großtürken ſein.

Frankreichs Bundesverhältniſſe; ſein zunehmender innerer Wohlſtand; die franzöſiſche Kleriſei.

Wie die Ueberlieferungen feitherhin aus mehrern der beachtenswerthen Schriften des geweſenen Erzbiſchofs von Mecheln, Herrn de Pradt, die vorzüglichſten Abſchnitte mitgetheilt haben, ſo ſoll dies nun auch hinſichtlich ſeines neueſten Werkes: *L'Europe et l'Amérique en* 1821 (2 parties. Paris, chez *Bechet aîné.* 1822, in-8.) geſchehen. Die flüchtige Abfaſſung, welche der Verfaſſer ſelbſt in vollem Maaſe eingeſteht, kann die mancherlei Irrthümer und Uebereilungen wohl erklären, aber nicht rechtfertigen; es betreffen dieſelben jedoch mehr das Ausland, als Frankreich, ſo wie die zuweilen ſich widerſprechenden Urtheile mehr die Politik des Auslandes als die franzöſiſche angehen. Was von dieſer letztern geſagt wird, iſt mit jenem Stempel des hellen Blickes und der auf richtiger Kenntniß der Dinge und Menſchen gegründeten Anſicht der Zeitverhältniſſe bezeichnet, die ungefähr allen Arbeiten des fruchtbaren Schriftſtellers zum Verdienſt gereichen.

Auf dem Feſtlande iſt Frankreich Europa's Nachtrab gegen Rußland. Auf der See iſt es den Vortrab Europa's gegen England. In der letztern Hinſicht wird ſeine Rolle ſtets heiterer und minder ſchwierig durch das, was in Amerika ſich entwickelt: es bereitet ſich hier für alle europäiſchen Seemächte eine weſentliche Erleichterung ihrer Aufgabe.

Digitized by Google

Frankreichs Bundesſyſtem erſcheint demnach überall eng und ſchmal zuſammengedrängt. Ich habe ſeines Verhältniſſes zur Türkei nicht gedacht, weil einerſeits die Türkei in zweifelhafter Lage ſich befindet und zum Problem geworden iſt, und weil anderſeits Britannien, durch ſeine Uebermacht zur See, durch ſeine während des Krieges der Türkei geleiſteten Dienſte, durch die Nachbarſchaft von Korfu und Malta, hauptſächlich dann aber auch durch ſeine fortwährende und radikale Oppoſition gegen Rußland, ein natürlicher Bundesgenoſſe der Türkei iſt. Frankreich hat hier weiter keine Geſchäfte mehr.

Zur Zeit der Kongreſſe von Troppau und Laibach iſt oft gefragt worden, ob Frankreich zu den Ruſſen oder zu den Briten ſtehen ſoll. Jedesmal, wo dieſe Marktpolitik mir zu Ohren kam, iſt das Unverſtändige und für mein Land Beleidigende, was darin liegt, mir im höchſten Grad anſtößig geweſen. Was ſoll ein Bündniß mit Rußland heißen? Fehlt es dieſer Macht etwa an eigenen Kräften, und bedarf ſie derer von Frankreich? Es könnte demnach ſich einzig nur um die Aufnahme als Schutzgenoſſe unter Rußlands breite Flügel, alſo um etwas ſehr Schändliches, handeln. Und was ſollte hingegen ein Bündniß mit England, nach Allem, was zwiſchen ihm und uns vorging, mit ſo wenig befreundeten Gemüthern und bei ſo unverträglichen Intereſſen? Woran dachte man? Frankreich befindet ſich nicht in der Lage jener Mächte, die von England erſt den Beutel fordern, ehe ſie ihm ihren Degen anbieten; Frankreich beſitzt ſelbſt auch einen Beutel, der oftmals Andern dienlich war, und es iſt darum nicht im Fall, etwas von England zu empfangen. Wo und wie aber könnte es thätig auftreten? Jeder bedient ſich zum Handeln ſeines ſtarken Theils: dieſer iſt die Flotte in England, in Frankreich die Armee. Es müßte alſo auf dem Feſtlande auftreten; aber wo, in welcher Zahl und für welchen Zweck? Das alles liegt im Dunkeln. Während man in Laibach mit Neapel beſchäftigt war, hatten die Meinung und eine Klaſſe von Politikern Feuer gefaßt und von einem Bunde mit England geſprochen; in [illegible]gemeinter Abſicht waren ſie auf den unbeſonnenſten Einfall gerathen, und ihr Verſtand war dabei hinter ihrem Patriotism weit zurückgeblieben. Was hätten, frage ich, England und Frankreich gegen Oeſterreich, Rußland und das in dritter Linie ſtehende Preußen vermocht; was wäre das Verhältniß des Kraftaufwandes in dieſem Bunde geweſen; wo wäre man zuſammengeſtoßen; wo hätte man gemeinſam gehandelt, und wofür? Je mehr man nachdenkt, deſto weniger mochte man die ſtarken und feſten Beweggründe auffinden, von denen ſolche Bündniſſe ausgehen müſſen. Das franzöſiſche Kabinet hat dieſem Anwurf kein Gehör gegeben, und es hatte wohl Recht, ſo zu thun.

Frankreich und ſein Miniſterium müſſen überzeugt ſein, daß Europa hinſichtlich auf Frankreich völlig entſchieden einem Grundſatze huldigt, der alſo lautet: es ſoll ihm nichts entrinnen und es ſoll ihm kein Zuwachs geſtattet werden. Die natürliche Folge hiervon iſt: „daß jedes Bündniß Frankreich nur läſtig fallen kann; daß ſeine Hilfe nur bei dringender Gefahr, die ſchwerlich anders als gegen Rußland eintreten kann, verlangt, und daß

Digitized by Google

es nach vollendetem Geschäfte höflich zwar, aber ohne Gewinn, wieder heimgeführt werden wird." Das ist's, was zu erwarten steht.

Die Belege für das eben Gesagte liegen vor Augen: Frankreich ist ein zu mächtiger Staat, um, sei es, sich selbst den Ausschluß von den Staatsverhandlungen, welche hier oder dort statt finden, zu geben, sei es, solchen von Andern zu empfangen. Es sendet dasselbe darum auch nicht weniger Kuriere umher, und es stellt nicht weniger Diplomaten auf, als andere Mächte; diese Bewegungen alle aber sind nur Demonstrationen und keine wirkliche Kraftäusserung; es wird mit Achtung angehört, seine Sprache ist mild und versöhnend; die Gewalt aber muß anderswo gesucht werden. So verhält sich's jetzt noch in Konstantinopel.

Dieser Zustand der Dinge ist betrübt, keineswegs ehrenvoll, der wirklichen Macht Frankreichs nicht entsprechend, und geeignet, die Gemüther auf eine der Regierung ungünstige Weise zu stimmen. Burke zählt zu den Ursachen der Staatsumwälzung den tiefen Aerger, welchen Frankreich über den Zustand der Erniedrigung fühlte, in den das Kabinet Ludwigs XV, besonders zur Zeit der Theilung Polens, versunken war. Wer von inniger Vaterlandsliebe beseelt und aufgeklärt genug ist, um die Maasregeln der Regierung zu würdigen, dem kann die Stelle unmöglich gleichgültig sein, welche sein Vaterland in der Reihe der Staaten einnimmt, und seine Anhänglichkeit an die Regierung desselben findet in dem Maase statt, wie sie des Landes Rechte zu handhaben und geltend zu machen weiß. Es fragt sich aber auch noch weiterhin: könnte Frankreich in seiner gegenwärtigen Lage eines guten Bundessystems empfänglich sein?

Die Seele der Bundesverhältnisse muß im Zutrauen gesucht werden. Um sich zu verbinden, muß man damit anfangen, dem zu trauen, mit welchem man einen Vertrag schliessen will: wozu würde sonst dieser dienen? Was kann aber Zutrauen einflößen? Ohne Zweifel der freie Gebrauch, welchen eine Regierung von den ihr zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln machen kann. Wo diese aber ihr nicht zu Gebote stehen; wo die Staatseinrichtung unförmlich, bestritten, veränderlich ist; wo die Parteien sich einander bekämpfen; wo die Menschen und ihre Systeme nur vorübergehend, von kurzer Dauer sind und wenig Achtung geniessen; wo mit einem Worte Alles gleichsam in der Luft schwebt: welcher Verständige wird alsdann seine Zuverlässigkeiten mit diesen Unzuverlässigkeiten verbinden wollen; wer wird sich der Gefahr aussetzen, jeden Augenblick aufgehalten oder stillgestellt zu werden, wenn ihm vielleicht feindselige Personen am folgenden Tage gegenüber stehen, statt derer, mit welchen er Tags zuvor unterhandelt hat, wie dem Prinzen Eugen begegnet ist und dem Groß-Pensionär Heinsius, als Marlborough durch Hofränke gestürzt ward. Wenn also zur Zeit des neapolitanischen Krieges ein Bündniß mit England gewünscht ward, so vergaß man den Unterschied zwischen der britischen, in ihrem Innern nicht im Streite liegenden Regierung, und der französischen, welche voll Streites ist. Um die Aufgabe deutlicher zu machen, müßte man sich auf einen andern Standpunkt versetzen, und fragen: könnte Frankreich, mit allen seinen innern Streitigkeiten,

Digitized by Google

geneigt sein, sich mit Spanien in seinem gegenwärtigen Zustande zu verbinden, um mit ihm gemeinsam in einer großen Staatsangelegenheit zu handeln, welche Zeit und vertrautes Einverständniß heischt? Die Antwort wende man hinwieder auf England an und entscheide dann, ob dasselbe vernünftigerweise bei seinen festen Institutionen sich mit Frankreich verbinden könnte, dessen Institutionen noch schwankend, dessen Räthe und Rathgeber wandelbar, in entgegengesetzter Richtung vom alten und neuen Systeme hin und her bewegt werden. Was unklug von Seite Frankreichs bezüglich auf Spanien wäre, sollte man es klug finden von Seite Englands?

Ich habe gezeigt, daß Frankreich im südlichen Europa einzig nur für die Bildung von Bundesverhältnissen offene Bahn hat. Ihre Beschränktheit muß ihm dieselbe um so wichtiger und ihre Pflege angelegener machen. Frankreich muß darum auch wohl geneigt sein, mitzuwirken, daß die in jenen südlichen Ländern begonnene Staatsumwälzung zu gedeihlichem Ende gebracht werde. Es handelt sich dabei nicht um persönliche Gefühle oder um die Frage, ob diese oder jene Staatseinrichtung unsern Neigungen besser zusspreche, und vollends auch nicht um Mitleid mit dem widrigen Geschicke derer, die in anderer Stellung davon frei geblieben wären, die sich selbst die Schuld davon zurechnen können, und denen eine Macht entrissen werden mußte, von der sie nur schädlichen Gebrauch zu machen vermocht hätten; es ist darum zu thun, daß Frankreich mitten im europäischen Staatensysteme nicht abgesondert und vereinzelt bleibe, und daß ihm Beistand gerüstet werden möge für Zeiten, welche eintreten können, und die allezeit vorgesehen werden müssen, wenn sie auch unwahrscheinlich sein sollten. Von Niemand aber kann in Zweifel gezogen werden, daß der durch die Staatsumwälzung regenerirte Süden von Europa nicht eine ungleich viel größere Kraft zu entwickeln vermögend sei, als bei seinen vormaligen aristokratisch-mönchischen Verhältnissen nicht der Fall war. Diese Betrachtung ist es, wodurch hinwieder auch das Ergebniß um so schmerzlicher wird, wodurch Italien in die Nichtigkeit, welcher die Staatsumwälzung dasselbe zu entheben im Begriff stand, zurücksank. Hier haben Europa, Frankreich, und das Haus Bourbon insbesondere, eine gemeinsame unermeßliche Einbuße gethan, während sie gleichgültig zusahen, wie Italien in die Gewalt Oesterreichs zurücksank und in jenes gänzliche Unvermögen, welches Oesterreichs Absichten am besten zuspricht.

Frankreichs innerer Wohlstand ist in unverkennbarem Wachsthum begriffen. Der Staatskredit hat sich in den Proben, die er zu bestehen hatte, vollkommen bewährt, und er ist aus denselben nur um so kräftiger hervorgegangen. Die französischen Staatspapiere haben den höchsten Stand, den sie unter dem Kaiserthume je erhalten hatten, wieder erreicht, und ihre diesmalige Grundlage ist noch fester. Ihre Richtung ist die des fortwährenden Steigens, und die kleinen Schwingungen, welche sie erleiden, gehen nicht aus ihnen selbst hervor, sondern

Digitized by Google

rühren von äussern Umständen her, deren Wirkung in enger Schranke bleibt; denn auf geringe Abweichungen folgt jedesmal die Rückkehr zu höherm Steigen... Der Gewerbfleiß erhält stets frischen Zuwachs; ausgedehnte Landschaften haben seit wenigen Jahren durch ihn ein neues Leben und ein verändertes Ansehen erhalten; die Bevölkerung beträgt über dreißig Millionen, und sie ist in einem mathematischen Verhältnisse wachsend *). Eine Grenze dieses steigenden Wohlstandes läßt sich bei den klimatischen und Bodenverhältnissen Frankreichs, bei seiner Ausdehnung und dem Geiste seiner Bewohner nicht festsetzen; ein wichtiger Schritt für seine Beförderung ist mittels der Annahme des durch Privatunternehmungen auszuführenden Systems des innern Kanalbaues geschehen. Hier sieht man auf richtiger Bahn. Wo statt der Regierung das Privatinteresse die Ausführung gemeinnütziger Unternehmungen übernimmt, da werden dieselben besser und schneller zu Stande gebracht, und beide, das Publikum und die Unternehmer, können dabei nur gewinnen. Auf diesem Wege sind seit etlichen Jahren mehrere Brücken und einige Straßen von Privaten auszuführen übernommen worden, für deren Erbauung der Staatsschatz wahrscheinlich noch lange die erforderlichen Summen nicht in Bereitschaft gehabt hätte. Es hat Frankreich hierin sich England zum Vorbild gewählt, wo jedes dem Vortheile der Privaten zusprechende öffentliche Unternehmen von diesen ausgeführt und unter Genehmigung des Parlaments zu Stande gebracht wird; dadurch werden eine Menge gemeinnütziger Anstalten, ohne Belästigung des Schatzamtes und zum Vortheile der Privaten, alljährlich erzielt, und dieser Zweig des Staatshaushalts mag auf keine andere Weise besser gedeihen.

Frankreich ist keineswegs das Land der Verderbniß, welches eine grämliche Partei nur allzulange als einen den Zorn des Himmels und der Erde verdienenden Vorwurf auszumalen beflissen war. Jener heiße Eifer für die Sittlichkeit und der so kräftig ausgedrückte Haß des Sittenverderbnisses mochten so ganz rein wohl eben nicht sein, sondern öfters vielmehr nur den Haß der wirklichen Verhältnisse bergen; man mußte der vergangenen Zeit alle Tugenden zuschreiben, um unserer Zeit alle Laster Schuld geben zu können; hellsehende Blicke mochte dies nicht täuschen, sie erkannten recht gut im Lobe der einen die Satire der andern. Jetzt darf man über den zunehmenden Verfall der Sittlichkeit in Frankreich beruhigt sein; die amtlich kund gemachte Uebersicht der Verhältnisse der Straffälle in den letzten fünf Jahren **) widerlegt

---

*) Moniteur, 20 Dez. 1821. Frankreichs Bevölkerung im Jahr 1820.

86 Departemente	30,407,907.
Geburten	992,023.
Sterbefälle	786,338.
Ueberschuß der Geburten	203,683.

**) Moniteur, 20 Nov. 1821. Straffälle (*Criminalité*).

1816. Zahl der Beurtheilten	9,890.	1817. Zahl der Beurtheilten	14,116.
Todesurtheile	414.	Todesurtheile	556.
Zwangarbeit und Gefängniß	6,807.	Zwangarbeit und Gefängniß	9,431.
Freisprechungen	3,685.	Freisprechungen	4,715.

Digitized by Google

jene Anſchuldigungen ſattſam. Dieſes günſtige Verhältniß der öffentlichen Sittlichkeit muß aber billig den verbeſſerten Geſellſchaftseinrichtungen, und nicht jenen phantaſtiſchen Triebrädern zugerechnet werden, von denen ſo vieles geſchwatzt wird. Und wenn jüngſthin ein Miniſter vom Rednerſtuhle der Kammer herab die Thatſache gemeldet hat, daß auf fünf Verbrecher vier kommen, die nicht leſen können, was ſoll dann das Gekrätſche über die ſogenannten verderblichen Doktrinen, und was ſollen die ewigen Anſchuldigungen von Voltaire und Rouſſeau?

Ich weiß nicht, ob in Frankreich ſo viel Religion geübt, als von ihr geſprochen wird; aber gewiß iſt, daß in keinem andern Erdenlande ſeit 1814 mehr davon die Rede geweſen iſt. Sie iſt zum Gemeinplatze in den Zeitungen geworden, die vor der Revolution, wo jene aus den Tempeln, als ihren natürlichen Wohnſitzen, nicht leicht heraustrat, ihrer ſelten erwähnt hatten; vom Rednerſtuhl der Kammern herab wird ſie, wie ſonſt von den Kanzeln, gepredigt. Aehnliches iſt in keinem andern Lande der Fall. Eine allgemeine und, weil ſie freiwillig war, um ſo kräftigere und dauerhaftere Bewegung hatte in der That die Nation der Religion wieder zugeführt. Jedes rechtmäßige Verhältniß derſelben mochte weiter keinen Widerſtand mehr finden, und ihre Eroberungen ruhten feſt auf unerſchütterlichen Grundlagen der wichtigſten Geſellſchafts-Intereſſen. Welcher klägliche Irrthum trägt nun die Schuld, daß eine ſo glückliche Stellung verdorben und verlaſſen ward, und warum mußten, als keine äuſſern Feinde mehr vorhanden waren, deren andere aus dem neuen Geiſte, welcher den Klerus belebt, hervorgehen? Der feindſelige Menſch hat ſeine böſe That vollbracht, er hat den Samen der Zwietracht auf den Acker des Hausvaters ausgeſtreut; die Politik hat den Klerus an ſich geriſſen; er hat ſich einer Partei in die Arme geworfen, deren Vortheile er mit denen der Religion verwechſelt, weil er ſeinen Namen und ſeine Sprache auf ihren Lippen, und ſeine Andacht auf ihren Geſichtern findet. Ich weiſe den Klerus auf ein halbes Jahrhundert, oder vielleicht auch auf eine viel kürzere Zukunft hin, und ich verkünde ihm mit Leidweſen, daß er alsdann ſein jetziges Verhalten und Alles, worüber er jetzt Freude äuſſert, ſchmerzlich bereuen wird. Sein Herz iſt rein und redlich, aber es hat eine falſche Richtung eingeſchlagen, und ſie wird ihm Verderben bringen. Er hätte ſich fragen ſollen, was den angeblichen Philoſophen für ihren Kampf gegen die Religion einſt Stärke verliehen hatte, und ob er nicht dieſer feindſeligen Macht neuen Vor-

---

1818.	Zahl der Beurtheilten . . .	9,732.		Zwangarbeit und Gefängniß . .	5,202.
	Todesurtheile	324.		Freiſprechungen	2,809.
	Zwangarbeit und Gefängniß . .	6,712.	1820.	Zahl der Beurtheilten	8,011.
	Freiſprechungen	3,010.		Todesurtheile	304.
1819.	Zahl der Beurtheilten . . .	8,202.		Zwangarbeit und Gefängniß . .	5,202.
	Todesurtheile	311.		Freiſprechungen	2,809.

Digitized by Google

ſchub leiſtet und der Religion Schaden bringt, in guter Abſicht des Gegentheils, aber in völliger Unkunde deſſen, was dazu erforderlich iſt. Mit jedem Tage verringert ſich die Zahl jener Glieder des alten Klerus, die in einer beſſern Zeit ihre Bildung empfingen, und die in allen Dingen Mäßigung zu Tage legten. Mit ihnen verſchwinden die Ergebniſſe der Erfahrung und geſunder Ueberlieferungen; ſtatt derſelben verbreitet ſich über Frankreich ein Schwarm von jungen Prieſtern, die aus den Seminarien herkommen, wo ſie wenig gründliche Wiſſenſchaft erlernt, weder Menſchen noch Zeiten kennen gelernt haben, hingegen zu ſtrenger Frömmigkeit durch Lehrer gebildet, welche ſelbſt mehr Andacht als Einſicht beſitzen, jetzt mit roher Hand und auf die Gefahr, ihn zu brechen, den Baum gerade richten wollen, den eine zarte Behandlung in ſeinen Wurzeln ſchonen und dadurch gar viel ſicherer feſtigen würde. Der junge Klerus verbreitet Schrecken und Kummer in allen Gemüthern, welchen die Folgen eines unbeſonnenen Eifers und des Beiſtandes einer Partei einleuchtend ſind, die eine kurze Weile mächtig ſein kann, aber nie Frankreichs Vertrauen beſitzen wird. Jetzt ſchon hat der Klerus, ihm ſelbſt unbewußt, der Religion großen Schaden verurſacht, durch das Mißtrauen in den Geiſt und die Abſichten ihrer Diener, deſſen Verbreitung eine unvermeidliche Folge ſeines Betragens ſein mußte.

Digitized by Google

Blätter aus Spanien.

1. Ueber den Hauptpunkt in der Verfassung der Cortes.

Ich will es den frommen Ungläubigen gern erlauben, sich einzubilden, Spanien könne seine Freiheit unmöglich behaupten. Diese Ueberzeugung ist herrschend, wo die Mehrheit der Kabinetsmänner, im gewohnten Geschäftsgang eingebannt, mit abergläubiger Ehrfurcht gegen die sie umringenden Verhältnisse und Vorurtheile, im oft allzusichern Stolze auf Herkommen und Waffenstärke, in allzugroßer Unkunde des Volkslebens, nicht anders denken kann. Aber mir sei es doch erlaubt, anderes Glaubens zu sein.

Sie zeigen nun zwar auf Neapel und Piemont. Sie haben Recht. Italien schweigt unter den Bajonetten der Fremden; aber, wenn auch stumm, doch ruhig ist darum Italien nicht. Was noch nicht ganz reif war, wird unter diesen Bajonetten erst reif werden zur künftigen Staatsumwälzerei, — nämlich der Pöbel, wenn nicht durch weisere Gesetzgebung und Verwaltung geholfen wird.

Auch auf Frankreich, auf die Wiederherstellung des Bourbonischen Thrones zeigen sie. Ja, die Bourbonen herrschen. Aber die Freiheit herrscht noch neben ihnen. Ist sie denn verflogen? Die Ultra rechnen dort nun freilich weiter, als der König vielleicht selbst. Erst auf Abschaffung der Preßfreiheit, damit Alles im Schatten liege und ein Theil der Nation nicht so leicht vom andern erfahre; dann auf Abschaffung der Wahlfreiheit, damit die Minister ihre Diener in die Deputirtenkammer rufen können; dann auf Abschaffung der durchlöcherten Charte, weil sich aus bisherigen Erfahrungen ergebe, daß sie, im Augenblick der Stürme ertheilt, nicht für Frankreich passe, und dieses Land nur unter einer absoluten Monarchie wieder den vorigen Glanz zurückempfangen könne. Allein ist diese Rechnung schon geschlossen? Jeder Weltkenner zittert vor dem Augenblick, wenn die immer mehr zurückgepreßte Federkraft der französischen Nation abermals losschnellt. Niemand lasse sich durch den Schein des Augenblicks bethören. Man wird das Ziel des Völkerfriedens nicht erreichen, weil man sich in den Mitteln irrt, weil man Kanonen für Ueberzeugungen, weil man kleinliche List für Weisheit, weil man Menschen für Marionetten hält.

In Spanien wird, selbst wenn die Waffen des ganzen Europa's das Königreich bedecken, die Freiheit bleiben, wie sehr man auch zweifelt. Man zweifelte ja ehemals auch, daß sie kommen könne, und sie erschien dennoch. Eben das, was die Kabinetsmänner für das untrüglichste Löschmittel der Freiheit halten, ist der wahre Zündstoff für sie: Gewalt für Gerechtigkeit,

Digitized by Google

Willkühr für Gesetzlichkeit, Aberglauben der Volksmasse für Aufklärung. Wenn in den mittlern Ständen größere Bildung, Kenntniß und Tugend als in den höhern Ständen herrscht, und die Unwissenheit in der zahlreichern Menge der untersten Stände: so ist eine Revolution unvermeidlich, weil die Hauptkraft in dem Mittelstande liegt, und das blinde Volk der überlegenen Kraft zum Werkzeuge wird. — So war es in Spanien. So war es in Frankreich vor 1789. So war es in Italien, nur daß hier dem Volke nicht Zeit gelassen ward, sich ganz in die Hand seiner Führer zu geben. Ehe diese des Werkzeugs mächtig wurden, entriß es ihnen Oesterreich zur guten Stunde. Oesterreich unterdrückte den Brand; an der Weisheit der neapolitanischen Regierung ist es aber, ihn zu löschen. Durch Kerker, Jesuiten, Geltendmachung bloßer Willkühr, Herstellung des drückenden Alten geschieht es schwerlich.

Der Mittelstand ist zu allen Zeiten und in allen Ländern aus denselben Ursachen, weil er nämlich der reichste an Licht und Stärke war, den höhern Ständen furchtbar gewesen, sobald er von diesen nicht seiner Würde gemäß behandelt, sondern bedrückt ward.

Vorzeiten standen Adel und Geistlichkeit zwischen dem Thron und Volk, als wahrer Mittelstand. Die Fürsten rangen unaufhörlich mit diesem, um ihn zu erdrücken und Alleingewalt zu üben. Wo kein Mittelstand mehr ist, da lebt entweder der Despotismus unbeschränkt, wie in den orientalischen Monarchien, oder aber es blüht die republikanische Gleichheit. Letztere wollten die Fürsten nicht, aber wohl unbeengte Alleingewalt.

Im langen Streite des gegen die königliche Gewalt verbündeten Adels und Klerus gelang es, wie dies in der Natur gewöhnlich geschieht, keiner Partei ganz, die andere zu zerstören: sondern sie durchdrangen einander und wurden Eins. Die alten Landstände verschwanden zwar mit ihrer Macht, die Fürsten wurden selbherrlich; aber der Adel und Klerus nahmen ihre Plätze neben dem Throne ein, als erbliche Berechtigte auf die höchsten Aemter und Ehren und Vortheile des Staats, darum ward die Sache des Thrones ihre eigene Sache. Sie, ehemals dessen Gegner, wurden nun Vorfechter desselben. Die absoluten Monarchien, die man bezweckt hatte, erschienen Europen als absolute Aristokratien mit monarchischen Formen.

Das Absolute will in der Politik nichts Beschränkendes dulden, und darf es nicht, weil es sonst nicht mehr absolut sein könnte. Daher ist auch die Aristokratie in monarchischer Form natürliche Widersacherin eines Mittelstandes. Sie muß für sich allein im Besitze des Reichthums, des Ranges und der Geistesüberlegenheit sein. Die Stadt Venedig wollte Alleinhandel und Alleinherrschaft, und mußte daher in ihren Unterthanen nur Packträger und Blindgehorchende zu sehen verlangen. Die Stadt Bern wollte in ihren Unterthanen nur Hirten und Ackerleute sehen; darum hinderte sie das Aufkommen eines Mittelstandes, der sich durch Handlung, Fabrikation und Wissenschaft hätte erheben können. Bern und Venedig handelten folgerecht. Montesquieu hat in seinem Geiste der Gesetze diesen wichtigen Punkt zu wenig beachtet.

Digitized by Google

Nicht so folgerecht handelten die gefürsteten Aristokratien. Es ward von ihnen das Emporsteigen eines Mittelstandes aus der Bürgerschaft, der untern Geistlichkeit und dem niedern Adel erlaubt. Damit erschien ein neuer Widersacher gegen Alleingewalt. Nichts natürlicher, als daß die höhere Geistlichkeit und Adelschaft ihre Erwerbungen mit aller Macht vertheidigte und sich hinter der Heiligkeit der Thronen verbarg.

Dies ist der Streit, der in unsern Zeiten gestritten wird. Wie ehemals mit Recht Adel und Geistlichkeit in den europäischen Monarchien, als Schutzwehren der Volksfreiheit gegen das Eindringen orientalischer Gewaltherrschaft, geehrt worden sind, weil sie es, als Mittelstand zwischen Volk und Thron, wirklich waren: so ist heutiges Tages der Bürgerstand ein Fürsprecher der Thronen und der Volksfreiheit in den gefürsteten Aristokratien.

Diesen Feind zu vertilgen ist heute so schwer, wie es ehemals schwer war, die Naturmacht des Adels und der Priesterschaft, die dem Throne entgegenstand, zu vertilgen. Man muß Wissenschaft, Kunst, Einsicht, Handel, Gesittung ausrotten, um Meister zu werden; ausserdem mit der Natur der Dinge Kapitulation eingehen.

Ich weiß es gar wohl, man sagt: „Das sind metapolitische Schwindeleien! Nicht der Mittelstand ist das Gefährliche, sondern die ehrgeizigen, unruhigen, überspannten, nie zufriedenen Köpfe sind es.“ — Ganz richtig. Wißt ihr, warum sie ehrgeizig, unruhig und unzufrieden sind? Weil sie ihre Ueberlegenheit an Einsicht oder ihren innern Werth erkennen; weil Handel und Wandel stocken, die Gesetze mangelhaft sind, die Abgaben drücken und vielleicht Stolz und Verschwendung der höhern Stände neben der Verarmung der untern wehthun. — Wißt ihr, warum es im Mittelstande der überspannten Köpfe so viele gibt? Weil in den höhern Ständen Alles überspannt wird. Druck ruft Gegendruck. Die rechte macht die linke Seite. Wo Ultra, da Citra.

Die höhern Klassen der Nation, so lange sie Geistesüberlegenheit hatten, waren von Rechts und Natur wegen das Haupt der Nation, der gewerbige Mittelstand der Magen, die untere Volksmasse das gehorsame, Alles tragende Fußwerk. Wenn aber den Magen hungert, folgen die Füße, was auch der Kopf dagegen einwende, ihm und nicht dem Haupte. Wenn sich die Seele aus dem Haupte zur Magengegend, in das Nervenbündel des Sonnengeflechts niederläßt, sieht man mit der Herzgrube mehr, als mit den Augen. In diesem krankhaften Zustande sind zu unserer Zeit viele Nationen. Sie sind „somnambul“ geworden, und wahrhaftig erkennen sie ihren innern Zustand heller, als der Arzt von aussen, und wissen „clairvoyant“ nur allzuwohl, welche Heilmittel ihnen anschlagen.

Wer wird nun in diesem Streit obsiegen, den die bevorrechteten höhern Stände gegen den Mittelstand führen? — Wie leicht ist's hier zu weissagen, falls die ewige Weltordnung nicht in sich selbst anders geht, als sie seit vielen Jahrtausenden war!

Es wird keine der heutigen Parteien siegen: sondern beide Theile werden sich abermals einander durchdringen und Eins werden! Die privilegirten Stände werden vergehen im

Digitized by Google

Volk; der Mittelstand wird vergehen im Volk, und das Volk wird neben dem Throne stehen, oder vielmehr der Thron nicht mehr geschieden vom Volk, sondern in dessen Herz und Mitte sein. — Die gefürsteten Aristokratien werden sich auflösen in gefürstete Demokratien, das heißt, in Republiken mit monarchischer Form.

Dahin kam Spanien. Das ist Spanien mit seiner Cortes-Verfassung geworden.

Jedermann schreit: „Aber das kann unmöglich Bestand haben! Das ist etwas sich selbst Widersprechendes! Das ist eben der Haupt- und Grundfehler der spanischen Verfassung!" — Wir wollen die Jedermann schreien lassen. Aber doch ist's dahin gekommen, und dahin strebt Frankreich, dahin Italien, dahin wird es noch im Verlauf der Zeiten wohl vieler Orten kommen. — Darum spricht die Verfassung der Cortes überall so ergreifend an. Sie ist mangelhaft in ihrem Organismus; ich geb' es zu. Aber die ihr zum Grunde liegende Idee ist eine sehr natürliche. Sie ist ursprünglich auch in der lange vergöttert gewesenen englischen Konstitution der Grundgedanke; und durch diese Konstitution ist Großbritannien eben das große Britannien geworden. Weil man aber auf der Insel kleinlich an den Formen hält, und, was von diesen für vorige Jahrhunderte taugte, noch immer in unsern Tagen festhält, ist Großbritannien auf dem geraden Wege, durch eben dieselbe Konstitution wieder Kleinbritannien zu werden. Wodurch es stieg, wird es fallen. Seine Schulden wachsen, und die Anstalten zu deren Tilgung sind nicht mehr genugthuend. Am 1 Januar 1813 betrug die Schuldenmasse 816 Millionen Pfund Sterling. Und seit fünf Friedensjahren vom 1 Jan. 1815 bis 1821 konnten nicht mehr als drei Millionen davon getilgt werden!

Der Geist der britischen Konstitution wäre wohl der rechte; nur der Organismus ist unpassend geworden. Anders organisiren die Portugiesen den Grundgedanken. Anders hätten ihn die Neapolitaner und Piemontesen ausgestattet und bemittelt. Anders stellte er sich in der Charte Ludwigs XVIII dar; anders in dem Vertrage des Königs von Würtemberg mit seinem Volk; anders in der baierischen Verfassung; anders in andern deutschen Staaten. — Warum schilt man aber an Spanien diesen Gedanken? Weil ihn die Cortes deutlicher aussprachen; und sie sprachen ihn deutlicher aus, weil sie dazu gezwungener waren, als andere Nationen.

---

2. Der Mittelstand in Spanien.

Ueber diesen Zwang eine Erklärung.

Als König Ferdinand V vor dreihundert Jahren die Einheit Spaniens gegen die Macht der Stände und einzelnen Fürsten begründete, ward er mit Vernichtung der uralten Provinzialfreiheiten nicht der Stifter einer absoluten Monarchie, sondern einer absoluten Aristokratie mit monarchischer Form. Der höhere Adel und die höhere Geistlichkeit saßen neben dem Thron. Es verschwand die Opposition des bisherigen Mittelstandes, weil er sich im Königswesen und dieses sich in ihm aufgelöset hatte. Der Adel und Clerus ward am Thron Alles durch ihn, und der Thron Alles durch sie.

Digitized by Google

Macht- und golddürftig drückte der Adel die Rechte der Städte und Provinzen nieder, die blutdürftige Inquisition der Geistlichkeit alle Gedanken-, Lehr- und Glaubensfreiheit *). Die Provinzen strebten vergebens unter Kaiser Karl V noch einmal, blutend für ihr Recht, gegen die Aristokratie des Thrones an. Die Mißbräuche in der Verwaltung, die Willkühren der Priesterschaft wurden häufiger. Darüber gingen die Niederlande Spaniens verloren; darüber verschwand trotz aller Silberflotten, der Wohlstand Spaniens; darüber verminderte sich die Volksmenge; darüber erlosch der alte Kriegergeist der Nation. Die Infanten wurden möglichst schlecht erzogen; denn nicht sie sollten herrschen, sondern nur auf dem Throne glänzen. Aber Adel und Klerus wollten herrschen. Beichtväter, Beischläferinnen und Günstlinge bildeten den geheimsten Staatsrath. Die Staatsklugheit schrumpfte in Hofintrigue zusammen.

*) In der That beschränkte sich die Inquisition, dieses kirchlich-staatsthümliche Ungeheuer, zuletzt nur darauf. Der im Jahr 1817 zu Paris gedruckte und auch ins Spanische übersetzte Brief von Don Juan Antonio Llorente, gewesenem Geheimschreiber der Inquisition, an Herrn Clausel de Coussergues, gibt folgendes Verzeichniß der Schlachtopferzahl der Inquisition, welches wir hier gern wiederholen.

Er theilt die Verurtheilten in drei Klassen. Die erste Klasse begreift die, welche verdammt wurden, verbrannt zu werden; die zweite begreift die verurtheilten Flüchtlinge, Verstorbenen oder im Bilde Verbrannten; die dritte die, welche zum Kerker verurtheilt wurden, die aller Stellen unfähig erklärt, meistens ihrer Güter beraubt und mit entehrenden Körperstrafen belegt wurden.

	1 Klasse.	2 Klasse.	3 Klasse.
Vom J. 1481 — 1498 unter dem Großinquisitor Torquemada . . .	10,220	6,860	97,321
Vom J. 1498 — 1507 unter dem Großinquisitor Erzbischof Deza	2,592	896	34,952
Vom J. 1507 — 1517 unter dem Großinquisitor Kard. Gimenez de Cisneros	3,564	1,232	48,059
Vom J. 1517 — 1522 unter dem Großinquisitor Kardinal Adrian, der Papst wurde	1,620	556	21,845
Im Zwischenreich von 1523	324	112	4,369
Von 1523 — 1538 unter dem Großinquisitor Kardinal Manrique . . .	250	1,125	11,250
Von 1538 — 1545 unter dem Großinquisitor Kardinal Tavéra	840	420	5,460
Von 1545 — 1546 unter dem Großinquisitor Kardinal Loaisa	120	60	600
Von 1546 — 1556, da Karl V die Krone niederlegte	1,200	600	6,000
Von 1556 — 1597 unter König Philipp II	3,690	1,845	18,450
Von 1597 — 1621 unter König Philipp III	1,840	920	13,848
Von 1621 — 1665 unter König Philipp IV	2,816	1,408	10,386
Von 1665 — 1700 unter König Karl II	1,728	864	6,912
Von 1700 — 1746 unter König Philipp V	1,564	782	11,730
Von 1746 — 1759 unter König Ferdinand VI	10	5	170
Von 1759 — 1788 unter König Karl III	4	—	56
Von 1788 — 1808 unter König Karl IV	—	1	42
Summe	32,352	17,690	291,450

Es wurden also in natura verbrannt	32,352
Im Bildniß verbrannt	17,690
Eingekerkert	291,450
Zahl sämmtlicher Schlachtopfer	341,522

Digitized by Google

Als der schwache König Karl II ohne Erben aus der Welt ging, hatte Spanien noch keinen Mittelstand, sonst würde es damals seine vernichteten Rechtsame zurückgefordert haben, da man sich zwölf Jahre lang stritt, wer König von Spanien sein müsse, ob Philipp von Anjou oder der österreichische Erzherzog Karl. Nur die weltlich-geistliche Aristokratie ward darüber zwiespältig in sich selber, und durch sie ward das dienstbare Volk im entgegengesetzten Sinne bewegt, für und wider. Es ist unglaublich, wie Spanien damals verwüstet wurde, wie viel Brand, Raub, Mord, Familienkrieg und Grausamkeit überall!

Inzwischen war das Elend Spaniens, welches unter den folgenden Regierungen stieg, nicht ganz vergebens. Der lange Krieg auf spanischem Boden brachte neue Ideen ins Land, welche von der Inquisition nicht abgewehrt werden konnten. Es entwickelte sich dadurch ein Mittelstand, besonders zugleich auch durch die dem Geiste der absoluten Aristokratie ganz widersprechende Thätigkeit einiger Minister für Ackerbau, Handel und Wissenschaft. Dieser Mittelstand freilich war sehr ohnmächtig. Aber er war und wuchs. Er blieb stumm, aber dachte. Er schlug schüchtern die Augen nieder, aber sah blinzelnd nur zuviel. Weder der Großinquisitor noch die Grandes sahen, was der Mittelstand war. Don Godoi, Herzog von Alcudia und Friedensfürst, mußte erst kommen, um sowohl die höhern Stände als den Thron recht verächtlich zu machen. Jetzt fühlte der Mittelstand seinen innern Werth, und selbst die Gebildetern und Edlern des Adels sahen ein, solche Regierung müsse zum Verderben des Reichs führen.

Und sie führte in dieses Verderben. Die Hofumwälzung erfolgte, die Staatsumwälzung schritt nach. Mit der Thronbesteigung Joseph Napoleons im Jahr 1808 war die bisher bestandene Aristokratie zerrissen. Sie ging in dreifachen Richtungen auseinander, um sich nie wieder zusammenzufinden.

Der größere und gebildetere Theil der Geistlichkeit und des Adels erkannte so gut als der Mittelstand, und gestand es ehrlich: eine Regierungsart, wie die bisherige — die absolute Aristokratie — tauge nicht mehr; sie müsse durch bestehende Rechte der Nation und Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung beschränkt werden. Nur darin waren die, welche so dachten, von einander abweichend, daß die Einen hofften, was sie suchten, gebe wirklich Joseph Napoleon, und sie wurden die Josephinos, — und daß die Andern im Nationalstolze sprachen: Diesmal nicht wieder, wie zur Zeit des Philipp von Anjou, ein Fremdling über uns!

Der übrige Theil der geistlichen und weltlichen Genossen der Aristokratie blieb in dem großen Staatsprozesse, als caput mortuum, auf dem Boden aber liegen. Es waren diejenigen, welche, ohne das Heil einer ganzen Nation zu beachten, ohne ihren eigenen wahren Vortheil zu verstehen, eigensinnig, wie es blöder Verstand immer ist, nur das Alte wieder verlangten, die alte absolute Aristokratie, die alte Inquisition, die alten Privilegien, den alten Wirrwarr, um darin ohne Mühe Geld, Stellen, Ehren, Komplimente, Ausnahmen von Beschwerlichkeiten u. dgl. für sich, für ihre Söhne, für ihre Vetter und Günstlinge zu ärnten. Denn die alte Zeit der Willkühren war für sie eine allzuliebe „alte gute Zeit“ gewesen. Diese Leute sind

Digitized by Google

es gewesen, welche zwar, während des Krieges gegen die napoleonische Macht, tapfer zum Kampfe ermunterten und mitstritten, aber, sobald der Sieg vollendet war, sich wieder von der Nation trennten, um dem König Ferdinand VII entgegenzueilen und ihn zur Wiederherstellung der alten Thron-Aristokratie zu ermuntern.

Diese sind es gewesen, welche von nun an die Partei der Serviles bildeten. Aber es erklärt sich schon aus dem Gesagten, warum sie der schwächere Theil blieben. Die Liberales bildeten die größere Partei, hatten sich aber durch ihre Spaltung in reine Spanier und in Josephinos geschwächt Die reinen Spanier oder Constitucionales haßten sogar die Josephinos als Vaterlandsfreunde und Verräther anfangs heftiger noch, als den kriechenden Schwarm der Serviles.

Inzwischen hatte die gesetzlose Kriegeszeit von sechs Jahren, da die spanische Nation, sich selbst überlassen, ihre Kraft entwickelte, den Mittelstand unglaublich verstärkt und vergrößert. Unzählige, vormals kaum beachtet gewesene Männer in allen Provinzen, Städten, Flecken und Dörfern hatten öffentliche Aemter verwalten oder im Kriege dienen müssen; Spaniens Kräfte, Vortheile, Nachtheile und Gesetze kennen gelernt; im täglichen Umgang mit Franzosen und Engländern Dinge erfahren, von denen sie vorher nichts geträumt, und Vorurtheile abgestreift, die ihnen bisher als heilige Bande von Mönchen und Priestern empfohlen oder anbefohlen waren. Die Noth hatte zum Selbstdenken gezwungen, zum Lesen bisher unbekannter Schriften gezwungen, zum Erforschen der Quellen alles Uebels gezwungen, das sich so gewaltig auf Spanien hingeworfen hatte. Das Verschwinden der Grandes, der Inquisitionen, der Klöster, des Gubernialdespotismus hatte den Millionen das erste Gefühl der Freiheit gegeben, welches um so süßer ward, je wilder und unbesonnener der spanische Hof es zu zerstören bemüht gewesen war.

Wer gehörte jetzt nach dem Jahr 1814 zum spanischen Mittelstand? — Es gehörten dazu alle begüterte Landeigenthümer; alle bemittelte Bürger der Städte; alle die Unzähligen, welche in der Kriegszeit Stellen bekleidet hatten; alle vom höhern und niedern Adel, welche die Beschränkung der königlichen Gewalt wünschen mußten, um nicht wieder eine ekelhafte Entartung derselben zu erleben; die Mehrheit der Weltgeistlichen; die Männer, welche in den spanischen Heeren gegen Napoleon Weltkenntniß, Erfahrung und Ehre erworben hatten, — kurz, der größere und weitaus edelste Theil der Nation.

Der aus Frankreich zurückgekehrte König, umgeben von den Trümmern der alten Aristokratie, machte also nicht einer kleinen Partei „ehrgeiziger Schwindler" den Krieg, sondern der Nation, als er, aufgemuntert vom Herzog von Infantado, die Verfassung der Cortes vernichtete, über zehntausend Personen als Josephinos oder Constitucionales verbannen und einkerkern ließ; die Inquisition herstellte; die Jesuiten ins Land rief; die Klöster wieder aufrichtete; Steuern und Auflagen in Menge anordnete; die lästigen Binnenzölle erneuerte; Zeitungen und Bücher verbot; strenge Zensuren einsetzte; fremde Lehrer verwies; was Aufklärung beförderte, strafte; was alten Aberglauben und Wunderglauben beförderte, erlaubte; die Südamerikaner mit Feuer und

Digitized by Google

Schwert verfolgte u. ſ. w. — — Der Ausgang dieſes Krieges eines übelberathenen Königs gegen den beſſern und ſtärkern Theil ſeiner Nation ließ ſich leicht vorausſehen, wie ſich jeder ähnliche vorausſehen läßt.

Der Neujahrstag 1820 war für Spanien der Tag der Freiheit, wie einſt der Neujahrstag von 1308 den Schweizern die Freiheit gebracht hatte.

Nachdem Ferdinand VII auf eine ſchauerlich-klare Weiſe das Verderben der Nationen unter der Willkühr einer abſoluten Ariſtokratie thatſächlich erwieſen hatte, blieb allen Spaniern von Ehre und Einſicht nur der Wunſch und die Nothwendigkeit übrig, die Ariſtokratie zu zerſtören, hingegen die wahre reine Königsgewalt, beſchränkt durch Geſetze und Rechte der Nation, wiederherzuſtellen, das heißt, die Republik mit königlichen Formen.

---

3. Die Engländer in Spanien.

Der Anfang war ſchon gemacht, als die zu Cadiz verſammelten Cortes die neue ſpaniſche Verfaſſung im Jahr 1812 entworfen und beſchloſſen hatten. Die Briten, damals mit den Portugieſen vereint, neben den Heeren der Spanier gegen Napoleon kämpfend, bekümmerten ſich damals wenig um die Arbeiten der Cortes; am wenigſten miſchten ſie ſich in Verfaſſungsangelegenheiten. Wellington kämpfte nicht für Ferdinand VII, nicht für das ſpaniſche Volk, ſondern für England auf ſpaniſchem Boden. Hätte das Kabinet von St. James den Spaniern das Geſetz machen können: ſie würden die abſolute Ariſtokratie mit königlicher Form wiederbekommen haben, wie ſie ſie gehabt hatten. Denn England ſelbſt iſt heutiges Tages eine ſolche, nur mit veralteten republikaniſchen Ueberbleibſeln, die aber natürlich den Miniſtern eben nicht das Lieblichſte in der britiſchen Verfaſſung ſind. Die Königsräthe zu London geſtatten bei ſich, was ſie müſſen; aber in fremden Staaten, wenn ſie helfen dürfen, werden ſie ſich immer gegen die Volksrechte und zu Gunſten unbeengter Staatsgewalt erklären.

Daher muß man ſich nicht wundern, daß die Engländer, ungeachtet ſie kräftig zur Befreiung Spaniens vom Napoleoniſchen Joche mitwirkten, bei den Kern- und Stock-Spaniern wenig Dankbarkeit finden. Man erblickt vielmehr Widerwillen. Die britiſche Politik iſt verhaßt, und in Rückſicht des Militairs achtet man die Franzoſen mehr, als die Briten.

Ueber Beides iſt es der Mühe werth, umſtändlicher zu ſein, um die Welt eines Beſſern zu belehren. Man kennt das Betragen der Engländer neben ihren Bundesgenoſſen nicht. Man muß es kennen lernen, um die Gleichgültigkeit der großen Mehrheit des ſpaniſchen und portugieſiſchen Volks gegen die gewöhnlich zu hoch angeſchlagenen Verdienſte der Engländer würdigen zu können. Es mögen Thatſachen reden. Man wird die rohe Selbſüchtigkeit, die kaufmänniſch-kluge Rechnungsart nur allzuhäufig unter den Europäern wiederholt ſehen, welche die geſittete Welt an den Briten von jeher in Oſtindien verabſcheute.

Ich laſſe im Folgenden einen Mann reden, der die ſpaniſche Staatsumwälzung von Anfang an und den Krieg gegen Napoleons Heere mitgemacht hat, der mit den Engländern in Amts-

Digitized by Google

verhältniſſen ſtand, der zu Almeida und Liſſabon in perſönlichem Umgang mit Wellington ſtand, und ſchon im Jahr 1813 durch eine Flugſchrift: „Bildniß der Engländer in Spanien“, ſeine Mitbürger vor der britiſchen Politik warnte *).

Die unabänderliche Handlungsweiſe Englands, ſagt er, beſteht darin, alle andern Nationen zu lähmen, auszuſaugen, zu erſchöpfen, um ſich zu vergrößern. Die erſte Sorge der Freundſchaft Englands für Spanien war, Agenten herüber zu ſchicken, die bei unſern Heeren erſcheinen und Anerbietungen machen mußten, welche man gar nicht geſonnen war zu erfüllen. Die Spanier, damals ganz ihrem verzweiflungsvollen Schickſal überlaſſen, empfingen mit Gutmüthigkeit dieſe Ausgeſandten. Wenn man an Englands Reichthum, an ſeinen vollkommen gegen Frankreich ausgebildeten Zerſtörerkrieg, an die Leichtigkeit dachte, mit Hilfe britiſchen Geldes und britiſcher Waffen die Eroberer des Reichs zu vertreiben — wer hätte zweifeln mögen? Aber eben dieſe Ausgeſandten betrogen das Volk Galiziens mit hohlen Worten. Ohne ihre Verheißungen zu erfüllen, überſchwemmten ſie die Küſten nur mit ihren ſchon lange in Magazinen aufgeſchichteten Waarenvorräthen, und nahmen dafür ungeheure Summen aus dem Lande weg. Und damit die Galizier ja nicht Urſache hätten, über ſolche Bundesgenoſſen zu klagen, verkauften ſie ihnen einige kleine Schiffe.

Von Valladolid bis Biscaya ſah man einen andern Agenten durch das Land ziehen, Hilfe Englands verſprechen, nach dem Vermögensſtand in den Provinzen, nach den Fabrikaten, die man wohl nöthig hätte, und nach dem baaren Gelde fragen, worüber man allenfalls verfügen könnte. Das Königreich Arragonien kam unter die Hände des nur allzubekannten engliſchen Kommiſſärs Karl Doyle. Wer in Andaluſien, Valencia, Katalonien und Arragonien je geweſen, wird von ſeiner Liebe für Spanien die Beweiſe überall finden. Dem Königreich Arragonien iſt er noch gewiſſe Summen ſchuldig, die man ihm nach Sevilla lieferte. Engländer ſelbſt erkannten damals die Unmöglichkeit, Spanien zu vertheidigen; aber ſtatt offen zu reden, wie Ehrenmänner, ſchürten ſie aller Enden Gluth an, um Alles in Flammen zu ſetzen. Es war ihnen nur um Piaſter und Handelsgewinn zu thun; um Zerſtörung der Napoleoniſchen Uebermacht durch fremde Hände.

Wenn die Engländer, unveränderlich in ihrem Grundſatze, Galiziens Küſten zu behaupten, nicht die Regierung dieſes kleinen Königreichs bewogen hätten, zum ausſchließlichen Schutze deſſelben die Truppen zurückzubehalten, würde ſich General Blake nie von Cueſta getrennt haben, würde Cueſta nicht in Kaſtilien und Leon ſo unglücklich gegen Beſſieres gefochten haben. Aber Galizien lag den Engländern zu bequem für ihren Handelsverkehr. An Kaſtilien war ihnen nichts gelegen. Noch ärger, wo möglich, trieb es der engliſche Agent Doyle in Arragonien, wo ein von den erſten Unfällen erſchrockenes Volk und ein erfahrungsloſer General,

*) Man bemerkt aber doch in dieſer Warnung, neben mancher Wahrheit, manche Leidenſchaftlichkeit gegen England. Inzwiſchen iſt es gut, alle Parteien anzuhören. A. d. H.

wie Palafox, ſich willig durch ihn leiten lieſſen; wo er nur dahin arbeitete, Arragonien ſolle ſich ſelbſtſtändig erklären und vereinzeln.

Als Junot und Dupont bei Liſſabon und Baylen beſiegt, die Franzoſen gegen die Pyrenäen und den Ebro im Rückzuge waren; als die Spanier ſich faſt ganz frei ſahen und den Augenblick benutzten, ſich um eine eigene oberſte Staatsgewalt zu vereinigen: was thaten die Engländer? Ihre Truppen vereinigten ſich nicht mit den ſpaniſchen am Ebro, ſondern lieſſen dieſe allein ſtehen. Statt deſſen ſchickten ſie einen Geſandten, der durch Schmeicheleien, Geſchenke und Verheißungen die Zentraljunta bearbeiten und ſie unter Englands Leitung bringen ſollte. Nur der tugendhafte Jovellanos blieb unbeugſam. Der redliche Marquis de la Romana aber gab ſich ihnen treuherzig hin, weil er im Ernſte glaubte, England meine es gut, die Spanier vermöchten ohne England nichts. Während die Mehrheit von den Mitgliedern der Junta ſchmiegſam die von London kommenden Befehle annahmen, widerſetzten ſich Cueſta und Calvo den Abſichten Großbritanniens. Was geſchah? Man begann Verleumdungen und Verfolgungen gegen ſie. Der Herzog von Albuquerque, wegen ſeines Muthes von der Armee geliebt, geachtet wegen ſeiner hohen Abkunft und Vaterlandsliebe, mußte zum Sturze Cueſta's das Werkzeug werden, mußte ſich überreden und einſchmeicheln laſſen, er, ein unerfahrner junger Menſch, tauge beſſer an der Spitze des Heeres, als der in Geſchäften ergraute Kaſtilianer Cueſta.

Als die Schlacht bei Talavera für unvermeidlich angeſehen werden mußte und Wellington ſich der Theilnahme nicht entziehen konnte, verzögerte er ſo lange als möglich die Vereinigung mit Cueſta. Der Briefwechſel mit London war nie thätiger geweſen, als damals. Denn gewann Cueſta die Schlacht, ſo ward dieſer der Meiſter von Madrid, und die Engländer waren wieder in die Stellung bloßer Bundesgenoſſen zurückgeſetzt. Der Tag bei Talavera kam. Die Franzoſen wurden bis Valdemoro zurückgetrieben. Cueſta's Plan war, mit Engländern und Spaniern den Rückzug von hinten anzugreifen, während General Venegas mit der Armee der Mancha von vorn anrücken ſollte. Marſchall Victor mußte und konnte ſechs Tage früher, als Soults Vortrab zu ihm ſtieß, in Eſtremadura vernichtet werden. Aber auf dringendes Verlangen des engliſchen Miniſters befahl die Zentraljunta dem General Venegas, ſich aus der Mancha wegzuziehen. Nun die Unterſtützung ausblieb, zog auch Wellington nach Portugal davon und ließ den General Cueſta am Tajo ſtehen. Der Rückzug der Briten war durch Ausſchweifungen der Soldaten fürchterlich. Alles ward verwüſtet, und dieſe Verheerung Eſtremadura's trug nicht wenig zu dem ſchrecklichen Mangel bei, unter welchem die ſpaniſche Armee in den Ebenen von Ybor litt.

Cueſta ward auf alle Weiſe von ſeinen Gegnern ſo verdroſſen gemacht, daß er endlich ſeine Befehlshaberſtelle niederlegte, und nach Malaga ging, um da ruhig im Privatſtande zu leben. Nun hatten die Engländer gewonnenes Spiel. Sie verlangten, die Beſatzung von Cadix und Badajoz zu machen und ihre Baumwollenwaaren in die Halbinſel einführen zu

Digitized by Google

dürfen. Sie hatten sich nach Portugal gezogen. Mit Aufopferung Spaniens wollten sie sich hier halten. Dazu war ihnen am linken Ufer des Tajo der Punkt Badajoz wichtig, das reiche Cadix für ihren Handel. Die Insel Leon, diese Vormauer von Cadix, liessen sie gern den spanischen Truppen. Denn dort mußte gekämpft werden, dort war Ehre zu ärnten. Danach verlangten sie nicht. Sie wollten Handel einerseits, anderseits die französische Macht auf vielerlei Punkten beschäftigt wissen, aber so wenig als möglich durch ihre eigenen Armeen.

Dem Ansinnen Englands widerstand nur ein Mann, der Deputirte Calvo, aber mit solcher Ueberlegenheit der Einsicht, daß Cadix und Badajoz den Briten nicht hingegeben wurden. Jetzt begannen offene Verfolgungen gegen ihn. Wenig fehlte, er wäre das Opfer blinder Pöbelwuth geworden.

Erst nach der Niederlage von Ocaña, als Soult sich schon den Thoren von Cadix näherte, als die Einwohner dieser Stadt schon Stimmung zeigten, sich lieber mit dem König Joseph zu vereinigen, als in englische Gewalt zu fallen, trug Wellington sechstausend Mann zur Besatzung der Insel Leon an. Denn Alles mußte ihm an Cadix gelegen sein. Aber die sechstausend Mann erschienen nicht; statt ihrer ward ein Korps Schotten ausgeschifft. Die Briten wurden bald überflüssig, denn der Herzog von Albuquerque erschien mit seinen Truppen und besetzte die Insel Leon.

Einen letzten Versuch machten die Engländer zur Besitznahme von Cadix durch den Herzog von Infantado. Dieser Mann hatte von jeher die Rolle des Wetterhahns gespielt. In Madrid, erst durch die Gunst Ferdinands VII berauscht, war Niemand eifriger für ihn, als er; darauf in Bayonne Niemand feiger, als er. Er war da einer der Ersten, der seinen König, sein Vaterland vergaß und sich herabwürdigte. Dem König Joseph ergeben, würde er einer seiner besten Anhänger geblieben sein, hätten die Franzosen nicht, nach dee Schlacht von Vaylen, Madrid räumen müssen. Darauf ward er wieder Spanier, und drängte sich zum Befehl des spanischen Kriegsvolks am Tajo, nachdem Castaños seit der Niederlage am Ebro verhaftet worden. Die Zentraliunta, beleidigt durch Infantado's Anmaßungen, setzte ihn ab. Nun lebte er zu Sevilla in Dunkelheit und knüpfte mit den Engländern an. Sie benutzten ihn. Er erhielt die Stelle eines ausserordentlichen Gesandten nach London. Dort arbeitete er für sich und Englands Interesse. Ein Glück für Spanien, daß man ihn wegrief und zum Präsidenten der Regenz in Cadix machte. Hier, besser beobachtet, konnte er minder schaden. Der Sieg bei Salamanca am 22 Juli 1812, die Räumung Andalusiens von den Franzosen, Wellingtons Gegenwart in Cadix in den letzten Dezembertagen desselben Jahres, dessen Verheißungen mächtiger Hil'e für den Frühling 1813, gaben der britischen Partei großes Gewicht. Infantado glaubte sich dem Ziel nahe, Cadix an die Engländer zu überliefern. Aber noch einmal scheiterte Alles an dem entschiedenen Widerwillen des Volks.

Spanien wollte der Gewalt Frankreichs entgehen; es mußte in die Hände der Engländer fallen. England verfügte über die spanische Marine, England über die spanische Landmacht

Digitized by Google

und gewann Spaniens Geld; England bleibt auch nebenbei im Verdacht, viel zur Revolution und Losreiſſung des ſpaniſchen Amerika's beigetragen zu haben.

---

4. Wellington als Feldherr in Spanien.

Lord **Wellington**, ein Mann von Herz und Geiſt, hing ſelbſt nur von der Leitung des Londner Kabinets ab. Man hat Unrecht, ihm unmittelbar alles Uebel zuzuſchreiben, welches die Briten über Spanien brachten; aber auch Unrecht, ihn zu den größten Feldherren des Jahrhunderts zu zählen.

Nach der Schlacht von Talavera am 29 Juli 1809 zog er ſich nach Portugal zurück, vermehrte da ſeine Streitkräfte und blieb **ruhiger Zuſchauer** alles Unglücks der ſpaniſchen Waffen, bis ihn Maſſena's Ankunft endlich zwang, ſich in Bewegung zu ſetzen. Anhaltend und tapfer, oft mit Glück, hatten die Spanier widerſtanden. Sie riefen vergebens Wellingtons Beiſtand; er kam nicht. Er ſah die Spanier untergehen. Lag es nicht als Feldherr in ſeinem Plan, die Bundesgenoſſen, auch wenn er ſie nur wie ſeine Vorwachten anſah, auf's kräftigſte zu unterſtützen? — So war er zum Theil ſelbſt Schuld, daß Maſſena in Portugal eindringen konnte.

Man gibt **Maſſena's** Streitkräfte gewöhnlich auf 107,000 Mann an. Es iſt bewieſen, er hatte nicht über 80,000. Davon hatte er 25,000 in die Gegenden von Burgos, Santander, in die baskiſchen Provinzen und nach Navarra bis Segovia ausgeſchickt, das Land zu reinigen. Zwei andere Heerhaufen hatte er abgeordnet, ſeine Zufuhren zu decken. Nach der Einnahme von Aſtorga und der Vereinigung mit **Junot** hatte er nicht mehr als 55,000 Streitfähige vor Ciudad Rodrigo. Dieſe Stadt und Almeida boten ein vortheilhaftes Feld zur Schlacht. Der Befehlshaber **Erraſti** trotzte aus der Feſtung ſechszig Tage lang dem fürchterlichſten Feuer. Die Spanier wollten zu Hilfe eilen. Der Marſchall **Mendiri** wollte dahin vordringen. **Wellington** ward zur Mitwirkung gerufen. Man wäre dem Feinde an Zahl weit überlegen geweſen. Wellington **blieb zurück**. So fiel das verlaſſene Ciudad Rodrigo. Da ergab ſich auch Almeida, weil es keine Hilfe ſah. Entweder kannte Wellington die Wichtigkeit dieſer Plätze nicht und die Trefflichkeit der dortigen Stellungen, oder er kannte ſie und wollte ſie nicht benutzen. Was muß man in jedem Falle von ihm urtheilen? Er ging ſtatt deſſen dem Feinde in offenem Felde nachher entgegen, fand aber bald gut, ſich wieder nach Liſſabon zurückzuziehen.

Hier änderte er den Ton gegen die Spanier. Nun verlangte er den Beiſtand derſelben, welchen er ihnen vorher verſagt hatte. Sie eilten ihm zu, ungeachtet er nebſt den Portugieſen zu einem bloßen Vertheidigungskriege inner den Linien vor Liſſabon ſtark genug war. Die Spanier entblößten ſeinetwillen Badajoz und die übrigen Plätze, und Soult konnte ſich ihrer deſto leichter bemächtigen. Wellington hatte Portugal verwüſtet, um die Franzoſen am rechten Tajo-Ufer aushungern zu können. Warum ließ er ihnen denn das linke Ufer frei, hielt nicht

Digitized by Google

Badajoz fest, stellte nicht den Marquis de la Romana und den General Julian Sanchez am rechten Ufer und an den Strömen von Agueda auf?

Der Kampf Wellingtons an der Spitze überlegener Macht hinter den Lissaboner Linien gegen den erschöpften Massena war der Kampf des Riesen gegen den Zwerg. Massena zog zurück; es war nicht schwer, ihn zu verfolgen. Aber bei Fuentes de Onoro konnte Wellington dennoch kaum Stellung behaupten. Und sobald Soult und Mortier zu Massena stießen, hörten Wellingtons Fortschritte sogleich wieder auf. Wie aber Napoleon seine Kerntruppen aus Spanien nach Rußland zog, ward Wellington abermals Meister. Der vielgefeierte Sieg bei Salamanca (22 Juli 1812) beweiset wenig für seine Feldherrngaben. Denn da Marmont gleich Anfangs der Schlacht verwundet wurde, fochten die Franzosen während drei Viertelstunden ohne Oberbefehlshaber, und die englisch-spanische Armee war dreimal so stark, als die französische. Statt nach dem Siege die gegen den Ebro fliehenden Franzosen zu verfolgen und zu vernichten, richtete Wellington seinen Zug nach Madrid, um in die Hauptstadt ohne Mühe, aber mit desto mehr Glanz, als Befreier einzuziehen. Inzwischen war Spanien nicht befreit, denn Wellington hatte die Franzosen nicht vernichtet.

Es stand bei ihm, die Feinde in Andalusien zu zerstören. Ballesteros hatte da nichts zu wirken, denn die Engländer waren es, welche alle Punkte von der Sierra de Segura bis Almaden inne hatten, sich über Cordova und Huescar gegen Andalusien dehnten, und mit dem linken Flügel an das spanische Korps in Murcia stießen. Im Fall Marschall Soult seinen Rückzug durch Granada hätte bewerkstelligen wollen, was nachher wirklich geschah, konnte ihn Wellington umklammern und einsperren durch eine einzige Bewegung. Nichts geschah. Wellington wollte seinem Hofe lieber melden, daß er die Porzellanmanufaktur von Madrid habe verbrennen lassen.

Allein, ohne den Aufstand Spaniens, ohne die standhafte Bekämpfung der Franzosen in allen Winkeln Spaniens durch das Volk, hätte Wellington bestimmt nichts gegen die Franzosen vermocht. Weil diese aber in ihren Kräften getheilt, gelähmt, ihm nur mit untergeordneter Macht Spitze bieten konnten, ärntete er den Siegesruhm.

Was geschah noch am Ebro? Ein kleines feindliches Heer, bei Vittoria umzingelt, in Unordnung gebracht, verfolgt, in den Engwegen überall vom eigenen Gepäck und Fuhrwerk aufgehalten, hätte durch Wellingtons hinlänglich gedeckten Flügel angegriffen und ganz gesprengt werden können. Jeder erwartete das. Es geschah keineswegs. Die Franzosen nahmen ihren Zug durch das Thal Burunda nach Pampelona, Roncesvalles und St. Jean de Pied-Port. Wellington richtete seinen Zug eben dahin. Warum wählte er denn nicht die Königsstraße von Tolosa nach Irun? Was hielt ihn davon ab? Von Vittoria bis Frankreich war ja nichts, als ein Korps von achttausend Franzosen, nur beschäftigt, ihr Gepäck, ihre Kranken und die mit ihnen ziehenden spanischen Flüchtlinge zu decken. Wellington hätte selbst

Digitized by Google

zuerſt die Niederlage der Franzoſen bei Vittoria in Frankreich verkündigen können; der bequemſte, der kürzeſte Weg lag vor ihm offen da, um ganz unverhofft auf franzöſiſchem Boden zu ſtehen und einen Feind zu verderben, der beſtürzt ſein mußte, ihn ſchon vor den Thoren von Bayonne zu erblicken! Nichts von allem geſchah.

Wundere ſich doch alſo Niemand, wenn die Spanier es gar gern den entzückten Franzoſen und Deutſchen überlaſſen, die Engländer und ihre Helden zu vergöttern. In Spanien handelten die Engländer puniſch. Ihre Grauſamkeit begann bei Liſſabon und hörte im ſchauerlichen Untergang der braven Stadt San Sebaſtian auf. Die Zerſtörung dieſer Stadt von ihren eigenen Bundesgenoſſen iſt zu wenig noch in der Welt bekannt. Sie iſt ein Gegenſtück zu den Barbareien der barbariſchen Nationen. Nie wird Spanien die Uebel vergeſſen, welche ihm die Franzoſen brachten; aber die Franzoſen handelten als offene Feinde. Doch auf gleicher Linie ſtehen für Spanien die Engländer; und die Engländer waren Spaniens Freunde und Verbündete!

---

5. Zerſtörung der Stadt Sebaſtian de Guipuscoa.

Die Stadt San Sebaſtian, die vornehmſte von Guipuscoa, mit zwölftauſend Seelen auf einer Erdzunge des biscayiſchen Meerbuſens, war über fünf Jahre lang von franzöſiſchen Truppen beſetzt geweſen. Am 28 Juni 1813 rückte die engliſch-portugieſiſche Armee an, um die Stadt den Franzoſen zu entreiſſen. Der franzöſiſche General Rey vertheidigte ſie mit ſo vieler Kraft, daß ſich die Belagerer nach einem vergeblichen Sturm (am 25 Juli) zurückzogen. Erſt nachdem ſie in die Mauer wieder Bruch geſchoſſen und nahe beim Mauerbruch ſechszig Häuſer niedergebrannt hatten, konnten ſie in die Stadt dringen, aus welcher ſich die Franzoſen in das Schloß zurückgezogen hatten (31 Auguſt).

Die Engländer rückten ein. Alle Spanier jubelten den ſiegreichen Bundesgenoſſen entgegen. Freudenfahnen wehten auf allen Gaſſen. Was nun geſchah, das haben Stadtrath, geiſtliches Kapitel und ganze Bürgerſchaft von Sebaſtian in einem Manifeſte vom 16 Januar 1814 (gedruckt zu Toloſa de Guipuscoa bei D. Francesco de la Lama) der Welt erzählt. Wir heben folgende Thatſachen aus:

Die Fahnen, welche von allen Fenſtern und Balkonen flatterten, während alle Einwohner den Triumph der Sieger feierten, bewieſen, mit welcher frohen Begeiſterung dieſe empfangen wurden. Aber Entſetzen verbreitete ſich, als die Engländer und Portugieſen nach den Fenſtern ſchoſſen, aus denen man ihnen dankbar zujauchzte. Mehrere unſchuldige Perſonen büßten das Leben ein. Finſteres Vorſpiel deſſen, was noch folgen ſollte.

Seit eilf Uhr Morgens, da der Sturm begonnen hatte, waren der Stadtrath und die achtbarſten Bürger im Konſiſtorialſaale verſammelt, mit dem Vorhaben, den Siegern glückwünſchend entgegen zu gehen. Auf dem „neuen Platze“ begegneten nun die Alkalden den erſten Truppen. Sie umarmten die Anführer, boten ihnen von Seite der Stadt alle Hilfe an, und fragten nach

dem General. Sie mußten ihn beim Mauerbruch suchen. Ein englischer Hauptmann bei der Thorwacht mißhandelte schon unterwegs einen der Alkalden und bedrohte ihn mit Säbelhieben. Am Mauerbruche fanden sie den General Hay. Er empfing sie höflich und gab ihnen eine Wacht für das Rathhaus mit. Die Abgeordneten waren sehr erfreut. Eitle Freude! Auf dem Rückwege sahen sie die Stadt schon den Soldaten preisgegeben. Man brach in die Häuser ein, raubte, plünderte, beging alle Abscheulichkeiten. Und das geschah gegen unbewaffnete Einwohner, während man von der andern Seite mit Erstaunen bemerkte, daß man den französischen Soldaten nicht nur Pardon gab, sondern sie mit wirklichen Freundschaftsbezeugungen, recht wie eigene Kameraden, behandelte.

Die Engländer beobachteten gar keine Ordnung mehr, vergaßen ganz die Nähe des auf der Burg stehenden Feindes, sondern überliessen sich den wildesten Gräueln. Raub, Meuchelmord, Nothzüchtigung in allen Häusern, auf allen Gassen. Die Feder weigert sich, das gräßliche Bild zu zeichnen. Die Flammen, welche mit Sonnenuntergang in der Stadt aufstiegen, vermehrten das ungeheure Elend. Ringsum Jammer und Hilferuf, durchdringendes Geschrei der verzweifelnden Weiber, die den viehischen Kriegsknechten preisgegeben werden. Nicht Jugend, nicht Betagtheit rettet. Gattinnen werden vor den Augen der Männer, Töchter in Gegenwart der Aeltern entehrt. Eine Tochter sah ihre Mutter unter der Verruchtheit sterben. Ueber der geliebten Leiche wird sie selbst geschändet. Eine andere Unglückliche, deren klägliches Geschrei bis Morgens den 1 September gehört hat, fand man in einem Winkel der Jeronymo-Straße, todt, von Soldaten umringt, nackt auf ein Faß gebunden, mit Blut bedeckt.

Die edelsten Magistratspersonen, die ehrwürdigsten Geistlichen wurden ohne Barmherzigkeit, aus satanischem Muthwillen, mißhandelt, verwundet, ermordet. Der greise Priester Domingo de Goycoechea, die edle Donna Xaveria de Ortola, Don Joseph Miguel de Magra und zahllose Andere lagen erstochen und erschlagen da. Joseph de Larranaga floh mit seinem Kinde auf dem Arm Er ward mit demselben getödtet.

Man sah Priester, Männer, Kinder, Weiber in den Straßen, von Schreck entstellt, umherflüchten, alle bis auf's Hemd geplündert, viele blutig von Wunden, viele ganz nackt. Viele Weiber hatten sich auf die Dächer, andere in den Kloaken versteckt. Aber eitle Zuflucht! Die Verbündeten steckten das Haus de Soto an der großen Straße, im Mittelpunkte der Stadt, in Brand, obgleich mehrere andere Häuser schon ein Raub der Flammen geworden waren. Nun griff das Feuer um sich. Wind und Regen stürmten dazu. Zwischen dem Gewinsel und Jammer aller Enden fielen von Zeit zu Zeit mörderische Flintenschüsse. Beim Schein der brennenden Häuser tanzten da und dort Soldaten.

Am Morgen des ersten Septembers wandten sich die halbnackten, blutenden Menschen, die das Leben noch gerettet hatten, flehend zum General, daß er ihnen nur erlaube, die brennende Stadt zu verlassen. Er gestattete es. Es war ein schauerlicher Zug der Unglücklichen in die freie Welt. Sie hatten Alles verloren. Sie fielen dem Himmel dankend auf die Knie draussen,

Digitized by Google

als hätten ſie Alles gewonnen. Die Stadt brannte fort. Wo es nicht brannte, wurde ämſig geplündert. Nicht die Soldaten allein plünderten, auch die Beamten und Angeſtellten bei der Armee der Verbündeten, auch die Mannſchaft der engliſchen Transportſchiffe. Ja, auf Mauleſeln und Fahrzeugen ſchleppte man alles Bewegliche nicht nur aus der Stadt fort, ſondern auch drauſſen fing man noch einmal an, die geflüchteten Einwohner zu durchſuchen und auszurauben. Die Befehlshaber ſahen es, litten es mehrere Tage nach einander. Sie wehrten nicht. Nahe beim engliſchen Hauptquartier wurde das Geraubte öffentlich feil geboten und den Meiſtbietenden verkauft. Die geweihten goldnen und ſilbernen Kirchengeräthe wurden da von einigen Portugieſen verkauft.

Als nichts mehr zu rauben und zu plündern war, ging den Bundesgenoſſen der Fraß der Flammen in den Gaſſen zu langſam. Sie bedienten ſich zur Einäſcherung der Stadt noch künſtlicher Mittel. In der Straße von Narica bereiteten ſie brennbare Stoffe in Gluthpfannen, goſſen die Materie in große Papierröhren, zündeten ſie an und warfen ſie in die Gebäude. Da griff die Flamme raſend von Haus zu Haus mit unglaublicher Schnelligkeit. Ein Augenblick, und Alles war Flamme, Lohe, Aſche.

Das geſchah durch Truppen eines ziviliſirten, chriſtlichen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; nicht gegen Bewaffnete, ſondern gegen Unſchuldige, gegen Wehrloſe; nicht gegen Feinde, ſondern gegen Bundesgenoſſen und Freunde, die im Freudentaumel über die Befreiung vom Joche Frankreichs waren; nicht ohne Vorwiſſen der Heerbefehlshaber, denn ſie ſahen gelaſſen zu!

Von mehr denn ſechshundert Gebäuden im Innern der Ringmauer ſtehen nicht mehr als ſechsunddreißig, und zwar, es iſt merkwürdig! eben die, welche ſich dem Schloſſe zu nahe befanden, wo damals noch die Feinde waren. Die Franzoſen wurden äuſſerſt geſchont. Dieſe thaten dankbar auch keinen Kanonenſchuß gegen die Engländer vom Schloſſe herab. Die meiſten Gebäude von St. Sebaſtian beſtanden aus drei bis vier Stockwerken; viele waren mit Pracht, alle mehr oder weniger zierlich gebaut. Es herrſchte hier durch den Handel einſt lebhaftes Gewerbe und Wohlſtand und Reichthum. Nichts iſt von Allem mehr vorhanden, als Schutt, Kohle, Aſche. Fünfzehnhundert Familien blieben nun ohne Obdach, ohne Vermögen, ohne Lebensmittel. Ueber fünf Millionen Realen wurden vernichtet. Der Brand zerſtörte alle Handelsbücher der Kaufleute, alle Akten, Dokumente und Schriften, die in den zehn Notariaten der Stadt verwahrt waren, alle koſtbaren Papiere in den Archiven. Der Verluſt erſtreckt ſich auf viele Geſchlechter der Nachkommen fort.

Die Franzoſen haben ſich, in Vollziehung ihrer Kriegsgeſetze, zu Saragoſſa, Tortoſa, Lerida, Tarragona und Valencia als Feinde Spaniens bewieſen. Aber ſie waren nicht heimtückiſch, nicht treulos. Feinde waren ſie, ſo lange ſie fechten mußten. Aber im Augenblicke der Unterwerfung hörten alle Uebel immer plötzlich auf. Die furchtbarſten Krieger wurden ſogleich Freunde und Tröſter der Beſiegten. Sie handelten menſchlich und edel-

Digitized by Google

ſinnig ſogar. — Aber die Engländer und ihre Genoſſen, die Portugieſen! Wer waren ſie? Bundesgenoſſen, aber grauſamer und feindlicher, als die Franzoſen; ſie waren es gegen die, welche ſie zu beſchützen vorgaben. — Suwarow mit ſeinen Ruſſen in Praga ſind Barbaren geſcholten worden; mit Recht. Der Fluch des Jahrhunderts geht mit dem Namen dieſer Barbaren von Enkeln zu Enkeln in die Nachwelt. St. Sebaſtians Untergang durch die bundesgenöſſiſchen Mordbrennerbanden liefert der Welt nun das Gegenſtück zu Praga.

---

6. Von den Mängeln der ſpaniſchen Verfaſſung.

Die Verfaſſung der Spanier hat ihre Mängel. Daran zweifelt Niemand; auch haben es die Urheber der Verfaſſung ſo wenig ſelbſt bezweifelt, daß ſie vorſichtig genug waren, im Artikel 375 anzuordnen: nach einer Erfahrung von acht Jahren ſollen Vorſchläge zu Abänderungen gemacht werden können. Sie werden erfolgen. Jede Staatseinrichtung, die nicht ſelber die grundgeſetzlichen Formen ihrer Verbeſſerungen aufſtellt, und ſich gleichſam ewigen Werth anmaßt, zeugt vom Unverſtande ihrer Urheber. Entweder wird unter veraltenden, unzweckmäßig werdenden Einrichtungen das Volk verderben, oder jede Abänderung der Verfaſſung wird eine wahre Revolution, ein Werk ohne geſetzliche Geſtattung. Gute Verfaſſungen ſollen eben alle gewaltſame Revolution verhindern durch Freilaſſung der möglichen Evolution.

Die neuen Grundgeſetze Spaniens enthalten vieles, was nicht dahin gehört. Sie ſtellen auch moraliſche Vorſchriften auf, die nicht in das Gebiet der bürgerlichen Geſetzgebung gehören. Dieſe muß nichts anordnen, was der Vollſtrecker des Geſetzes nicht in Vollziehung ſetzen kann. Wenn z. B. der Artikel 6 allen Spaniern die Vaterlandsliebe, neben andern Tugenden, zur Pflicht macht, iſt es wohlgemeint, aber übelgethan. Liebe läßt ſich nicht gebieten. Und wenn man beſtehenden Geſetzen auch ohne Liebe zum Vaterlande gehorcht, iſt man noch darum nicht ſtrafbar.

Es ſind in der Verfaſſung Gebiete jenſeits des Weltmeeres als Theile Spaniens bedacht worden, die es nicht mehr ſein wollen und nicht mehr ſind. Der Hof von Madrid hat ſeiner Zeit alles Mögliche gethan, Südamerika zurückzuſtoßen. General Morillo hat die Abſcheulichkeiten der Pizarros und Cortez noch einmal verjüngt, weil er glaubte, man müſſe Amerika durch dieſelben Mittel behaupten, durch welche man es vor Zeiten gewonnen habe. Sein Name iſt in Amerika Fluch und der Ohnmächtige iſt verjagt. Die Amerikaner bleiben frei. Dadurch wird die Cortesverfaſſung von ſelbſt lückenvoll, und einhundert Artikel, welche auf jene Länder Bezug haben, müſſen geſtrichen werden.

Jede Konſtitution iſt eigentlich ein Grundgeſetz des Landes, dem ſie gilt. Sie enthält nur die Prinzipe der bürgerlichen Geſetzgebung und der öffentlichen Einrichtungen. Es darf keine Anordnung im Lande gelten, welche nicht auf dieſen Urgrundlagen ruht. Darum muß nichts in der Verfaſſung ſein, was an ſich ſelbſt nur beſondere Entwickelung der allgemeinen Ver-

Digitized by Google

faſſungsgrundſätze iſt. Darin fehlten nun die Cortes. Sie untermengten die Hauptgrundſätze mit organiſchen Verfügungen und Geſetzen. Der Artikel, welcher z. B. die Urverſammlungen aufſtellt, wird von einem wahren Urverſammlungs-Reglement begleitet, worin dem Präſidenten geſagt wird, was er zu fragen und nicht zu fragen hat. Dieſe Ausführlichkeit gehört nun freilich in keine Konſtitution. Das Allgemeine iſt eben wegen ſeiner Allgemeinheit auf Alles anwendbar; aber nicht das Beſondere. Je ſpezieller die Vorſchriften ſind, ie weniger entſprechen ſie aller Orten den verſchiedenen Bedürfniſſen.

Die ſpaniſchen Geſetzgeber werden ohne Zweifel dieſem Uebelſtand vor dem Jahr 1830 ein Ende machen. Aber im Jahr 1812 begingen ſie den vielgerügten Fehler mit Fleiß. Sie wollten ſogleich mit den Grundgeſetzen Alles geben, was dazu gehörte, dieſelben werkſtellig ins Leben zu bringen. Sie hatten es mit einer Nation zu thun, welche noch nicht Grundgeſetze von Vollziehungsverordnungen zu unterſcheiden wußte, und die ſo wenig an der Heiligkeit dieſer als jener zweifeln ſollte. Die Nation kannte noch kein ſtaatsthümliches Leben. Binnen acht Jahren wird ſie ſich einüben.

Manches enthält auch noch die Verfaſſung, was der gegenwärtigen Bildungsloſigkeit des Volkes nachgegeben werden mußte. Auch die Vorurtheile haben ihr Recht, weil das Vorurtheil, ſo lange es herrſcht, das wirkliche Urtheil der Nation iſt. Daher kommt es, daß Spanier, die nicht reinſpaniſchen Geblüts ſind, ſondern afrikaniſche Abſtammung haben, ja die auch nur noch im Verdacht afrikaniſcher Abkunft ſind, kein Bürgerrecht empfangen. Sie müſſen es, obgleich ſie geborne, wirkliche Spanier ſind, erſt durch Verdienſte erwerben. Vermuthlich ward dieſer Artikel 22 durch amerikaniſche Spanier eingeſchoben, welche das Uebergewicht der Mulatten, Meſtizen und Kreolen in den ehemaligen Kolonien fürchteten. Eben dieſer Artikel, der den Erdball der weißen europäiſchen Herkunft ſchirmen ſollte, ſtürzte ihn mit Nachdruck jenſeits des Weltmeeres. Das iſt allezeit die Frucht unbeſonnener Anfechtungen der Natur und des Jahrhunderts! Nur das Vernünftige bleibt in kalten und heißen Ländern vernünftig.

Ein ähnliches Bewandniß hat es mit der Erklärung der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Religion zur einzig wahren Religion, und daß die Verfaſſung die Ausübung jeder andern auf ſpaniſchem Boden verbietet. Die Philoſophen mögen ſchmälen; aber die Spanier hatten Recht, weil ſie die katholiſche Religion für die einzig wahre hielten. Mit der Zeit wird auch dieſer Artikel 12 ſeine Verbeſſerung empfangen, ſobald das ſpaniſche Volk ſeine Anſichten ändert. Es gibt heutiges Tages in Europa nur noch wenige Staaten, welche nicht andern chriſtlichen Kirchen bei ſich Bürgerrecht geſtatten, obſchon die Volksmehrheit proteſtantiſch oder katholiſch ſein mag. Jeder Menſch muß ſeinen Glauben für den einzig wahren halten, weil er es für ihn wirklich iſt; aber er ſoll darum nicht andere Menſchen zurückſtoßen, weil ſie in der Erkenntniß göttlicher Dinge nicht ſo niedrig oder ſo hoch ſtehen, wie er. Jenes „Muß“ iſt Naturzwang, dieſes „Soll“ ein Chriſtusgebot.

Digitized by Google

Die Verfaſſung ſelbſt aber ſorgt für Verbeſſerung jenes unduldſamen Artikels im Jahr 1830. Denn ſie gebietet, wer bis zu dieſem Jahre nicht leſen und ſchreiben kann, ſei der Ausübung des Bürgerrechts verluſtig. Nebenbei ordnet ſie die Freiheit der Preſſe an. Da, wo man nicht nur leſen und ſchreiben *kann*, ſondern ſogar auch leſen und ſchreiben *darf*, bleibt die Wahrheit *kein langes Geheimniß*. Ich fürchte in Spanien nicht die große Dauer der Intoleranz, ſondern das Gegentheil: nämlich Gleichgültigkeit in religiöſen Sachen, einen Ueberſprung vom Dummglauben (der Bigotterie) zum Unglauben. Eins iſt ſo unglücksvoll, als das andere. Aber der Ueberſprung iſt nur allzu natürlich. Neben dem religiöſen Aberglauben ſitzt dicht an der religiöſe Unglaube. Beide ſind nirgends auffallender beiſammen, als in Klöſtern, Wallfahrtsorten und in Rom.

Ich könnte der Mängel in der Cortesverfaſſung noch mehr herzählen, wenn ich wollte. Aber ich begnüge mich mit den auffallendſten. Und auch dieſe ſind von der Art, daß ſie durch die Gewalt der Umſtände, von der ſie herbeigeführt waren, wieder werden hinweggenommen werden. Oder ſie ſind Redaktionsſachen. Das Weſentliche und Gute in dieſer Verfaſſung wird trotz der erwähnten Mängel beſtehen und wirken. Es beſteht und wirkt in der That ſchon. — Das Weſentliche und Gute in dieſer Verfaſſung aber iſt nicht Werk der menſchlichen Weisheit, ſondern der Naturnothwendigkeit; nicht Erfindung ſtubengelehrter Staatskünſtler, ſondern Wiederherſtellung deſſen, was ehemals ſchon, wenigſtens in einzelnen ſpaniſchen Königreichen, beſtanden war.

---

7. Wer ſind die ſpaniſchen Staatsumwälzer?

Man gibt ſich überall große Mühe, das öffentliche Urtheil über Spaniens Schickſal zu verwirren, und begnügt ſich, wenn es an beſſern Gründen fehlt, auf die Urheber der ſpaniſchen Verfaſſung zu ſchimpfen. Man nennt ſie philoſophiſche Hirngeſpinnſtkrämer, Jakobiner, Carbonari, zuſammengelaufene Revolutionairs ohne Kenntniß, ohne Beruf; Leute, die ſich nur der Verwirrung bedienten, um Geld und Stellen zu haben. Das ſchreiben Menſchen in die Welt hinein, die Spanien nie ſahen. In Frankreich, Deutſchland und dem ganzen Norden können ſie das wohl ihren Leſern weiß machen. In Spanien würde man die boshaften Flachköpfe für das halten, was ſie ſind.

Die große Mehrheit der zu den Cortes in Cadix Abgeordneten beſtand aus Männern, die ſchon unter dem König Karl IV Staatsämter bekleidet hatten, aus großen Güterbeſitzern, Handelsleuten, Gelehrten und mehrern Biſchöfen und Geiſtlichen.

Man heißt ſie „gemeine *Staatsumwälzer*“. Schon daß man ſich eines ſolchen wegwerfenden Ausdrucks gegen achtbare Männer bedient, die gerade das *Gegentheil der Revolution*, nämlich feſte Wiederherſtellung des Königreichs, bezweckten, beurkundet einerſeits die Frechheit, anderſeits die gänzliche Unkunde derjenigen, welche gegen die ſpaniſche Verfaſſung ſchrieben. Nicht einmal die jüngſten Verhältniſſe Spaniens kannten dieſe ſtreitbaren

Digitized by Google

Federhelden. Sie beurtheilten aus ihrer Stube Staatsbegebenheiten, wie Mönche aus ihren Zellen das Leben der feinern Welt würdigen.

Um die Cortes und ihren Beruf zur Entwerfung der Verfaſſung recht zu erkennen, muß man auf ihre erſte Bildung zurückblicken, und man wird einem gemäßigtern Urtheil geneigt werden. Alſo zurück in die Geſchichte!

Bis zum Jahr 1808 beſtand bekanntlich die Ariſtokratie in monarchiſchen Formen feſt und gewohnt. Was die Aranda, Campomanes, Florida-Blanca und andere Miniſter bis dahin geleiſtet hatten, war, bei manchem Löblichen, doch viel zu wenig, um die in Verarmung und Unwiſſenheit hinſchmachtende Nation wieder zu erheben. Danach fragten die Großen im Grunde auch wenig. Sie ſelbſt waren ſich die Hauptſache. Sie hielten ſich für die Nation, und mit demſelben Recht, wie Ludwig XIV meinte, der Staat ſei er, oder wie die Edelleute und Staroſten im ehemaligen Polen glaubten, ſie wären das Königreich.

Erſt als Don Godoi, nachheriger Friedensfürſt, mit dem Stolze eines Günſtlings, die königliche Gewalt übernahm und zwanzig Jahre lang fortſetzte, entwickelte ſich der allgemeine Unwille der Großen. Denn ſie waren nichts mehr, als was der Günſtling aus ihnen machen wollte; und dieſer Emporkömmling war nicht einmal einer Ihresgleichen. Die eigentliche übungsgemäße Ariſtokratie war durch ihn in eine abſolute Monarchengewalt zurückgegangen, die aber, verſteht ſich, in des Günſtlings Händen lag.

Der Friedensfürſt gab Blößen genug zur Anklage. Das Volk hatte wegen der fortſchreitenden Stockung des Handels, wegen der größer werdenden Armuth, wegen der drückender werdenden Abgaben und unglücklichen Theilnahme am Kriege bald gegen England, bald gegen Frankreich, Urſache genug zum Seufzen oder wohl gar zur Verzweiflung. Aber das vom geiſtlichen Arm gleich ſehr eingeſchüchterte Volk ſchwieg. Es hatte auch keine verfaſſungsmäßige, geſetzliche Stimme mehr.

Die mißvergnügten Großen ſahen die Unzufriedenheit der Nation nicht ganz ohne heimlichen Beifall. In der That, wenn auch nicht dem Namen nach, waren durch Don Godoi's Erneuerung der abſoluten Monarchie der Adel und Klerus wieder zum wirklichen Mittelſtand geworden. Nicht um eigentlich der Nation beizuſtehen, ſondern ſich ſelbſt mit ihren Rechten, Vorrechten und Freiheiten zu ſichern, lehnten ſie ſich nun an die Nation an. Der hohe und reiche Adel ſowohl als die Geiſtlichkeit hatten durch die Willkühren und Gewaltſchritte des Friedensfürſten gleich ſehr gelitten. Alle vereint arbeiteten ſie zum Sturze des mächtigen Emporkömmlings. Die bisherigen Verluſte und Gefahren Spaniens gaben ihrem Beginnen allerdings den gerechteſten Vorwand. Das erbitterte Volk im Hintergrunde gab ihnen Kraft, und das Anſehen des Prinzen von Aſturien gab ihnen das Mittel ab, ihren Zweck zu erreichen.

Der Prinz von Aſturien, zwar ohne ausgezeichnete Gaben und Kenntniſſe, ohne Feſtigkeit der Denkart, aber doch im Gefühle ſeiner Abſtammung und künftigen Beſtimmung, war Don Godoi's perſönlicher Gegner. Seine nächſten Umgebungen, beſonders der Erzbiſchof

Digitized by Google

von Toledo, bestärkten ihn in seinem Hasse, zumal als ihm seine Aeltern zumutheten, die Schwägerin des Friedensfürsten zu heirathen. Er schlug es aus; und um sich sicherer zu stellen, bat er, auf Rath der Großen, den Kaiser Napoleon um die Hand einer französischen Fürstin. Der Groll der geistlichen und weltlichen Grandes war gegen Napoleon so groß nicht, sobald dieser nur als Werkzeug zum Sturze des Friedensfürsten dienen wollte.

Bekanntlich ließ der König aber wegen dieses Schrittes seinen Sohn verhaften; denn der Prinz von Asturien hatte, auf Anrathen der Großen, dem Könige zugleich in einer Denkschrift (die der Prinz freilich nicht selbst gedacht und gemacht hatte) die üble Lage Spaniens unter Don Godoi's Verwaltung dargestellt. Don Godoi seinerseits wußte sehr gut, daß der Prinz an dieser Kühnheit ohne Schuld sei. Aber um die gegen ihn verschworne Aristokratie zu schlagen, mußte der Hauptstreich zuerst das Mittel, den Prinzen, vernichten. Darum wurde dieser verhaftet, angeklagt, seine Aeltern um Thron und Leben bringen zu wollen, und der finstere Rechtsstreit, um doch Formen zu beobachten, einer Junta vorgelegt.

Wie immerhin die Junta, welche entscheiden sollte, zusammengesetzt sein mochte: sie mußte den Prinzen frei sprechen, selbst wenn er wirklich fehlbarer gewesen wäre, als er war. Der Zorn gegen Don Godoi hatte zu große Allgemeinheit. Es gab kaum noch ganz unbefangene Richter. Der Prinz ward freigesprochen. Obschon er seine Aeltern demuthvoll um Verzeihung bitten mußte, ward doch seine Freisprechung entschiedener Sieg über den Friedensfürsten. Nun wandte man die Waffen gegen diesen. Lange schon hatte man das Volk durch allerlei Reden wider ihn aufgewiegelt, besonders seit dem vertragsmäßigen Zuge der Franzosen durch Spanien gegen Portugal. Der Aufruhr brach am 18 März 1808, wie bekannt ist, zu Aranjuez aus. Bekanntlich waren auch die spanischen Truppen auf dieselbe Weise geleitet, wie der Pöbel. Alles gegen den Friedensfürsten, Alles mit Begeisterung für den Prinzen von Asturien. Der König und die Königin wurden sogar im ersten Schrecken ohne anders beredet, dem Prinzen von Asturien Reich und Thron zu übergeben.

Dies war die Staatsumwälzung Spaniens; nun damit in der That Alles bis aufs Innerste erschüttert und aus den Fugen gestoßen. Wer waren die Staatsumwälzer? Doch wahrlich die Männer nicht, welche vier Jahre nach diesem zu Cadix beisammen saßen, um die Selbstständigkeit Spaniens und den Thron der spanischen Bourbone wiederherzustellen! — Wer waren die Staatsumwälzer? Entschieden nur die zwischen dem König und seinem Sohne getrennten Großen des Reichs. Aber die Mehrheit der Großen war für den Sohn.

Nach dem ersten Sturm genas der alte König vom Entsetzen. Man besann sich. Er bereute die zu große Nachgiebigkeit. Er rief den Kaiser Napoleon zum Schiedsrichter, der es in Bayonne übernahm, den entscheidenden Spruch zu fällen.

Es gehörte wenig Scharfblick dazu, um wahrzunehmen, daß die spanische Nation, Don Godoi's müde, dem Prinzen von Asturien gänzlich zugewandt war. Napoleon, schlau genug, behandelte den alten Karl IV sogleich als König, den Prinzen nur als Prinzen. Jener königs-

Digitized by Google

liche Greis, seine Gemahlin und Don Godoi, sich ihrer Verlassenheit in Spanien nur zu sehr bewußt, konnten sich nach Spanien und dem Throne nicht mehr zurücksehnen, aber auch nicht in ihrem Schmerze den Sieg des Prinzen von Asturien und besonders seiner Partei ertragen. Dies sah der französische Kaiser ohne Mühe. Der große Schiedsrichter empfing das ihm angebotene Spanien für seine eigene Familie. Er glaubte es ohne Bedenken nehmen zu können. Die Formen sprachen für ihn. Den Willen einer Nation in ihrer eigenen Angelegenheit zu befragen, war bisher unter gekrönten Häuptern nie Sitte gewesen. Seit der Theilung des polnischen Reiches konnte jeder Fürst gegen fremde Nationen sich Alles erlauben, was er mit Bayonett und Kanonen zu behaupten Gewalt hatte.

Unter den spanischen Großen aber war Zwiespalt entstanden, ob der Prinz von Asturien nach Bayonne gehen solle, oder nicht. Die Mehrheit warnte dringend. Der Prinz, von Natur etwas schüchtern, glaubte jedoch der Einladung des gewaltigen Nachbars nicht entgegenhandeln zu dürfen. Seine nächsten Umgebungen bildeten sich ein, es sei dabei nichts zu wagen. Er ging, und die Folge ist bekannt. Der Prinz wurde als Gefangener nach Frankreich geführt; die bisherige königliche Familie ging nach Rom; Napoleons Bruder, Don Joseph, empfing die Krone Spaniens und beider Indien.

Joseph Napoleon hatte mehr Kenntniß, Geistesbildung und schon durch Erziehung verständigere Ansichten der Dinge, als Ferdinand VII. Aber Joseph war einer von den gemeinen Günstlingen des Glücks, die durch das Glück Alles haben, durch sich Nichts sind, ohne sittliche Kraft, ohne Ahnung seines Berufs. Er hielt seinen Beruf nur für Genuß, nicht für Anstrengung; und in eitler Weichlichkeit und Schwäche ward er, im Verhältnisse zu seinem Bruder, dem starkmüthigen, soldatischen Napoleon, die Rebe zur Ulme, welche mit ihr steht und fällt. Aber wäre Joseph auch mehr gewesen, und Ferdinand VII weniger, als er wirklich war: dennoch würde er in Spanien den großen Rechtshandel gegen diesen verloren haben, weil er ein Fremdling, weil er ein Aufgezwungener war.

Die Zeiten sind vorüber und gehen immer mehr vorüber, da sich große Nationen unbefragt verkaufen, vertauschen und vertheilen ließen, wie willenlose Heerden. Die sogenannten Erbfolgekriege werden immer seltener werden, theils weil sich lebendige Menschen nicht gern an den ersten besten vererben lassen, theils weil Andere nicht gern Gut und Blut für einen Heirathe- und Familienvertrag der Fürsten opfern, von dem der Staat keinen Gewinn hat. Die Spanier erhoben sich fast in allen Provinzen gegen die diplomatische Schacherei, welche man mit ihrem Vaterlande zu Bayonne getrieben hatte. Die Einen waren für Ferdinand, Andere für Joseph. Der Bürgerkrieg brach aus. Die Provinzen zerfielen. Die Staatsumwälzung war gemacht.

Wer waren die Staatsumwälzer? Nicht das Volk, nicht ehrgeizige Schwindler, nicht metapolitische Schwärmer, nicht philosophasternde Schriftsteller, nicht Jakobiner, nicht Carbonari hatten zu Aranjuez und Bayonne gehandelt: sondern die Großen des Reichs, die

Digitized by Google

hohe Geiſtlichkeit, der hohe Adel, die hohen Beamten der Krone. Dieſe waren die, welche Thron und Reich umgeſtürzt hatten, um ihre eigene Ehre und Freiheit, nämlich die bisher beſtandene Ariſtokratie in monarchiſcher Form, gegen die willkührliche Alleingewalt eines einzigen Günſtlings wiederherzuſtellen. Sie betrachteten dieſe Ariſtokratie als die rechtliche Ordnung der Dinge, und zwar mit ſo vielem Fug und Recht, als Don Godoi die abſolute Monarchie dafür geltend machen wollte. Denn grundgeſetzlich oder verfaſſungsmäßig war überall nichts vorhanden. Ihre Sache lag in der Uebung und Herkömmlichkeit, nicht im feſtgeſtellten Wort.

Beiläufig muß ich hier doch der leidenſchaftlichen Thorheit gedenken, mit der die franzöſiſchen Ultra, denen auch in andern Ländern wohl Gleichgeſinnte nachkrähen, gegen geſchriebene Staatsgrundgeſetze oder Konſtitutionen eifern, ſie verderblich, oder überflüſſig, oder gar lächerlich nennen. Staatsgrundgeſetze ſind ohne Zweifel Geſetze, ſo gut, als bürgerliche und peinliche und kirchliche Geſetze. Warum will man dieſe geſchrieben haben? Damit Jeder wiſſe, was recht iſt und was verboten. Warum will man jene ungeſchrieben haben? Damit man nicht wiſſe, was recht und verboten iſt.

Ein Staat ohne niedergeſchriebene Geſetze wäre ein Land der Geſetzloſigkeit, der Willkühr, des Fauſtrechts; am beliebteſten für Wegelagerer und Schelme. Ein Staat ohne geſchriebenes, feſtgeordnetes Grundgeſetz iſt ein Paradies für Gewaltherrſchaft, für Höflinge, Günſtlinge und Beiſchläferinnen, für Alle, die bei guter, geſetzlicher Ordnung einbüßen und bei Hofintriguen und Verwirrungen gewinnen können, während das Volk das dienſtbare Laſtthier Aller ſein ſoll.

Doch zur Sache!

---

8. Der Urſprung der Cortes-Verfaſſung.

Nachdem die empörte Ariſtokratie den ſpaniſchen Staat nun in den unabſehbaren Abgrund der Geſetzloſigkeit und des Bürgerkrieges geſtürzt hatte, erhob ſich der Mittelſtand in Katalonien, Aſturien, Arragonien, Galizien, kurz in allen Provinzen des Reichs. Das waren die Gebildetern des Volks, die Gelehrten, die Kriegsleute, die Geiſtlichen, die Kaufleute, die Güterbeſitzer. Ihrem gewaltigen Anſtoße folgten die in Bewegung gebrachten rohen Maſſen der Nation. Alle diejenigen, welche aus der Mitte des hohen Adels und der hohen Geiſtlichkeit unbedingte Wiederaufrichtung der alten Ordnung der Dinge wollten, reihten ſich an den Mittelſtand und die Nation, und riefen: Sieg oder Tod für Ferdinand VII! — Die Abſicht der Letztern war durchaus nicht, den Mittelſtand zu heben, oder das Volk in ſich frei zu machen, oder wohl gar eine Konſtitution mit ſolchen Grundſätzen zur Welt zu bringen, wie nachmals die Verfaſſung der Cortes war. Nein, ſie betrachteten das Volk, wie ſie es immer angeſehen hatten: als das Heer, das für ſie ſtreiten, als die zinsbare Menge, die für ſie zahlen ſollte, um den Thron Ferdinands und das alte Anſehen und Vorrecht der Adelſchaft und Geiſtlichkeit neben dem Throne zurückzuerobern. Es iſt in Revolutionen gar nichts Seltenes, daß politiſche Gegenfüßler Arm in Arm gehen; daß die, welche zügelloſe Freiheit, und die, welche

Digitized by Google

unbedingte Knechtſchaft des Volkes wollen, unter einerlei Panier ſtreiten. Die Auffenenden einer Kette, die in gerader Linie am weiteſten von einander entfernt ſind, laſſen ſich am leichteſten zuſammenknüpfen.

Aber mit dem Zerfall der Monarchie war auch die bisher beſtandene Ariſtokratie in ſich ſelbſt zerfallen. Ein ſehr großer Theil der Vornehmen hatte zu ſeinem eigenen Schaden unter der Herrſchaft des Friedensfürſten erfahren, wie unſicher es im Reiche der Willkühr ſei, und wünſchte für die Zukunft geſetzlich geordnete Verhältniſſe. Viele andere der Großen, voll vaterländiſchen Geiſtes, ſahen die unter den bisherigen Regierungen immer größer gewordene Verarmung, Erniedrigung und Entnervung Spaniens, und wünſchten eine neue Schöpfung, eine veredelte Verfaſſung, Volksbildung, Vernichtung der Mönchs- und Prieſtermacht, Gleichſtellung Spaniens in Geſittung, Wohlſtand und Kunſt mit andern europäiſchen Staaten. Einig in ihren Zwecken, trennten ſie ſich nur in der Wahl des Mittels. Denn die Einen, entweder weil ſie allen Glauben an die Bourbonen verloren hatten, oder aus reiner Abſicht, das Vaterland auf dem kürzeſten Wege aus dem Verderben zu ziehen, oder aus unreiner Abſicht und Meinung, ſich in der von Napoleons Macht aufgerichteten Ordnung ſchneller zu Aemtern und Würden emporzuſchwingen, ergriffen die Partei des Königs Joſeph. Die Andern aber wollten, daß erſt die Nationalehre, die Unabhängigkeit Spaniens gerettet werde. Sie geſellten ſich zu den Kämpfern für Ferdinand VII gegen Don Joſeph und Napoleon.

Der ehrenreiche, rieſenhafte Streit Spaniens wider den Ueberwinder Europa's hob an. Die Noth gab dem Volke ſeine verlorne Spannkraft zurück. Napoleon hatte ſich ſelbſt über die Spanier getäuſcht, wie früher einſt Julius Cäſar, der zu ſeinen Legionen gezwungen ward zu ſprechen: „Wir kämpften bisher für unſern Ruhm, jetzt müſſen wir für unſere Rettung vom Untergang fechten!“ — Es war ein ſchrecklicher, langer, mit allen Gräueln, allen Aufopferungen begleiteter Unabhängigkeitskrieg. Nicht hartnäckiger, nicht mühſeliger hatten ihn zur Erwerbung ihrer Freiheit die Schweizer, oder die vereinigten Niederlande, oder die Pflanzſtätten Nordamerika's geführt.

Die Spanier konnten nach ſolchem ruhmhaften Heldenſtreit jedes Loos fordern. Sie hatten keinen König. Sie gehörten keinem Könige an. Der Bourboniſche Stamm hatte ſich feierlich von ihnen losgeſagt. Den Napoleoniſchen hatten ſie verſchmäht und vertrieben. Sie konnten, wenn ſie wollten, ein großer Freiſtaat, ſie konnten ein Bundesſtaat von Republiken werden. Aber Ferdinand VII blieb ihr Feldgeſchrei.

Zu derſelben Zeit, da die von Napoleon in Bayonne verſammelte Junta dem König Joſeph den Eid der Treue leiſtete, forderte die Junta von Sevilla alle Spanier zum Vertilgungskriege gegen Joſeph und die Franzoſen auf. Es geſchah beides im Juni des Jahrs 1808. Zweierlei Heere, zweierlei Regierungen machten ſich den ſpaniſchen Boden ſtreitig. Die Verwirrung der Geſetzloſigkeit ward allgemein. Die oberſte Junta zu Sevilla berief eine Nationalverſammlung, oder die Cortes (im Jahr 1809). Dieſer Schritt war unvermeidlich, wenn man in die

Digitized by Google

wilden Bewegungen aller Provinzen die nothwendige Einheit bringen wollte. Oder sollte man jede Provinz unabhängig von der andern für sich handeln lassen, wie die Schweizerkantone thaten, als sie im Jahr 1798 von den Franzosen angegriffen wurden? — Abgeordnete aus allen Provinzen der spanischen Monarchie versammelten sich. Und hätte Ferdinand VII, vor seiner Thronentsagung, auch keine Befugniß dazu ertheilt: dennoch wäre die Versammlung rechtmäßig gewesen, so gewiß, als sie nothwendig war.

Oder welchem vernünftigen Manne würde es unter solchen Umständen beifallen, sie unrechtmäßig, das heißt revolutionär, zu heißen? Hatte Napoleon, hatte sein Bruder Joseph ein Recht auf das spanische Volk? Oder hatte dieses Volk die Eroberer und Anmaßer anerkannt? — Nein, es ging kein Vertrag zwischen der Nation und Joseph voran. Die Nation wollte mit ihm keinen Vertrag eingehen, und hatte die hundert und fünfzig Junten-Männer zu Bayonne gar nicht zur Abschliessung bevollmächtigt. Die Spanier waren also im Kriege gegen Napoleon nicht Aufrührer, nicht Empörer. Sie hatten ihm keinen Gehorsam, keinen Eid gebrochen.

Oder konnte die Versammlung und Macht der Cortes unrechtmäßig in Bezug auf Ferdinand VII sein? — Keineswegs. Er war nicht in Spanien; er war französischer Gefangener zu Valençay. Spanien, sich selbst überlassen, mußte sich aus eigenen Mitteln retten Und wäre Ferdinand auch frei gewesen, er war nicht mehr König. Er hatte dem Thron förmlich und feierlich entsagt. Er hatte den Spaniern nicht mehr zu gebieten, wenn sie ihn nicht frisch wählen wollten. Man sagt zwar: Ferdinand sei zur Thronentsagung gewaltsam gezwungen worden. Aber wer konnte ihn zwingen, wenn er sich nicht zwingen lassen wollte? Er hätte ja ein königlich-großes Nein sagen, er hätte sterben können, wenn ihm nicht ein Leben ohne Ruhm lieber als ganz Spanien gewesen wäre. Aber er hatte statt dessen auf Spanien verzichtet. Nur die Spanier sprachen ihr volksherrliches Nein, sie starben für ihn, sie verzichteten nicht auf ihn. Sein Name blieb das Losungswort, an welchem sich alle Freunde der Unabhängigkeit erkannten.

Wahr ist's, die versammelten Cortes sah man nicht mehr in derjenigen Form dastehend, die sie vor den Tagen des spanischen Erbfolgekriegs gehabt hatten. Es waren nicht mehr die ehemaligen Provinzial-Cortes. Es waren nicht mehr bloße Vertretungen bevorrechteter Ritterorden, großer Städte, des hohen Adels oder der Geistlichkeit Aber das sollten, das konnten sie gegenwärtig in der großen Volksangelegenheit nicht mehr sein. Sie mußten allgemeine Cortes für ganz Spanien werden und vom ganzen Spanien und aus allen Volksklassen sein; denn alle Volksklassen des gesammten Spaniens hatten, ungezwungen, Schwert und Stimme zur Rettung der Unabhängigkeit erhoben. Es war hier nicht mehr um feierliche Höflichkeiten zu thun, wie etwa sonst, wenn die Cortes ehrenhalber einberufen waren. Nein, sie mußten sich mit der höchsten Staatsgewalt bekleiden, um das Reich vom unfehlbaren Verderben zu erlösen. Sie mußten Befehlshaber bei den Heeren, bürgerliche Beamte, sie mußten eine Zentralregierung ernennen; denn man hatte nicht nur die Provinzen unter einander zu-

Digitized by Google

sammenzuhalten, sondern auch mit auswärtigen Mächten, mit England, Portugal, Oesterreich u. s. w., zu unterhandeln.

Die Aufgabe, die sie zu lösen hatten, die sie mitten im Kriege, mitten im Sturm vielseitig bewegter Parteien und Leidenschaften zu lösen hatten, war groß und durch die Umgebungen und einwirkenden Verhältnisse schwierig. Es machen sich manche Kabinetsherren mit ihrer Weisheit groß, die sie in ruhigen Zeitgängen, im gewöhnlichen Geschäftslaufe üben; tadeln wohl recht altklug die Unvorsichtigkeiten, Fehlgriffe, Uebereilungen derer, die während der politischen Gewitterzeit handeln mußten. Diese Herren dünken sich, wenn sie auf stillem Meeresspiegel ihre Gondel während einer Lustfahrt gemächlich lenken, unvergleichliche Steuermänner; sie kunstrichtern über den Schiffer, der wider Himmel und Flut zu ringen hat!

Die versammelten Cortes zu Cadiz sahen nun die Zerrüttung ihres Vaterlandes, die Auflösung aller frühern Bande und Ordnungen des Reiches, den nahen Abfall Amerika's. Daß es so gekommen war, das war in der That nicht ihre Schuld gewesen. Die erlauchten, hochadelichen Staatsumwälzer hatten das heillose Werk gethan; jetzt mußte von den Cortes mit Ernst an Wiederherstellung der zerrissenen Ordnung gedacht werden. Das Alte bestand nicht, aber es fehlte auch am Neuen. Alles trieb in unsicherm, einstweiligem Zustande der Dinge gesetzlos umher. Darum ward Aufstellung einer festen grundgesetzlichen Einrichtung des Staats dringend, um den Staat zu retten.

---

9. Ueber Legitimität der spanischen Verfassung.

Es entstand die neue Verfassung Spaniens. — Bei allen ihren Unvollkommenheiten gefällt sie den Völkern, wenigstens des Süden. Bei allen ihren Vortrefflichkeiten mißfällt sie den Edelleuten, Mönchen und Fürstendienern. Nichts natürlicher, als das. Es waltet darin der Gedanke von der Selbstherrlichkeit des Volkes vor, die jenen gefällt und diesen mißfällt.

Ich glaube selbst, daß, wenn der Herzog von Infantado und der fanatische Don Pedro Cevallos, oder der Großinquisitor und Pater Cirillo die Konstitution entworfen hätten, sie würde ganz anders und viel kürzer ausgefallen sein. Jene hätten sie etwa mit den paar Worten ausgedrückt: Spanien, mit Land und Leuten, ist das Eigenthum des Königs, dessen Machtvollkommenheit nur durch die unverletzlichen Rechte des hohen Adels und des Klerus einigermaßen beschränkt wird. Diese würden etwa statt dessen geschrieben haben: Spanien, mit Land und Leuten, ist das Eigenthum Gottes, der es in weltlichen Dingen durch den König und dessen Diener verwalten, in geistlichen aber, sowohl König als Volk, dem heiligen Gebot der Kirche unterthan sein läßt.

Wenn Ferdinand VII zur Zeit des Krieges und der allgemeinen Auflösung in eigener Person zu Cadiz gewesen wäre: was hätte er, um Spanien von der Macht Josephs und Napoleons loszureissen, thun können? Was, um alle Spanier für sich zu gewinnen, während König Joseph dem Volke die größten Rechte und Freiheiten ertheilte, wodurch

er immer eine beträchtliche Menge Anhänger gewinnen mußte? Es würden für Ferdinand nur zwei Wege offen geſtanden ſein. Entweder hätte er, wie ein Heinrich IV von Frankreich, wie ein Friedrich der Große von Preuſſen, gleich überlegen als Staatsmann und Kriegsmann, die Spanier durch ſeine Tugenden für ſich begeiſtern, und durch ihre Begeiſterung er ſelbſt zu Allem mächtig und alleinſchaltend an ihrer Spitze ſtehen müſſen: dann freilich wäre, um das zerriſſene Spanien für ſich zu vereinigen, keine neue Staatsverfaſſung, keine Beſtechung des Volkswillens durch Ertheilung von Freiheiten nöthig geweſen. Aber dann hätte Ferdinand VII ſeine Räthe wahrlich auch nicht aus den Klöſtern und ſeine Feldherren aus dem älteſten Adel gewählt, ſondern er hätte die Ausgezeichnetſten der Nation an ſich gezogen, Männer, mit denen etwas auszurichten war, ungefähr wie Napoleon ſeine Männer nahm. Zu ſolcher Rolle hatte der Prinz von Aſturien aber keine Weihe von der Natur empfangen. — Oder es wäre ihm übrig geblieben, die Anhänglichkeit der Nation durch eine freigebige Spende von Rechten zu gewinnen, die wenigſtens denen gleichkommen, welche ſchon ſeine Gegner in Bayonne gewährt hatten. Bloßes Verheißen einer Konſtitution, wozu vermuthlich Infantados und Cevallos und Ihresgleichen gerathen haben möchten, in der löblichen Abſicht, hintennach das königliche Wort nicht zu löſen, — das würde ſchwerlich befriedigt haben.

Es war aber überhaupt damals kein Ferdinand VII, überhaupt kein königliches Anſehen in Spanien vorhanden. Das Volk ſtand ohne Oberhaupt, der Staat aufgelöſet. Es mußte demnach der freien Joſephiſchen Staatsordnung eine ächtſpaniſche freie entgegengeſetzt werden. Sie mußte der Nation nicht nur eben ſo viel Recht und Freiheit, ſondern mehr geben, als der von Don Joſeph beherrſchte Theil des Landes durch die Verfaſſung von Bayonne empfangen hatte. Schon aus dieſen Umſtänden erklärt ſich's, warum die Verfaſſung der Cortes werden mußte, wie ſie geworden iſt, volksbeliebt zu ſein.

Spanien hatte vordem, nämlich in frühern Zeiten, wohl ein Dutzend verſchiedener Verfaſſungen. Dieſe, von den Königen, Miniſtern und Mönchen mehr als durch die Zeit zernagt, lagen beſtäubt als geſchichtliche Alterthümer in den Urkundenkammern da. Um ihre Wiederherſtellung in ehemaliger Reinheit und Stärke konnte es keinem verſtändigen Manne zu thun ſein. Man hatte keine Königreiche Arragonien oder Valencia oder Kaſtilien und dergleichen vonnöthen, ſondern Einheit des geſammten Spaniens, um der Macht Napoleons, Joſephs und der Joſephinos Stirn zu bieten.

Nichts war natürlicher, als daß diejenigen Provinzen und Namens-Königreiche, welche ehedem größere Freiheiten, als andere, genoſſen hatten, jetzt keine geringern verlangten; und wieder, daß die minder begünſtigten denen gleichſtehen wollten, welche die größten Vorzüge gehabt hatten, wie weiland Kaſtilien, Arragonien und Navarra. So ergab ſich nothwendig, daß, durch Verſchmelzung Aller in Eins, die Grundgeſetze der weiland freiern Provinzen Grundgeſetze der geſammten Nation wurden. Daher konnten auch die Cortes in

ihrer Zuschrift an den König (Cadix den 11 August 1811) mit Recht sagen: „Nichts hat die Kommission in ihrem Verfassungsentwurfe aufgestellt, was sich nicht schon in den ältern spanischen Gesetzen bestimmt und feierlich ausgesprochen findet. Allenfalls ist nur die Ordnung, in der die verschiedenen Gegenstände an einander gereiht sind, etwas Neues, gleichsam ein ganzes System aller einzelnen in den Grundgesetzen Arragoniens, Navarra's und Kastiliens zerstreut vorhandenen Verfügungen, welche auf Freiheit und Unabhängigkeit der Nation, auf Recht und Pflicht des Bürgers, auf Hoheit und Würde des Königs und der Behörden, auf Errichtung und Gebrauch der bewaffneten Macht und auf Haushalt und Verwaltung der Provinzen Beziehung haben."

Wirklich gehört alle Unbesonnenheit und Selbstverblendung des leidenschaftlichen Parteigeistes, alle Seichtigkeit der Halbwisserei von schriftstellernden Hofschmeichlern dazu, um, wie die Bonald, die Haller und dergleichen, eine Albernheit ans Tageslicht zu bringen, wie die ist: die spanische Verfassung sei das Werk von Jakobinern, von Staatsumwälzern, und daher an sich selbst ein ruchloses, unsinniges, revolutionäres Machwerk.

Wer waren die erſten Revolutionairs von Spanien? Es waren die Könige, von Ferdinand dem Katholiſchen an bis Philipp von Anjou, welche die altbestandenen Verfassungen, Gesetze, wohlerworbenen Freiheiten und Rechte der Nation vernichteten; es waren die Bevorrechteten neben dem Thron, welche die Aristokratie in monarchischer Form schufen.

Wer waren die letzten Revolutionairs von Spanien gewesen? Es waren Don Godoi, die Königin und die Höflinge einerseits, anderseits die von der Gewalt einer absoluten Monarchie erdrückten Gegner derselben im Adel und Klerus, welche zu Aranjuez und Bayonne die Monarchie zertrümmerten und in den Abgrund der Gesetzlosigkeit stürzten.

Was wollten die Cortes von Cadix im Jahr 1812? — Sie wollten nicht die bestehende Staatsordnung umstürzen, denn es bestand keine mehr, ausser der von Napoleon aufgestellten, welche die Spanier, als ungenügend und ihrem Wesen fremd, verschmähten; — sie wollten keinen König vom Throne stürzen, keinen König in seinen Rechten beeinträchtigen, denn es war kein König mehr vorhanden, als Joſeph Napoleon, den sie als unberufen und aufgezwungen verschmähten, — — sondern Wiederherſtellung der Staatsordnung wollten sie, um die von der Rachsucht der Aristokratie herbeigeführte Gesetzlosigkeit zu enden. Einen König wollten sie, und zwar keinen Fremdling, sondern den aus dem Geblüte ihres bisherigen Herrscherstammes entsprossenen Prinzen von Asturien; denselben, der nicht Muth genug gehabt hatte, sein Recht in Spanien zu behaupten, und sich vom Throne losgesagt hatte.

Worin lag das Revolutionäre oder Rechtswidrige der Cortes-Verfassung? — Hatten die Abgeordneten der Provinzen kein Recht, eine Verfassung aufzustellen? Wer hätte es denn gehabt oder haben sollen? Der König hätte es vielleicht erst ertheilen sollen? Welcher König, da sie keinen besaßen? Weil kein König war, mußte die Majestätsmacht wieder an das Volk zurück-

Digitized by Google

fallen, oder an wen sonst? Hatte aber die Nation ein Recht, sich selber zu retten, so hatte sie auch ein Recht, ihre Grundgesetze festzustellen.

Oder lag das Rechtswidrige, wenn nicht in der Form, in der Sache selbst? Wurden durch die spanische neue Verfassung bestehende Rechte verletzt? — Die Rechte des Klerus, des Adels, der Städte, der Provinzen? — Nein, diese bestanden schon nicht mehr. Der Krieg hatte Alles aufgelöset, und anderseits hatte die Napoleonische Verfassung Alles verwandelt. Mit Beibehaltung des Gewesenen, wenn solches möglich gewesen wäre, würde Spanien sich nur den Siegern ohnmächtig hingeliefert haben. Der Theil mußte, wie immer, im Nothfall dem Ganzen aufgeopfert werden. Legitime Monarchen und Gesetzgeber opfern dergleichen auch zuweilen wohl, ohne einen so schrecklichen Nothfall, wie der in Spanien leider war, zu haben. Ja, es ist nicht unbekannt, daß sie, im persönlichen Nothfall, auch ohne Bedenken das Ganze für den Theil geben.

Wurden die Rechte des Königs verletzt? — Welches Königs, da keiner vorhanden war, als Don Joseph, den man nicht wollte? — Die spanische Nation hätte in ihrer Verwaistheit das Recht gehabt, sich einen neuen Fürsten zu wählen und ihm die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen sie ihm die frei gewordene, mit ihrem Blute wiedereroberte Krone des Reichs überlassen wollte. Es war auch schon die Rede von dem allgemein hochgeschätzten Erzherzog Karl von Oesterreich. Vielleicht Keiner so kräftig, als dieser herrliche Fürst, hätte Spaniens Wiederhersteller werden können. Aber man stand davon ab, und blieb bei Ferdinand VII, um im Innern des Volks allen Anlaß zu neuen Zwiespalten und Parteiungen, und unter den auswärtigen Mächten alle Eifersucht zu entfernen.

Ihr zweifelt an der Legitimität der Cortes-Verfassung! — Aber denket an die spanische Nation, wie sie durch den Zerfall der königlichen Familie, durch die Umtriebe der Höflinge, Günstlinge, der Minister, der Großen des Reichs und der Buonapartischen Ländersucht geworden war! — Sie stand da, plötzlich ihres Oberhauptes, ihrer bisherigen Ordnungen und Uebungen beraubt, und aller Bande beraubt, von welchen die Provinzen zusammengehalten worden waren. Sie stand da, unvorbereitet allen Gräueln eines Kampfes auf Tod und Leben mit schlauen, gewaltigen, vielgeübten Eroberern preisgegeben, die schon festen Fuß im Lande gewonnen hatten; preisgegeben allem Elend der Gesetzlosigkeit, allen Verzweiflungen des Bürgerkriegs. — Wenn eine solche Nation zu ihrer Rettung kein Recht haben sollte, sich ein Grundgesetz und ein Oberhaupt zu geben: wem in der Welt könnte dann noch ein solches Recht zustehen?

---

10. Die Geistlichkeit und der Adel neben der Revolution Spaniens.

Vielleicht würde man gegen die Rechtlichkeit des Ursprungs der Cortes-Verfassung weniger einzuwenden haben, wenn die Verfassung selbst mehr Rücksicht auf die ehemaligen bürgerlichen Vorzüge und Freiheiten der bevorrechteten Stände Rücksicht genommen hätte.

Digitized by Google

„Die Rechte des hohen und niedern Adels," sagt man, „die Freiheiten der Kloster- und Weltgeistlichen bestanden vordem. Die Eigenthümer dieser Rechte haben nie Verzicht auf dieselben geleistet, haben sich ihrer durch keinen Vertrag entäussert, sind nie für den Verlust derselben auch nur entschädigt worden. Folglich ward ihnen ihr Eigenthum mit Ungerechtigkeit entrissen. Und indem die Verfassung der Cortes schweigend das Geschehene billigt, eine gesetzliche Gleichheit aller Bürger aufstellt, nimmt sie an der Ungerechtigkeit Theil, setzt sie fort, und wird dadurch, alle Heiligkeit des Rechts zerstörend, revolutionär."

Dieser Vorwurf ist nach reinbürgerlichen Gesetzen nicht ohne Wahrheit. In keinem Staate, welcher gesetzlich geordnet ist, darf Rechtsberaubung oder Rechtsverletzung an irgend einem Bürger statt finden, am wenigsten durch das Gesetz selbst, welches das Recht gegeben und zu beschützen hat.

Die Stände und ihre Vorrechte haben aber einen höhern Ursprung, als aus dem bloßen Zivilgesetze; sie können also nicht nach diesem beurtheilt werden, so wenig als das Königthum nach bürgerlichen Gesetzen gerichtet werden kann. Der Fürst und seine Majestät, der Adel und die Geistlichkeit mit ihren Vorrechten sind, so wie der übrige Theil des Volks, Hauptbestandtheile des Staates selbst; haben ihr Verhältniß also dem Staats-Urgesetze zu danken (es möge dieses geschrieben sein, oder nicht, oder bloß auf Herkommen, oder königlicher Machtvollkommenheit oder andern Umständen der Vorzeit beruhen). Das Zivilgesetz selbst ist jünger, als alle Stände des Staates sind, und ebenfalls nur durch das Vorhandensein des Staatsgrundgesetzes möglich geworden, ohne welches das ganze Volk nicht, als Staat, da sein könnte. — Das Zivilgesetz ist vom Staat für die einzelnen Glieder des Volkes gegeben, nicht über das Leben des Staatsganzen und seiner Hauptbestandtheile. Jedes Gesetz über dieses ist zum Urgesetze des Staates oder zur Konstitution desselben gehörig. Daher kann ein König eben so wenig, als ein ganzes Volk, nach dem bürgerlichen Gesetze gerichtet und enthauptet, oder das Dasein eines der Stände vernichtet werden. Dies würde Verletzung des Grundgesetzes vom Staat, Verstümmelung des Staatskörpers, mit einem Worte Revolution sein. Eben daß man den König Karl I von England und König Ludwig XVI von Frankreich nach dem bürgerlichen Gesetze zu richten unternahm, war eine heillose Begriffsverwirrung, welche Gräuel über Gräuel zur Folge hatte.

Haben nun Adel und Geistlichkeit ihre rechtliche Stellung im Staat, so wie der Fürst und Unterthan überhaupt, durch die Verfassung: so müssen sie rücksichtlich ihres Daseins aus diesem höhern Gesichtspunkt beurtheilt werden. Das bürgerliche Gesetzbuch kann hier nicht richten; es steht und fällt selber mit der allgemeinen Verfassung, von der es ausgegangen ist. Aber mit dem Untergang der Verfassung gehen auch die Stände (das heißt ihre Vorrechte, durch die sie sind, was sie sind) zur Vernichtung über; denn nur das Grundgesetz des Ganzen war die Bedingung ihres Daseins. Lag dieses Grundgesetz ungeschrieben im Herkommen, oder in

Digitized by Google

der Gewalt des Königs oder der höhern Stände; so hörte Alles mit dem Untergang des Herkommens und der Gewalt auf.

Gänzliche Umwandlung der bisher bestandenen Grundordnungen eines Volksganzen ist Tod eines Staates. Der gewaltsame Revolutionair ist ein Staatsmörder. Aber was einmal vernichtet ist, das ist nicht mehr. Mit Vernichtung einer bestandenen Verfassung und der durch sie vorhanden gewesenen Stände sind deren Rechte verschwunden, obgleich deren ehemalige Nutznieſſer, die einzelnen Menschen, noch leben. Dies war der Fall in Spanien. Die bisher bestandene Staatsordnung war, mit dem Verschwinden des bisherigen Königthums, mit Einführung der Napoleonischen Staatsverfassung, mit dem Aufstand der Nation wider diese, gänzlich aufgelöset.

Die Gesetzgeber zu Cadix, in Aufstellung einer neuen Staatsordnung, vernichteten keine bestehende Vorrechte der Stände; denn diese bestanden nicht mehr. Sie konnten dieselben freilich wiederherstellen, aber nichts verpflichtete sie dazu, weder ein positives Gesetz (denn dieses, als auf der Verfassung erst beruhend, kann nicht eine Basis der Verfassung sein), noch verpflichtete sie ein Tugendgesetz gegen Stände, die nicht waren. Wohl konnten sie durch letzteres zur Entschädigung der Individuen verpflichtet sein, die durch den Verlust ehemaliger Rechte in Elend kamen. Aber dies war nicht Sache derer, die eine Staatsverfassung aufstellten, sondern derer, die nachmals in den neuen Formen und gemäß denselben den Staat ordneten oder verwalteten. Und diese letztern haben ihre sittliche Pflicht nicht ganz vergessen, wie man weiß, und für den Unterhalt derjenigen Mönche gesorgt, die durch Aufhebung der Klöster hätten in Noth gerathen können.

Uebrigens hat die Geistlichkeit in Spanien von ihren Rechtsamen wenig eingebüßt, wenn man die Anmaßungen der bischöflichen Hoheit in weltlichen Dingen, den Einfluß der römischen Curie und die Erdrückung des Landes durch die ungeheure Menge der Klöster nicht allzuhoch in Anschlag bringt. Die Nation, zu ihrer Selbsterhaltung und Wiedererhebung, sobald sie sich staatsthümlich neu gestaltete, mußte sich die Banden der Hierarchie nicht von neuem selbst anlegen. Kein vernünftiger Mann verargt ihr, was sie that. Das Klosterleben entvölkerte Spanien, lähmte Gewerbfleiß und Landbau, und stürzte die Nation in die unglaublichste Unwissenheit Die Zahl aller Geistlichen, Mönche, Nonnen und anderer Klosterleute betrug bei zweimalhunderttausend Menschen. Man mache den Gesetzgebern Spaniens nicht das zum Verbrechen, was ihnen die Noth des Vaterlandes gebot und was man an großen und weisen Fürsten Europens gepriesen hat.

Was den spanischen Adel betrifft, bildete er schon längst keinen bedeutsamen politischen Stand mehr, sondern durch Rang, Reichthum, Zutritt am Hofe und daher Empfangung der einträglichsten und wichtigsten Stellen nur einen bürgerlichen Stand. Diesen läßt die Verfassung unangefochten. Sie gibt dem Könige Gewalt, zu Stellen zu ernennen, wen er will; sie beschränkt die Grandes gar nicht in dem hochwichtigen Vorzug, sich in Gegenwart des Königs

Digitized by Google

den Hut aufzusetzen; sie läßt alle Titulaturen unbeschnitten, aller adelichen Eitelkeit freien Spielraum. Aber daß nicht die ganze Last der Auflagen den Handelsmann, Handwerker und Bauer zu Boden drücke, sondern auch auf die Besitzungen der Edelleute, Vizcondes, Marqueses, Baronen, Grafen, Herzoge und Grandes vertheilt werde, scheint keine Ungerechtigkeit zu sein, sondern die höchste Gerechtigkeit. Die weisesten europäischen Fürsten haben ja denselben Grundsatz in ihren Staaten geltend gemacht, wenn sie gegen ihren Adel stark genug waren. Dasselbe ist ferner der Fall bei der Rechtsgleichheit aller Staatsgenossen vor dem Richter.

Man muß sich daher nicht wundern, daß in Spanien weder von Seiten der Geistlichkeit noch des hohen und niedern Adels allgemeiner Widerstand gegen die Konstitution sichtbar ward. Die gebildetern und unabhängigern Männer beider Stände erkannten zu gut, von wannen das Verderben ihres Vaterlandes stammte. Daher waren sie für eine Heilung des Staats aus dem Grunde. Der größte Theil der Weltgeistlichkeit gab Beifall, weil er selbst wider die reiche Klostergeistlichkeit war. Der größere Theil des unabhängigen, reichen, gebildetern Adels gab Beifall, weil er selbst gegen den Unfug der Höflinge erzürnt war.

Am wesentlichsten verloren haben durch die Revolution der König, die königliche Familie, die Höflinge, die Klostergeistlichen. Diese waren auch die eigentlichen Widersacher der Cortes-Verfassung. An jene schlossen sich Alle, welche entweder für Geld feil waren, oder welche durch die Staatsveränderung einträgliche Aemter eingebüßt hatten, oder durch Wiederherstellung der Alleinmacht des Hofes größern Gewinn hofften. — Die Anzahl der Widersacher aber blieb klein.

---

11. Die Republik in monarchischer Form.

Die Menge der Widersacher ist weit größer auſſer Spanien, als in Spanien selbst. Seit die Portugiesen, Neapolitaner und Piemontesen die Cortesverfassung zum Aufruhrgeschrei und Schiboleth ihrer Parteien machten, erhob der gesammte Adel und Klerus von Europa die Stimmen gegen das Werk der Cortes, als wenn es eine Chimäre, ein unhaltbares Luftgebäu, eine unselige Erfindung zur Vernichtung aller Ordnung und Staatenruhe wäre. Die Schriftsteller verschiedener Nationen und ein großer Theil ihrer Leser, welche die Konstitution selbst entweder nicht gelesen oder nicht durchdacht hatten, folgten dem Geschrei gutmüthig nach und machten aus allen Kräften Chorus.

Eine Verfassung, welche durch ihre Schicksale und Wirkungen weltgeschichtliche Bedeutsamkeit empfangen hat, verdiente wenigstens mit Prüfung gelesen, und nicht ohne anders als eine Congrevesche Rakete der politischen Welt vom Vorurtheil verdammt zu werden. Man würde finden, daß bei mancherlei Mängeln, welche die Zeitumstände herbeiführten, und die meistens zum Auſſerwesentlichen gehören, im Wesentlichen ein sehr heller, verständiger, gerechter Geist darin lebt, eine Weisheit, die aus dem Schooſe der Natur und Erfahrung hervorgegangen ist, und zu allen Zeiten Weisheit war und bleibt.

Digitized by Google

Wenn man das Grundgeſetz des ſpaniſchen Reiches durchgeht, nimmt man ſogleich wahr, daß es keine Klöſter aufhebt, keinen Adel abſchafft, keine Orden verbietet, keine Erbrechte verletzt. Es anerkennt die katholiſche Kirche als herrſchend, ohne weiter ein Wort über Kirchlichkeiten zu verlieren; denn dieſe gehen den Staat, als Staat, nichts an, ſie bleiben der Kirche anheimgeſtellt. Es redet nur höchſt beiläufig, ſonſt von keinem hohen und niedern Adel, von keinen Grandes und deren verſchiedenen Rechten. Denn alle dieſe Dinge ſind keine Hauptbeſtandtheile des Staats, deren das Grundgeſetz gedenken müßte. Sie können daſein und nicht daſein, oder Aenderungen annehmen, ohne daß darum die Verfaſſung des Geſammten im geringſten verletzt und erſchüttert wird. Das ſpaniſche Staatsgrundgeſetz kennt nur Bürger, Beamte, Richter, Krieger und Cortes von der einen, den König von der andern Seite — alle dieſe machen weſentlich-nothwendige Beſtandtheile einer Staatsordnung aus. Daß es nur von dem ſpricht, was zur Sache gehört, von allem Andern ſchweigt, ſcheint mir ein Vorzug zu ſein, deſſen ſich nicht viele Verfaſſungen rühmen können. Das Weſentliche muß bleiben; aber ob mehr oder weniger Klöſter, Bisthümer, Erzbisthümer, Hof- und Erzämter, Klaſſen des Adels u. dgl. m. vorhanden ſind, wird immer von der Bildungsſtufe der Nation abhängig ſein. Das Staatsgrundgeſetz hat es nur mit den unveränderlichen Grundlagen der bürgerlichen Ordnung zu thun, und beſchränkt nichts, was auſſerdem dem Entwickelungsprozeſſe der Nation angemeſſen iſt.

Vielleicht iſt's aber eben das, was den europäiſchen Klerus und Adel gegen die ſpaniſche Verfaſſung empört. Man verlangt, dieſe Stände mit ihren Vorrechten ſollen ausdrücklich in der Konſtitution als wahrhafte Grundbeſtandtheile der Staatsordnung aufgeführt ſein. Aber es bleibt doch einmal entſchieden, daß ſie keine wahrhafte Grundbeſtandtheile ſind, weil es viele Staaten gibt, welche ohne ſie fertig werden können, und ſich dabei wohlbefinden; die proteſtantiſchen beſtehen ohne Erzbisthümer und Klöſter; die republikaniſchen, ſelbſt wenn ſie hohen und niedern Adel in ihrer Mitte haben, beſtehen, ohne daraus Pfeiler ihres Staatsgebäu's zu machen. Spanien behält aber Erzbisthümer, Klöſter, Ritterorden, hohen und niedern Adel bei, nur nicht als weſentliche Stücke der bürgerlichen oder ſtaatsthümlichen Einrichtung. Warum will man dieſem Reiche Dinge in die Verfaſſung einzwingen, die der ſpaniſche Adel und Klerus ſelbſt nicht begehrt hat und noch jetzt nicht begehrt, da weitaus die große Mehrheit des Adels und der Geiſtlichkeit ſich für die Verfaſſung gegen den Hof erklärt?

Man ſagt: „Der Grundfehler der Verfaſſung bleibt bei den Spaniern dieſer, daß von den Grundſätzen einer reinmonarchiſchen Ordnung abgewichen iſt, daß den Cortes zuviel Gewalt gegeben ward, daß die königliche Macht nur ein Schattenſpiel iſt, daß das Volk durch dieſen republikaniſchen Sauerteig in ewigen Gährungen erhalten wird, die endlich allgemeine Unordnung und Zerſtörung des Ganzen zur Folge haben müſſen.“

Digitized by Google

Diese Vorwürfe zerfallen in zwei Gattungen. Die einen beziehen sich auf das, was ist; die andern auf das, was noch zu erwarten steht. Ich will von beiden reden.

Spanien war zu keiner Zeit eine absolute Monarchie, worin der König unbeschränkt schalten, seine Befehle zu Gesetzen machen und nach Willkühr über Vermögen, Leib, Ehre und Gewissen der Unterthanen durch Kabinetsordres, Edikte, Lettres de cachet u. s. w. verfügen konnte. Nach Vernichtung der staatsthümlichen Rechtsame der Provinzen, der Cortes, des Adels, der Geistlichkeit und der Städte, ward Spanien eine wahrhafte Aristokratie in monarchischer Form. Geistlichkeit und hoher Adel waren die Hände des Königs; alle öffentlichen Stellen von einiger Bedeutung wurden von bevorrechteten Familien den bevorrechteten Familien zugewiesen. Diese theilten sich in Erwerb und Gut der Nation. Darum ging der Wohlstand der Nation zu Grunde, und alle Industrie erlosch. Der König selbst ward zuletzt nur ein Schattenbild. Beichtväter, Beischläferinnen oder Günstlinge herrschten. Das mußte zuletzt die Familien der Großen entehren und empören. Nicht die absolute Monarchie, nicht die Aristokratie in monarchischer Gestalt konnte bestehen. Sowohl Grandes als Weltgeistlichkeit, Adel, Städte und Landleute mußten auf größere Sicherheit für sich denken, die nur in gesetzlichen Schranken möglich ist. Die Natur der Verhältnisse brachte es mit sich, daß Spanien eine Republik mit monarchischer Form ward.

Ein anderer Gang der Dinge war darum nicht möglich, weil in Spanien kein politischer Mittelstand mehr vorhanden war. Alles befand sich schon vor der Revolution in einen gebietenden oder gehorchenden, in einen bevorrechteten oder beunrechteten Stand geschieden. König, Geistlichkeit und Adel standen vereint der Nation gegenüber. Als sich nun Klerus und Adel nachher vom Hofdespotismus trennten, blieb ihnen nichts übrig, als entweder wieder einen verfassungsmäßigen Mittelstand zwischen König und Nation zu bilden, oder sich mit der Nation zu vereinigen. Ersteres konnten sie nicht, als nur durch Beistand des Volks, weil sie für sich allein zu schwach waren. Das Volk hingegen wollte nicht abermals eine Scheidewand zwischen sich und dem Könige bauen helfen, die, laut Erfahrung, so leicht durch ein Machtgebot zum Verderben Aller niedergerissen werden konnte. Also mußten sich Klerus und Adel mit dem Volke vereinigen. Von diesem Augenblick an standen Klerus und Adel nicht mehr mitherrschend neben dem Thron, sondern die ganze Nation; das heißt, der Thron stand in der Mitte der Nation, das Gesetz über Alle. Volk und König sahen sich nicht mehr einander gegenüber, nicht mehr durch bevorrechtete Stände von einander getrennt, sondern verbunden.

Von da an fiel natürlich jede Art des Vorrechts im Volke von selbst hinweg. Die Rechtsgleichheit mußte allen Bürgern des Staats einerlei Geltung vor den Landesgesetzen geben. Nur eines Einzigen Recht blieb durch die Geburt erblich, das des Königs und seines Hauses.

Es ist ein alter und fruchtloser Streit, ob republikanische oder monarchische Verfassungen den Vorzug verdienen. Aber darüber war nie Streit, daß Despotismus (oder Willkühr eines

Digitized by Google

Einzigen) und Anarchie (oder Willkühr Aller) gleich abscheulich sind. Weil Alleinherrschaft leicht in Despotismus, Volksherrschaft leicht in Anarchie ausartet, ist es gut, beide, die republikanische und monarchische Verfassung, mit einander zu verbinden, um eine durch die andere zu mäßigen. Das war von jeher die Aufgabe derer, welche Völkern angemessene bürgerliche Ordnungen aufstellen wollten. Die Monarchie, erblich, gibt dem Staate mehr Einheit, Kraft und Stetigkeit. Der Ehrgeiz Einzelner kann nicht höher schwindeln, als zum Fuße des Thrones. Indem der Kampf um die höchste Würde aufhört, bleibt er nur Wetteifer um die höchste Würdigkeit, das heißt, um Verdienst für das Vaterland. Von der andern Seite, je freier das Volk, je mehr ehrt es sich selbst, je lebendiger entfaltet es seine Anlagen, je mehr Wohlstand, Reichthum, Stärke empfängt der Staat.

England war ursprünglich eine Republik in monarchischer Form, ist es zum Theil noch, aber in eine Aristokratie, durch allzugroß gewordene Ungleichheit der Güter, verartet. Welcher europäische Staat ist so blühend, als dieser, so reich, so mächtig? — Man sagt: England verdankt seine Verfassung den Einwirkungen der Zeitalter und deren nach und nach rege gewordenen Bedürfnissen, aber keiner politischen Theorie. Es ist in diesem Weidspruch, wie in jedem Weidspruch, etwas Halbwahres. England hatte zu allen Zeiten treffliche Köpfe, sinnreiche Gesetzgeber, freidenkende Männer. Diese hatten ihre Theorien, nämlich das Vernünftige und Gerechte. Das Neuzuschaffende stellten sie dem schon Vorhandenen gemäß. So ward die britische Verfassung nicht das Werk der Umstände oder Zeitalter (denn die machen an sich nichts), sondern der selbstdenkenden Gesetzgeber in jenen Umständen. Andere Nationen Europens hatten dergleichen Gesetzgeber nicht, wenigstens nicht so freidenkende, sondern selbstsüchtigere.

Daß die britische Verfassung stückweise, nach dem Drang der Zeiten entstand, nicht als ein Ganzes und gleichsam in einem Gusse, ist eben nicht der größte Vortheil dieser Verfassung gewesen. Sie enthält viel Stückwerk und Flickwerk, was man in England nur zu wohl fühlt; eine Menge abentheuerlicher, barbarischer und naturwidriger Schnörkel, die noch manches Blutvergiessen veranlassen werden, wie z. B. jetzt in Irland.

Die Verfassungen der vereinigten Staaten von Nordamerika sind dagegen Werke aus einem einzigen Gusse, keine Mosaiken von einigen Jahrhunderten. Die Völker jenseits des Ozeans müssen sich dabei sehr wohl befinden; wenigstens lassen es die Auswanderungen der Europäer nach jenen Gegenden vermuthen, ungeachtet sich die Unterthanen in Europa gar nicht beklagen sollten.

Warum nun möchte man der spanischen Nation einen Tadel daraus machen, eine Konstitution zu haben, welche die Frucht der Ueberlegung von einsichtvollen Zeitgenossen und nicht die Frucht der Ueberlegung von Menschen ist, die erst von Jahrhundert zu Jahrhundert nach einander lebten? — Man gibt sich doch wahrlich viel Mühe, um eine Albernheit behaupten zu können, wenn man es dagegen leicht hätte, nur dem gesunden Menschenverstande zu folgen.

Vielleicht ließe man sich endlich wohl die Republik mit monarchischen Formen bei den Spaniern so gut als bei den Briten gefallen, wenn nur das republikanische Prinzip nicht allzuüberwiegend, die monarchische Kraft nicht allzusehr gelähmt wäre, und man die Cortes nicht wie eine Art Mitregenten ansehen müßte. — Aber ist's denn wirklich so? Haben diejenigen, welche dergleichen Redensarten gebrauchen oder nachplaudern, die Verfassung gelesen und durchdacht?

---

12. Was ist ein König von Spanien?

Er ist im Wesentlichen nicht mehr und nicht weniger, als ein König von Großbritannien. Ausser dem königlichen Privatgut, welches, wie jedes andere Eigenthum, unantastbar ist, werden ihm von den Cortes die Summen der Zivilliste festgestellt, um eine seiner und der Würde der spanischen Nation angemessene Hofhaltung zu führen. Diese Summen werden (§ 220) zu Anfang jeder neuen Regierung unabänderlich festgesetzt, wie dem Könige von England. Er hat die Vollziehung der Gesetze; er gibt dazu die nöthigen Verhaltungsbefehle; er ernennt zu allen Zivil- und Militärstellen; ihm ist das ganze Heer und die Marine untergeordnet; er entscheidet über die Verwendung aller Gelder zur Staatsverwaltung; er ernennt seine Minister; er hat das Begnadigungsrecht; er schlägt den Cortes Verbesserungen alter, oder Berathung neuer Gesetze vor; er führt alle diplomatische Verhandlungen mit dem Auslande; er ertheilt Ehren und Orden aller Art — kurz, er ist das Haupt der Nation, der Vollzieher der Gesetze, der Beschützer des Staats, der Kirche und der Gerechtigkeitspflege. Von ihm strömen alle Gnaden, Ehrenbezeugungen und Belohnungen aus; er ist fähig, alles Gute zu leisten, und nur verhindert, das Böse oder Gesetzwidrige zu thun (§ 171); denn er ist nach der Verfassung eine heilige Person, daher unverletzlich. Er kann nicht willkührlich, kann nicht ungesetzlich oder unrechtmäßig handeln. Seine Minister allein, die jeden seiner Befehle unterschreiben müssen, und ohne deren Unterschrift keiner seiner Befehle gültig ist, — nur sie sind verantwortlich, wie alles dies auch der Fall in England ist. Er kann Krieg erklären und Frieden schliessen; doch hat er nachher den Cortes Rechenschaft abzustatten, so wie er auch zur Abschliessung von Offensiv- und besondern Handelsverträgen oder Subsidienzahlungen an fremde Mächte der Einwilligung der Cortes bedarf.

Bei aller dieser Gewalt eines Königs von Spanien, die der eines Königs von Großbritannien gleichsteht, ist er aber, gleich diesem, durch Verfassung und Gesetz in jeder Willkühr beschränkt. Er darf keinerlei Richteramt üben, nie selber strafen. Wer verhaftet wird, muß binnen achtundvierzig Stunden dem gehörigen Richter übergeben werden. Ein guter Ersatz für die den Briten so vielbeneidete, vielgeschmälerte Habeas-Corpus-Akte. Die Gesetzgebung und das Besteuerungsrecht übt das Volk, wie in England, durch seine Stellvertreter, nur mit dem Unterschiede, daß in Spanien die Versammlungszeit der Cortes und ihre Erneuerung grundgesetzlich festgestellt ist, in England hingegen der König es nach Gefallen berufen und auf-

Digitized by Google

heben kann, aber es doch binnen sieben Jahren berufen muß und es nicht über sieben Jahre beisammen lassen darf. Ich zweifle, daß die britische Einrichtung dem Staate ersprießlicher sei.

Der König von Spanien hat ein erbliches Recht zu seiner Nation. Dies scheint den Spaniern ein Gegenrecht auf die Person ihres Königs zu gewähren, besonders in Fällen, wo eben persönliche Verhältnisse des Monarchen dem ganzen Volk und dessen Rechten Gefahr bringen könnten. Daher darf der König, wie dies auch in England zum Theil gilt, ohne Bewilligung der Cortes oder Stellvertreter des Volks kein Nationalgut, noch den kleinsten Theil des spanischen Gebiets, noch irgend eines seiner eigenen Vorrechte, an wen es sei, veräussern; ja, wenn er sich aus dem Königreich entfernen oder eine Heirath eingehen will, darf es nicht wider den Willen der Cortes geschehen. Beide letztere Fälle gelten auch für den Prinzen von Asturien und die muthmaßlichen Thronerben. Es läßt sich leicht begreifen, daß die Cortes in Zeiten der Ruhe ihren König oder dessen Nachkommen nicht verhindern werden, ins Ausland zu reisen; aber auch, daß damit ziemlich unmöglich wird, einen spanischen König je an der Spitze ausländischer Heere gegen sein Volk ziehen zu sehen.

Bekanntlich betrachtete Montesquieu die britische Verfassung zu seiner Zeit als ein Meisterwerk, und keineswegs mit Unrecht. Kein Staat in Europa hatte eine der wahren Würde eines Monarchen, der Freiheit eines Volkes und dem Aufblühen eines Staates angemessenere. Inzwischen ist auch hinlänglich bekannt, daß die Stellvertretung der Nation, weil sie an Oertlichkeiten gebunden ward, höchst unvollkommen wurde, und daß die Grenzen zwischen den Rechten des Thrones, des Parlaments und der Nation höchst schwankend und unbestimmt geblieben sind. In jeder Hinsicht gebührt hier der spanischen Verfassung Vorzug.

Mit so großer Gewalt ein spanischer Monarch auch bekleidet ist, sieht er Stiftungen in der Nähe seines Thrones, welche der König von Großbritannien nicht kennt, und die seine Macht enger begrenzen. Diese verdienen näher gewürdigt zu sein. Vielleicht erregten diese das Anathemageschrei der Klöster und Kabinete.

Der König hat nämlich, wie in Großbritannien, den ihm von den Cortes vorgelegten Gesetzen seine Genehmigung zu ertheilen oder zu verweigern. Wird ihm aber der unveränderte Gesetzesentwurf in drei auf einander folgenden Jahren zur Annahme vorgelegt, so kann er dann diese nicht länger verweigern.

Dem Scheine nach liegt darin ein Zwang, daß der König endlich wider seinen Willen einem von ihm verworfenen Gesetze die Sanktion ertheilen müsse. Aber dieser Zwang ist nicht groß, und dürfte vielleicht in einem Jahrhundert kaum einmal statt finden. Denn viel gehört dazu, daß in einer so zahlreichen Versammlung von Gesetzgebern drei Jahre lang nach einander, in eben so oft wiederholten Berathungen, die Meinungen sich in dem Grade treu bleiben sollten, daß kein Wort des frühern Entwurfs abgeändert würde, um so mehr, da binnen drei Jahren nie dieselben Abgeordneten in den Cortes sitzen, die alle zwei Jahre wechseln. Wenn aber demungeachtet, und bei allen andern hier nicht zu erwähnenden Schwierigkeiten

Digitized by Google

und Hindernissen, der Vorschlag der Cortes dennoch einmal derselbe bliebe: so könnte er doch füglich als Wunsch der ganzen Nation betrachtet werden, dem ein Monarch nicht leicht, ohne sich in zu harten Widerspruch mit seinem Volk zu setzen, seine Zustimmung versagen darf.

Dieses Grundgesetz hat, weit entfernt, die Majestätsrechte des Monarchen zu lähmen, einen zweifachen Werth. Einerseits ist es das geeignetste Mittel, dem Könige den Gang der öffentlichen Meinung zu offenbaren und gewaltsame Schritte der Nation zu verhüten. Es deutet einen Ausweg an, das, was von zwei persönlich verschiedenen Cortesversammlungen als dem ganzen Lande drückend erklärt ist, auf verfassungsmäßigem Wege zu beseitigen, ohne Umwälzung und Aufstand. Hätte England, hätte Schweden, hätte manches andere Reich diesen Ausweg gekannt, schwerlich wären die Stuarte, welche der öffentlichen Meinung Hohn boten, gestürzt, schwerlich wäre Gustav III ermordet worden. — Anderseits ist damit zugleich, bei einer möglich gewordenen Beschränkung des Veto, die Nation gegen den verderblichen Starrsinn irgend eines künftigen Fürsten geschirmt, der endlich auch den wohlthätigsten und dringendsten Arbeiten der Gesetzgeber ewige Hindernisse setzen könnte.

Eine zweite Stiftung anderer Art ist die beständige Deputation der Cortes von sieben Mitgliedern, welche von einer Sitzung der Cortes zur andern in der Hauptstadt zurückbleibt. Ihr wichtigster Zweck ist, nebst dem Recht, die ausserordentlichen Cortes in den von der Verfassung bestimmten Fällen zusammenzuberufen, über die Beobachtung der Verfassung und der Gesetze zu wachen, und darüber in der nächsten Versammlung der Cortes Bericht zu erstatten. Da sie aber, als bloßes Ephorat, ohne andere Gewalt, nur Aufsicht führt, thut sie der königlichen Machtvollkommenheit keinen Eintrag, und können wir bei ihr kurz sein.

Eine dritte, den König näher berührende, Stiftung hingegen ist die des Staatsrathes. Dieser wird gewissermaßen das bleibende konstitutionelle Band zwischen König und Cortes, jenem so sehr wie diesen angehörend. Er wird vom König erwählt, aber aus dem dreifachen Vorschlag der Cortes. Diese dürfen keinen Mann aus ihrer eigenen Mitte auf die Wahlliste setzen, und unter den vierzig Mitgliedern müssen jederzeit vier Geistliche und vier Grandes von Spanien sein. Der Staatsrath selbst aber hat, ausser dem Vorschlagsrecht zu geistlichen Pfründen und richterlichen Stellen, nur berathende Stimmen. Der König, nachdem er die Urtheile dieser Behörde, besonders wegen Sanktion der Gesetze, Kriegserklärungen, Abschliessung von Verträgen und andern wichtigen Angelegenheiten angehört hat, behält dennoch freien Willen zum Entschlusse.

Indem die Glieder des Staatsrathes aus dem Vorschlage der Cortes genommen sind, stehen sie nicht als bloße Diener des Königs da, der sie auch nicht willkührlich, sondern nur nach geschehener Klage und Untersuchung vor dem obersten Gerichtshofe, ihrer Stelle entlassen kann; nicht als Männer des Hofes gegen die Nation, sondern eben so sehr mit der Nation, als mit dem Könige.

Indem der Staatsrath aber nur für den König vorhanden ist, zwischen ihm, den Ministern

Digitized by Google

und den Cortes, und doch von Allen unabhängig; im Mittelpunkt der großen Geschäfte, und doch ohne eigene Macht; dem Worte der Verfassung gemäß aus den berühmtesten, kenntnißreichsten und verdientesten Männern der Nation erkoren, aber doch auch verfassungsmäßig mit Bischöfen und Grandes versehen, dabei unwandelbar in seiner Stelle, während Personen und Gesinnungen der Cortes alle zwei Jahre, und Personen und Ansichten der Minister mit dem Willen des Königs, so oft ihm beliebt, ändern: wird der Staatsrath diejenige Behörde, welche durch ihre Unabhängigkeit, Unwandelbarkeit, Zentralstellung und Erfahrung dem Könige die sicherste Quelle des Rathes ist, und das Folgerechte und Stetige in den Gang der großen Geschäfte bringt.

Ich halte diese Behörde für einen der glücklichsten Gedanken in der spanischen Staatsverfassung. Auch andere Monarchen haben ihren Staatsrath, weil sie desselben unmöglich entbehren können; aber der Staatsrath, abhängig vom König, wird leichter geneigt, den Ansichten desselben zu fröhnen und den bessern, eigenen Ueberzeugungen treulos zu werden; abhängig vom König, ändert mit dessen Gunst und Willen auch das Personal in demselben.

Es ist bekannt, wie wandelbar Ferdinand VII in seinen Gunstbezeugungen ist, mit welcher Schnelligkeit er die Minister wechselte, daß sie oft ihre Stellen schon wieder verloren, ehe sie in ihren Geschäftskreisen Zeit hatten, heimisch zu werden. Dieser Ministerwechsel wird bei der Stetigkeit des Staatsrathes minder gefährlich. In der ganzen Staatsmaschine würde nichts Festes, sondern Alles beweglich sein, wenn dem Könige auch die Wahl und Abänderung des Staatsrathes zugehörte.

Da diese Behörde nur eine berathende ist, ohne alle Macht, so beschränkt sie auch die königliche Machtvollkommenheit nicht. Man wird es keine Beschränkung nennen, daß er sie nicht nach Willkühr ernennt und absetzt; man wird nicht glauben, daß sie mehr im Geiste der Cortes urtheilen werden, weil diese zur Wahl den Vorschlag thun. Die Cortes sind alle zwei Jahre andere Personen; der Staatsrath aber besteht, unabhängig vom Wechsel der gesetzgebenden Gewalt und des Geistes der Cortes, immer als derselbe.

Wiederholen wir nun die Frage: „Was ist ein König von Spanien?“ so antworten wir: er ist Monarch, in vollem Sinne des Worts, das heißt, Haupt und Führer der Nation, mit dem höchsten Glanze und der höchsten Gewalt bekleidet, zu Allem vollmächtig, was das Heil der Nation befördern kann, nur in gefahrbringender Willkühr durch Verfassung und Gesetz beschränkt, wie es jeder weise Fürst selbst sein will. In seiner Hand liegen alle Gnaden und Ehrenbezeugungen, die Ernennungen zu allen Kriegs- und bürgerlichen Aemtern. In seiner Macht sind Frieden und Krieg. Wie er auch handle, er ist unverletzbar. Auch andere Könige bedürfen zur Bestimmung ihrer Entschlüsse die Belehrung sachkundiger, weiser Männer. Sie wählen sich ihre Ministerräthe, ihre geheimen Räthe, ihre privy Councils, oder werden durch Beichtväter, Günstlinge und Beischläferinnen geleitet. Ist es der Würde eines Königs und der Glückseligkeit eines großen Volkes angemessener, ihre Rathgeber sich nach wandelbaren

Digitized by Google

Launen oder durch Hofintriguen geben zu lassen, oder einen durchaus machtlosen Staatsrath zu haben, der in seiner Unabhängigkeit kein Interesse hat, weder mit dem Könige noch mit den Cortes Partei zu machen, sondern nur das Rechte und Gute zu befördern?

---

13. Was sind die spanischen Cortes?

So wie der König ausschließlich die vollziehende Gewalt besitzt, so haben die Cortes allein die gesetzgebende. Sie haben durchaus keine Stimme in der Leitung der Staatsangelegenheiten und sind daher in keinerlei Hinsicht, wie man hat glauben machen wollen, eine Art Mitregenten. — Nur Alles, was Sache der Gesetzgebung sein muß, das gehört ihnen zu. In einem wohleingerichteten Staate soll der Willkühr der Höflinge und Minister so wenig als möglich überlassen bleiben.

Daher haben die Cortes jährlich nicht nur die Bestimmung der Steuern und Abgaben, die Prüfung der Staatsrechnungen zu besorgen, die Vertheilung der Steuern auf die Provinzen zu genehmigen, die Verwaltung und Veräusserung von Staatsgütern, die Zölle und Tarife (denn sie sind Auflagen) u. s. w. gesetzlich zu bestimmen: sondern auch Errichtung oder Aufhebung öffentlicher Amtsstellen, Vermehrung und Verminderung der Land- und Seemacht (jedoch dies nur auf Vorschlag des Königs) gesetzlich anzuordnen, und Offensivbündnisse, Handels- und Subsidienverträge vor ihrer Ratifikation zu genehmigen. Eben diese Befugnisse haben auch die britischen Gesetzgeber, so wie die französischen und andere sie mehr oder minder haben. Darin wird man keine Mitregentschaft der Cortes erkennen.

Hingegen hat die Konstitution den Abgeordneten der Nation noch Prärogative behalten, die andern gesetzgebenden Versammlungen abgehen, aber vor Zeiten den alterthümlichen Ständen (États) in Europa fast überall zukamen. Sie haben nämlich das Recht, bei der Huldigung den Eid des Königs oder Thronfolgers oder Regenten zu empfangen, über Zweifel in der Thronfolge zu entscheiden, den Vormund eines unmündigen Königs zu ernennen, die Regentschaft und deren Grenzen zu bezeichnen, und die Aufnahme fremden Kriegsvolks in Spanien zu gestatten oder zu untersagen. Nimmt man dazu, daß sie auch, wenn der König sich aus dem Reich begeben oder eine eheliche Verbindung schliessen will, ihre Einwilligung zu geben haben: so ist ihre Macht allerdings größer, als die von gewöhnlichen gesetzgebenden Versammlungen, aber für das Glück und die Ruhe der Nation berechnet und nur bei ausserordentlichen und seltenen Fällen statt findend.

Dies ist nun der gesammte Wirkungskreis der Cortes. In allen grosen Angelegenheiten der Nation den Willen derselben durch allgemeine Verordnungen und Gesetze auszusprechen, ist ihre ausschließliche Bestimmung. Aber nicht das mindeste Befugniß haben sie, nach diesen Verordnungen und Gesetzen die Nation zu regieren; dies ist des Königs ausschließliches Recht. Die Grenzen vom Gewaltkreise des Thrones und der, in den Cortes dargestellten, Nation sind scharf und fest bestimmt.

Digitized by Google

Eben so genau iſt von beiden die richterliche Gewalt geſchieden. Weder der König noch die Cortes können ſich zu Richtern aufwerfen, anhängige Rechtsſtreite niederſchlagen oder ſchon entſchiedene wieder erneuern. Die richterliche Welt iſt eine eigene, für ſich beſtehende. Die Cortes geben nur die Geſetze hinzu; der König ernennt nur die Richter, aber aus dem dreifachen Vorſchlage, welchen ihm der Staatsrath vorlegt, und ohne Macht, ſie nach Willkühr von ihren Stellen abzurufen. So ſind die Richter lebenslänglich in ihren Aemtern, darum unabhängiger und parteiloſer.

Wie die Unabhängigkeit der Richter, iſt auch die Unabhängigkeit der Geſetzgeber geſichert. Das Volk ernennt ſie und beſoldet ſie. Sie dürfen während der Zeit ihrer Sendung weder vom König eine Stelle annehmen, noch für Andere darum werben, ja ſelbſt noch ein Jahr lang nachher vom Hofe keinen Orden, keinen Gnadengehalt weder für ſich empfangen, noch für Andere erbitten. Sie verſammeln ſich zu den ordentlichen Sitzungen, nicht durch den König, ſondern durch die Verfaſſung gerufen, und eröffnen ihre Berathungen, auch wenn der König die bei der Eröffnung üblichen Förmlichkeiten unterläßt.

Um den Parteigeiſt zu lähmen, daß nicht er ſich der Geſetzgebung in einer Reihe von Jahren bemächtige, und um die größte Mannigfaltigkeit in der Stellvertretung des Volks zu bewirken, darf kein Abgeordneter wieder ernannt werden, wenn die zwei Jahre ſeiner Sendung vollendet ſind. Erſt nach einem Zwiſchenraum von zwei andern Jahren iſt er abermals wahlfähig. Selbſt die kurze dreimonatliche Zeit der Sitzungen, die nur in beſondern Fällen, wenn es der König, oder wenn es zwei Drittheile der Cortes verlangen, um einen Monat verlängert werden darf, dient dazu, den Partei- und Körperſchaftsgeiſt, wenn er ſich in den Cortes rege machen will, zu lähmen. Auſſerordentlich können dieſe nur, wenn es der König begehrt, ſonſt nie, als bei Erledigung des Thrones, zuſammengerufen werden. Alle dieſe Beſchränkungen der Cortes, der ſtete Wechſel ihrer Mitglieder ſelbſt, deuten darauf, daß man die geſetzgebende Gewalt zu keiner Uebermacht erwachſen laſſen will. In andern Staaten Europens ſind die geſetzgebenden Verſammlungen in dieſer Hinſicht weniger beſchränkt.

---

14. Was bedeuten die Gährungen in Spanien?

Wenn wir die Verfaſſungen aller übrigen Reiche unſers Welttheils mit der von Spanien vergleichen, ſei es in Rückſicht der Trennung und der Unabhängigkeit, oder in Rückſicht der Verknüpfung und des Gleichgewichts der höchſten Gewalten, wird man kaum eine finden, welche ihr in Feinheit der Kombination und in ſcharfer Grenzbeſtimmung der Machtkreiſe vorzuziehen wäre. Ich habe ſchon eingeräumt, ſie trage i. re Mängel — ſie fehlen auch in den Verfaſſungen anderer Reiche keineswegs —, aber die Grundidee iſt vortrefflich und in der Ausgeſtaltung ſcharfſinnig berechnet. Man darf ſich daher über den allgemeinen Beifall nicht verwundern, mit welchem ſie von gebildeten Nationen beehrt ward. Durch keine von allen

Digitized by Google

bestehenden Verfassungen unsers Welttheils ist die königliche Gewalt und Hoheit fester, und gegen Mißgriffe zum Nachtheil des Thrones und der Nation sicherer gestellt; durch keine die Nation stärker gegen Hofraunen, Ministerialwillkühr und Günstlingsdespotismus geschirmt; durch keine besser dafür gesorgt, Hofrevolutionen unmöglich und künftige Volksrevolutionen gefahrlos zu machen oder abzuleiten.

Es ist vergebens, durch Befehle, gebieterische Winke und Machtsprüche ausserhalb Spanien den Glauben einführen zu wollen, es liege in der Cortesverfassung der Fünftelsaft alles staatsumwälzerischen Opiums eingewickelt. Die Nationen folgen in Sachen des Verstandes ihren Ueberzeugungen. Die Schwesterähnlichkeit der britischen und der spanischen Konstitution ist zu sehr in die Augen fallend; nur daß die jüngere Schwester in allen ihren Verhältnissen mehr Ebenmaas und Bestimmtheit hat. Man bewundert zwar von jeher an der britischen das wohlgeordnete Gleichgewicht der Gewalten, und preiset die Nation glücklich, so lange dasselbe im Kampf der Whigs und Torrys nicht aufgehoben wird. In der spanischen aber liegt nichts auf der Schwebe, sondern auf festen Pfeilern, inner starken Schranken. Die Cortes in ihren dreimonatlichen Sitzungen des Jahrs, und bei ihrer gänzlichen Erneuerung nach vierundzwanzig Monaten, können gegen die Hoheit der königlichen Macht keinen Schritt gewinnen; und hinwieder bei der absoluten Unabhängigkeit der Cortes vom Könige kann dieser sie auf keine Weise überwältigen, bestechen und schrecken.

Die fortwährenden Gährungen in Spanien, weit entfernt, die Schwäche und Fehlerhaftigkeit der Verfassung oder ihre Unfähigkeit zu bezeugen, die Ruhe des Landes zu schützen, verbürgen vielmehr ihre Stärke, weil alle, zum Theil selbst vom Hofe gern gesehenen, Unruhen das Ganze nicht erschütterten. Das Volk weiß, was es gewonnen hat. Es sehnt sich weder nach der Willkühr und Gewaltherrschaft der Günstlinge, Minister, Gouverneurs, Vizekönige und Inquisitoren zurück, noch findet es seinem Wohlsein unzuträglich, daß jeder Bürger dem andern in Rechten und Pflichten, vor Gericht und Gesetz, im Anspruch auf öffentliche Ehren und Aemter oder in Tragung öffentlicher Lasten gleichgehalten werde. Wenn man im Auslande die Spanier für einfältig genug hält, das Gegentheil zu verlangen, so muß man den Spaniern verzeihen, über die Einfalt des Auslandes zu lächeln.

Die Gährungen und Lärmereien, von denen man bisher gehört hat, und von denen man häufig im Auslande mehr weiß und redet, als in Spanien selbst, entspringen aus drei verschiedenen Hauptquellen.

Erstlich aus dem Mißvergnügen derer, die bei der Staatsumwälzung nicht ihre Rechnung fanden, sondern zurückgesetzt wurden, besonders der Mönche. Bei allen jenen kleinen Zusammenrottungen für die Religion und den absoluten König wird man auch gewöhnlich einen frommen Priester im Hintergrunde oder an der Spitze sehen; nie Männer von Bildung, Ansehen und Vermögen. — Man muß die Unwissenheit, Dummgläubigkeit und Rohheit des Pöbels von Spanien kennen, um sich zu erklären, daß ein Mönch, auch wenn er die abgeschmacktesten

Digitized by Google

Dinge sagt, noch immer einige Anhänger für sich gewinnt. Man muß den Mangel aller polizeilichen Ordnung kennen, der in den meisten Provinzen seit Jahrhunderten herrschte, und der jetzt äußerst schwer auf einmal zu heben ist. Gewaltthat und Raub war in vielen Landesgegenden von jeher heimisch und unaustilgbar. Es gibt Dorfschaften, wo fast alle Einwohner in diese Verwilderung gesunken sind, und denen schwer beizukommen ist. Sie ziehen aus, kehren heim, Keiner verräth sie, Keiner wagt es, sie zu verrathen. Mit allen Bergwegen und Schlupfwinkeln vertraut, schnell auf den Füßen, ereilt sie keine bewaffnete Macht leicht. Mancher arbeitet Morgens ruhig auf dem Felde, der Nachts auf Freibeuterei aus war. Legt man Truppen in die verdächtigen Ortschaften, rührt sich Niemand, ist Jeder tadellos. Viele, ohne alles Eigenthum, können nicht gestraft werden. Hunderte lassen sich nicht in Kerker werfen oder hinrichten.

Man muß diese Umstände kennen, um zu begreifen, wie leicht es ist, eine Bande zu Guerillas und Abentheuern zu versammeln, die sich nachher eben so schnell wieder auflösen. Eben jene tiefgewurzelte Unordnung machte in der That auch die Revolution Spaniens so leichtgängig.

Zweitens entspringen die Gährungen und Tumulte, wie man sich wohl denken kann, aus der Fremdheit aller Verhältnisse, in die man sich jetzt hineinfinden soll. Es sind da neue Rollen zu spielen, es geschehen da Mißgriffe, und es gibt Verwirrungen aller Art. Solche Erscheinungen waren unvermeidlich. Die neue Verfassung besteht erst im dritten Jahre. Doch schon gegenwärtig gewinnt Alles ernstere Haltung; der Unordnungen sind weniger, als anfangs, wenn nicht Leidenschaft sie muthwillig herbeiruft. Es gibt aber viele Menschen, welche in regelloser Thätigkeitssucht die Anarchie herbeiführen möchten, um Gelegenheit zu haben, sich hervorzuthun, sich aufzuschwingen. Diese vornehmlich sind es, denen der feste, verfassungsmäßige Gang der Dinge widersteht. Sie möchten ihn stören, nicht zum Nachtheil des Volkes, sondern des Hofes. Sie möchten eine Republik. Sie rufen: es lebe Riego! Sie treiben Rednerei in Clubbs, auf Plätzen und in öffentlichen Versammlungen. Ihre Zahl ist jedoch nicht so groß, als ihr Geschrei. Sie befinden sich auch meistens in den Städten. Das Landvolk versteht sie nicht. Vielleicht ein Krieg mit dem Auslande wäre das beste Mittel, den Ueberschuß von Kraftfülle und Thätigkeitssucht abzuleiten.

Drittens endlich muß man sich auch nicht verhehlen, daß der Hof selbst lange Zeit mehr gethan hat, das unbedingte Vertrauen der Nation zurückzustoßen, als an sich zu ziehen. Spanien würde eins der glücklichsten Reiche, Ferdinand VII heute einer der glücklichsten Monarchen sein, hätte er, beim Wiedererscheinen in seinen Staaten im Jahr 1815, die Verfassung willig beschworen und sich an die Spitze der großen Veränderungen gestellt. Er wäre damals ihrer mächtig gewesen und ihrer mächtig geblieben. Man betete ihn damals an.

Er that das Gegentheil und erntete das Gegentheil. Selbst nachdem er die Verfassung, fast zu spät, im Jahr 1820 beschworen hatte, blieb er dem Einflusse seiner aristokratischen Um-

Digitized by Google

gebungen nicht unverschloſſen. Schon mangelte ihm darum die volle Zuversicht des Volks, weil er die Verfassung nur gezwungen angenommen, nachdem er sie zuvor verworfen und die Freunde derselben mit Grausamkeit verfolgt hatte. Als aber auch nachher der Hof fortfuhr, sich zu einer Partei zu machen, entwickelte sich das Volk zu einer argwöhnischen Gegenpartei. Man trieb vom Hofe aus zu einer reinen Monarchie hin; darum liessen sich auf der entgegengesetzten Seite Stimmen von einer reinen Republik hören. Umsonst sucht man das Mißtrauen durch Erinnerung an den feierlichen Eid Ferdinands, den er auf die Cortesverfassung geleistet, zu beruhigen, seit eine neuere Begebenheit den Glauben der Nationen an Unverbrüchlichkeit eines königlichen Schwurs und Ehrenwortes zu Grunde gerichtet hat.

---

15. Von der Gefahr Spaniens.

Welches kann der Ausgang der Dinge sein? — Wer möchte dies verbürgen?

Gefahr von aussen ist keine zu befürchten. Dies wissen alle Spanier so gut, als sie es wissen, daß die fremden Mächte sich ohne Bedenken längst in die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel gemischt und die gesetzlose Aristokratie in monarchischer Form wiederherzustellen versucht haben würden, wenn sie freie Hand gehabt hätten. Je schwankender Frankreich für sich selbst dasteht, ein je festeres Bollwerk steht es für Spanien da. Portugal von der andern Seite kann und wird nur mit Spanien stehen oder fallen. England führt, bloßer Verfassungen fremder Völker willen, keinen Krieg, wenn es von denselben für seinen Handel nichts zu fürchten oder nichts für ihn zu gewinnen hat. Spanien und Portugal können jenseits der Meere kaum noch etwas, das Britannien reizen sollte, einbüßen. Einen Krieg ohne Aussicht auf bedeutende Entschädigung zu unternehmen, hieße nichts anders, als die Nationalschuld der Insulaner jährlich um mehrere Millionen aufschwellen. — In gegenwärtiger Lage Frankreichs hat Oesterreich keinen Weg zu den Pyrenäen; ohnedem hat es für die Ruhe längs den Apenninen mehr denn genug zu sorgen und ostwärts die Bewegungen und Gährungen des osmanischen Reiches zu beobachten, gleich Rußland. In ungefähr ähnlichem Verhältnisse steht Preussens Monarchie. In gegenwärtiger Organisation hat sie wohl viele Friedensjahre vonnöthen, um ihre ungeheuern Wunden auszuheilen und ihren Zuwachs mit sich innigst zu vereinen; aber in ihrer Macht läge es, dies binnen wenigen Jahren zu können, und in den Weltangelegenheiten eine gebieterische Rolle zu spielen, wiewohl ohne Gefahr für Spaniens Sache.

Das furchtbarste aller Uebel, eine gräuelvolle allgemeine Gesetzlosigkeit, ist es, wovon Spanien noch heute bedroht bleibt. Sie entspringt aber nicht aus den Mängeln der Verfassung oder deren Unhaltbarkeit, wie die Freunde der Willkühr und Knechtschaft predigen; denn eben das Festhalten der großen Mehrheit an der Verfassung, und eben das starke Gleichgewicht der verschiedenen Gewalten rettete Spanien bisher von der innern Auflösung, rettete die Willkührprediger und selbst den Thron vom Untergang, und bewies die Güte der Verfassung, die

Digitized by Google

man verdächtigen möchte. Zerfällt Spanien, so geschieht es durch die Unvorsichtigkeit und Hartnäckigkeit der Servilen und die zur unmäßigen Gegenwirkung gereizte Wuth der Liberalen. Der Hof konnte leider bisher eben so wenig seine eingerostete Leidenschaft und feindselige Neigung gegen gesetzliche Freiheit des Landes, als seine allzugroße Schwäche verbergen, die an Ohnmacht grenzt. Letzteres gab den Ultra-Liberalen Muth, und Ersteres diente, alle ihre frevelhaften Wünsche zu rechtfertigen.

Der Gewaltschritt aus der regellosen Willkühr zur gesetzlichen Ordnung geschah im Jahr 1820 durch das Volk, welches von der Verzweiflung getrieben war. Der Rückschritt zur Anarchie kann nur vom Hofe aus geschehen, mit dem Wahlspruch: Nichts oder Alles! — Es liegt in der Gemüthsart des Monarchen etwas Unselbstständiges. Wie sehr die Hofpartei diese zu benutzen wußte, hat der häufige Wechsel der obersten Staatsbeamten bewiesen. Ohne die starke Institution des Staatsraths, ohne seine Unbeweglichkeit und Unabhängigkeit wäre Spanien oder doch der Thron schon verloren gewesen.

Je häufiger am Hofe die Minister, in den Provinzen die Vollziehungsbeamten abgeändert werden, um so mehr büßt die königliche Gewalt an Ordnung, Einheit, Stetigkeit und Kraft ein. Denn wenn die vorübergehenden Inhaber der obern Staatsstellen nie mit ihren Geschäften und Wirkungskreisen hinlänglich vertraut werden können, so gewinnen die untern Stellen durch ihren gleichförmigen Stand nothwendig das Uebergewicht; so behalten die Ayuntamientos und Alkalden der Städte und übrigen Gemeinden den Zügel und die Stärke einer vollziehenden Gewalt, welche im Mittelpunkte des Staatsganzen nur Schattenwerk ist; so werden die Cortes durch die Umstände gezwungen, selbst Hand anzulegen, um der allgemeinen Gesetzlosigkeit vorzubeugen; sie müssen den König nöthigen, sie ausserordentlich fortbestehen zu lassen; sie müssen über Spanien durch Dekrete herrschen und diese von den Ayuntamientos vollstrecken lassen; so geht die königliche Autorität in die Cortes über, und der Thron steht als entbehrlicher Prunk da.

Noch ist es nicht so weit gekommen. Dank sei es dem ernsten und festen Geist der Cortes und der großen Mehrheit der Nation, die ihr eigenes Glück, das heißt Ruhe und Freiheit in gesetzlichen Schranken, will, und davor schaudert, hinunterzutaumeln in jenen Abgrund, in welchem Frankreich jenes gräuelvolle Schauspiel gab, welches der Menschheit ewiger Abscheu bleiben wird.

Viel Unerwartetes können freilich die Umstände bringen. Aber was sie auch bringen: die Knechtschaft und Ministerialwillkühr der letzten Jahrhunderte nie.

Es ist wahr, auch Spanien hat, wie Frankreich und wie, mehr oder weniger, fast jedes europäische Land, seine Ultra-Liberalen, seine Freiheitsschreier. Es sind meistens entweder ehrsüchtige Schlauköpfe, die, ihre eigenen Talente überschätzend, sich zurückgesetzt sehen und eine Rolle spielen möchten; oder junge, wackere Männer von Bildung und Belesenheit, die in übermächtiger Phantasie und unreifer Beurtheilung der bürgerlichen Verhältnisse, in vollem

Digitized by Google

Ernſte die Freiheit lieben und derſelben für das Volk nicht genug haben können. Beide haben von dem, was ſie dem Staate eigentlich geben möchten, unklare Vorſtellungen; ſprechen unaufhörlich von freier Verfaſſung, ohne vom Organismus des Staates zur geſetzlichen Freiheit etwas zu wiſſen; machen den rechtſchaffenen Beamten, der ihnen durch den Sinn fährt, zum Servilen und Tirannen, und meinen durch Verbindungen unter ſich oder durch Aufhetzung eines Pöbelhaufens die Welt erſchüttern, Athen und Rom herſtellen zu können. Dieſe ſind mit ihrem Treiben in Spanien ohne alle Gefahr, ſeit Preßfreiheit herrſcht; vorher wären ſie furchtbarer geweſen, ja, ſie waren es wirklich. Jetzt genügt, daß die Polizei ſie beobachtet, um einzelne Verwirrungen zu verhüten. Sie werden erſt dann wieder gefährlich werden, wenn die Unmäßigkeit der Knechtſchaft- und Willkührſüchtigen nicht abläßt, der ganzen Nation das Gefühl des Unwillens und Zorns wider ſich und den Hof einzuflößen.

Digitized by Google

Die geheimen politischen Gesellschaften in Italien.

Die ersten bestimmten Nachrichten über den Staatsumwälzungsbund der Carbonari und anderer geheimer Verbindungen danken wir in Deutschland der von den Gebrüdern Hormann in Weimar veranstalteten Sammlung, die unlängst unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unter-Italien, insbesondere der Carbonari. Aus dem Original übersetzt von Heinrich Doering. Weimar 1822." erschienen ist. Sie sind ungemein werthvolle Beiträge zur Geschichte dieses berüchtigten und ungeheuern Ordens, der in der Geschichte der Nationen kaum Seinesgleichen kennt. Die verworrene Zusammenordnung jener Denkwürdigkeiten erschwert jedoch den Ueberblick des Ganzen. Früher schon hatte der Verfasser nachfolgenden Aufsatzes versucht, aus Mittheilungen eines einsichtsvollen und unbefangenen Mannes, der noch jetzt in Italien lebt, eine geschichtliche Darstellung von Ursprung, Zweck und Ausbreitung der verschiedenen italienischen Ordensverbindungen zu entwerfen. Erst durch das Erscheinen jener Aktenstücke war er im Stande, manche wesentliche Lücken zu ergänzen. Er schmeichelt sich, daß diese kurze Abhandlung neben dem bisher Erschienenen beitragen könne, eine deutliche Ansicht jener zahlreichen politischen Gesellschaften zu befördern. D. V.

1. Einleitung.

Man hat in Deutschland, Frankreich und andern nördlichen Ländern zu edle Vorstellungen einerseits vom Geist und Freiheitssinn der Bewohner Italiens, so wie anderseits von der Liebe und dem Streben der Höfe für die wahre Glückseligkeit ihrer Unterthanen. Es gibt allerdings ehrenvolle Ausnahmen. Im Allgemeinen aber sind, seit langer Zeit, weder die Handlungen der Höfe noch die Gesinnungen des Volkes so preiswürdig gewesen, als entgegengesetzte Parteien sie darzustellen suchen. Eben so sind weder die Unterthanen allein in dem Grade verdammenswerth, als die Freunde der Großen sie ausschreien; noch tragen die Höfe allein alle Schuld des auf der Halbinsel herrschenden Verderbens.

Der weiseste und menschenfreundlichste Fürst, der in allen andern Ländern vielleicht allgemeine Verehrung und Dankbarkeit genießen würde, hätte in Italien von seinen Unterthanen Unfrieden zu befürchten, wenn er das Bessere herstellen und auf Erkenntlichkeit zählen wollte. Das Volk muß hier in der That erst erzogen, das heißt bürgerlich-sittlicher gemacht werden. Aber es fehlte am rechten Erzieher bisher. Noch immer lebt Leopold von Toscana einzeln im dankbaren Andenken.

Um Italien zu dem zu machen, was es werden kann, gibt es wohl nur zwei Wege. Der eine aber ist, zumal bei jetzt an den Höfen vorwaltenden Ideen, eben so schwer zu finden, als mit Ernst zu wünschen; der andere verabscheuenswürdig, aber nur allzuoffen. Um unter den Italienern Zucht, Ordnung und männliche Denkart herzustellen, bedürfen sie einer festen Militärregierung, etwa wie die Napoleonische war, um Jeden in die Schranken gesetzlicher Verhält-

Digitized by Google

niſſe zurückzuſchrecken, der ausweichen will; aber verbunden mit verfaſſungsmäßiger Theilnahme des Volkes an Geſetzgebung und Selbſtverwaltung, um Wunſch und Bedürfniß der Gebildetern zu erfüllen und die Willkühr und Schändlichkeit der obern und untern Beamten zu zähmen. Dies in Italien bald zu erblicken, ſo wünſchbar es wäre, iſt kaum zu erwarten. — Der andere Weg iſt der Weg des Unglücks und der Verzweiflung; der Weg, den die Griechen jetzt gehen; eine ſchauerliche Wiedergeburt durch Flamme und Blut. Wahrlich, gelänge in Italien jemals eine durch Volksaufſtand bewirkte Umwälzung der Dinge, alle Gräuel der franzöſiſchen Revolution würden darin nicht nur wiedererſcheinen, ſondern durch ſcheußlichere Thatſachen überboten werden, und zwar im Kirchenſtaat und im Neapolitaniſchen mehr als im nördlichen Italien. Denn hier hatten mehr oder minder ſchon die Beiſpiele des Großherzogs Leopold von Toscana, die ariſtokratiſche Strenge der Republiken Genua und Venedig, die vielhundertjährigen Kriege der Ausländer, die Umſchaffungen Napoleons und die feſte Verwaltung unter dem Vizekönig Eugen einen höhern Ernſt und Ordnungsſinn einheimiſch gemacht.

Eine freie Verfaſſung, ohne überwiegende Macht und Strenge der vollziehenden Gewalt des Königs, ſind die Italiener eben ſo unfähig zu ertragen, als die rohe Willkühr des vom Militärdeſpotismus geſchwungenen Korporalſtocks. Jene würde früher oder ſpäter vom Pöbel über den Haufen geworfen werden; dieſe würde zugleich den beſſern Theil der Nation, nebſt dem Pöbel, empören. In wenigen europäiſchen Reichen iſt das Volk, in Rückſicht der Bildungsſtufe, ſo ſcharf von einander abgeſchieden, als in Italien; nirgends der gemeine Haufe ſo verwahrloſet, unwiſſend, dummgläubig und arm, während die höhern Stände den Gebildeten anderer Nationen gleich ſind. Es iſt dies die natürliche Wirkung des lange beibehaltenen mittelalteriſchen Feudalunweſens. Wer auch der Fürſt ſei, welcher mit Glück herrſchen will, er wird ſich nicht behaupten können, ohne wenigſtens einen Theil der Nation mit Leib und Seele für ſich zu haben, entweder die gebildete Welt oder den Pöbel. Gewöhnlich lehnte ſich aber, beſonders im Neapolitaniſchen, der Hof lange Zeit an die Kraft des Pöbels. Joſeph Buonaparte und Joachim Murat hingegen mochten dieſen nicht zur Stütze haben und konnten doch die Anhänglichkeit der Beſſern nicht gewinnen. Darum ſtand ihr Thron ohne Haltbarkeit. Sie waren gar nicht Könige von Neapel, ſondern einer kleinen Partei im Neapolitaniſchen. Parteikönige machen nie Glück, eben weil ſie keine Könige über das Volk ſind, ſondern nur in Purpur gehüllte Häupter oder Werkzeuge der Partei, welche im Lande das Vorrecht über Alle verlangt.

Darum mußten, nach Napoleons Sturz, auch Joſeph und Joachim fallen. Man bilde ſich doch nicht ein, daß ſie deswegen, weil ihnen bei ihren Unterthanen die heilige Macht der Legitimität abging, verloren waren. Die Völker denken ſich heutiges Tages unter Legitimität ganz etwas Anderes, als ſich der blodſichtige Aberglaube der Vorwelt darunter dachte, welcher vielleicht noch an einigen Höfen und bei einigen Ahnenſtolzen herrſcht. Die Völker verſtehen darunter ganz einfach „Geſetzmäßigkeit in beſtehender Verfaſſung“, nicht das wunder- und geheimnißreiche „von Gottes Gnaden“, kraft welches Land und Leute mit Seele und Leib durch

Digitized by Google

eine göttliche Schenkung so vollkommenes Eigenthum eines Herrscherstammes geworden sind, als es Fleisch und Blut in der Person des Regenten sind. Wir kennen schon aus der Geschichte Englands die Art, wie ein Volk das Wort Legitimität auslegt. Wir haben es wieder aus der Geschichte Frankreichs gelernt, wo noch jetzt der Thron der Bourbonen schwanken kann. Ohne Dazwischentritt fremder Gewalt würden wir es auch in Neapel, Rom und Piemont erfahren haben.

Diejenigen, welche das Verderben der Staaten den staatsumwälzerischen Lehren der Illuminaten, Jakobiner, Carbonari u. dgl. m zueignen, machen in ihrer verkehrten Ansicht der Welt die Wirkung zur Ursache. Politische Sekten und Verschwörer erzeugen nicht das Verderben des Staats, sondern die Verderbtheit des Staats erzeugt Verschwörungen, Rottirungen, politische Faktionen und geheime Verbindungen, so wie die Unreinigkeit und Fäulniß jedes Körpers Ungeziefer hervorbringt. Man sah noch nie einen Staat durch Weisheit, Tugend, Gerechtigkeit und Kraft seines Fürsten und seiner Verfassung, sondern jedesmal durch das Gegentheil verderben. Wo sich also in einem Volke Verschwörungen, theilweise Unruhen und geheime Gesellschaften mit politischen Zwecken zeigen, können wir mit Sicherheit aus diesen Anzeichen das Dasein eines krankhaften Zustandes vom Staate folgern.

---

2. Die Decisi und Carbonari.

In Neapel waren schon früher, als die Carbonari, andere geheime Verbindungen mit staatsthümlichen Zwecken. Sie entstanden aus dem Nationalstolze der Neapolitaner, als ihr Vaterland eins der Vasallenreiche des französischen Kaiserthums geworden war und für die Verdienste französischer Krieger eine Million ewiger Einkünfte, daneben noch sechs große Reichslehen errichten mußte. Es war zu jener Zeit (im Jahr 1806), als der Krieg in Calabrien, unterstützt von den Engländern, aufs heftigste wüthete und Fra Diavolo sein Wesen trieb. Damals bildete sich in der Hauptstadt, in der Nähe des Thrones, eine Verschwörung gegen denselben. Sie nahm die Gestalt einer Ordensverbindung an, und wurde der geheime Mittelpunkt aller Mißvergnügten im Königreich, so wie die Unterhändlerin zwischen dem Hofe zu Palermo und ihnen. Mit dem Namen der Entschlossenen (Decisi) gründeten die Verbündeten in den Hauptstädten der meisten Provinzen Logen (Decisione), und die bedeutendsten Anführer der kalabresischen Milizen gehörten zu ihnen.

Durch Zufall sowohl, als durch Thätigkeit des Polizeiministers Christoph Saliceti, wurde diese geheime Verbindung schon im Jahr 1807 entdeckt und bekannt gemacht. Der Minister scheint sie, nach dem im französischen Moniteur mitgetheilten Bericht nebst Beilagen, für ein Werk der Engländer gehalten zu haben. Die Verschwörung wurde gedämpft, aber nicht die Ordensverbindung verschwand. Eben so abscheulich, wie sich damals, als der Prinz von Hessen-Philippsthal bei Reggio landete und überall Aufruhr gepredigt ward, die Decisi zeig-

Digitized by Google

ten, indem ſie (in den Monaten Februar, März und April 1807) mit ihren meuchelmörderiſchen Dolchſtichen die öffentliche Sicherheit zerſtörten, bewieſen ſie ſich nachher wieder in den Jahren 1817 bis 1821. Dieſelbe Decisione del Giove Tonante, welche damals zu Mord und Brand aufbot, that daſſelbe nachmals in Calabrien und Sizilien wieder; nur mit dem Unterſchiede, daß zu jener Zeit im Namen der Religion und des Hofes von Palermo bloß wider die Franzoſen Krieg und Mord, nachher aber Krieg und Mord gegen „alle Tirannen des Univerſums“ gepredigt ward.

Der Schlag, welcher dieſer Verbindung durch den Miniſter Salicetti und Joſeph Napoleon beigebracht war, indem mehrere ihrer entſchloſſenſten Genoſſen durch franzöſiſche Kriegsgerichte mit dem Tode beſtraft wurden, lähmte ſie auf lange Zeit. Die Wachſamkeit, Thätigkeit und Ordnungsliebe der franzöſiſchen Heerhaufen vernichtete alle Entwürfe. Man vernahm nichts mehr vom Donnerer Jupiter, der nun einmal geächtet und durch ſein Unglück in übelm Rufe ſtand.

Deſto ſicherer erhob ſich eine andere geheime Geſellſchaft an ihrer Stelle, nämlich die der Köhler oder Carbonari, theils weil ſie anfangs verborgener, theils weil ſie urſprünglich unſchuldiger war.

In Frankreich, beſonders im öſtlichen, hatte längſt ſchon ein Orden der ſogenannten Charbonniers, eine Nachäffung des Freimaurerordens, beſtanden, ohne aber ſo viel Anſehen noch eine ſo ausgedehnte Verbreitung zu haben, wie dieſer. Er rühmte ſich, gleich dieſem, eines hohen Alterthums; hatte, wie dieſer, ſtatt des heiligen Johannes, einen heiligen Theobald zum himmliſchen Schutzherrn, der einſt aus Frankreich nach dem Schwarzwalde geflüchtet geweſen, und hier, obſchon gräflicher Abkunft, Kohlenbrenner geworden ſein ſoll, um verborgen zu bleiben; er nahm, wie die Freimaurer von dem Handwerk der Werkmaurer, ſeine Sinnzeichen von der Köhlerei; hatte ſeine Lehrlings- und Meiſtergrade, Legenden und Reifen, Myſterien und Kennzeichen, wie dieſer, und ſtatt des Bruder-Namens den der *bons cousins*. Als unter der Regierung Napoleons die Freimaurerei in Frankreich gleichſam privilegirt ward, um ſie als eine Geldquelle für die Großſtaatsbeamten zu benutzen, als Joſeph Buonaparte, als Cambaceres und Andere darin die oberſten, reichlich dotirten Würden einnahmen, wurden alle übrigen ähnlichen Ordensverbindungen beſeitigt; ſie genoſſen wenigſtens nicht, gleich der Freimaurerei, den Schutz des Staates So ſanken auch die Charbonniers in Frankreich, die, wie die Freimaurer, nicht nur in Städten, ſondern auch bei Regimentern des Heeres Logen hatten.

Indeſſen blieben noch immer „treue Köhler“ übrig, die mit Vorliebe an ihrem niedergedrückten Orden hingen, und um ſo zärtlicher, je weniger er in der Welt gelten ſollte. Hörer waren auch noch einige bei den franzöſiſchen Regimentern, die zur Eroberung und zum Schutze Neapels unter Joſeph Napoleon nach Unter-Italien gekommen waren. Aus Langeweile ſtifteten ſie in den Garniſonen von Neapel, Capua, Salerno und in andern Städten, wo nicht

Digitized by Google

gleichzeitig, doch durch Fortpflanzung in den Jahren 1809 und 1810, Logen, worin sie auch italienische Offiziere und bürgerliche Personen aufnahmen. Diese Logen, oder auf gut Köhlerisch Venditen geheißen, waren zu der Zeit jedoch ohne politische Zwecke, bloß Unterhaltungssache der Geselligkeitliebenden. Das Wort Vendite (Verkauf und Markt) hat im Italienischen nicht einmal die eigentliche köhlerische Bedeutung, wie in der Loge der Charbonniers das Wort Vente in der forstmännischen Sprache der Franzosen. Denn Vente heißt auch der Gau, oder Holzschlag im Walde, wo die Köhler hingehen, um ihr Kohlholz zu nehmen. Die Vente in Vendita übersetzt, verlor in den Logen der italienischen Kohlenbrenner die alte technische Bedeutung.

Man ist bestimmt getäuscht, wenn man sich auf die Dogmen und Geschichten geheimer Orden verläßt. Die Eingeweihten sagen den Novizen wunderbare Dinge vom hohen Alterthum ihrer Gesellschaft und von ihrer Verbreitung über den ganzen Erdball, um Erstaunen und Ehrfurcht zu erregen. Es ist ganz in der Ordnung, wenn die Carbonari in den Logen an den durch Köhler vereitelten sächsischen Prinzenraub erinnerten, oder daß sie sich, gleich den Freimaurern, aus dem schottischen Gebirg herleiteten, das an den Grenzen von Frankreich liegen soll, und in dessen Wäldern einst König Franz der Erste, auf der Jagd verirrt, die Köhler wegen ihrer Gastfreundschaft liebgewonnen haben soll. Es ist aber wohl nur durch einen Schreibfehler, den die Unwissenheit der Neapolitaner diplomatisch treu bewahrte, Suevia in Scozia verwandelt, und statt Schwabens Schottlands Wald an die französische Grenze verlegt.

---

3. Calderari und Welfen.

Die Carbonari, oder guten Vetter, wurden erst dann gefährliche und böse Vetter, als Napoleons Macht im russischen Winter untergegangen war. Denn nun erst fingen sie an, politische Zwecke in ihren Logen zu berathen. Zunächst war es auf Befreiung Neapels von der Herrschaft König Joachims und der Willkühr seiner Minister abgesehen. Das Werk schien leicht, mit Napoleons Sturz auch Joachim verloren und dann die Rückkehr des alten Hofes von Palermo unvermeidlich zu sein. Man zählte, in den Hoffnungen einer bessern Zukunft, weniger auf den König Ferdinand I, als auf den gutmüthigen Prinzen von Kalabrien.

Jetzt fingen die Carbonari an, sich schneller zu verbreiten. Alle Eingebornen, die mit ihnen gleiches Sinnes waren, schlossen sich ihnen von selbst an; dagegen setzten sie Andere zurück oder stießen sie wohl gar von sich aus, denen sie nicht ganz trauten. Sie nannten diese nur Kesselflicker, Calderari. Allein die Calderari verbreiteten sich mit nicht geringerer Schnelligkeit, indem sie selbst Orden und Logen stifteten, den freien Grundsätzen der Carbonari entgegen. Sie hießen sich Trinitarier, nach der heiligen Dreieinigkeit, bei der sie schworen, den römisch-katholischen Glauben mit Gut und Blut gegen Carbonari, Freimaurer, Illuminaten, Jansenisten u. s. w zu vertheidigen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Bischof, wie es gesagt

Digitized by Google

wird, Urheber dieſer neuen Verbindung geweſen ſei, die ihre Logen, ſtatt Venditen, Curien, und ihre Genoſſen, ſtatt guter Vetter, treue Freunde, auch Kinder der Freundſchaft hieß.

Die Carbonari und Calderari wetteiferten nun mit einander, ſich zu verſtärken. Zu jenen geſellten ſich anfangs die gebildetern Männer und die Freunde verfaſſungsmäßiger Freiheit. Wer ſchon Freimaurer war, konnte ohne die üblichen Einweihungsgebräuche durch bloße Kugelung in eine Vendita aufgenommen werden. Die Miniſterialwillkühr zu brechen und Stellvertretung des Volkes zu bewirken, blieb der vornehmſte ihrer Zwecke, aber nicht der geheimſte. Sie predigten ihn von den Venditen aus, mit Mund und Schrift, allem Volke; und in allen Provinzen klang dieſer Wunſch zurück. Sie ſollen ſogar Abgeordnete nach Sizilien geſchickt und dort mit dem Miniſter des alten Königs Ferdinand, dem Cavaliere de Medici, Unterhandlungen angeſponnen haben. Es läßt ſich denken, daß man den guten Vettern die beſten Verſprechungen zu Palermo gegeben haben mag, welche man aber ſich nicht verpflichtet glauben mochte, in Neapel nachher halten zu müſſen.

Dies alles geſchah, da Joachim Murat abweſend von Neapel beim Heere Napoleons war und ſeine Gemahlin, die Königin Karoline, indeſſen das Staatsruder führte. Dieſe vernahm von den Umtrieben der Carbonari. Sie, unterſtützt durch Zurlo, Miniſter des Innern, nahm ſtrengere Maasregeln gegen einen Orden, der zur offenen, politiſchen Partei zu werden drohte. Dennoch wagte ſie ſich nicht geradezu gegen ihn, theils weil er keine ſtrafbare Blöße gegeben, theils weil er ſchon in allen Provinzen Anhänger, Mitglieder und die öffentliche Meinung für ſich hatte. Er war nicht nur ſchon durch die Städte des Königreichs Neapel, ſondern ſelbſt über den Kirchenſtaat verbreitet. Denn in allen Gegenden Italiens war die Herrſchaft der Ausländer gleich ſehr verhaßt. Ueberall erwachte unter den franzöſiſchen Bajonetten das nationale Selbſtgefühl, und bei den Einſichtvollern, die wohl begriffen, daß Italien ohne politiſche Einheit nie zur Unabhängigkeit gelangen würde, äuſſerte ſich der Wunſch laut, Italien müſſe ein einziges, ſtarkes Reich werden.

Schon damals, als die Ahnung vom Untergang der franzöſiſchen Uebermacht gemeiner ward, hatten ſich auch im mittlern und nördlichern Italien mehrere geheime Geſellſchaften gebildet, die mit den Carbonari und Calderari des Königreichs Neapel nichts, als den Haß gegen die Gewaltherrſchaft der Fremden, gemein hatten. Am ausgedehnteſten von allen war die Geſellſchaft der Guelfen, die anfangs ihre Hauptloge zu Bologna, nachher zu Ancona, und in allen Provinzen des Kirchenſtaats (in drei Diviſionen getheilt) ihre ſogenannten Primar- und Sekundar-Centra beſaß, mit denen ſie vermittelſt einer Geheimſchrift und unter überall geänderten Namen und Bezeichnungen thätigen Briefwechſel führte. Schon die Benennung, welche ſie für ſich ſelbſt erwählt hatte, ſprach ihr Weſen aus. Man weiß, mit welchem unverſöhnlichen Grimm vor Alters Jahrhunderte lang die Partei der Welfen oder Guelfen die Oberherrſchaft der Kaiſer und deren Anhänger, die Gibellinen, in Italien verfolgt hatte. Italien

Digitized by Google

gehörte jetzt abermals zu einem Kaiſerreiche, es gab wieder einen König von Rom! Alſo gab es auch wieder Welfen. In der Lombardie und im Piemont zogen ſich, wie z. B. die Adelfi, andere geheime Verbindungen zuſammen, mit ungefähr ähnlichen Zielen. Doch auch dahin erſtreckten ſich die Welfenverbrüderungen.

Das Entſtehen ſo vieler heimlich gehaltener Verbindungen und die Leichtigkeit, mit der ſie ſich in den verſchiedenſten Gegenden Italiens fortpflanzten, erklärt ſich aus der allgemeinen, ungeduldigen Sehnſucht der Menſchen, von der drückenden Herrſchaft Frankreichs frei zu werden. Das ſtolze Selbſtgefühl der Nation, der Unwille gegen die erduldeten Mißhandlungen mußte öffentlich vor dem Anblick der fremden Bajonette, vor den Kerkern und Kriegsgerichten verſtummen. Der Volksgeiſt flüchtete ſich daher gern in dieſe verborgenen Geſellſchaften; da konnte er, ungeſehen und unbeſtraft von den Machthabern, ſeinen Seufzer aushauchen und ſich zur Erlöſungsſtunde vorbereiten. — So entſtand im nördlichen Deutſchland, mit nämlichem Zwecke, der bekannte Tugendbund, und verbreitete ſich derſelbe aus gleichen Urſachen wunderſchnell. Und wie ſehr auch die obrigkeitliche Gewalt mit Geſetzen und furchtbaren Strafmitteln gegen geheime Verbindungen ſolcher Art ankämpfen möge: ſie kann den Volksgeiſt nicht um ſein eigenes Bewußtſein bringen. Er wird ſich Schlupfwinkel finden. Die Gleichgeſinnten werden ſich erkennen. Sie ſind von ſelbſt, ohne Schwur und Loge, Geheimverbrüderte. Es iſt keine Macht ſo mächtig, dies durch Gewaltmaasregeln zu hindern. Wahr iſt's, geheime Geſellſchaften ſind der Staatsordnung, die eben daſteht, das Gefährlichſte; ſie bereiten derſelben den Tod vor. Aber es iſt Schuld der beſtehenden Staatsordnung, daß dieſe Verſchwörungen entſtehen und allgemein werden; es iſt Krankheit des Staats, welche ihnen vorangeht und ſie erzeugt. Hebet die Krankheit, und die Beulen des Körpers verſchwinden von ſelbſt. In einem zufriedenen Lande können einzelne Mißvergnügte nicht furchtbar werden, am wenigſten ihre Geſinnungen allgemein machen. Sie ſtehen einſam. — Aber einfache Wahrheiten, wie dieſe, ſind noch immer an den Ohren derer unbeachtet verhallt, welche ihre Weisheit für untrüglich, ihre Waffenſtärke für unüberwindlich, ihren Stuhl für unerſchütterlich hielten. Darum müſſen die nämlichen Umſtände und Urſachen auch immer die nämlichen Wirkungen herbeiführen.

---

4. Die Stellung der Regierung zu den geheimen Orden in Neapel.

Als König Joachim vom Feldzuge in Rußland zurück und von der Schlacht bei Leipzig nach Neapel kam, fand er den Orden der Carbonari ſchon ſehr ausgebreitet. Alle Provinzen hatten Venditen oder Logen. Die Beſtrebungen der Königin und des Miniſters Zurlo hatten nicht einmal verhindern können, daß die neapolitaniſchen Regimenter viele Soldaten und Hauptleute zählten, welche zu den Carbonari gehörten. Beſtimmte Anſchuldigungen und ſträfliche Thatſachen ließen ſich gegen den Orden und deſſen Glieder nicht finden. Was der Orden lehrte, war an ſich tadellos. Er empfahl die Tugenden der Wohlthätigkeit und Sanftmuth; er verbot

jedes Wort, jede That gegen Religion und gute Sitte. Und nur, daß er den Aufgenommenen das tiefste Schweigen über die Ordensgeheimnisse, so wie selbst gegen Glieder anderer Venditen Schweigen über das in einer Vendite Verhandelte befahl, konnte bedenklich scheinen, wenn nicht Aehnliches auch im Orden der Freimaurer und in andern Gesellschaften ein bekannter und ganz gefahrloser Artikel von jeher gewesen wäre.

Indessen entging dem Blicke Joachims und seiner Räthe und Diener nicht die herrschender werdende Stimmung im Lande gegen fremde Oberherrschaft. Er und Zurlo, so wie die Königin, schrieben diese Stimmung den Arbeiten der Carbonari zu, da doch umgekehrt erst die allgemeine Abneigung gegen französische Gewalt und Willkühr dem Orden der Carbonari die gefährlichere Richtung gegeben hatte. Er erließ noch zu Ende des Jahrs 1813 einen Tagesbefehl an die Armee, durch welchen jeder Soldat gewarnt wurde, in geheime Gesellschaften zu treten, unter Androhung, als Ehrloser gestraft zu werden. Der Befehl wirkte das Gegentheil von dem, was er sollte. Die Carbonari vermehrten sich in ihrer Zahl um so thätiger, handelten um so heimlicher.

Joachim hätte den Volksgeist mit sich versöhnen können, wenn er den viel geäusserten Wunsch des Volkes erfüllt, eine gesetzlichere Ordnung statt der gewaltherrlichen Ministerial-Willkühr, das heißt, eine feste und freie Staatsverfassung, gegeben hätte, worin vorzüglich die Ausschliessung der Ausländer von Staatsämtern grundgesetzlich aufgestellt worden wäre. Allein Joachim hatte als König vergessen, was er ehemals selbst als Bürger gut gefunden. Er fand es seinem Majestätsrecht beleidigend, sich beschränken zu lassen. Die Minister, sehr natürlich, bestärkten ihn in seinem heillosen Wahn. Joseph Buonaparte, sein Vorfahr, hatte wohl eine solche Verfassung einmal entwerfen lassen, aber nie vollzogen. Joachim kam erst langsam den allgemeinen Wünschen nach, da seine Herrschaft schon von einzelnen Aufständen erschüttert ward, und das diesseitige Calabrien und die Abruzzen im Jahr 1814 stürmischer die Konstitution begehrten.

Zu dieser Zeit war die Zahl der Carbonari schon in allen Ständen des Volkes nicht mehr unbedeutend. Sie stieg über dreißigtausend. Ihre Alta Vendita in der Hauptstadt konnte allerdings den Thron erschüttern. Sie ließ fort und fort werben. Männer von allen Parteien und Farben wurden ohne strenge Auswahl in die Venditen aufgenommen Man schien begierig, die ganze männliche Bevölkerung des Königreichs zu Köhlern zu machen, um sie mit einem einzigen Wink zum Aufstand zu führen. Man gab selbst vor, ein päpstliches Breve zu Gunsten der Carbonari zu besitzen. Es ward in Abschriften von Hand zu Hand geboten und begierig gelesen, willig geglaubt. Selbst König Joachim hielt es für ächt, und beschwerte sich darüber beim Papste in der Zusammenkunft mit demselben zu Bologna (1814). Der Papst wußte nichts darum und läugnete die Aechtheit. Als der heilige Vater aber bald darauf in Rom selbst die Spuren der Carbonari und Welfen fand, erließ er das bekannte vom Kardinal Pacca (15 August 1814) unterzeichnete Verbot aller geheimen Gesellschaften, namentlich der Freimaurer und Carbonari.

Digitized by Google

Ausdrücklich auch ward in diesem Verbot des vorgeblichen päpstlichen Breve's erwähnt und die Falschheit desselben erklärt.

Joachim, jederzeit unentschlossen, hatte durch seine Unzuverlässigkeit das Vertrauen des Volkes verloren; dann verlor er durch seine Zweideutigkeit auch das Vertrauen Oesterreichs und der übrigen gegen Napoleon verbündeten Mächte. Er erkannte seine Gefahr. Jetzt, sich selbst überlassen, mußte ihm Alles an der Volksliebe gelegen sein. Er verhieß nun die lange ersehnte Staatsverfassung. Er suchte nun wieder die Carbonari zu gewinnen, welche er durch Verfolgungen von sich zurückgestoßen hatte. Allein jetzt war es zu spät. Man schmeichelte sich mit der nahen Rückkehr des alten Königs aus Palermo; man erwartete von der Hand desselben die bessere, freiere Staatsverfassung; man vergaß nicht, daß Joachim das Blut einiger Carbonari hatte auf dem Richtplatze fliessen lassen.

Er selbst fühlte, daß es mit seiner Würde unvereinbar sei, sich unter denselben Verhältnissen ihnen anzuschliessen, in welchen er sie bestraft hatte, und das Dekret, welches er wider sie einst gegeben hatte, wieder aufzuheben, wie eine bereuenswerthe Ungerechtigkeit. Darum suchte man einen Ausweg. Zurlo, der Minister, erfand den Orden der Coloni oder Anbauer, worin man alle Carbonari aufzunehmen beschloß. Joachim selbst machte sich zum Großmeister desselben, und seinen erfinderischen Minister Zurlo zum Stellvertreter seiner Person. So glaubte man den Orden der Carbonari ohne Mühe in ein brauchbares Werkzeug der königlichen Macht zu verwandeln, und den Uebergang aus einer Vendita in die geheimnißreiche Strohhütte der Coloni (Paglioja) lockend genug gemacht zu haben, da König und Minister an der Thür der Hütte standen. Der Orden begann. Einladungen ergingen durch alle Provinzen, Coloni zu werden und Strohhütten zu bauen. Allein vergebens. Die Carbonari blieben aus. Nur gehorsame Beamten gingen in den neuen Orden. Selbst die Calderari verschmähten die Einladungen. Sie waren mit den Carbonari in diesen Stücken gleiches Sinnes. Der König und sein Minister hatten sich abermals in der Beurtheilung des Volkes betrogen. Es war diesem um keine Spielerei, sondern um etwas Ernsteres zu thun; es wollte der Ministerialwillkühr los sein, sich ihr nicht hingeben. Der Hof gab den Tand mit der Strohhütte bald wieder auf und dachte daran, den Thron Joachims auf eine andere Art stärker zu befestigen und glänzender denn je zu machen, ja selbst die Carbonari durch einen ihrer eigenen Lieblingswünsche an ihn zu fesseln, nämlich durch Unabhängigkeitserklärung des ganzen Italiens und durch Vereinigung aller Staaten der Halbinsel in ein einziges Reich.

Den ersten Gedanken dazu soll dem Könige Joachim schon früh sein Staatsrath und General-Polizeidirektor Maghella gegeben haben. Dieser, von Geburt ein Genuese, hatte nach der Heimkunft Joachims aus Rußland (im Jahr 1812), als Joachim über Napoleons Betragen höchst unzufrieden war, der ihn im französischen Moniteur öffentlich durch seinen Tadel beschimpft hatte, im vollen Staatsrath darauf angetragen, er solle sich von Napoleon lossagen und öffentlich, das Schwert in der Faust, Italiens Unabhängigkeit und Selbstständigkeit verkünden.

Digitized by Google

Maghella kannte die Volksstimmung Italiens und den stolzen Wunsch der Carbonari und Welfen. Er zweifelte nicht, daß selbst die wider Napoleon verbündeten Mächte mit einem solchen Gewaltstreich Joachims, der die Kraft Frankreichs von dieser Seite lähmte, sehr zufrieden sein würden.

Joachim hatte für das Wagstück aber weder Muth noch Neigung, und Maghella, von des Kaisers Getreuen verrathen und zu Paris angeklagt, wurde auf Napoleons Verlangen gefangen nach Frankreich ausgeliefert. Denn Napoleon betrachtete diesen Genuesen, dessen Vaterstadt damals zum französischen Reiche gehörte, als seinen Unterthan. Maghella blieb verhaftet zu Paris bis Ende Jahrs 1813, da er durch die Flucht entkam. Sobald er wieder in Neapel erschien, erneuerte er, nun von Rache gegen Napoleon noch mehr entflammt, seine Anträge, für die er so viel gelitten hatte. Auch soll er es vorzüglich bewirkt haben, daß sich König Joachim endlich (im Jahr 1814) gegen Napoleon erklärte und mit den verbündeten Mächten Verträge der Freundschaft anspann. Auch die Unabhängigkeitserklärung Italiens betrieb er mit neuem Eifer. Allein um die ganze Halbinsel für Joachim zu gewinnen, mußte die Schöpfung einer freisinnigen Staatsverfassung mit Stellvertretung des Volks schlechterdings vorangehen. Joachim hatte sie schon mehrmals versprochen, und sein königliches Wort nie erfüllt. Eine Adresse mit zahlreichen Unterschriften (gedruckt im März 1815) forderte sie nun feierlich und dringend vom Könige.

Joachim, der sich trotz seiner Lossagung vom französischen Kaiser, nicht kräftig in seinen kriegerischen Bewegungen gegen Frankreich (im Jahr 1814) bewiesen, und dadurch Argwohn und Kälte der verbündeten Mächte erregt hatte, wollte nun, wie schon gesagt, durch die Volksliebe stark werden. Darum beschloß er, den Neapolitanern, darum allen Italienern wieder Hoffnungen einer freien Verfassung vorzuspiegeln, darum die Carbonari an sich zu ziehen und durch sie zu seinen Gunsten auf das übrige Italien einzuwirken. Er spann aber auch mit Napoleon auf Elba wieder Verbindung an; und als dieser den Verbannungsort verließ, nach Frankreich ging, um die Bourbonen zu vertreiben, brach Joachim auf, Maghella's Entwürfe zu vollziehen. Im Kirchenstaat, den er besetzt hielt, hatte Maghella den Auftrag, im Namen des Königs von Neapel die Provinzen zu organisiren. Hier nun, um Welfen und Carbonari für sich zu wecken, ward er ihr offener Freund. Er gab ihnen das Losungswort: Italiens Einheit!

---

5. Vereinigung mehrerer geheimer Gesellschaften zur Herbeiführung eines bessern Zustandes der Nation.

Diese Einheit Italiens, ohne welche allerdings die Halbinsel weder furchtbar noch von Fremden unabhängig werden kann, gehört jedoch einsweilen wohl noch in das Gebiet politischer Träumereien. Das Land, von jeher unter viele kleine Fürsten zerstückelt, hat kein Volk, sondern viele seit Jahrhunderten einander fremd, ja feindselig gewordene Völkerschaften. Schwer ist hier allgemeines Interesse bei so vieler Nebenbuhlerei und Eifersucht; schwer allgemeiner

Digitized by Google

Rußland für den nämlichen Zweck. Hier fehlt ein Mittelpunkt, wie England an London, Frankreich an Paris, Portugal an Liſſabon, Spanien an Madrid hat. Daher wird es jeder Macht leicht werden, alle Einzelnen einzeln zu Paaren zu treiben, wie es ſeit Jahrhunderten der Fall war.

Erſchwert aber dieſe politiſche Zerſtückelung an ſich ſchon das Unternehmen, Italiens Einheit und Selbſtſtändigkeit aufzurichten, wird es noch mehr durch die Gemüths- und Denkart der Menſchen verhindert. Vermöge der Staatskunſt der kleinen Höfe, vermöge des Treibens der Prieſter und Mönche, vermöge der Bildungsloſigkeit und Rohheit der untern Volksklaſſen iſt unglaubliches Sittenverderben in höhern und niedern Ständen gemein geworden. Jene Redlichkeit, jene beherzte Offenheit, die wenigſtens Muth verkündet, die wir bei Deutſchen, Briten, Schweizern, Spaniern und Franzoſen wahrnehmen, iſt faſt ganz verſchwunden. Denn die vielen kleinen, verderbten, ſchlau und feig mächtelnden Höfe, welche ſeit Jahrhunderten Italiener von Italienern trennten, haben ihren Ton allmälig allen ihren Umgebungen mitgetheilt. Man gebietet und kriecht. Man iſt überall beobachtet und belauert, und trägt daher überall Maske. Es iſt gefährlich, wahr zu ſein. Geld und Stellen, oder aber Fanatismus, ſind die Hebel der Maſſen. Begeiſterung für Recht und ſich ſelbſt hinopfernde Tugend ſind im wirklichen Leben beinahe lächerlich, ſchimmern höchſtens als Schmuckwerk an den Geſpinnſten der Einbildungskraft in Proſa und Poeſie. Der ſeit Jahrhunderten in Italien beſtandene Widerſpruch zwiſchen Natur oder Vernunft einerſeits, und bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen anderſeits, bringt den Menſchen zum Zerfall mit ſich ſelbſt, daß er oft die eine Hälfte ſeines Lebens ein irreligiöſer Heuchler, die andere ein bigotter Heide, oder ein halbes Leben lang ein kriechender Deſpotenfeind und dann wieder ein volkszertretender Deſpot wird. Aller Orten vom geiſtlichen und weltlichen Arm bedroht und bedrängt, ohne Spielraum für die dem Himmelsſtriche entſprechende Gerntätigkeit des Mannes, verkümmert er ſein Daſein in Sättigung kleinlicher Leidenſchaften, wird er bei ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit nur unruhig und ränkeluſtig. Verſchmitzt ſein gilt über Alles, redlich ſein über wenig. Weil man nichts durch Gradheit erreicht, gewöhnt man ſich an das Erſchleichen. Ein Eidſchwur iſt Vielen nur ein Hauch und dieſer ihnen keine beſſere Luft, als andere Luft.

Man muß von dieſer Verkrüppelung der im Schwange gehenden Denkart eine deutliche Vorſtellung haben, um ſich Erſcheinungen zu erklären, die in der jüngern Geſchichte Italiens gemein und andern Nationen faſt unbegreiflich ſind. Es fehlt den Italiern durchaus nicht an Muth, aber ſie ziehen dieſem gern die Liſt vor, wenn ſie ſich mit ihr retten und dem Feinde ſchaden können. Lombarden, Neapolitaner, Piemonteſen und Römer haben unter Napoleons Fahnen mit Ruhm gefochten; aber ſie mußten erſt wohl eingeübt in die Kriegszucht und durch Furcht und Schrecken dahin gebracht ſein, daß Jeder, ſeine Selbſtheit vergeſſend, ſich nur als Glied eines großen Ganzen betrachtete, und das empfand, was man Körperſchaftsſtolz, Ehrenpunkt einer Kompagnie, eines Bataillons, eines Regiments nennt.

Digitized by Google

Die Italiener kennen und würdigen ihren sittlichen Werth unter einander sehr gut. Daher vertraut Einer selten dem Andern mit voller Seele. Daher haben sie auf das Wort des Ausländers mehr Zuversicht, und gehorchen im Heere, wie im bürgerlichen Leben, lieber ihm, weil sie ihn für redlicher halten, als Ihresgleichen. Man könnte daher allerdings erstaunen, daß ein Mann, wie der Genueſe Maghella, von einem allgemeinen Aufstande Italiens zu Gunsten der Plane Joachim Murats viel erwartete. Aber er kannte die herrschende Stimmung der Halbinsel, frei von Frankreichs Oberherrlichkeit, ein großes, einziges, selbstständiges Volk zu werden. Diese Stimmung noch mehr zu entflammen, bediente er sich der geheimen Ordensverbindungen der Welfen und Carbonari, als der zweckmäßigsten Werkzeuge. Er glaubte nicht daran, daß Oesterreich im Stande sei, so schnell eine genugsame Heeresmenge nach Italien zu werfen, um dieses zu bekriegen, während Buonaparte schon ganz Frankreich in Waffen rief. Er glaubte, daß der König von Neapel wenigstens die österreichische Kriegsmacht so lange in der Lombardie beschäftigen könne, bis ganz Italien gehörig zu starkem Widerstand organisirt und Buonaparte am Rhein thätig sein würde.

Allein er verrechnete sich, und büßte nachher seinen Irrthum erst in einer ungarischen, dann, als Genueſe, in einer piemonteſischen Festung. Die Carbonari im Neapolitanischen, viel zu sehr von der Königin Karoline, vom Minister Zurlo, vom König Joachim selbst verfolgt gewesen, waren entschieden wider diesen. Sie hofften Neapels verfassungsmäßige Freiheit von der Wiederkehr des alten, volksbeliebten Königs Ferdinand aus Palermo. Noch saßen mehrere ihrer Glieder in den Gefängnissen. Ein großer Theil von den Hauptleuten und Soldaten im neapolitanischen Heere gehörte zu den Carbonari. Alle Begeisterung fehlte. — Joachim ward bei Ferrara und Macerata geschlagen und von seinem ganzen Heere verlassen. Als Flüchtling kam er in Neapel zurück, um sich verkleidet aus seiner Hauptstadt über das Meer retten zu können. Der alte König Ferdinand zog unter lautem Jubel seines Volkes in Neapel ein, im Juni 1815.

Der Jubel währte jedoch nur kurze Zeit. Ferdinands vornehmster Minister Medici dachte wenig an Einführung der verfassungsmäßigen Freiheit, sondern vor allen Dingen an Wiederherstellung der Finanzen, weil das am meisten noth that. Das alte Unwesen der Willkühr blieb einstweilen. Um die Carbonari und Calderari bekümmerte sich der Minister nicht; desto mehr bekümmerten sie sich um ihn. Jene besorgten seine Verfolgungen, weil ihnen König Joachim und dessen Geschäftsmänner Zurlo, Maghella und die übrigen in den letzten Zeiten gute Miene gemacht hatten. Die Calderari hingegen schmeichelten sich, als Vorfechter der alten Ordnung und der Religion, als Feinde der Carbonari, als die von Joachim verfolgt Gewesenen in der Gunst des Hofes hoch zu stehen. Sie irrten sich beide, weil man sie beide für unbedeutend hielt.

Inzwischen wirkte die Furcht bei den Carbonari und der Verdruß, die öffentliche Verwaltung noch elender werden zu sehen, als sie unter Joachims Herrschaft gewesen, dahin,

Digitized by Google

daß sie von neuem alle Mittel anwandten, ihre Masse zu vergrößern und ihren Einfluß durch Männer im Amt zu stärken und sich unter einander selbst enger und fester zu verbinden. Sie führten mit den Carbonari und Welfen im Kirchenstaat lebhaftern Briefwechsel, und verbanden sich freundschaftlich mit der Partei der Decisi oder Entschlossenen, die in Calabrien und in den Abruzzen neues Leben begannen und alles müßige Gesindel an sich zogen. Es waren diese eben dieselben, welche sich schon während des Krieges der Engländer und Franzosen in Calabrien im Jahr 1806 furchtbar gemacht hatten, wie wir schon oben erwähnten. Wer nicht mit ihnen war, galt als wider sie, und ward mit Mord, Raub und Brand bedroht und verfolgt. Jeder Verbrecher, jeder Verbannte schlug sich zu ihnen. Solchen Leuten konnte wenig an bürgerlicher Ordnung gelegen sein. Sie wollten Republik, aber dachten sich darunter einen Zustand, worin Jeder von ihnen etwas zu sagen, etwas zu bedeuten, etwas zu thun hätte; worin Jeder gehorchen könnte, wem er wollte; worin eigentlich alle gesetzlichen, festen Einrichtungen und Obrigkeiten entbehrlich wären; kurz, einen Zustand der Dinge, wie ihn sich allenfalls gernthätige, lebenslustige, schwärmerische Jünglinge mit üppiger Einbildungskraft und großer Erfahrungslosigkeit bei dem Worte republikanischer Freiheit träumen.

Sie bildeten unter sich einzelne Banden und fast eben so viele Orden, oder Sekten, oder Parteien, oder wie man sie nennen will. Die einen hießen sich Decisi, die andern Filantropi, die andern Carbonari, die andern Europäer oder europäische Republikaner oder Patrioten, die andern Filadelfi u. dgl. m. Im Grunde hatten sie alle einerlei Ton und Richtung.

Die Decisi wollten republikanische Freiheit. Die Patente ihrer Mitglieder hoben daher alle mit den Worten an: „Die Decisien des Donnerers Juviter hofft Krieg zu machen den Tirannen des Universums.“ An den vier Ecken des Patents sah man oben Todtenköpfe, unten Todtengebeine, mit den Ueberschriften: Trauer, Tod, Schrecken und Jammer. Zu ihren Sinnbildern und Siegeln gehörten die auf einem Todtenkopfe stehenden, mit der Freiheitsmütze zwischen Beilen gekrönten Fasces, oder eine Wolke, deren niederfahrende Blitze weltliche Kronen, so wie die päpstliche Krone zerschmettern. Gelb, Blau und Roth war ihre Dreifarbe. In ihren Logen hießen sie sich nicht Brüder, nicht gute Vetter u. dgl., sondern Sterbliche. Jede Decision hatte ihren Großmeister, ihre Beamten, ihren Sekretär (er hieß aber Registrator der Todten, denn sie hielten wirklich ein Verzeichniß der Unglücklichen, die auf ihren Beschluß ermordet worden waren), ihren Zeremonienmeister. Dieser letztere hieß Direktor der Leichenzeremonien. Gleich den deutschen Vehmgerichten, mordeten sie ihre zum Tode bestimmten Schlachtopfer mit einer Art Feierlichkeit. Auf einen Trompetenstoß, als Zeichen, zuckten Alle den Dolch, beim zweiten Trompetenstoße zielten Alle mit den Spitzen, beim dritten rückten sie dieselben dem Leibe des Opfers näher, beim vierten durchbohrten sie dasselbe. Vier war ihre heilige Zahl. Das Recht über Leben und Tod hatten sie sich gegenseitig gegeben.

Die europäischen Patrioten hießen ihre Logen oder Zusammenkünfte Squadriglie,

Digitized by Google

Schlachtrotten; die Filadelfi nannten ſie Campi, Lager. Bei beiden war Alles kriegeriſch benannt und eingerichtet, der Großmeiſter Kommandant, die Aufſeher Hauptleute, jedes Mitglied der Verbindung Cittadino, Bürger, u. ſ. w. Und doch bildeten wieder Filadelfen und europäiſche Patrioten im Allgemeinen einen und denſelben Orden. Ihr gemeinſchaftliches Sinnzeichen war die Göttin der Freiheit, welche mit der Linken ſich auf die Fasces lehnte, mit der Rechten einen Stab hielt, auf welchem die Freiheitskappe hing. — Die geſammte Maſſe aller Mitglieder dieſer Verbindungen betrug in Calabrien und in den Abruzzen im Jahr 1816 gegen zwanzigtauſend Mann. Doch Zuſammenhang war unter ihnen wenig. In jeder Provinz oder Republik, wie ſie die Landesabtheilungen für ſich nannten, ſchaltete jede Alta Vendita oder obere Squadriglie u. ſ. w. unabhängig und ſelbherrlich.

Da aber ſämmtliche Geſellſchaften einerlei Ziel, nur verſchiedene Farben, Namen und Zeichen hatten, konnte es nicht fehlen, daß ſie ſich zuletzt als Zweige eines und deſſelben Stammes betrachteten und ihre Grundſätze mit einander vermengten. Der Blutdurſt und die Schrecken des Todes gingen aus den finſtern Deciſionen in die hölzernen Venditen der Carbonari über, und die politiſchen Anſichten der Carbonari in die Campi und Squadriglien der Filadelfen und Filantropen.

Dieſelbe Vereinigung geſchah auch im Kirchenſtaat, unter Leitung der Carbonari zwiſchen dieſen und den Welfen. Hier wurden die Curien zu Venditen, die Venditen zu Curien. In Ancona war die Alta Vendita. Jeder Carbonaro trug ſeinen Dolch; aber jeder hatte dem Orden das Recht über Leben und Tod über ſich eingeräumt. Mancher Ungehorſame oder der Verrätherei Verdächtige fiel Nachts von unbekannter Hand. Eine nach dem Dolch ausgeſtreckte Hand ward der Carbonari Siegel. Umſturz der Monarchie, Errichtung eines unabhängigen Freiſtaats erhob ſich als herrſchender Gedanke und Zweck, wie in den Abruzzen und in Calabrien, ſo im Kirchenſtaat.

---

6. Unruhen im römiſchen und neapolitaniſchen Gebiet durch die Carbonari und Welfen.

Durch ihre tägliche Vermehrung kühner, faßten dieſe entſetzlichen Banden verwegenere Entſchlüſſe.

Die Kränklichkeit des Papſtes im Frühling 1817 ermunterte ſie ſchon damals, ſich ernſter mit Entwürfen einer Staatsumwälzung zu beſchäftigen, die mit dem Tode des Papſtes ausbrechen ſollte. Graf Vincenzo Fattiboni von Cesana legte der oberſten Zentralverſammlung, die zu Bologna gehalten wurde, einen Revolutionsplan vor, den ein gewiſſer Paolo Monti entworfen hatte, der Großmeiſter der Vendita von Ferrara war Die Zentralverſammlung genehmigte ihn, wollte aber nichts ohne Einſtimmung der Großwürdeträger der Carbonari oder Welfen von Mailand thun. Denn die Staatsumwälzung ſollte ganz Italien, mit Ausnahme des Königreichs Neapel, umfaſſen. Man hielt öftere Zuſammenkünfte; man ordnete im Stillen Waffenübungen an; man ſchimpfte lauter über die Regierung, gegen die das Volk, bei

Digitized by Google

der damaligen allgemeinen Theurung der Lebensmittel, ohnedem übel gestimmt war; man suchte den Blick der Polizei von sich abzulenken und das Volk zugleich gegen dieselbe zu erbittern. (Denn es ist nur allzuwahrscheinlich, daß die vielen Brandanlegungen im Winter von 1816 und 1817 Werk der Carbonari waren. Man konnte nie die Mordbrenner finden. Es mahnen diese gräßlichen Erscheinungen an ähnliche, welche in den Jahren 1821 und 1822 verschiedene Gegenden des von mancherlei Parteien bewegten Frankreichs erschreckten.) Man vertheilte Aufrufe zur Empörung. Man verstand sich über Losungszeichen und Leitungsart des Aufstandes.

Allein der Papst genas, und viele der Bessern im Orden trugen vermuthlich Scheu vor den Gräueln, die man zu begehen Lust hatte. Das hinderte die Ausführung des Vorhabens. Aber die Feuerköpfe, die Wüthenden wurden desto ungestümer. Sie wollten den Stoß geben, überzeugt, einmal begonnen, werde Alles folgen. Bei Macerata sollte der Anfang geschehen, und deshalb in der Nacht vom 24 zum 25 Juni 1817 sich vor den Wällen der Stadt die bewaffnete Menge sammeln. Wirklich trafen ihrer viele ein; viele aber blieben aus. Sie wurden von einer Schildwacht auf dem Walle bemerkt. Zwei Schüsse fielen gegen diese, und damit war Alles verrathen. Die Carabiniers von der Besatzung in Macerata rückten aus, und die Verschwornen verstoben. Aber mehrere der Verbrecher wurden dennoch entdeckt und gefänglich eingezogen. Nach langen Untersuchungen verdammte (im Oktober 1818) der Gerichtshof zu Rom, unter Vorsitz des Kardinals Pacca, Gouverneurs von Rom, fünf der Schuldigen zum Tode, drei derselben lebenslänglich zu den Galeeren; mehrere andere wurden, um weitere Entdckungen zu machen, in den Kerkern behalten. Der Papst milderte jedoch die Strafe menschenfreundlich dahin, daß die erstern zu zehnjähriger Gefangenschaft verdammt wurden.

Im Neapolitanischen waren unterdessen die geheimen politischen Parteien nicht minder thätig. Aus der Provinz Capitanata verbreiteten sich, sobald die Oesterreicher das Neapolitanische zu räumen anfingen, durch die übrigen Gegenden des Landes Aufrufe, deren Ton immer drohender ward. Der erste Aufruf mahnte den König Ferdinand an sein gegebenes königliches Wort und Versprechen, seinem Volke eine Konstitution zu ertheilen. Noch habe er dieses Versprechen nicht erfüllt. Doch Alles war in diesem Aufrufe noch mit bittender Ehrfurcht abgefaßt; pochender schon der zweite; vorwurfvoll für den König der dritte. Man drohte den Steuereinnehmern Tod, und, wenn die verheißene Verfassung nicht bald erschiene, keine Steuern mehr zu zahlen. — Die Regierung, um Unruhen zu verhüten, schickte sogleich nach Foggia, der Hauptstadt der Capitanata, den General Intonti ab, der vordem lange zu Foggia in Besatzung gestanden und mit Gliedern der verschiedenen Parteien und Orden bekannt war. Er stellte ihnen vor, wenn auch der König gern die Wünsche des Volks erfüllen und eine Konstitution geben wolle, die verbündeten Mächte und besonders der Kaiser von Oesterreich, dessen Kriegsvolk noch in der Nähe des Neapolitanischen stände, nicht einwilligen würden. Intonti's Vorstellungen fanden Gehör.

Hingegen in den Abruzzen und in den Calabrien nahmen die Unordnungen und Gewalt-

Digitized by Google

thaten überhand. Schon im Jahr 1816 war General Nunziante mit Truppen dahin geschickt, und zugleich mit dem Auftrag, sich über Verhältniß und Einfluß der Carbonari, Decis und anderer Verbindungen zu unterrichten. Durch Bestechung eines Ordensgliedes erreichte er seinen Zweck. Aber eines Tages ward ihm die Leiche des Verräthers, bedeckt von vielen Wunden, nebst einem Zettel zugeschickt, worin er gewarnt wurde, seinen Vorsatz aufzugeben, wollte er nicht das Schicksal des Unglücklichen erfahren, der in Gegenwart seines eigenen Bruders zum Tode verurtheilt und gerichtet worden war. — Von da an hielt sich der General sehr ruhig. Er meldete aber nach Neapel, daß er viel zu schwach sei, Kampf mit den Carbonari anzufangen, deren Zahl in Calabrien fünfzig- bis sechszigtausend betragen möge. Man begriff unter dem Namen der Carbonari alle Parteien.

Räubereien, Mördereien und Gräuel aller Art währten fort. Bewaffnete Banden schwärmten frech umher. Sie schrieben Anleihen und Brandschatzungen aus. Die Regierung schickte Verstärkungen an Mannschaft. General Pastore erhielt den Oberbefehl in den Provinzen Bari und Otranto. Da auch dieser nichts Besseres leistete, ward er abgerufen, und General Church empfing den Oberbefehl mit unbeschränkter Gewalt, als königliches Alter-Ego. Der Kern seiner Truppen, auf den er am sichersten zählen konnte, waren Ausländer, Deutsche, Albanesen, Schweizer.

Seiner rastlosen Thätigkeit, seiner unüberwindlichen Beharrlichkeit, seinen klugen Anordnungen war es zu danken, daß die überall bedrängten gesetzlosen Rotten nach und nach zerstoben. Wäre er gleich seinen Vorgängern schlaff gewesen, sogleich hätte das übrige Volk mit den furchtbaren Banditenrotten Partei wider ihn gemacht. Jetzt erklärten sich zuerst die Reichen, dann die andern Einwohner des Landes für ihn, und machten mit ihm Partei gegen die Räuber, verriethen ihm deren Namen und Schlupfwinkel, oder lieferten ihm dieselben freiwillig aus.

Der fürchterlichste und hartnäckigste Anführer der Banditenhaufen war damals der Abbate Ciro Annichiarico, aus der Stadt Grottaglia in der Terra d'Otranto, ein Mensch, den die bürgerliche Gesellschaft schon wegen vieler Verbrechen von sich ausgestoßen hatte. Er besaß Schulkenntnisse und dazu eine Verwegenheit und Verschmitztheit, aber auch eine kaltblütige Grausamkeit, daß ihm Wenige seines Gelichters gleichstanden. Das Volk glaubte volles Ernstes, er müsse mit dem Teufel einen Bund gemacht haben. Sein Aeusseres war gefällig und einnehmend; er sprach gern und nicht übel. Einen Beweis seiner Kühnheit gab er dem General Ottavio, welchen schon König Joachim Murat gegen ihn ausgeschickt hatte. Dieser, ein Corse, mit tausend Mann, verfolgte ihn auf allen Seiten. Eines Tages lustwandelte der General in einem Garten. Da trat Ciro, ganz gewaffnet, plötzlich vor denselben und kündigte sich an. „Ihr Leben ist jetzt in meiner Hand!" sagte Ciro: „Doch schone ich Ihrer noch. Fahren Sie aber fort, mich so zu verfolgen, hört meine Nachsicht gegen Sie auf." Damit verschwand er durch einen Sprung über die Gartenmauer.

Digitized by Google

Als das Drängen der Carbonari um eine Verfassung begann und König Ferdinand und der Minister Medici immerdar zauderten, stellte sich der Abbate Ciro an die Spitze der europäischen Patrioten und der schrecklichen Decisi; er selbst einer der Schrecklichsten. Er machte sich gar kein Bedenken, zu gestehen, daß er etwa sechszig bis siebenzig Personen — er wußte nicht genau, wieviel (e chi lo sa?) — mit eigener Hand gemordet hatte. Eine seiner Proklamationen ans Volk, worin er den Missionarien bei Todesstrafe verbot, in den Dörfern zu predigen, begann nur den Worten: „Im Namen der großen Nationalversammlung des gewesenen Königreichs Neapel, oder vielmehr des gesammten Europa, Heil und Frieden!“ (In nome della Grande Assemblea Nazionale dell' ex-regno di Napoli o piutosto dell' Europa intera pace e salute.) Endlich fiel auch er in die Gewalt des Generals Church, doch erst nach verzweiflungsvoller Gegenwehr, halb verhungert und verdürstet. Er ward zum Tode verurtheilt. Ein Missionär wollte ihm die Trostgründe der Religion bringen. „Weg doch mit den Salbadereien!“ sagte er lachend: „Wir sind ja vom gleichen Handwerk, und wollen einander nicht zum Besten haben.“ Er wurde zu Francavilla (3 Februar 1818) erschossen. Den Tag nachher richtete man neun Ordensbeamte der Decisi hin; später noch bei hundert andere, deren Köpfe in die Nachbarschaft ihrer Heimathen, oder wo sie verbrecherische Thaten verübt hatten, zur Schau geboten wurden. So endete die Entschlossenheit des Feldmarschalls Church die Herrschaft der Verbrecher. Die Dankbarkeit der oft beängsteten Stadt Lecce weihte ihm einen Ehrendegen, dem Könige eine Bildsäule.

---

7. Vermehrung der Carbonari.

Weder der unglückliche Ausgang der Verschwörung von Macerata, noch die Vernichtung des Banditengesindels in den südlichen neapolitanischen Provinzen änderte Gang und Wesen der eigentlichen Carbonari. Denn ihre Verbindungen hatten mit jenem Pöbel wenig gemein; desto mehr mit den Gesinnungen des Volks. In diesem lebte aber der Unwille gegen die Willkühr der öffentlichen Verwaltung, gegen die Fortdauer der Mißbräuche mit ununterbrochener Stärke. Der Adel sah seine alten Vorrechte und Lehensgenüsse nicht wiederkehren. Er hatte also kein Interesse mehr, die Sache des Hofes zu halten; daher hielt er lieber mit dem Volk. Unter einer konstitutionellen Verfassung, unabhängig von Hofbeschlüssen, konnte er hoffen, durch Reichthum und Bildung das Uebergewicht in einer gesetzgebenden Versammlung zu gewinnen, und so, etwa in einer Pairskammer, als Körperschaft, wirksamer zu werden. Beim Heere war derselbe Mißmuth gegen die Willkühren des Ministeriums. Auch die Geistlichkeit sah ihre goldene Zeit nicht kommen. Man sehnte sich nach einem bessern, nach einem sichern Zustande, geschirmt vor dem Beamten-Despotismus, und sehnte sich vergebens. Wer Carbonaro wurde, ging nur in eine Gesellschaft, wo er ohne Furcht seinen Verdruß aussprechen konnte.

Der Hof verfuhr in der That so, als wäre seit zwanzig Jahren nichts vorgefallen, das auf

Digitized by Google

Geiſt und Sinn der Nation hätte einwirken können; als wenn keine fremden Völker, welche durch kriegeriſche Ereigniſſe hierher geführt worden waren, neue Ideen in die Hütten alles Volkes hätten bringen können; als wenn der ewige Wechſel von Regierungen und Umſchwüngen aller bürgerlichen Verhältniſſe nicht im Stande geweſen wäre, die Nation zum Selbſturtheil über öffentliche Angelegenheiten zu wecken. Der Hof glaubte wieder wie vor zwanzig Jahren zu ſtehen. Er behielt Alles aus der alten Zeit bei, und aus den neuern Zeiten nur das, was zu ſeinem Vortheil gewonnen war, aber das freilich weder dem Gebildeten noch dem gemeinen Mann, weder dem Feudal-Adel noch der Geiſtlichkeit, beſonders der geringern, ſehr zuſagen konnte.

Allein wenn es ſchon der Hof nicht wußte oder glaubte, waren dennoch allerdings große Verwandlungen im neapolitaniſchen Volke vor ſich gegangen. Es hatte viel Beſſeres kennen gelernt; es hatte Begriffe empfangen, von denen es ehedem nichts geahnet; es hatte angefangen zu prüfen, wo es ſonſt nur blindlings gehorchte, und zu läugnen, wo es ſonſt ſchweigend glaubte. Selbſt eine große Menge der Geiſtlichen fand es ſchon anſtößig, ſich „in einem aufgeklärten Zeitalter“ noch mit „abergläubigen Fanatikern“ vermengen zu laſſen, und wollte die „Willkühr und den Einfluß der römiſchen Curie in ihrem Vaterlande“ beſchränkt wiſſen. In zahlreichen Venditen der Carbonari waren Religionsgeſpräche mit dem Zuſatze verboten: „Jedem iſt geſtattet, Gott nach ſeinen eigenen Ueberzeugungen, ohne Zwang, zu verehren.“ Man las die Schriften des Auslandes; man war nach Zeitungen begierig geworden. Es hatte ſich eine öffentliche Meinung gebildet. Man hatte mehr Buchdruckereien, denn zuvor, und viele kleine Handbuchdruckereien, durch die manches Flugblatt erſchien. Es war ein friſches, vorher nie geweſenes Leben in dieſes Volk gedrungen. Jedermann wußte und fühlte dies. Nur der Hof nahm keine Notiz davon. Er ging den gewohnten Gang.

D.: Prinz von Canoſa, der im Jahr 1817 einige Monate lang Polizeiminiſter war, mußte freilich von dem, was im Volke ſich regte, und beſonders vom Treiben der Carbonari, ſo gut als ſein Vorgänger Notiz nehmen. Aber einen unglücklichern Einfall konnte man kaum haben, als er, nämlich: die Carbonari durch Begünſtigung und Gegengewicht der Calderari zu lähmen oder zu vernichten. Damit wurde nur Parteikrieg im Stillen, Angeberei und Fanatismus der geheimen Verbindungen hervorgerufen. Daß er, wie der Graf Orloff in ſeinen bekannten Denkſchriften über das Königreich Neapel erzählt, heimlich zwanzigtauſend Flinten unter die Calderari in den Curien der verſchiedenen Provinzen vertheilt habe, iſt indeſſen die größte Unwahrſcheinlichkeit. Er hat ſich auch gegen das Mährchen öffentlich vertheidigt.

Immer aber bleibt gewiß, daß er die Calderari hob und hervorzog; daß er Alles begünſtigte, was den ehemaligen Schlendrian, den Aberglauben und die Bigoterie des Volkes und die unbedingte Macht des Hofes unterſtützte, kurz, daß er in alle die Grundſätze thätig hineingab, welche nach dem Sturze der Napoleoniſchen Gewalt als die beſten Schutzmauern der öffentlichen Ruhe der Nationen geprieſen wurden, und welche eben die Ruhe ſo vieler Nationen geſtört haben

und nothwendig ſtören müſſen. Dieſer Mann, der mit vornehmer Gleichgültigkeit auf die herrſchend gewordenen Ideen herabſah, hatte gar keine Vorſtellung von der Macht der Begriffe. Er war ſo unwiſſend, daß er Alles, was man von der Nothwendigkeit ſchützender Maasregeln gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt, von ſtellvertretenden Verſammlungen, von geſchriebenen Staatsgrundgeſetzen ſprach, für neue Erfindungen des Zeitgeiſtes, für eine vorübergehende Mode des Geſprächs hielt. Er wußte nicht, daß die meiſten europäiſchen Nationen ſchon ehemals hatten, was ſie jetzt nur wieder in feſten, den heutigen bürgerlichen Verhältniſſen entſprechenden Formen zurückwünſchten; daß die alten Wahrheiten darum keine neuen Erfindungen ſind, weil ſie zum Gedanken ganzer Nationen durch den Zwang der Umſtände wurden; daß allgemein gewordene Ueberzeugungen, für welche der Menſch Gut und Blut opfert, mehr als Mode des Geſprächs ſein müſſen, ſo wie die Wahrheiten des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten auch wohl mehr als eine flüchtige Mode waren, ungeachtet die Diocletiane, Juliane und andere Kaiſer mit ihren Miniſtern ſie für nichts anderes halten mochten; daß die Gährungen, Bewegungen, Verſchwörungen und geheimen Verbindungen im Volke wohl mehr, als Werke einiger müßigen Querköpfe und unruhigen Lärmer ſein müßten, weil, wenn die Nation nicht das drückende Bedürfniß fühlte, jene Querköpfe, Schwärmer und Lärmer ohne Bedeutſamkeit da geſtanden ſein würden.

Der Prinz von Canoſa verließ das Miniſterium und begab ſich nach Toscana zurück. Sein Syſtem aber blieb. Die Carbonari ſetzten dagegen ihre Verbindungen und Werbungen fort. Sie ſchienen zu glauben, daß, wenn ſich die ganze Nation in ihnen auflöſete, dann von ſelbſt und ohne Gewalt der Hof und alle ſeine Beamten und Günſtlinge von dem einzigen Wunſche und dem einigen Sinn der Geſammtheit zur Herſtellung deſſen, was noth thue, fortgezogen werden würde. Es erſchienen von neuem königliche Verordnungen gegen die geheimen Verbindungen, namentlich auch gegen die begünſtigt geweſenen Calderari, vielleicht nur, um eben dieſen zu ſagen, daß man keinerlei politiſche Sekten haben wolle. Das näherte aber die Calderari nur wiederum den Carbonari an, und lähmte die erwachte Eiferſucht beider.

So erſchien das Jahr 1820. Die Ereigniſſe von Spanien, das Aufſtehen einer ganzen Nation, die ihre verfaſſungsmäßige Freiheit, und ſtatt der Miniſterial- und Beamten-Machtvollkommenheit eine geſetzliche Ordnung der Dinge forderte, zündete in den Hütten der Carbonari wie ein Blitzſtrahl, und elektriſirte alles Volk. Der Weg zum Ziele, bisher dunkel, war plötzlich hell geworden. Nun begannen beſtimmtere Entwürfe, nun allgemeinere Werbungen zur Vereinung. Im März des Jahrs 1820 betrug die Menge der Carbonari in allen Provinzen ſchon bei 642,000 Perſonen. Jetzt warb man auch ämſiger in den untern Klaſſen des Volkes, Bauern, Dienſtboten, ſelbſt Lazzaroni und Fiſcher; ſo in den Hauptſtädten, ſo auf dem Lande, wo bisher nur gewöhnlich bürgerliche Beamte, Offiziere und Gutsbeſitzer, welche von den Grundſteuern am ſchwerſten bedrückt waren, in die Köhlerhütten Eintritt gehabt hatten. Es verſteht ſich, daß man, bei dieſen Aufnahmen in Menge, überall nur den erſten oder Lehrlingsgrad

Digitized by Google

ertheilte, in welchem, mit veränderten Namen, die Förmlichkeiten der Weihe, denen des ersten Grades der Maurerei nachgebildet, und die gegebenen Lehren und Reden wenig politische Beziehung hatten.

---

8. Ausbruch der Staatsumwälzung, durch einzelne Carbonari bewirkt.

Schon im Maimond 1817 war von den Ungestümsten unter den Carbonari in Neapel der Vorsatz gefaßt, einen gleichzeitigen Aufstand der südlichen Gegenden des Königreichs zu bewirken. Aber die Unternehmung mißlang. Am eifrigsten war ein gewisser Francesco Maria Gagliardi aus Salerno. Er theilte seinen Plan einigen von seinen Vertrautesten mit, die ihn ohne anders billigten. Sie waren Salernitaner, wie er, nur Einer aus der Basilicata. Man vereinigte sich, daß zur Leitung der großen Bewegung ein Zentralausschuß zu Neapel gestiftet werden müsse. Man hielt deswegen eine Zusammenkunft von Neapel aus mit dem Großmeister der Alta Vendita von Salerno, Namens Rosario Macchiaroli, der ebenfalls einige Freunde mitbrachte. Die Unterredung fand in der Nähe von Pompeji statt. Das Ergebniß derselben war: man müsse die Stimmung der Provinzen kennen, ehe der große Schritt zu wagen wäre.

Gagliardi reisete also nach Calabrien. Er kannte hier einen Carmeliten, Namens Rinaldi, der vielen Einfluß hatte und ein „guter Vetter" war. Allein was er hier und in den übrigen Gegenden des Königreichs vernahm, schien gar nicht dazu geeignet, ihm Muth zu machen. Noch waren dort überall der Venditen zu wenig. Man mußte also die Ausführung des Entwurfs vertagen und auch in jenen Provinzen bessere Vorbereitungen treffen. Am thätigsten bewiesen sich dazu durch ihren Briefwechsel die Carbonari von Salerno.

Als die Nachricht vom Aufstand Spaniens nach Neapel kam, hatte Gagliardi keine Ruhe mehr. Jeder, dem er sich mittheilte, stimmte ihm bei, man müsse zum Werk schreiten. Es kam nur darauf an, wie beginnen. Es sollte eben damals ein Lustlager der neapolitanischen Truppen bei der Stadt Sessa zusammengezogen werden. Viele Offiziere und Soldaten gehörten zu den Carbonari. Am meisten zählte man aber auf ein Dragonerregiment, bei welchem ein Lieutenant, Namens Vincenzo Bologna, das Wort gab: das ganze Regiment werde der Fahne der Freiheit beim ersten Rufe folgen. Allein das Regiment, schon befehligt, nach Sessa aufzubrechen, empfing unerwartet Gegenbefehl. Man gab also auch diesen Entwurf auf. Das geschah im März 1820.

Nun ward auf andere Wege gedacht. Man vereinigte sich Ende Aprils dahin, die herzhaftesten Carbonari aus der Stadt Neapel und den benachbarten Gegenden in der Hauptstadt zusammenzuziehen, das Schloß zu umringen, die königliche Familie zu entführen und den König zu nöthigen, eine freiere Staatsverfassung zu bewilligen. Gedacht, gethan. Man konnte in Kurzem auf beinahe zweitausend Bürger und Soldaten zählen, ausserdem noch auf das schon erwähnte Dragonerregiment und zehn Stück groben Geschützes. Auch die Grenadiere der Garde

Digitized by Google

im Castel nuovo, so wie ein Theil des Artillerieregiments König und Königin, zeigten sich entschlossen, die Sache mit Nachdruck zu unterstützen. Man gab Nachrichten in die Provinzen, bei den ersten Bewegungen zu Neapel müsse Alles hieher aufbrechen. Die Stimmung war überall für sie vortheilhaft. Man schritt zur Vertheilung der Rollen.

Im Hause des Francesco Clementi de Padula zu Neapel fand die letzte Zusammenkunft der Verschwornen am 23 Mai statt. Unter den Anwesenden war auch ein gewisser Arconciagiuoco, der, je näher der Augenblick der Entscheidung rückte, furchtsamer ward. Man erwählte indessen Kommission von sieben Mitgliedern, mit der Vollmacht, alle Unternehmungen anzuordnen, Tag und Stunde des Aufbruchs zu bestimmen, die Befehlshaber zu ernennen, und was sie sonst zur Ausführung des Werks zweckmäßig finden würden, anzuordnen. Die Kommission versammelte sich auch wirklich folgendes Tages. Man entwarf Proklamationen an Heer und Volk beider Sizilien; bezeichnete die Nacht vom 29 zum 30 Mai zur Vollziehung des Entwurfs; rief das Infanterieregiment Prinzessin, das auf dem Marsche nach Sizilien begriffen war, zurück nach Neapel, und schickte Vertraute nach Salerno, Aversa und Marsiconuovo, um die dortigen Venditen zu benachrichtigen. — Alles war reif. Da verrieth jener Arconciagiuoco den ganzen Plan der Verschwornen an die Polizei. Noch in der Nacht vom 26 Mai wurden sieben Mitglieder der Verschwörung verhaftet; die übrigen gewannen Zeit, zu entfliehen, unter denen auch Gagliardi war, der sich in den Umgeben von Nocera verbarg. Eilfertig belehrte man alle Venditen von dem Ereignisse, und daß man einstweilen nichts vornehmen dürfe. Auch das Regiment Prinzessin, welches wirklich schon den Weg gegen Neapel angetreten hatte, empfing noch zeitig durch die Vendita von Salerno Botschaft, wieder umzukehren und den Marsch nach Sizilien fortzusetzen.

Alles schien jetzt auf immer vereitelt. Doch Gagliardi verlor den Muth nicht. In fester Beharrlichkeit verbanden sich er und sein Mitgeflüchteter, Oberardo Curci, das Geschäft durchzuführen. Curci war eigentlich aus der Provinz Basilicata, wohnte aber schon seit einigen Jahren zu Neapel, und in seiner Behausung waren gewöhnlich die Zusammenkünfte der Verschwornen gehalten worden. Sie traten mit den Carbonari von Nocera im Principato Citra zusammen und beschlossen, Nocera solle von nun an der Mittelpunkt des Unternehmens, und hier in der Nacht des 10 Juni das Zeichen zum großen Aufstand gegeben werden. Man war sicher, daß Alles weit umher folgen würde. Gagliardo schlich sich darauf selbst wieder nach Neapel zurück, setzte die übrigen Carbonari von Allem in Kenntniß, erfuhr auch, daß der General Vairo dem Wagstück beitreten werde, und welche Maasregeln zur Einnahme des Forts St. Elmo genommen seien. — Kaum nun war Gagliardi wieder in Nocera zurück, der Tag des Aufbruchs nahe, machte abermals ein Umstand Alles eitel. Nämlich Offiziere des Reiterregiments Kronprinz in Nocera hatten den Oberstlieutenant desselben Regiments nach Neapel zum General Vairo geschickt, um Sicherheit zu haben, daß dieser mithalten werde. Der General aber hielt die Sache für sehr zweifelhaft, und wollte sich nicht mit ihr einlassen.

Digitized by Google

Also stand auch das Regiment ab. Noch kam dazu, daß der damalige Großmeister der Vendita zu Salerno plötzlich den Muth verlor und abrieth. So unterblieb denn Alles. Man ging auseinander.

Hingegen Gagliardi, Curci und ein gewisser Strina begaben sich, da in Nocera keine Hoffnung mehr war, ins Val di Lauro, und von da nach der Stadt Nola. Hier fanden sie die Vendita, mit der sie von jeher lebhaften Briefwechsel geführt hatten, in ungeduldiger Spannung. Man war sogleich einig, es dürfe keinen Augenblick gezögert werden, wenn ein Umschwung der Dinge bewirkt sein solle. Dem ersten offenen Schritte weniger kühner Männer werde das Volk des ganzen Königreichs nachschreiten, die Entschlossenen ermuntern, die bedenkliche Feigheit niederschlagen und die wenigen Gegner schrecken.

Den meisten Einfluß in den Berathungen hatte hier der Kanonikus Luigi Menechini, ein Mann von fester Denkart, vieler Weltkenntniß, Besonnenheit und Feinheit. Wie er sich nachmals zu Neapel öfters in Gesellschaften geäussert hat, war, um die Staatsumwälzung beider Sizilien zu machen, gar kein Heldenwerk vonnöthen; die Frucht so überreif, daß, um sie fallen zu sehen, nur ein Kind an den Baum stoßen dürfte. Menechini, von gefälliger, menschenfreundlicher Gesinnung, wollte durchaus nichts van Gewaltthätigkeiten hören. Er war überzeugt, Alles werde, wohl begonnen und rasch ausgeführt, von selbst gehen. Man überließ ihm die Leitung, da er in der Vendita von Nola ohnedem, wegen seiner Geistesüberlegenheit und Rechtlichkeit, die größte Achtung genoß.

Er besprach sich sofort mit mehrern Offizieren des Kavallerieregiments Bourbon, und ging dann nach Aversa, um mit Offizieren des Kavallerieregiments Königin die nöthigen Abreden zu treffen; schickte nach Neapel, um das dortige Dragonerregiment zu unterrichten, und bestimmte den ersten Juli zum Aufbruch nach Neapel. — Der Tag kam. Das zweite Bataillon von Nola rückte aus; Menechini folgte nach. In wenigen Tagen war die Staatsumwälzung von Neapel, wie man weiß, vollbracht, ohne alles Blutvergiessen.

Mit Recht wird Menechini als der Mann betrachtet, der durch seinen Scharfblick und Starkmuth Alles entschied. Er selbst setzte darauf gar keinen Werth, wie sehr ihn auch Neapel in den ersten Tagen der Revolution vergötterte. Er entzog sich vielmehr den rauschenden Ehrenbezeugungen, lehnte alle Stellen, die ihm dargeboten wurden, ab, und benutzte sein ganz unerwartet erworbenes Ansehen nur dazu, den Pöbel von Ausschweifungen zurückzuhalten. Ohne sein wirksames Wort auf dem Marsfelde zu Neapel wären die abgesetzten Minister Medici und Tommasi Opfer der blutdürstigen Volkswuth geworden.

Der König beschwor die Konstitution. Alles war im Freudentaumel; Alles trug die dreifarbige Kokarde der Carbonari auf den Hüten, und das schöne Geschlecht schmückte sich vorzugsweise mit diesen Ordensfarben. Jeder wollte in die Venditen aufgenommen werden, und es wurden Millionen aufgenommen. Die Frauenzimmer zu Neapel wollten nicht zurückbleiben. Sie stifteten einen Orden der Giardinaria (Gärtnerei) mit allem Zeremoniel feierlicher Auf-

Digitized by Google

nahmen, bei welchem es weder an einer Großmeiſterin Gärtnerin, noch an einer Rednerin, noch an Gartenhüterinnen u. ſ. w. fehlen durfte. Wie die Carbonari ſich gute Vetter nannten, ſo nannten ſie ſich gute Mühmchen.

---

9. Selbſtvernichtung der Carbonari. Die Pythagoräer.

Im allgemeinen Rauſch der Freude verſchwanden die frommen Calderari ſo ganz, daß man nichts mehr von ihnen vernahm. Dagegen ſchwoll die Menge der Carbonari, weil man, ohne Ausnahme, Alles aufnahm. Man wähnte ſich anfangs nicht ſicher, ohne Carbonaro zu ſein; wer es aber war, hatte das Recht, Waffen zu tragen. Das lockte den Pöbel, damit er ungeſtraft Unfugen verüben konnte, an denen es denn auch nicht fehlte.

Der Orden war nun nicht mehr Geheimniß. Schon längſt hatte man ihn nicht mehr Orden, ſondern politiſche Sekte geheißen. Jetzt, in der Höhe ſeines Triumphes, offenbarte er ſelbſt ſein Inneres. Er wollte keine geheime Geſellſchaft mehr ſein, und war es in der That auch nicht mehr. Daher konnte auch der carbonariſche Juſtizminiſter Don G. Troyſe in vollem Recht und Ernſt in ſeinem Kreisſchreiben an alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten des Königreichs ſagen, daß die päpſtlichen Verbote, Mitgliedern geheimer Geſellſchaften die Abſolution zu verſagen, durchaus die Carbonari nichts mehr angingen.

Weil ſich nun der größte Theil der Nation in dem Orden, oder vielmehr dieſer in der Nation aufgelöſet hatte, mußte er von ſelbſt verſchwinden. Er hatte keine Geheimniſſe mehr; er konnte keinen andern Zweck mehr, als den Zweck des geſammten Volkes, haben; ſein urſprüngliches Ziel war erreicht; Beibehaltung einer beſondern höchſten Leitung des Ordens wäre nichts anderes als Beibehaltung einer von den höchſten Staatsbehörden verſchiedenen höchſten Leitung des Staats geweſen.

Alle vernünftigen Leute lenkten daher auch bald in das Geleiſe der Pflicht ein. Ohnedem konnte das Carbonariweſen kein beſonderes Anſehen mehr geben, weil durch Aufnahme des roheſten Pöbels in die Venditen die „gute Vetterſchaft“ mit demſelben für den rechtlichen Mann nichts Schmeichelhaftes ward, und weil, was in Aller Beſitz lag, Keinen mehr auszuzeichnen vermochte. Daher ſank die bisherige Carbonarerei ſehr ſchnell, nach vollbrachter Staatsumwälzung, nicht nur zur Werthloſigkeit, ſondern durch die Ausſchweifungen des Pöbels zur Verachtung. Viele derer, die nach der alten ſüßen Gewohnheit fröhnen wollten, ſich mit guten Freunden in gewählten Geſellſchaftskreiſen unter Ordensfeierlichkeiten zu ſehen, vereinigten ſich in den Logen der Freimaurer, und es ward bald Ton, zu ſagen: „Er iſt nicht bloßer Carbonaro, ſondern ſogar Freimaurer.“

Nicht ſo dachten die politiſchen Fanatiker, welche mit überſpannten Grundſätzen von Volksfreiheit Alles, was bisher geleiſtet war, nur für einen erſten Schritt hielten, und in vollem Ernſte auf Errichtung einer Republik hinſteuerten. Sie waren die eigentlichen Jakobiner der neapolitaniſchen Staatsumwälzung, die Wüthenden, die Allesverkehrer. Sie ſchrien über Schlaff-

Digitized by Google

heit und Mattherzigkeit der neuen Staatsbehörden; sie verdächtigten jeden Gemäßigtdenkenden, der ihrer Wuth widersprach; sie drangen auf eine Radikalkur des Gemeinwesens; sie brüteten über verbrecherischen Entwürfen und suchten in den Provinzen Gleichgesinnte. In der That wurden mehrere derselben angeklagt, in den Landschaften von Neapel, Salerno und Avellino Volksaufstände angezettelt, und nicht nur Verschwörungen zum Sturze der konstitutionellen Gewalten, sondern auch des Königthums eingeleitet zu haben. Man konnte den Verhafteten nichts Bestimmteres beweisen, weil sie im Augenblick ihrer Verhaftung, was sie von Schriften besaßen, vertilgten.

Diese Menschen nun bildeten, getrennt von den verschwindenden Carbonari, ihre eigenen Clubbs; aber sie gaben denselben abermals Ordensgestalt. Sie nannten sich „einsame oder zerstreute Grichen". Andere schufen einen dritten Grad des Carbonari Ordens, welcher ursprünglich deren nur zwei gehabt, und erschienen unter dem Namen der Pythagoräer (Pitagorici). Aber die große Mehrheit der Carbonari, die Masse der Nation selbst war wider diese Raser, welche Alles, was Fürst ist, schon darum hassen, weil es Fürst ist; jede gesetzliche Ordnung, die ihnen mißfällt, Sklaventhum nennen, und am Ende nichts recht finden, nichts für frei halten, als was sie selbst mit bluttriefendem Schwerte geordnet haben. Jede Nation hat dergleichen moralische Ungeheuer, die entweder aus Ehrsucht oder Neid gegen ihnen vorgezogene Personen, oder aus wirklicher Geisteskrankheit, alle Gräuel der Gesetzlosigkeit mit schönen Phrasen heiligen und die verabscheuenswürdigsten Missethaten, vor denen Vernunft und sittliches Gefühl aller Völker zurückbebt, als Heldenmuth und höhere Tugend preisen wollten.

Die österreichischen Heere aber erschienen wieder. Ein feiges Schrecken befiel die ganze Nation. Alles löste sich auf. Die Nation empfing ihren vorigen Zustand zurück, mit der Schmach, seiner werth zu sein.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Das neue Maas- und Gewichtssystem im Kanton Waadt, mit Hinsicht auf frühere und spätere Bestrebungen der Schweizerkantone für den gleichen Zweck.

Es sind die Nachtheile und Verwirrungen, welche aus der vielfachen Verschiedenheit der Maase und Gewichte, nicht etwa nur von Kanton zu Kanton, sondern in dem Gebiete jedes einzelnen Kantons der Eidsgenossenschaft hervorgehen, keineswegs in unsern Tagen erst gefühlt und bei der Bundesbehörde oder den Regierungen der Stände zur Sprache gebracht worden. Vielmehr ist es bereits schon, und was die Bundesbehörde betrifft, mit gleichem Erfolg oder Nichterfolg, wie heutzutage, vor anderthalbhundert Jahren geschehen.

Digitized by Google

Der Abſcheid der Tagleiſtung zu Baden vom 30 November 1677 legt hiervon unzweideutiges Zeugniß ab, indem er ſich (Art. 15) alſo ausdrückt: „Von den Herren Ehrengeſandten von Zürich ward angezogen, wie daß ein ehrlicher Bürger bei Ihnen einen ſonderbaren Luſt und Anmuth hätte, alle in der Eidsgenoſſenſchaft übliche Gattungen Gewicht, Mäß, Ellen und Münzen zu vergleichen, dazu er aber einen eigentlichen Bericht, wie es damit in jedem Ort gründlich beſchaffen, vonnöthen hätte: hat man insgemein das Vorhaben löblich, und dabei einhellig gut befunden, daß umb ſein Begehren das Memorial dem Abſcheid beigelegt werden, und darüber bei erſter Wiederzuſammenkunft, eines jeden Orts Hr. Ehrengeſandter den verlangenden Bericht mitbringen ſoll.“ (Es folgt das Memorial in fünf Fragen über die Größe und Eintheilung der Maaſe und Gewichte.)

Im Tagleiſtungs-Abſcheid vom 7 Februar 1678 (Art. 16) heißt es dann weiter: „Daß wegen Münz, Mäß, Gewicht und Ellen, deſſen großer, vielfältiger Unterſchied in der Eidsgenoſſenſchaft wieder Erinnerung geſchehe, iſt dieſes Anzugs Erläuterung dahin, daß es nit gemeint, einem oder andern Ort Ordnung zu geben, oder daß eine durchgehende Gleichheit ſollte gemacht werden, deren ſich Theils beſchwährten, ſondern allein, daß Jedeſſen Information ertheilt werde, damit jeder Handelsmann ſich daran zu richten wiſſe. Iſt wiederumb in Abſcheid genommen.“

Dabei blieb es dann aber auch, und über ein Jahrhundert verfloß, ehe der Gegenſtand nochmals von der ſchweizeriſchen Zentralbehörde erörtert ward. Wie dies zur Zeit der helvetiſchen Regierung einſichtvoll, verſtändig, umſichtig, aber durch der Zeiten Unbill ohne Erfolg geſchehen iſt, melden die „Schriften, Maaße und Gewichte betreffend, der helvetiſchen Regierung vorgelegt (zwei Hefte; Bern in der Nationalbuchdruckerei, 1801. 8.)“, welche die Arbeiten des Profeſſors Tralles, des ſchweizeriſchen Abgeordneten zu dem europäiſchen damals für dieſen Zweck in Paris veranſtalteten Kongreſſe, enthalten.

Nach der Rückkehr zum Bundesſyſtem war es in der ordentlichen Tagſatzung von 1810 (nachdem verſchiedentlich der Gegenſtand auch in den Tagſatzungen einiger vorhergehenden Jahre war angeregt worden), wo von der Geſandtſchaft des Standes Luzern der inſtruktionsmäßige Antrag geſchah: „Daß ein Maas, Mäß und Gewicht, als eidsgenöſſiſches Maas, Mäß und Gewicht anerkannt und erklärt werde, zu welchem dann einzig das Verhältniß der übrigen in der Schweiz beſtehenden aufzufinden wäre, jedem Kanton dabei überlaſſend ob er das als eidsgenöſſig erklärte Maas- und Gewichts-Syſtem in ſeinem Gebiet einführen wolle oder nicht.“ Im darauf folgenden Jahr wurde dann der Landammann der Schweiz beauftragt, die Anſichten und Vorſchläge ſachkundiger Männer einzuholen und ihre Befinden den Regierungen der Kantone mitzutheilen. Diss veranlaßte die gründliche, der naturforſchenden Geſellſchaft zu Zürich durch den Hrn. Hofrath Horner vorgeleſene Abhandlung über Maaſe und Gewichte und ihre Verbeſſerung, die der Tagſatzung eingereicht ward und dieſelbe zu dem Beſchluſſe bewog, demnach „der Landammann der Schweiz die eigentliche Ausarbeitung des Entwurfs eines allgemeinen Syſtems der Maaſe und

Gewichte entweder einer eigenen Kommission von Sachkundigen übertragen, oder von den gelehrten Gesellschaften, die sich mit der Sache beschäftigen, den weitern Erfolg ihrer Arbeiten abwarten, und das Resultat den hohen Ständen zu gehöriger Würdigung und künftiger eidsgenössischer Berathung mittheilen sollte."

Diese Verhandlungen geschahen während der Mediationsverfassung; nachdem an ihre Stelle der lockere Bundesverband vom Jahr 1815 getreten war, glaubte Niemand mehr an die Thunlichkeit der Wiederaufnahme dieses Geschäfts. Mit Ausnahme der Milizeinrichtungen verzichtete man jetzt auf jede Gleichförmigkeit, wie der Gesetzgebungen so der bürgerlichen und Polizei-Einrichtungen im Bundesstaate; und wer über ein solches Verhältniß des Trostes bedurfte oder ihn suchte, der mochte ihn nur im Hinblicke auf ein heranwachsendes Geschlecht finden, das den Keim des Bessern im Busen pflegt; nebenbei darf man jedoch immerhin, in Ermangelung der eidsgenössischen, sich jeder einzelnen Bestrebung in denjenigen Kantonen freuen, welche in der Verwaltung ihres innern Staatshaushalts den übrigen musterhaft vorleuchten. Eine solche Erscheinung ist es, die hier dargestellt werden soll.

Der große Rath des Kantons Waadt hatte in der Sitzung vom Jahr 1821 den bei Anlaß des Berichtes über die Staatsverwaltung von einem seiner Mitglieder gemachten Antrag genehmigt, welchem nach der Staatsrath eingeladen wurde, die Einführung gleichförmiger Gewichte und Maase im Kanton in Ueberlegung zu nehmen. Die Finanzkommission, von dem großen Nutzen der Vertauschung mannigfach abweichender, in den verschiedenen Theilen des Kantons angewandter Gewichte und Maase gegen übereinstimmende hinwieder auch selbst überzeugt, zögerte nicht, die ihr übertragene Erörterung vorzunehmen, und nebst ihrem ausführlichen Bericht einen Gesetzesentwurf zu bearbeiten, welcher durch den Staatsrath dem großen Rath überreicht *), in der Sitzung vom 27 Mai die Genehmigung der gesetzgebenden Behörde erhalten hat.

Der Bericht geht von den Schwierigkeiten aus, welche mit dem Unternehmen verbunden sind, und die theils von Angewöhnungen und herrschenden Vorurtheilen herrühren, theils auf Irrthümern und Mängeln der bisher gemachten Vorschläge beruhen. Die letztern können durch eine befriedigendere Lösung der Aufgabe vermieden werden, und die erstern lassen sich durch ein schonendes Verfahren bei der wohlthätigen Neuerung überwinden, oder es verdienen dieselben, in so weit sie selbstsüchtiger Natur sind und von Leuten herrühren, denen die wirklich bestehende Unordnung und Verwirrung Vortheile bringt, keine Beachtung.

Das metrische System, welches in seiner der Natur enthobenen unveränderlichen Grundlage jegliche Huldigung verdient, würde in seiner Anwendung vermuthlich nicht so vielen

---

*) *Rapport sur les moyens d'introduire dans le canton l'uniformité des poids et mesures*, fait au conseil d'état par son département des finances; suivi d'un projet de loi, délibéré par le conseil d'état, et présenté au grand-conseil, dans sa session ordinaire, en Mai 1822. 115 S. 8. Mit neun Tafeln.

Digitized by Google

Widerstand gefunden haben, wenn dabei vorsichtiger wäre zu Werk gegangen worden, wenn man die scientifischen fremdtönenden Namen vermieden hätte, und wenn insonderheit, statt des Meters, der eine Decimal-Quote vom Viertheil des Erdmeridians ist, eine andere, dem üblichen Fußmaas näher verwandte Quote dieses Erdmeridian-Viertheils als Grundeinheit wäre gewählt worden. Es hat die Erfahrung in Frankreich die Nachtheile der beiden gerügten Verhältnisse sattsam zu Tage gelegt, und man hat späterhin dort mehrmals versucht, denselben durch Modifikationen und solche Zwischenmaasnahmen zu begegnen, die jedoch wieder neue Schwierigkeiten herbeiführten und vielleicht nicht ohne Grund als theilweise Rückschritte betrachtet werden konnten.

Von dieser Ansicht ausgehend, hält der Bericht dafür, es sollten zum Behuf der im Kanton Waadt einzuführenden neuen Maasverhältnisse folgende Grundlagen anerkannt werden: 1. Als Haupteinheit der Gewichte und Maase soll eine Decimal-Quote des Meters dienen, die dem gewohnten Maase, welches durch sie ersetzt werden soll, sich möglichst annähert. 2. Von dieser Einheit sollen alle übrigen Maase also hergeleitet werden, daß sie entweder Vielfacher oder Theiler derselben sind; sie sollen auch zu den ihnen entsprechenden metrischen Maasen in so einfachem und richtigem Verhältnisse stehen, daß die gegenseitige Reduktion in Allem, was auf den gewohnten und täglichen Verkehr Bezug hat, ohne schriftliche Berechnungen möglich sei. 3. Es soll die Dezimal-Theilung Regel sein, jedoch ohne einen völligen Ausschluß der Abtheilung in Hälften, Viertheile und Achttheile, zur Bequemlichkeit des Verkaufs und für das tägliche Bedürfniß. 4. Es soll bei den von der Grundeinheit abzuleitenden neuen Maasen keine allzugroße Abweichung von den bestehenden statt finden, sondern Bedacht genommen werden, die erstern also festzusetzen, daß eine jede wo möglich das Mittel der entsprechenden gewohnten Maase sei, so daß diese letztern, mit kleiner Korrektion, dem gesetzlichen Maase angepaßt und auch fernerhin angewandt werden können, wodurch die Aenderung beinahe unmöglich wird. 5. Die gewohnten Namen sollen vollständig beibehalten werden, um so mehr, als dieselben im ganzen Kanton auch wirklich schon gleichförmig sind. Endlich 6. darf nicht ausser Acht gelassen werden, daß das neu einzuführende System so einfach und das Verhältniß der Maase zu einander so natürlich sein soll, daß selbst auch schwächere Köpfe sich ohne Gebrauch der Feder darin leicht zurecht finden und verständigen mögen.

Dieser Grundsätze bedient sich nun der Bericht als Maasstab für die Beurtheilung der bisher in der Schweiz überhaupt und im Kanton Waadt insonderheit zur Sprache gekommenen Vorschläge. Das helvetische Gesetz vom 4 August 1801, welches die Gleichförmigkeit der Maase und Gewichte für die ganze Schweiz anordnete und das metrische System zum Grunde legte *), ist in Folge der Staatsumwälzung ohne alle Vollziehung geblieben, und es treffen dasselbe zwar

*) Tagblatt der Gesetze und Dekrete der helvetischen Republik. Heft 5. S. 500 bis 504. Vergl. N. Schw. Republikaner (1801) No. 432, 433 und 441.

Digitized by Google

nicht alle, aber doch zum Theil die nämlichen Rügen, welche oben hinsichtlich der französischen Gesetzgebung angedeutet worden sind. Was bei der eidsgenössischen Tagsatzung in den Jahren 1808 bis 1813 über den Gegenstand in Anregung gebracht, seither aber nicht wieder aufgenommen worden ist, begründet lediglich die Bemerkung, daß keine Wahrscheinlichkeit oder Hoffnung walte, es möchte auf dem Wege des Konkordats die gesuchte Einförmigkeit in der Schweiz erhältlich sein. Der durch Herrn Doktor Rengger bearbeitete Entwurf *) ist hier umständlich beurtheilt, seine Abweichungen von den aufgestellten Grundsätzen werden nachgewiesen, und die Beseitigung oder Vernachlässigung des allgemein üblichen Fußmaases wird demselben zu einem Hauptvorwurfe gemacht. Die etwas spätern Vorschläge des Herrn Hofraths Horner sind achtungsvoll gewürdigt, und die Vortheile werden nicht verkannt, welche das auch seither mehrmals besprochene, im Großherzogthum Baden eingeführte System gewähren könnte, demnach die Länge des Fußes zu $^3/_{10}$ Meter, das Klafter zu 6 Fuß, die Elle zu 2 Fuß, die Ruthe zu 10 Fuß angenommen würden, u. s. w. Die Abweichung dieser so wie der übrigen in der Abhandlung des Herrn Horner erörterten Vorschläge von den waadtländischen Grundsätzen sind abermals nachgewiesen, und es wird daraus ihre Unthunlichkeit für den Kanton Waadt hergeleitet.

Die wesentlichsten Bestimmungen des waadtländischen Gesetzentwurfs (oder nunmehrigen Gesetzes) aber sind folgende: Die Grundeinheit (Urmaas) für Maas und Gewicht ist der Fuß. Die Länge des waadtländischen Fußes gleicht drei Zehntheilen vom zehnmillionsten Theil des Quarts vom Erdmeridian, oder des zwischen dem Nordpol und dem Aequator begriffenen Bogens, und 147 Linien $^{33}/_{125}$ des bisher im Kanton gebräuchlichen Maases (von dem er also nur um etwa drei Linien abweichend größer ist). Vom Fuße gehen alle übrigen Maase, mit Inbegriff der Gewichte aus: die Längenmaase, Flächenmaase, Körpermaase und Hohlmaase sind entweder Vielfacher oder Theiler des Fußes. Die Längenmaase sind, neben dem Fuß, die Toise und die Elle. Der Fuß hat 10 Zolle, die Toise 10 Fuß und die Elle 4. Die Flächenmaase sind, die Quadrat-Toise zu 100 Quadratfuß, der Fossorier zu 50 Toisen und die Fuchart (Pose) zu 10 Fossoriers. Das körperliche Maas ist die Kubik-Toise, 1000 Kubikfuß gleich. Die Hohlmaase sind das Viertel, 500 Kubikzoll haltend, welches sich in 10 Minen, und die Mine in 10 Copets theilt; der Sack, welcher 10 Viertel, und der Müdd (Muit), welcher 10 Säcke begreift. Für Flüssigkeiten die Maas (Pot), mit der Mine zusammentreffend, 50 Kubikzoll haltend und sich in 10 Gläser, im gemeinen Leben aber auch in die halbe und Viertelmaas theilend; der Broc, welcher 10 Maas faßt, mit dem Viertel zusammentreffend und 500 Kubikzolle haltend; der Setier, welcher 3 Brocs, und der Char, welcher 16 Setiers oder 24 Kubikfuß faßt. Die Gewichtsmaase endlich sind das Pfund (dem vierundfünfzigsten Theil des Kubikfußes gleichkommendes Wassergewicht), das in 16 Unzen zerfällt, der Zentner zu 100 Pfund u. s. w. Alles mit nähern Entwickelungen in Gemäßheit der oben angeführten Grundsätze und in Begleitung von erläuternden Vergleichungstafeln.

*) *Feuilles d'agriculture du canton de Vaud.* T. 1. P. 3. p. 37.

Digitized by Google

Es folgen hierauf sorgfältige Anordnungen über die Prüfung und Zeichnung der Gewichte und Maaſe. Vom 1 Januar 1823, als dem Zeitpunkt, wo das neue Syſtem eingeführt werden ſoll, dürfen für jeden Verkauf, ſo wie in allem öffentlichen Verkehr, ausſchließlich nur die neuen, durch Experte geprüften und bezeichneten Maaſe und Gewichte gebraucht werden. Die Zeichnungsart iſt für jede Gattung derſelben genau vorgeſchrieben; neben den Schild des Kantons kommt überall der Name der Gemeinde, in der die Prüfung vorgenommen ward, zu ſtehen. Im Hauptort jedes Bezirks wird eine Niederlage von Muttermaaſen veranſtaltet, nach denen die übrigen Gemeinden ſich entweder ebenfalls Muſtermaaſe verſchaffen können, oder wonach die Prüfung aller Maaſe für den Bezirk geſchehen ſoll. Die Munizipalitäten, denen die Aufſicht über die Mutter- und Muſtermaaſe zuſteht, ernennen auch die zu beeidigenden Prüfungs-Experten, welche zugleich, neben den Gemeindevorſtehern, Wächter über die Handhabung des Geſetzes ſind; ihre Verrichtungen werden von denen, die ihrer Dienſte bedürfen, nach einem gleichförmigen, durch den Staatsrath zu erlaſſenden Tarif bezahlt. Eine vergleichende Tabelle der alten und neuen Maaſe und Gewichte wird im Zeitpunkt ihrer Einführung überall bekannt gemacht. Von dieſem Zeitpunkt an werden alle im Kanton geſchloſſene Verträge über in demſelben befindliche Gegenſtände, wenn nicht ausdrücklich ein anderes Maas daran angegeben iſt, als dem neuen Syſtem zuſprechend erachtet. Spätere Verträge, worin andere Maaſe ausgedrückt wären, haben keine Gültigkeit vor den Gerichten, es ſei denn die Buße wegen Verletzung des Geſetzes zuvor bezahlt worden. Die Polizeiaufſicht beſchränkt ſich künftighin auf die neuen Maaſe und Gewichte.

Wir übergehen die ſorgfältigen Vorſchriften für die Einführung des neuen Syſtems auf den obbemerkten Zeitpunkt, um dem letzten Abſchnitte des Geſetzes, welcher von den Uebertretungen deſſelben handelt, die nachfolgenden Beſtimmungen zu entheben: Wofern die Verletzungen des Geſetzes betrügliche, auf unerlaubten Gewinn abzielende Handlungen ſind, ſo gehören ſie unter die Vergehen, und werden nach Inhalt der Zuchtſtrafgeſetze (code correctionnel) beurtheilt. Sind es hingegen einfache Uebertretungen, oder Ungehorſam gegen die beſtehende Ordnung und Vorſchrift, ſo trifft eine Geldbuße von zehn bis zwanzig Franken alle die, welche unbezeichnete Maaſe gebrauchen, oder für den Verkauf irgend einer Waare ſich der geſetzlichen Maaſe nicht bedienen u. ſ. w.; eine Buße von vier bis auf fünfzig Franken zahlen die Theilnehmer und Unterzeichner von Kaufurkunden und Verträgen, worin die betreffenden Gegenſtände nicht nach den geſetzlichen Kantonalmaaſen gewerthet oder bezeichnet ſind.

Das Vorſtehende beweiſet, mit wie viel Kenntniß, Umſicht und Schonung beſtehender Verhältniſſe der neue Entwurf *) abgefaßt iſt. Es haben ſich uns jedoch noch drei nicht unerheb-

*) Es ſind die nachſtehenden Bemerkungen niedergeſchrieben worden, bevor dem Entwurf die Sanktion des Geſetzgebers ertheilt ward.

Digitized by Google

liche Bemerkungen über denſelben dargeboten. Die erſte betrifft ſeine Tendenz; die zweite hat er mit einigen ſeiner Grundſätze zu thun; die dritte bezieht ſich auf das angenommene Grundmaas, das franzöſiſche Meter.

1. Es iſt allerdings natürlich, daß die Tendenz einer Schrift, welche, wie die vorliegende, der Regierung eines beſtimmten Kantons Vorſchläge über die Maasverbeſſerung darlegen ſoll, vorzüglich auf die daſelbſt gebräuchlichen Maaſe gerichtet ſei. So unpaſſend es wäre, unvorbereitet und unberufen mit einer Maasreform für die ganze Schweiz aufzutreten, ſo hätten wir es jedoch den erweiterten Anſichten der Verfaſſer ganz entſprechend gefunden, wenn ſie, nicht etwa nur beim Fußmaaſe, ſondern auch bei den übrigen, die Bedürfniſſe der andern Kantone mehr berückſichtigt hätten. Eine Maasverbeſſerung hat erſt dann ihren Werth, wenn ſie ausgedehnt iſt; für den kleinen Verkehr weiß Jeder, den es angeht, ſich zu helfen. Aenderungen im Einzelnen dürften daher durch die Schwierigkeiten, die ſie einer ſpätern, allgemeinern Reform entgegenſetzen, dem eigentlichen Zwecke mehr nachtheilig als beförderlich ſein. Wenn dem ſo iſt, wird man uns einwenden, ſo wird es gerathener ſein, alle Verbeſſerungsverſuche ganz und gar aufzugeben; denn daß es zur allgemeinen Reform in der Schweiz komme, ſteht nach den bisherigen Erfahrungen kaum zu erwarten. Keineswegs; aber man mache keine Verbeſſerung in einzelnen Kantonen, bevor ein umfaſſender Plan derſelben für die ganze Schweiz vorhanden iſt, in welchem die verſchiedenen Bedürfniſſe der einzelnen Kantone einen Vereinigungspunkt finden können, welcher, wenn er auch nicht Allem genügen kann, doch als eine Art Ideal daſteht, dem die ſucceſſiven Veränderungen einzelner oder aller Maaſe eines Kantons möglichſt ſich anzunähern haben. Ehe aber von einem ſolchen Plane die Rede ſein kann, muß man nothwendig das Beſtehende in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit erkennen. Die Schweiz beſitzt einen Verein, welcher geeignet wäre, die nöthigen Subſidien hierzu zu liefern: die allgemeine Geſellſchaft ſchweizeriſcher Naturforſcher. Dieſe ſollte die Angabe und Aufzählung der gebräuchlichen Maaſe eines jeden Kantons zu einer Aufgabe machen, und die Ausarbeitung eines neuen Vorſchlages zur allgemeinen Verbeſſerung einem Ausſchuſſe ihrer Mitglieder übertragen. Aus dieſer Vereinigung könnte ein Plan hervorgehen, der durch Zweckmäßigkeit und Konvenienz ſeiner Angaben, durch die Verknüpfung des Einzelnen mit dem Ganzen auf eine ausgedehntere Zuſtimmung (wäre es für's Erſte nur durch ein Konkordat) eher rechnen dürfte, als jeder unvorbereitet von einem einzelnen Kanton ausgehende Impuls.

2. Grundſätze der Maasverbeſſerung. Was der berühmte Kant in einem Aufſatze über Theorie und Praxis ſagt, daß die Theorie eines praktiſchen Gegenſtandes auf praktiſchen Grundſätzen beruhen müſſe, paßt ganz auf die Maasverbeſſerung. Seitdem dieſe Idee während der franzöſiſchen Revolution zum erſtenmal nach bloßen Vernunftprinzipien aufgeſtellt wurde, hat ſie durch die Erfahrung eine Menge nützlicher Modifikationen erhalten. Man hat eingeſehen, daß bei Gemeingütern dieſer Art, wie Sprache, Maaſe und andere durch den täglichen Gebrauch beſtimmte Dinge ſind, den Gelehrten wohl das Recht des Vorſchlages, der Nation aber die

Digitized by Google

entſcheidende Stimme zukomme. Wenn hierbei auf der einen Seite Manches von der theoretiſchen Eleganz des Syſtems aufgeopfert werden mußte, ſo wurde auf der andern deſto mehr für die Hauptſache, die wirkliche Ausführung gewonnen. Wir berufen uns hierüber auf die oben angeführten, in dem Berichte aufgeſtellten, wohlgefaßten Grundſätze, von denen wir nur den erſten und letzten ausnehmen. Die Erfahrung hat uns ferner belehrt: 1) daß die zwei Maaſe, welche man aus der Natur nach gewiſſen Bedingungen abgeleitet hat, das Sekundenpendel und das Meter, nicht als erſtes Maas in das praktiſche Leben eingeführt werden können, weil ſie von dem allgemeinen Maaſe, dem Fuße, zu ſehr abweichen; 2) daß die verſchiedenen Staaten Europa's ſchwerlich zur Annahme eines gleichen Maaſes zu bringen ſind, ſondern jeder ſein Fußmaas nach der Rückſicht auf das bisher gebräuchliche feſtſetzt. Beweiſe davon ſind die Maasordnungen in England, Oeſterreich, Baiern und Würtemberg, welche alle mit dem Meter in keinem ſehr einfachen Verhältniſſe ſtehen. Die Erfahrung zeigt uns ferner, daß das Decimalſyſtem, ſeiner anerkannten Vorzüge ungeachtet, ſich weder in die Gewichte noch in die Hohlmaaſe einführen laſſe; und ſelbſt beim Fuße haben ſich überall die zwölftheiligen Zolle erhalten, welche jedoch der vorliegende Entwurf (im dritten Grundſatze) nicht geſtatten will. Das auf ſeine wiſſenſchaftliche Kultur ſo ſtolze Europa ſteht hierin gegen den weniger gelehrten Chineſen und Japaner ſehr zurück, bei denen in Maaſen, Münzen und Gewichten die Decimaleintheilung vorherrſchend iſt. Eben dieſe Macht des Gebrauches über die Theorie läßt uns auch die Haltbarkeit der in dem letzten jener Grundſätze (dem ſechsten) aufgeſtellten Regel bezweifeln, nach welcher „die räumlichen Maaſe und die Gewichte zum Fußmaaſe ein ſo einfaches Verhältniß haben ſollen, daß auch der beſchränkteſte Menſch durch bloßes Kopfrechnen, und ohne einen Griffel anzurühren, das ganze Syſtem in allen ſeinen Zweigen verfolgen könne.“ Im Grunde iſt das ganze Maas- und Gewichtsweſen ein polizeilicher Gegenſtand, und die Ausfertigung legaler Maaſe und Gewichte, ſo wie ihre Prüfung, ſoll nur einem eigens dazu verordneten Mechaniker zuſtehen. Dieſer wird, wenn er ſich einmal Normalmaaſe und Gewichte verfertigt hat, nur ſelten Veranlaſſung finden, ihre Ableitung aus dem Fußmaaſe von neuem vorzunehmen. Es iſt alſo hinreichend, wenn ſie zu dieſem in einem Verhältniſſe ſtehen, bei welchem allzukleine Brüche und Theile, die in der Praxis nicht darzuſtellen ſind, vermieden werden.

3. Wir kommen endlich zum dritten Punkte der Baſis des neuen Fußmaaſes, dem Meter, das die Verfaſſer des Entwurfs als eine Sache anzunehmen ſcheinen, über welche die Akten bereits geſchloſſen ſeien. Die Zeiten ſind vorüber, wo die ausgedehnte Herrſchaft Frankreichs auch den von dort ausgehenden, wiſſenſchaftlichen Ausſprüchen eine Art Uebergewicht verlieh, und wo ſelbſt der genievolle Laplace, im Vorgefühl der bald erſtehenden Univerſalmonarchie, die Annahme des Meters bei allen Völkern Europa's im Geiſte vorausſah *). Eine unparteiiſche

*) L'Europe entière ne formera bientôt qu'une immense famille, unie par la même religion, le même code de lois et les mêmes *mesures* etc. *Exposition du système du monde.* 4me édit. in-8. *Tom. I. p.* 142.

Digitized by Google

Prüfung dieſes Urmaaſes möchte daher jetzt beſſern Eingang finden, als damals. Daß ein aus der Natur abgeleitetes, allgemeines Maas die Grundlage eines guten Maasſyſtems ausmache, bedarf keines Erweiſes, und daß wir in dieſem Betracht nur zwiſchen dem einfachen Sekundenpendel und dem Meter zu wählen haben, iſt vorhin bemerkt worden. Welcher von beiden den Vorzug verdiene, kommt hauptſächlich auf den Begriff an, den man mit einem allgemeinen Maaſe verbindet. Die franzöſiſchen Gelehrten nahmen die Allgemeinheit im ausgedehnteſten Sinne, nicht nur dem Raume, ſondern auch der Zeit nach. Um die Ausbreitung ihres Syſtems bei den europäiſchen Völkern weniger verlegen, ſuchten ſie ein Maas aufzuſtellen, das von den ſpäteſten Nachkommen, wenn auch alle Exemplare deſſelben und ſelbſt die Nachricht von ſeiner Ableitung verloren gehen ſollten, wieder aufzufinden wäre. Die Länge des einfachen Pendels, das genaue Sekunden ſchlägt, ſchien ihnen dazu untauglich, weil ſie ſich auf zwei andere Elemente, die Schwere und die Zeit, bezog, und von der alten Eintheilung des Tages in 24 Stunden zu 60 Minuten und Sekunden (d. h. in 86,400 Sekunden) abhing, von der ja alle Tradition verloren gehen konnte. Viel eher, glaubte man, würden die künftigen Geſchlechter auf eine Decimalzahl, z. B. den zehnmillionſten Theil des Quadranten der Erde, gerathen, wenn ſie entweder ſelbſt ein neues Maas bilden oder aus einigen Angaben auf das vormalige ſchlieſſen wollten. Gegen das Sekundenpendel wandte man noch ein, daß es nicht auf allen Stellen der Erde von gleicher Länge ſich ergebe. Der Reiz der neuen großen Idee, die theoretiſche Vollkommenheit des metriſchen Syſtems, und die Gelegenheit, die Koſten zu einer längſt gewünſchten ausgedehnten Gradmeſſung zu erhalten, aus welcher das Meter beſtimmt werden mußte, lieſſen die Schwierigkeiten dieſes Vorſchlags und ſeine theoretiſchen und praktiſchen Mängel überſehen; und ſo kam ein Maas zu Stande, das in Frankreich ſelbſt durch die wirkſamſten Maasregeln nicht einheimiſch gemacht, und im Auslande, ſeiner theoretiſchen Vorzüge unerachtet, auch von den Gelehrten nur theilweiſe angenommen wurde.

Wir glauben dem eigentlichen Zweck einer Maasverbeſſerung näher zu kommen, wenn wir jene Allgemeinheit nur in dem gewöhnlichen Sinne nehmen, und unter dem Urmaas ein ſolches verſtehen, das zu jeder Zeit und an jedem Orte ohne beſondere Schwierigkeit aus der Natur hergenommen werden kann; ein Maas, das nicht von der Genauigkeit der Kopien abhängt, ſondern in jedem Lande ſelbſt geſchaffen und bei entſtandenem Zweifel durch einen einfachen, wenig koſtbaren Verſuch geprüft werden kann. Geht man von dieſer Anſicht aus, ſo hat das einfache Sekundenpendel entſchiedene Vorzüge vor dem vierzigmillionſten Theil des Erdumkreiſes. Ginge das Meter verloren, ſo würde deſſen Wiederherſtellung eine Vermeſſung erfordern, die, um beſcheiden zu reden, viele Tauſend Franken koſten würde, und welche nur mit den vollkommenſten Werkzeugen, und von den geübteſten Beobachtern im Verlauf einiger Jahre ausgeführt werden kann; und ſelbſt dann wäre man noch nicht gewiß, genau die nämliche Meßlänge zu erhalten. Die verſchiedenen Data, welche die franzöſiſchen Mathematiker über das Meter, als Mètre provisoire, Mètre définitif, Mètre définitif matériel, in

verſchiedenen Epochen bekannt gemacht haben, erſparen uns hierüber einen umſtändlichen Beweis, der leicht noch durch andere Argumente, z. B. die Schwierigkeit der dabei weſentlichen aſtronomiſchen Beſtimmungen verſtärkt werden könnte. Wer alſo keine Gradmeſſung veranſtalten will und kann, dem bleibt nichts übrig, als eine Kopie des Meters von Paris kommen zu laſſen, gerade wie man vormals den pied du roi oder die Toiſe ſich verſchrieb, wobei man immer von der Sorgfalt des Künſtlers abhängig iſt. Und ſomit tritt das Meter für den Nicht-Franzoſen in die Reihe der willkührlichen Maaſe, und es iſt gegen die frühern Verhältniſſe nichts gewonnen. Anders verhält es ſich mit dem Sekundenpendel: ein feiner Faden mit einer metallenen Kugel vor eine gute Pendeluhr aufgehängt, iſt die ganze Vorrichtung zu einem Verſuch, den jeder praktiſche Aſtronom, jeder gute Profeſſor der Phyſik mit aller Bequemlichkeit in wenigen Stunden auf ſeinem Zimmer anſtellen kann, ohne dabei mehr als $\frac{1}{100}$ Linie zu fehlen; wer größere Genauigkeit verlangt, kann ſich des neuen Apparats von Kater bedienen. Die Ungleichheit der Länge des Sekundarpendels an verſchiedenen Stellen der Erde beträgt vom Aequator bis zum Pol $2\frac{1}{3}$ Pariſer Linien, ſo daß die von der geographiſchen Breite abhängende kleine Reduktion mit aller Schärfe angegeben werden kann. Weit geringer noch ſind die Verbeſſerungen, welche von der Höhe des Beobachtungsortes über dem Meere und von dem Widerſtand der Luft herrühren. Die Größe dieſes Maaſes iſt beim 45 Grad der Breite 440 $\frac{4}{10}$ Pariſer Linien, ſeine Veränderung für jeden Grad der Breite $\frac{1}{100}$ einer Linie. Würde man $\frac{3}{10}$ deſſelben als Fußmaas annehmen, ſo betrüge dieſes 1 $\frac{12}{100}$ Pariſer Linien oder 146 $\frac{35}{100}$ Linien des Lauſanner Fußes; eine Größe, die von der im Bericht angenommenen um keine volle Linie abweicht. Bereits iſt vor Kurzem im Königreich Dänemark und in der Republik Hamburg die Länge des Sekundenpendels zur Grundlage des Fußmaaſes gewählt worden, und die leichte und genaue Beſtimmung dieſer Länge dürfte ihr noch hier und da Eingang verſchaffen. Die beſte Empfehlung deſſelben aber liegt in dem eigenen Geſtändniß der neueſten Berichterſtatter der franzöſiſchen Akademie: „daß es nun, nachdem das Verhältniß des Meters zur Länge des Sekundenpendels auf das genaueſte beſtimmt worden, ein Leichtes ſei, jenes aus dieſem zu jeder Zeit herzuleiten.“

Wenn auch die vorſtehenden Bemerkungen in einigen weſentlichen Punkten von den Anſichten des waadtländiſchen Entwurfs abweichen, ſo ſtimmen ſie doch in ihrem Hauptzwecke, der Einführung einer gründlichen Maasverbeſſerung, mit ihnen zuſammen; und ſie ſollten durch die vorgeſchlagene Verbindung mit ähnlichen Beſtrebungen anderer Kantone, und durch die Andeutung leicht zu vermeidender Schwierigkeiten, demſelben eher beförderlich als hindernd ſein. Mit Recht haben die Verfaſſer des Berichts den Weg der Oeffentlichkeit gewählt. Bei einem Gegenſtand des öffentlichen Lebens iſt öffentliche Behandlung deſſelben von beſonderm Werthe, ſowohl um nützliche Mittheilungen von Seite des Publikums hervorzurufen, als auch um dieſes mit der Angelegenheit ſelbſt vertrauter und dadurch für Verbeſſerungsvorſchläge empfänglicher zu machen.

Während dieſes im Kanton Waadt verhandelt wurde, haben auch in den Kantonen Zürich und Aargau einige Erörterungen und gegenſeitige Mittheilungen ſtatt gefunden, von denen zwar ein eigentliches Ergebniß noch nicht vorliegt, die aber nichtsdeſtominder gekannt zu werden verdienen. Es hatte das Baudepartement vom Kanton Aargau dem Zürchiſchen die Einführung und Anerkennung eines gleichen Fußmaaſes vorgeſchlagen, und die letztere Behörde holte hierüber ein Beſinden der naturforſchenden Geſellſchaft zu Zürich ein, das ſchon unterm 18 Dezember 1820 ausgeſtellt wurde. „Die Geſellſchaft erblickt mit Vergnügen (heißt es in demſelben) in dieſer partiellen Vereinigung einzelner Kantone einen bisher noch nicht verſuchten Weg, ſich dem gewünſchten Ziele zu nähern, der beſonders durch ein ſorgfältiges ganz allmäliges Einſchreiten und durch eine genauere Berückſichtigung örtlicher Verhältniſſe ſich empfehlen dürfte; und ſie ergreift daher mit Begierde dieſe Gelegenheit, um in den nachſtehenden Sätzen einerſeits, in geziemender Beantwortung der ihr vorgelegten Frage, ihre Anſichten über das vorgeſchlagene neue Längenmaas auszuſprechen, und anderſeits einige Bemerkungen beizufügen, welche der Förderung dieſer ſo wichtigen Angelegenheit zu entſprechen ſcheinen.

Unter allen Fußmaaſen, die man vorſchlagen möchte, ſcheint die in Anregung gebrachte Länge von $^3/_{10}$ des franzöſiſchen Meters das paſſendſte und annehmlichſte zu ſein. Es empfiehlt ſich durch folgende Vorzüge: a. Seine Größe hält ſo ziemlich das Mittel zwiſchen den Fußmaaſen faſt aller Schweizerkantone, und ſeine Einführung würde daher eine nur geringe, in Zürich z. B. eine faſt unmerkliche Aenderung des Beſtehenden erfordern. b. Es hat ein einfaches, genaues Verhältniß zu der Baſis des vollkommenſten Maasſyſtems, das in einem großen nachbarlichen Reiche — in Frankreich — geſetzlich iſt, und auch auſſerhalb deſſelben, bei den Gelehrten zu allgemeiner Verſtändlichkeit ihrer Angaben im Gebrauche ſteht. c. Es iſt in einem andern uns eben ſo nahe berührenden Staate, dem Großherzogthum Baden, wirklich eingeführt. d. Auch mit dem allgemein bekannten altfranzöſiſchen Fuße, dem pied du roi, ſteht es in einem für die Reduktionen des gewöhnlichen Lebens hinreichend genauen, dabei ſehr einfachen Verhältniſſe, indem dreizehn ſolcher Schuh ſehr nahe zwölf Pariſer Fuß ausmachen. Denn wenn man das Mètre définitif zu $443^{296}/_{1000}$ Linien, oder kürzer zu $443^3/_{10}$ des Pariſer Fußes annimmt, ſo machen $^3/_{10}$ dieſer Größe oder der vorgeſchlagene neue Fuß $132^{99}/_{100}$ ſolcher Linien aus. Das Verhältniß des Pariſer Fußes zu dem neuen Fuße wird alſo gleich 144 zu $132^{99}/_{100}$; ſetzt man ſtatt dieſer Zahlen die weit kleinern Werthe 13 zu 12, ſo wird man ſelbſt bei einer Länge von 1000 Fuß erſt um einen halben Fuß, in Ueberſchuß, von der Wahrheit abweichen. So machen z. B. nach dieſem Verhältniſſe 1000 Pariſer Fuß $1083^1/_3$ des neuen Fußes; die Berechnung nach dem genauen Verhältniſſe gäbe $1082^3/_4$. In Folge dieſer Gründe iſt die naturforſchende Geſellſchaft mit dem löbl. Baudepartement völlig einverſtanden: 1. Daß die überwiegenden Vorzüge des neuen Maaſes ſeine Einführung allerdings ſehr wünſchbar machen; 2. daß dieſer Einführung in unſerm Kanton von Seite der Praxis keine beſondern Hinderniſſe im Wege ſtehen. Der bisherige Züricher Fuß iſt zwar um eine gute halbe Linie

Digitized by Google

größer, als das neue Maas; allein einerseits beruht die angenommene Länge deſſelben zu 133 5/10 Pariſer Linien auf einer Akte, deren Alter nicht über das Jahr 1783 hinaufreicht, und dieſe Beſtimmung iſt von einem alten Ellenmaaſe hergenommen, über deſſen Verfertigung alle Angaben fehlen, die aber aller Vermuthung nach in eine Zeit zurückfällt, wo man es mit der Beſtimmung ſolcher Gegenſtände keineswegs genau nahm; anderſeits iſt ſelbſt der vorhandene Unterſchied für die Praxis ſo gering, daß es erſt bei Ausmeſſungen von bedeutender Länge ins Auge fällt, und für die Geſchäfte des täglichen Lebens ganz unmerklich wird. Eben ſo wenig ſcheint zu beſorgen, daß man durch die Annahme des neuen Maaſes einen voreiligen Schritt begehe, welcher dem künftigen Beitritt anderer Kantone im Wege ſtehen könnte, indem daſſelbe neben dem Vorzuge ſeiner Abſtammung auch noch dadurch ſich empfiehlt, daß es von den beſtehenden Maaſen am wenigſten ſich entfernt; wozu noch der günſtige Umſtand hinzukommt, daß verſchiedene Kantone, z. B. Schwyz, Glarus, Zug und Schafhauſen, mit Zürich einerlei Fußmaas, alſo auch die nämliche Leichtigkeit des Ueberganges zum neuen Maaſe haben.

Obgleich die Zuſchrift der löbl. Baukommiſſion in Aarau nicht die Verbeſſerung auch der übrigen, z. B. der Flächen- oder Feldmaaſe, der Gewichte und der Hohlmaaſe zum Gegenſtand hat, ſo hält die Geſellſchaft, in beſtändigem Hinblick auf das Ziel einer möglichſt vollſtändigen Vereinigung, auch die Anbahnung einer künftigen Einführung gleicher Frucht- und Flüſſigkeitsmaaſe und gleichen Gewichtes für ein nicht minder weſentliches Bedürfniß, und ſie ergreift daher die Gelegenheit, um auch dieſen Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der betreffenden Behörden aufs angelegenſte zu empfehlen.

Da aber bei dieſer Art von Maaſen eine weit größere Ungleichheit herrſcht, als in den Fußmaaſen, ſo iſt auch jede Abänderung derſelben mit ungleich größern Schwierigkeiten verbunden, und jede Feſtſetzung eines neuen Verhältniſſes muß das Reſultat der ſorgfältigſten und umſichtigſten Prüfung ſein. Vor Allem aus iſt eine vollſtändige und genaue Kenntniß des jetzigen Beſtandes dieſer Maaſe in den verſchiedenen Kantonen der Schweiz eine weſentliche Bedingung jeder zu verſuchenden Aenderung. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß Veranſtaltungen getroffen werden, durch welche man binnen nicht allzulanger Zeit möglichſt vollſtändige und richtige offizielle Angaben über die in jedem Kanton gebräuchlichen Längen-, Flächen- und Hohlmaaſe und die Gewichte erhalte. Erſt nachdem man das vollſtändige Gemälde dieſer mannigfaltigen Ungleichheiten vor ſich hat, wird man im Stande ſein, für jede Gattung dasjenige Maas anzugeben, welches ſich entweder durch die Einfachheit ſeiner Ableitung aus dem Fußmaaſe, oder durch vorzügliche Annäherung zu den beſtehenden Maaſen, als das beſte darbietet.

Obgleich nun aber die eigentliche Größe der aufzuſtellenden Maaſe verſchiedener Gattungen erſt dann feſtgeſetzt werden kann, wenn alle dieſe Angaben eingegangen ſein werden, ſo gibt es doch einige Grundſätze einer künftigen Maasordnung, welche von dem jetzigen Beſtand der Dinge unabhängig ſind, und welche wir uns erlauben hier darzulegen. Sie beſtehen kürzlich in Folgendem:

Digitized by Google

1. Die Maaſe, deren der geſellſchaftliche Verkehr bedarf, zerfallen in vier Klaſſen: Längenmaaſe, Flächenmaaſe, kubiſche Maaſe und Gewichte. Jede dieſer Klaſſen begreift mehrere Unterabtheilungen, als gleichartige Maaſe unter ſich, deren Größe durch die Ausdehnung des zu meſſenden Gegenſtandes oder den Grad der erforderlichen Genauigkeit beſtimmt wird. 2. Das Beſtreben nach möglichſter Vereinfachung in jeder neuen Maasordnung erfordert, daß die Zahl dieſer Unterarten möglichſt beſchränkt, und keine Maaſe geduldet werden, welche nicht für die Bequemlichkeit des Gebrauchs weſentlich ſind, oder eben ſo gut durch andere ſich erſetzen laſſen. 3. So rathſam es iſt, bei einer neuen Maaseinrichtung ſich demjenigen, was die Theorie über die Anwendung des vollkommenſten Maasſyſtems lehrt, möglichſt anzunähern, ſo darf dieſes, da nur von der Verbeſſerung einer bereits vorhandenen Einrichtung, nicht von der Aufſtellung einer vorher unbekannten Sache die Rede iſt, niemals auf Koſten der Bequemlichkeit und eines in die Verhältniſſe des täglichen Lebens eingreifenden, durch die Uebung aller Zeiten geheiligten Gebrauches geſchehen, und jeder Streit zwiſchen der Theorie und der Bequemlichkeit muß zu Gunſten der letztern entſchieden werden. Hieher gehören die bereits beim Münzweſen ſo glücklich eingeführten Vortheile, welche von theoretiſcher Seite die Decimal-Eintheilung der Maaſe und Gewichte in auf- und abſteigender Ordnung darbietet, im Gegenſatze zur Halbierungsmethode und dem zwölftheiligen Syſtem, die Beſtimmung der Maasgrößen in runden Zahlen und die einfache Ableitung der kubiſchen Maaſe und Gewichte aus der angenommenen Einheit des Längenmaaſes. 4. Es iſt demzufolge bei der Eintheilung des Fußes die Abtheilung in zwölf Zolle, und diejenige des Zolls in zwölf Linien, oder auch in Achtelszolle, beizubehalten. Eben ſo bei den Frucht- und Flüſſigkeitsmaaſen nach vier- oder achtfachen, bei den Gewichten die Eintheilung des Pfundes in dreiunddreißig Lothe. Zugleich ſind auch neue, vorher ungekannte Benennungen möglichſt zu vermeiden, und den abgeänderten Maaſen die vorher üblichen Namen beizulegen. 5. Auf gleiche Weiſe iſt es keineswegs nothwendig, daß die kubiſchen Maaſe und die Gewichte in ſo einfacher Beziehung zum Fußmaaſe ſtehen, daß z. B. das Kornviertel genau einen Kubikfuß, d. h. 1728 Kubikzolle, oder die Weinmaas genau 80, 90 oder 100 Kubikzolle betrage, das Pfund aber dem Gewicht einer genauen Anzahl von Kubikzollen reinen Waſſers gleich ſei, ſondern dieſes Verhältniß kann auch in Bruchtheilen von Zollen ausgedrückt werden, wenn es nur genau angegeben iſt. Denn da die Prüfung der kubiſchen Maaſe durch das Fußmaas nur höchſt ſelten und jedesmal nur von kundigen Händen vorzunehmen iſt, ſo iſt dieſer Mangel an Einfachheit von keinem Nachtheile. Einzig in dem zwar leicht möglichen Fall, wo bei einem neu zu beſtimmenden Maaſe aus den vorhandenen Daten kein Entſcheidungsgrund ſich ergäbe, um ſich der einen oder andern Angabe vorzugsweiſe zu nähern, dürfte der Vorzug der mathematiſchen Eleganz zwiſchen den Anſprüchen partieller Annäherungen ins Mittel treten. 6. In Folge der vorſtehenden Bemerkungen ließe ſich der Abriß einer neuen Maas- und Gewichtsordnung etwa folgendermaßen entwerfen:

A. Als Baſis der Längenmaaſe wird der Fuß zu $^3/_{10}$ des franzöſiſchen Meters angenom-

men. Er wird in zwölf Zolle und der Zoll in zwölf Linien abgetheilt. Es gibt nur ein einziges unveränderliches Maas dieser Art, und die verschiedenen andern Fuße, als Stadtschuh, Feldschuh, Werkschuh, Steinbrecherfuß u. s. w. werden aufgehoben. 2. Die Elle zu 2 Fuß oder 6 Decimeter festgesetzt, der Stab zu 4 Fuß oder 12 Decimeter. Für größere Maase dient 3. das Klafter zu 6 Fuß oder $1\frac{8}{10}$ Meter; 4. die Ruthe zu 10 Fuß oder 3 Meter. Endlich wären 5. auch die Wegmaase, die Stunden gemeinschaftlich festzusetzen, um die seltsamen Benennungen von Zürcher Stunden, Berner Stunden u. s. w. verschwinden zu machen.

B. Für die Flächenmaase hat man Quadratfuße, Quadratzolle, Quadratruthen u. s. w. Die Jucharte soll eine gewisse Anzahl von Quadratruthen enthalten, aber für alle Arten des Anbaues von gleicher Größe berechnet werden. Sie wird in Viertel und Achtel abgetheilt.

C. Wie die Hohlmaase in Absicht auf Größe und Eintheilung anzunehmen seien, darüber kann erst dann ausgesprochen werden, wenn wir im Besitze desjenigen sind, was in verschiedenen Kantonen im Gebrauch ist. In einigen werden die Abtheilungen nach den Verdoppelungen der Zahl 4, in andern der Zahl 8, in andern nach vielfachen von 12 berechnet. Immerhin sollte für trockene Gegenstände jeder Art einerlei Maas, und die Haber-, Erbsen- und Gerstenmaase und das Salzmaas sollten mit dem Kornmaase gleichgeltend sein. Und wenn es sich auch nach vorgegangener Untersuchung ergeben würde, daß in den Eintheilungen des Fruchtmaases der spezielle Gebrauch der einzelnen Kantone nicht beschränkt werden könne, so sollte doch in irgend einem Maase dieser Gattung ein Punkt des gemeinschaftlichen Zusammentreffens statt finden.

D. Das Nämliche findet auch bei den Getränkmaasen seine Anwendung. Auch da sollte für alle Flüssigkeiten einerlei Maas gelten. Daß das Weinmaas mit den trockenen Maasen irgend eine Uebereinstimmung habe, ist nicht nothwendig; aber wichtig ist auch hier die Vereinigung über eine bestimmte Art dieses Maases.

E. Eher als bei den Hohlmaasen dürfte die Uebereinstimmung in den Gewichten zu erreichen sein. Da die gebräuchlichen schweren Pfunde von einem halben Kilogramm nicht sehr bedeutend abweichen, dieses aber dem Gewicht eines kubischen Decimeters Wasser gleich ist, was genau 64 Kubikzolle des vorgeschlagenen neuen Fußes ausmacht, so würde ein solches Pfund genau das Gewicht von 32 Kubikzollen Wasser betragen, mithin, wenn man die zur Halbierung bequeme Zahl von 32 Loth als Theilen des Pfundes wählen würde, das Loth einem Kubikzoll reinen Wassers an Gewicht gleich sein. Zu wünschen ist, daß die verschiedenen Arten von Pfunden, als schwere und leichte Pfunde, Seiden-, Gold- und Silbergewicht, mit der Zeit einem einzigen Gewichte dieses Namens Platz machen mögen.

Bei den Schwierigkeiten, welche Gewohnheiten, örtliche Verhältnisse und andere sehr verschiedenartige Ursachen der Aufnahme gleicher Maase und Gewichte für die ganze Schweiz entgegensetzen, dürfte man schwerlich hoffen, auch die zweckmäßigste und sorgfältigste Maasverbesserung durchgängig eingeführt zu sehen; allein es scheint uns schon viel gewonnen, wenn nur erst wenigstens eine umfassende Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Maase und Gewichte in

Digitized by Google

unſerm Vaterlande zuſammengebracht, und auf dieſe gegründet eine gemeinſchaftliche Maaß- und Gewichtsordnung als Norm und Ideal aller mit der Zeit hier und da vorzunehmenden Aenderungen aufgeſtellt würde, damit nicht, wie bereits etwa geſchehen iſt, iſolirte Reformen einzelner Maaſe ins Werk geſetzt werden, welche leicht jeder noch möglichen künftigen Vereinigung neue Hinderniſſe in den Weg legen könnten. Hingegen würde der Zuſammentritt auch nur einiger Kantone zu einer Maasverbeſſerung von der Beſchaffenheit, daß ſie Allen annehmlich ſein könnte, früher oder ſpäter auch die übrigen zur Annahme derſelben geneigt machen, und der Vortheil, in jedem Kanton die nöthigen Aenderungen ſucceſſiv nach Zeit und Umſtänden eintreten zu laſſen, ohne an konſequentem Zuſammenhang des Ganzen das Mindeſte aufzuopfern, möchte wohl der auf einen ſolchen allgemeinen Verbeſſerungsplan verwendeten Bemühungen werth ſein, die allerdings unter die eiteln Anſtrengungen zu rechnen wäre, wenn man mit derſelben die Abſicht einer plötzlichen, umfaſſenden Umkehrung des Alten verbinden wollte.

Aus Perſien.

Abbas Mirza, königlicher Prinz von Perſien. Nebſt einigen Bemerkungen über das perſiſche Reich.

Der zweite Sohn des in Perſien regierenden Königs Mehemet Feth Ali Schach heißt Abbas Mirza, von deſſen Kriege gegen die türkiſchen Grenzprovinzen, beſonders gegen den Paſcha von Bagdad, wir ſeit einiger Zeit vieles in öffentlichen Blättern geleſen haben. Sein Vater, der ſo mächtige Beherrſcher im nördlichen Aſien, hat mehrere Söhne von verſchiedenen Gemahlinnen. Obwohl es nun bei den aſiatiſchen Höfen Sitte iſt, daß die Prinzen des regierenden Hauſes unter den Augen des regierenden Fürſten gehalten, und im Serail eingeſchloſſen, eiferſüchtig bewacht und erzogen werden, ſo hat dennoch der König von Perſien in dieſer Hofordnung die Abänderung getroffen, daß jedem ſeiner erwachſenen Prinzen ein eigenes Gouvernement einer Provinz anvertraut ward, wo er Gelegenheit genug hat, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte auszubilden.

Unter den europäiſchen Mächten haben Frankreich, Rußland und England das nächſte Intereſſe, mit Perſien immer in einiger Verbindung zu ſtehen. England wegen ſeines ausgedehnten Handels von Indien aus nach Perſien, theils zur See durch den perſiſchen Meerbuſen. Die Ruſſen ſind die nächſten Nachbarn der Perſer, ſeitdem ſie ſich in dem Beſitze des Berges Kaukaſus, des Königreichs Georgien und Imerette und einiger Provinzen an den weſtlichen Staaten des kaſpiſchen Meeres geſetzt haben.

Auch Frankreich treibt durch Kleinaſien über Smyrna und Aleppo einen beträchtlichen Landhandel mit Galanteriearbeiten und Manufakturwaaren nach Perſien. Napoleon, der zu ſeiner Zeit alle politiſchen Verhältniſſe des ganzen Erdbodens mit einer Gewandtheit und einem Scharfblick überſchaute, wie noch keiner der Sterblichen, ſchickte in der Vorausſehung, daß er bald von den Ruſſen angegriffen werden würde, im Jahr 1805 einen ſehr ſcharfſinnigen und in

Digitized by Google

den orientaliſchen Sprachen wohlbewanderten jungen Mann, welcher jetzt Sekretär-Dolmetſcher bei dem franzöſiſchen Departement der auswärtigen Angelegenheiten iſt, den Ritter Amadé Jaubert, mit Vollmacht und Aufträgen nach Perſien. Dieſer nahm ſeinen Weg über Konſtantinopel durch das ſchwarze Meer nach Trapezunt, und erreichte von da aus glücklich die türkiſche Hauptſtadt in Armenien, Erzerum. Mit einem Firman oder Paſſe des türkiſchen Miniſteriums verſehen, glaubte er von da aus keine Hinderniſſe zur Fortſetzung ſeiner Reiſe mehr zu finden. Allein zu Bajazith, einem Städtchen im nordöſtlichen armeniſchen Gebirge, ward er von einem raubſüchtigen türkiſchen Paſcha oder Unterbefehlshaber dieſer Gegend auf eine verrätheriſche Weiſe, unter einem nichtigen Vorwand gefangen, in ein Bergſchloß geſchleppt, aller ſeiner Sachen beraubt und mit ſeinen Leuten in einen finſtern unterirdiſchen Kerker geworfen, woraus er erſt nach acht Monaten erlöſet wurde, nachdem der raubſüchtige Paſcha und deſſen Sohn an der Peſt geſtorben waren. Die vielen Leiden und Schrecken, welche der beklagenswerthe Gefangene in dieſem traurigen Aufenthalt erdulden mußte, wurden ihm jedoch durch die Menſchlichkeit eines alten frommen türkiſchen Kommandanten, der das feſte Schloß unter ſeiner Aufſicht hatte, ſo wie durch das Mitleid eines armeniſchen Weibes gemildert, das ihm uneigennützig von Zeit zu Zeit beſſere Nahrung, auch zuweilen Blumen in ſeinen ſtinkenden Kerker zuzubringen wußte. — Nach ſeiner Entlaſſung ſetzte Jaubert, nachdem er ſeine Papiere und Sachen zurückerhalten hatte, die Reiſe nach der perſiſchen Grenze fort, und langte nach kurzer Zeit in der Provinz Aderbaitjan an, die einſt zum Gebiete des alten Königreichs Medien gehört hatte. Dieſes Land ſtand jetzt unter den Befehlen des Prinzen Abbas Mirza.

Die Perſer haben nicht jenen derben, wilden, ſtolzen und zurückſtoßenden Karakter, durch den ſich die Türken gewiß nicht zu ihrem Ruhme auszeichnen. Jene ſind weit gebildeter, höflicher, wohlthätiger gegen Fremde, auch ſelbſt gegen chriſtliche Reiſende, wenn ſie gleich ihre Religion nicht billigen, höchſt tolerant. So ward denn auch Jaubert nach dem erſten Schritte, den er auf dieſes Gebiet that, auf das freundlichſte empfangen, gut verpflegt und an den Hof des Prinzen Abbas Mirza, von perſiſchen Offizieren begleitet, befördert. Dieſer junge Fürſt war damals zwanzig und einige Jahre alt, hielt in ſeiner Provinz ſtrenge Polizei und ſo unparteiiſche Juſtiz, daß er einmal einen ſeiner Lieblinge und tapferſten Krieger, der ein armeniſches Weib mit offenbarer Gewalt geraubt, in ſein Zelt geführt und mißbraucht hatte, zum Tode verurtheilte, auch das Urtheil, ohne Rückſicht auf die Bitten der angeſehenſten Perſonen ſeines Gefolges, ſogleich vollziehen ließ. — Die Natur hat dieſen Prinzen mit den vortrefflichſten Gaben beſchenkt. Seine Geſtalt iſt hoch und männlich ſchön; ſein Angeſicht iſt zwar etwas in die Länge gezogen; dagegen aber erheitert ein ſanftes Lächeln den Ausdruck ſeiner Mienen, und kündigt Wohlwollen an. Schwarze hochgebogene Augenbraunen und die von der Sonne etwas gebräunte Geſichtsfarbe verleihen ihm im ruhigen Zuſtande einen Karakter von Ernſt. Er iſt mit einer ſchnellen Faſſungskraft und mit einem feſten, durchdringenden Urtheilsvermögen ausgerüſtet. Leicht gewinnt ihm ſeine liebenswürdige Anſprache diejenigen, die mit ihm Geſchäfte abzuhan-

Digitized by Google

deln haben. Von ſeiner erſten Jugend an ergab er ſich unermüdlich ſolchen anſtrengenden körperlichen Uebungen, welche die Vorſchule des Krieges ſind. Mit raſcher Kraft bändigt er das wildeſte Pferd, wirft die Lanze und durchſchwimmt furchtlos die Flüſſe. Als ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts ſeine Grenzprovinz öfters von den Ruſſen angegriffen ward, bewies er in allen Gefechten entſchiedenen Muth und Tapferkeit; und wenn er auch wegen Ueberlegenheit der europäiſchen Kriegskunſt nicht immer glücklich gegen ſeine Feinde war, ſo zog er ſich doch aus allen Gefechten mit Beſonnenheit, Umſicht und Gewandtheit, und bewies, daß er kein ſchwacher, wohl aber ein großmüthiger Feind ſei, denn er behandelte die gemachten Gefangenen mit Milde und Menſchlichkeit, und oft beneideten die von Mühſeligkeiten und unaufhörlichen Angriffen faſt ganz erſchöpften Sieger das Loos ihrer in Gefangenſchaft gerathenen Kriegsgefährten.

Auſſer dieſen hervorſtechenden Eigenſchaften erwarb der Prinz ſo viel Unterricht, als in ſeiner Lage möglich war. Genau weiß er die Geſchichte der Könige, die Perſien beherrſcht haben. Angefeuert von der eifrigſten Wißbegierde, ſchätzt er die Europäer, die in das Land und an ſeinen Hof kommen, benutzt ihre Einſichten, befragt ſie über ihre Wiſſenſchaften, Erfindungen und vorzüglich über die bei ihnen übliche Kriegskunſt aus. Weit entfernt von dem Stolze der Türken, welche die europäiſchen Erfindungen verachten, bemüht er ſich, dieſelbe ſo viel möglich nachzuahmen. Von dieſem Eifer ward nicht nur der Ritter Gaubert, ſondern auch der franzöſiſche General Gardanne, der nach dieſem mit Aufträgen nach Perſien geſandt ward, Zeuge, ſo wie mehrere franzöſiſche und engliſche Offiziere, die den Prinzen und den Hof des Königs beſuchten.

So gewann dieſer junge Fürſt durch ſeine Mäßigung, Gerechtigkeit und Klugheit in ſeinem Betragen bald die Zuneigung ſeiner Untergebenen. Das Volk baute große Hoffnungen auf ſeine perſönliche Eigenſchaften. Da er Aderbaidjan übernahm, war das Land durch die Folgen vorhergegangener Kriege von mächtigen Parteien zerriſſen. Es ſtand in dieſer Provinz ungefähr wie in Deutſchland während des mittlern Zeitalters. Feindſelige Große brannten einander die ausgeplünderten Dorfſchaften ab; der fleißige Landmann, nicht mehr Meiſter der Erzeugniſſe ſeines Fleißes, entfloh in die Gebirge. Aber dem Prinzen gelang es, wieder Ruhe und Friede herzuſtellen; er bevölkerte die verlaſſenen Ortſchaften, ließ ſogar eine beträchtliche Anzahl thätiger Koloniſten ſelbſt aus Turkeſtan kommen, und ſo ſtellte ſich unter ſeinem Schutze Wohlſtand und ruhiges Glück her. Jetzt kann man in ſeinem Gouvernement auch allein und unbewaffnet mit vollkommener Sicherheit reiſen, wie man in wohleingerichteten europäiſchen Staaten jetzt reiſet.

Die erſte Audienz erhielt Gaubert zu Ardebil, einer volkreichen Stadt, in der Handel und Fabriken blühen, und durch welche zahlreiche Karavanen aus Indoſtan und Perſien nach der aſiatiſchen und der europäiſchen Türkei, auch nach den ſüdlichen Provinzen Rußlands ziehen. Er ward in einem Kiosk (Garten oder Landhauſe) des jungen Fürſten mit militäriſch-aſiatiſcher Pracht empfangen. Der Ruhm und das Glück der franzöſiſchen Waffen waren ſchon längſt nach Perſien gedrungen. Der Prinz ſagte ihm viel Verbindliches über die Tapferkeit und Kriegskunſt ſeiner Landsleute, und am Ende ſprach er, wie Gaubert berichtet, Folgendes: „Fremdling, du

Digitized by Google

haſt einen Theil meines Heeres auf deiner Reiſe geſehen, und nun ſiehſt du meinen Hof in vollem Glanze der Macht. Aber glaube nicht, daß ich glücklich ſei. Wie könnte ich das ſein? Gleich den ſchwellenden Wogen des Meeres, die ſich an unbeweglichen Felſen zerſchmettern, brachen bisher alle Anſtrengungen meines Muthes an den Heerhaufen der Ruſſen. Das Volk erhebt zwar meine Kriegsthaten, ich allein erkenne meine Schwäche; denn was habe ich ſeitdem vollbracht um die Achtung der abendländiſchen Krieger zu verdienen? — Mir hat der allgemeine Rufe die Siege eurer Waffen verkündigt. Ich weiß es, daß die Ruſſen euerm Muthe ſich vergebens entgegenſetzten. Wie gelang das nicht; nur eine kleine Abtheilung dieſes nordiſchen Volkes trieb meine tapfern Perſer zurück, bedroht uns täglich weitere Fortſchritte zu machen, und der Fluß Kur (der Araxes der Alten), der ſonſt ganz im perſiſchen Gebiete floß, durchſchneidet jetzt von ſeiner Quelle an das von den Ruſſen eroberte Land, und ergießt ſich in das kaſpiſche Meer, das ſie mit ihren Schiffen bedeckt halten.“ — So ergoß ſich der junge Prinz gegen den Ritter, angefeuert von Ehrgeiz und Wißbegierde. So oft dieſer zu ihm kam, forſchte er ihn über die europäiſchen Einrichtungen aus; er lud ihn zu einer Revue ſeines Heeres ein, das er auf den Ebenen von Ardebil zuſammengezogen hatte. Die Reiterei war glänzend an Pferden an Männern und prächtigen Waffen, kam aber, in Hinſicht der europäiſchen Kriegszucht, der Genauigkeit und Ordnung der Bewegungen der franzöſiſchen nicht gleich.

Nach dem Abzuge der Truppen führte der Prinz den Ritter in ſein Zelt, und fragte ihn, ob man in Europa auch ſo ſchöne Truppen hätte. Dieſer erwiederte: „Allerdings. Auch wir haben treffliche Reiter. Einige ſind gebarniſcht, auch ganze Abtheilungen mit Lanzen bewaffnet, wie die Perſer; aber ſie machen in geſchloſſenen Reihen entſcheidende Angriffe. Dabei zählen wir zugleich auf die ſie begleitende leichte Artillerie und auf die Stärke und Kriegszucht unſers wohlgeordneten Fußvolks.“ — Was nun das Fußvolk betrifft, ſo hatte der junge Fürſt Mühe, ſich von deſſen Ueberlegenheit in Gefechten zu überzeugen. Allein die Erfahrung, die er an dem kleinen ruſſiſchen, größtentheils aus Fußvolk beſtehenden Heere machte, das ihn oft zurücktrieb, und das, was ihm der Ritter von der franzöſiſchen Kriegszucht geſagt hatte, brachte ihn bald zum ernſten Nachdenken, und er äuſſerte den Wunſch, den Gebrauch des mörderiſchen Bajonetts auf den Feuergewehren, die europäiſche Geſchützkunſt und alle andern mächtigen Hilfsmittel der Feldzüge bei ſeinem Heere nach und nach eingeführt zu ſehen. „Wir ſind weit entfernt,“ ſagte er einmal, „unſern Nachbarn, den Türken, zu gleichen, die bei dem geringſten Antrage zur Abänderung ihrer Gebräuche unwillig werden. Die Perſer, geneigt, die nützlichen Erfindungen, die man ihnen zubringt, aufzunehmen, werden nie die Fehler, die von der Unwiſſenheit herkommen, mit der Redensart entſchuldigen: So iſt unſer Gebrauch.“

Bereits oben habe ich bemerkt, daß in der Folge mehrere franzöſiſche und engliſche Offiziere an den perſiſchen Hof kamen. Von dieſen machte der ſcharfſinnige Engländer Morier vom Jahr 1810 bis 1816 eine zweite Reiſe nach Perſien, die er beſchrieb, und die in das Franzöſiſche überſetzt in zwei Bänden erſchienen iſt. Mit Hilfe dieſer gebildeten Männer ſetzte nun der Prinz

Digitized by Google

einige Abtheilungen ſeines Heeres auf europäiſchen Kriegsfuß. Leicht überzeugte er ſich von den Vorzügen unſerer Geſchützkunſt, und ſah ein, daß die leichten kleinen Kanonen, die bei den Perſern auf die Croupe eines Kameels befeſtigt und von da ſehr unſicher losgebrannt werden, nicht viel tauge. Er ließ alſo einige Kompagnien Artilleriſten von den fremden Offizieren bilden. Ein Theil des Fußvolks ward ſogar uniformirt, mit Beibehaltung der aſiatiſchen Kleidung, die, um die Bewegung nicht zu hindern, nur verkürzt ward. Feuergewehre mit Bajonetten wurden eingeführt. Auch die vortreffliche Reiterei, die, wenn ſie ſo weit gebracht würde, daß ſie in regelmäßigen geſchloſſenen Maſſen anprallte, unwiderſtehlich ſein würde, erhielt eine geordnete und zweckmäßigere Eintheilung.

Allein ſolche Abänderungen finden unter einem aſiatiſchen Volke, das deſſen nicht gewohnt iſt, große Schwierigkeiten. Doch ſind ſie nicht unüberwindlich, und erzeugten unter den Perſern nicht jenen Widerſtand, den ſie bei den Türken in unſern Zeiten unter dem Sultan Selim in Konſtantinopel fanden, der durch die Janitſcharen über dieſem Verſuche Thron und Leben einbüßte. Selbſt der Miniſter des Königs, Mirza Chefy, ein vorurtheilsfreier Mann, würdigte oft in Lobſprüchen die europäiſche Kriegswiſſenſchaft, und erkannte, daß dieſe eigentlich den Ruſſen Sieg über die Perſer verliehen hätte, weil es in der Natur der Sache läge, daß Ordnung über Unordnung meiſtens zu ſiegen pflege.

Sobald die Großen eines Landes zur Erkenntniß deſſen gelangen, was dem Volke zur Vertheidigung oder zum Angriff oder zur innern Verwaltung des Staates gehört, ſo iſt der erſte Schritt zur Ausbildung der Nation geſchehen. Dem Prinzen muß man alſo das Verdienſt zuſchreiben, einen guten Anfang gemacht zu haben. Er mag auch noch durch andere Rückſichten geleitet worden ſein. Nicht beſtimmt, ſeinem Vater in der Regierung zu folgen, ſieht er ohne Zweifel nach deſſen Tode blutige Auftritte voraus. Perſien iſt ein Land, in welchem ſeit länger als hundert Jahren bei jedem Regierungswechſel Kriege ausbrachen. Die Befehlshaber der Provinzen griffen immer zu den Waffen, bekriegten einander, bis endlich Alle Einem unterlagen, der ſich zum Könige aufwarf. Erſt unter dem jetzt regierenden Könige gelangte das Reich zur innern Ruhe. Er nahm den Grundſatz an, die Befehlshaberſtellen der Provinzen unter ſeine Söhne zu vertheilen, um wenigſtens ſicher zu ſein, daß die Krone bei ſeiner Familie bliebe, wenn auch zwiſchen den Brüdern nach ſeinem Tode blutige Fehden ausbrechen ſollten.

In dem glücklichen Klima Perſiens, das alle Abwechſelungen der Witterung von der brennendſten Hitze bis zur empfindlichſten Kälte hat, kann man das Volk unter zwei Abtheilungen bringen, nämlich unter die Nomaden oder Hirtenvölker, und unter die ſogenannten Tadjicks, die in den Ebenen und bewäſſerten Gegenden wohnen, in den Städten und Dörfern feſte Sitze haben, folglich Ackerbau und Handel treiben. Die Nomaden bewohnen im Sommer die Gebirge, und ziehen am Ende deſſelben in die grasreichen Thäler herab. Sie ſind in viele Stämme getheilt, unter denen die Aſchars und Cadjars die zahlreichſten und kräftigſten ſind. Aus dem Stamme der erſtern iſt ſogar der jetzige König geboren.

Digitized by Google

Alle Nomaden treiben ihr Hauswesen unter beweglichen Zelten, mit denen sie, begleitet von ihren Heerden, das Land auf und ab ziehen. Mühselig ist ihre Lebensweise wegen der vielen Wanderungen. Aber eben diese gewähren ihnen den höchsten Genuß der Glückseligkeit, und wecken in ihnen das herrliche Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, obwohl sie den Schach als ihren König erkennen, ihm Tribut zahlen und zur Leistung von Kriegsdiensten sich verbunden halten. Aus diesem mächtigen Volksstamme zieht der persische Monarch seine besten Soldaten. Sie dienen aber meistentheils zu Pferde; denn der Dienst des Fußvolks ist nach dem nationalen Vorurtheile in Persien nicht sehr geachtet. So war es auch schon, nach dem Zeugnisse der alten Geschichte, unter den Medern, Assyriern, Parthen, Hyrcaniern, Baktriern. Das Fußvolk wird aus den Tadjis, d. h. aus den Landbauern oder Städtebewohnern gezogen.

Schwer ist es, in einem Lande, wo keine regelmäßigen Volkszählungen statt finden, den Stand der Bevölkerung genau zu bestimmen. Doch hat man annähernde Zählungen für die jetzige Zeit, die nicht übertrieben sind, und die Mitte halten. Nach denselben ist die Zahl der Einwohner in Städten und auf dem Lande in festen Sitzen 5,720,000, der Nomaden 732,000, der Armenier 70 000, der Gueber ungefähr 20,000 Wenn man nun noch dazu etwa 400,000 Nomaden rechnet die auf höhern Gebirgen in den entferntern Provinzen herumziehen und selten zum Vorschein kommen, mag sich die ganze Bevölkerung des Landes auf 6,952,000 belaufen.

Von jenen Guebern muß ich noch insbesondere sprechen. Man nennt sie auch Feueranbeter. Sie sind die reinen Nachkömmlinge der alten Parsen, und hängen den Lehren des Zoroasters an, verehren auch, wie ihre Voraltern, das Feuer als Symbol der ewig thätigen, die Natur durchdringenden und erwärmenden Gottheit. Obwohl sie stille, gute und ruhige Leute sind, so leben sie doch unter den Persern, die sie für Götzendiener erkennen, verachtet und gedrückt. Mit vieler Einsicht und Emsigkeit treiben sie Ackerbau und Handel; man könnte sie eigentlich die Quäker Persiens nennen, mit deren sanften Sitten sie viele Aehnlichkeit haben. Sie besitzen einen Feuertempel in Baku, einer Stadt am westlichen Ufer des kaspischen Meeres, die, so viel mir bekannt ist, jetzt unter russischer Hoheit steht. An diesen Ort wallfahrten sie jährlich schaarenweise. — Aus ältern und neuern Reisebeschreibungen kann man sich belehren, daß das Gebiet von Baku unter der Oberfläche der Erde mit Naphtaquellen angefüllt ist. Wird nun mit einem eisernen hohlen Stabe ein Loch in den Boden gestoßen und ein brennendes Licht an die obere Oeffnung gehalten, so entzündet sich sogleich die mit Ausdunstungen der Naphta geschwängerte Luft, und brennt so lange, bis die Oeffnung wieder zugestopft wird. An diesem Orte verrichten die Gueber ungestört ihren Gottesdienst. Sie sind das alte Zend-Volk, dessen Gesetzbuch und Feuerliturgie der berühmte Anquetil du Perron in der Uebersetzung des Zend-Aveſta, das man für ein Werk Zoroasters hält, bekannt gemacht hat.

Die Armenier sind meistentheils zur orientalischen Kirche gehörige Christen. In ihren Händen befindet sich der wichtigere Handel des Landes. Sie treiben denselben nach Indien, Rußland und durch die ganze europäische und asiatische Türkei. Sie sind vortreffliche Fabrikanten

Digitized by Google

in kostbaren seidenen mit Gold und Silber durchwirkten Stoffen. Fleißig und sparsam, genügsam und nüchtern bis zur Kargheit, gewinnen sie große Kapitalien, mit denen sie sehr verständig haushalten und vortheilhafte Gewerbe und Wechselgeschäfte betreiben. Sie genießen freie Religionsübung, bewohnen selbst in der ehemaligen großen Königsstadt Ispahan eine eigene Vorstadt, besitzen dort Kirchen, und erfreuen sich der Leitung eines eigenen Bischofs in ihren geistlichen Angelegenheiten. Seitdem der Hof seinen Sitz nach der Stadt Teheran verlegte, haben die Armenier die Erlaubniß erhalten, auch hier eine eigene Kirche zu bauen.

Auch die eingebornen Perser treiben einen starken Handel. Denn da es im Lande keinen eigentlichen Adel gibt, und Jeder, von welchem Stande er auch sein mag, zu Ehrenstellen gelangen kann, und sich bemüht, entweder Talente oder durch zulässige Mittel aller Art häuslichen Reichthum zu erwerben, so treiben sie selbst ohne Bedenken und ohne Dazwischenkunft anderer Personen Handel; ja man sieht oft die sogenannten Chans, die vornehmsten Perser, persönlich auf den öffentlichen Märkten erscheinen und Käufe, Verkäufe und wichtige Tauschhändel abschliessen. Allein es stehen ihnen einige Hindernisse im Wege, mit den Armeniern oder den Ausländern gleichen Schritt in den Vortheilen halten zu können. Hierher gehört vor allen die natürliche Abneigung der Perser gegen das Meer und die Schiffahrt. Diese geht so weit, daß sie den längsten und gefährlichsten Handelsweg durch die unfruchtbarsten Wüsten dem weit kürzern und bequemern durch die Meerstraße vorziehen. Es scheint, daß sie diese Abneigung von ihren Vorältern ererbten; denn nach dem Zeugnisse des Herodot, im vierten Buche seiner Geschichte, vermieden die Perser von jeher das Meer. Die Wirkung davon zeigt sich in der unverzeihlichen Vernachlässigung einer Handelsmarine auf der kaspischen See, wo sich die Russen der meisten und vortheilhaftesten Niederlassungen in den Seehafen bemächtigt haben. So sind auch im persischen Meerbusen die so wohlgelegenen Inseln Khrack, Kichmich, Ormuz und Bahrein von den Persern verlassen worden, die eine so leichte und kurze Verbindung mit Hindostan gewähren könnten. Auf diesen wichtigen Punkten sind jetzt die Engländer und ein Stamm der Araber, die in der neuern Geschichte so berüchtigt gewordenen Wahabis, Meister.

Endlich gibt es in Persien keine regelmäßigen, den Verkehr so sehr erleichternden Wechselhandlungen. Diejenigen, die man da findet, sind fast ausschließlich in der Gewalt der armenischen Kaufleute. So entbehren also die Perser der natürlichsten Vortheile, welche die glückliche Lage ihres Landes zwischen dem unerschöpflich reichen Hindostan, der europäischen Türkei und den südlichen Provinzen Rußlands ein Band des ausgebreitetsten Völkerhandels um so leichter hätte werden können, da im Innern der persischen Lande durch strenge Handhabung der Straßenpolizei, für welche die Befehlshaber bis zum Ersatze des zugefügten Schadens verantwortlich sind, vollkommene Sicherheit ist, und die Transportanstalten bequem und wohlfeil sind.

Der König von Persien hält jährlich persönliche Heerschau über seine Kriegsvölker. Mit dem Anfang des neuen Jahres, welches den 21 oder 22 März gefeiert wird, gehen von Teheran Eilboten in das ganze Land, um den Befehlshabern der Provinzen den Ort zu bezeichnen, wo sich

Digitized by Google

das Heer, abwechſelnd bald im nördlichen, bald im ſüdlichen Landestheil, zu verſammeln hat. Jedoch entfernt ſich der Hof nicht leicht über zehn Tagreiſen von ſeinem Hauptſitze.

Die Stärke des perſiſchen Heeres rechnet man auf 254,000 Krieger. Es beſteht aus der 4000 Mann ſtarken königlichen Leibwache zu Pferde, aus 80,000 Mann Nomaden und aus 150,000 Mann Milizen, welche die Befehlshaber der Provinzen immer in Bereitſchaft halten müſſen; endlich aus 20,000 Mann, welche von franzöſiſchen und engliſchen Offizieren auf europäiſchen Fuß eingeübt worden. Von dieſen letztern ſind 9000 zum Dienſte um die Perſon des Königs insbeſondere beſtimmt. Die übrigen, unter den Befehlen des Prinzen Abbas Mirza, beſtehen in zwölf Bataillonen Fußvolk, einer Eskadron Reiter und einer guten Anzahl Feuerwerker, die zur Handhabung von ungefähr zwanzig Kanonen beſtimmt waren. Der Prinz Mehemet Ali Mirza, älterer Bruder des Abbas Mirza, hat deſſen Beiſpiel nachgeahmt, und für ſich auch einige Bataillone nach der europäiſchen Kriegskunſt bilden laſſen. So ſtand es während des Aufenthalts des Ritters Jaubert und Jener, die nach ihm dieſes Land zwiſchen 1807 bis 1812 beſuchten.

Wenn die perſiſchen Truppen in ihrem Königreiche auf dem Marſche ſind, ſo leben ſie auf Koſten des Landmanns. Jedes Dorf, wo ſie durchziehen oder lagern, erhält von den Kriegsoberſten ein Zeugniß über das, was es an Futter und Lebensmitteln abgeliefert hat; den Betrag ziehen dann die Ortsvorgeſetzten an dem jährlichen Tribut ab. Allein dieſe Art Truppenverpflegung iſt höchſt drückend; denn über dieſe Abzüge entſtehen ſo viele Einwendungen und Weigerungen, daß die Provinzen nur ſelten zu einer billigen Entſchädigung gelangen; ſie haben immer eben ſo viel zu leiden, als wenn ein feindliches Heer durchgezogen wäre. Denn die an Wildheit und Unordnung gewöhnten Truppen ſchonen weder die angebauten Felder, noch Bäume, noch Pflanzungen. Wegen der großen Mängel der innern Verwaltung kann der Hof auch mit dem beſten Willen dem Unheil nicht leicht abhelfen. Wohl Recht hatte der gerechte und berühmte Schach Nuſhirwan, der da ſagte: wenn der Fürſt die Früchte eines Baumes pflückt, ſo reiſſen ſeine Diener und Sklaven denſelben bald mit der Wurzel aus. Der jetzige Regent, der ſeinem Volke große Milde beweiſet, ließ im Jahr 1805 den Provinzen, wo ſeine Truppen gelagert waren, für das ganze Jahr den Tribut nach, um ihnen Erholung zu verſchaffen.

Sobald das Lager abgeſteckt iſt und die Anſtalten zur Herbeiführung der Lebensmittel und des in dieſem heißen Klima ſo nothwendigen Waſſers getroffen ſind, ſo rückt der König mit ſeinem Hofe ein. Meiſtentheils bewohnt er im offenen Felde ein unermeßliches Gezelt. Bei der Muſterung ſitzt er auf einem tragbaren, mit vieler Pracht ausgeſchmückten Throne. Jeder Soldat, bei ſeinem Namen gerufen, zieht ſchnell vorbei, und wenn an ſeiner Perſon und ſeiner Bewaffnung nichts auszuſetzen iſt, ſo wird ihm ſein Sold baar ausbezahlt. Allein dieſe Methode iſt eben ſo zweckwidrig als ermüdend für den Fürſten, der kaum fünfhundert Mann täglich zur Ueberſicht nehmen kann. Bei ſolchen Muſterungen ereignen ſich bisweilen merkwürdige Vorfälle. So z. B. trabte einſt ein alter, aber noch kräftiger Reiter, mit einem ſchneeweißen Barte, aber einem guten Pferde, langſam vor dem Könige vorbei, legte nach der Sitte des Landes die rechte

Hand auf das Herz, und verbeugte sich ehrerbietig. „Warum", sagte der Fürst zu dem Befehlshaber dieser Abtheilung, „hast du diesen alten Kerl nicht schon längst ausgemustert?" — „Weil er", erwiederte dieser, „der muthigste und geschickteste Krieger meiner Truppe ist." Er winkte ihm sogleich zurück. Der Mann kehrte jetzt im gestreckten Galopp um, den Bogen in der Hand, und so wie er gleich dem Blitze an dem Thron des Königs vorbeieilte, schoß er in das Ziel eines ausgezeichneten Brettes mit einem Pfeile, daß derselbe tief in dem Holze haftete; eben so schnell das Pferd umlenkend kam er zum zweitenmal vorbei und schoß den ersten Pfeil mit dem zweiten wieder von der Stelle weg. Billig erhielt der alte Krieger vom Könige eine ansehnliche Belohnung. — Von jeher waren die Perser und Parther als die geschicktesten Pfeilschützen bekannt, und dann am gefährlichsten, wenn sie zu fliehen schienen und rückwärts vom Pferde schossen. Das hat der römische Feldherr Crassus mit seinem Heere, nach dem Zeugnisse des Plutarch, zu seinem Nachtheil erfahren.

Der Krieg, als Kunst betrachtet, ist eine Sache, von welcher die nicht auf europäischem Fuße geübten Perser keinen Begriff haben. Das ungeübte Volk hält in Reihen und Gliedern eben so wenig Ordnung, als die Türken. Ihre Angriffsweise zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie den Feind beim ersten wüthenden Anfall zu durchbrechen suchen, dann aber mit der Schnelligkeit des Blitzes sich zurückziehen. Der Hauptzweck bei einer gewöhnlichen Schlacht ist nicht, Meister des Feldes zu bleiben, sondern so viel Beute als möglich zu machen.

Es ist leicht einzusehen, daß Völker, die aus Gewohnheit oder aus Abneigung gegen fremde Gebräuche eine solche Kriegseinrichtung beibehalten, wenn auch gleich größer an der Zahl, den europäischen Kriegern doch nie furchtbar werden können, welche in geschlossener Linie fechten, und deren Bewegungen von erfahrnen Befehlshabern geleitet werden. Daher hielten weder die Türken in Aegypten die Angriffe der Franzosen, noch die Perser jene der Russen in Georgien aus, weil diese, wenn gleich schwächer an Zahl, durch ein regelmäßiges Gewehrfeuer und durch eine geübte Artillerie sich zu vertheidigen und schnelle Evolutionen zu machen verstanden. Auch persönliche Tapferkeit zerschellt an den ordnungsmäßigen Massen und der Kriegszucht der Europäer. Der Prinz Abbas Mirza begriff diesen Vortheil wohl, nahm also darauf Bedacht, seine Heeresabtheilung durch europäische Offiziere üben zu lassen. Vermuthlich geschah es aus Vertrauen zu diesen wohlberechneten Abänderungen, daß er in den neuesten Zeiten den Pascha von Bagdad und die Grenzprovinzen von Armenien mit seinem Heere überfiel. Zufolge eingegangenen Nachrichten hat sein Vater, der König, diesen Einfall nicht mißbilligt. Bald wird es sich zeigen, welche Vortheile seine besser disziplinirten Truppen über die weniger geübten Türken erringen werden. Glücklich war wenigstens der Zeitpunkt gewählt, da nach aller Wahrscheinlichkeit die ottomannische Pforte einen Angriff von den Russen in Europa zu erwarten hat.

v. J.

Aus England.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Schutzpocken-Impfung in dem Lande ihres Entstehens, und zunächst in der Hauptstadt von Großbritannien, liefert wohl die sichersten Zeugnisse der nachstehende summarische, unterm 31 Januar 1822 von der National-Aufsichtsbehörde der Vaccine an den Staatssekretär der innern Angelegenheiten erstattete Jahresbericht (Report from the national Vaccine Establishment).

Percy-Street, 31 Jan. 1822.

Die Anwendung der Schutzpockenimpfung zählt ein Jahr ihrer Erfahrungen mehr, und es hat das Zutrauen in ihre Vortheile einen hiermit verhältnißmäßigen neuen Zuwachs erhalten. Wir schätzen uns glücklich, melden zu können, daß die Anwendung derselben in diesem Zeitraum ausgedehnter gewesen ist, der Gegenwirkungen unerachtet, welche von Verbreitung übertriebener

Digitized by Google

Gerüchte wegen häufiger Pockenerscheinungen bei vaccinirten Kindern ausgingen, und wodurch das narrsinnige Vorurtheil einiger Personen, welche die Impfung der Kinderpocken der Schutzpocken-Impfung vorziehen, eine neue Stütze erhielt; diese letztere Meinung und die darauf gegründeten Inokulationen können nicht anders als eine beständige Quelle und fortgesetzte Unterhaltung der Pockenkrankheit sein, und es müssen dieselben hinwieder auch die Wirksamkeit der Vaccine-Impfung allezeit kräftiger auf die Probe stellen.

Es sind uns allerdings im verflossenen Jahre mehrere Angaben von Kinderpocken bei zuvor vaccinirten Personen zugekommen; allein jederzeit hatte sich dabei auch jene veränderte und eigenthümliche Form der Krankheit, welche aus der frühern Vaccination herrührt, dargestellt. Wir haben verschiedene solcher Fälle selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, und jedesmal ist die Krankheit überaus gutartig und von dem Sekundarfieber frei gewesen, das in allen Fällen, wo die ächten Kinderpocken sich einstellten, beobachtet worden ist.

Wir berufen uns auf das Zeugniß der Gesammtheit aller unserer Mitärzte, hinsichtlich der Wahrheit dieser Angabe sowohl, als hinsichtlich der unendlich kleinen Zahl solcher Ausnahmen im Verhältnisse zu den Tausenden, in welchen die Schutzkraft der Vaccine sich vollständig erprobt hat; hinwieder rufen wir auch das Zeugniß aller derjenigen an, welche die Schauspielhäuser und andere Orte zahlreicher Versammlungen besuchen, und wir fragen sie: ob ihnen nicht das fast gänzliche Verschwinden jener vormals so zahlreichen Gesichter auffallend sei, welche die traurigsten Verheerungen der Pocken, auch wo dieselben nicht tödtlich wurden, zur Schau trugen.

Unbedenklich geben wir zu, daß allerdings Fälle vorkommen, wo die pocken-abwehrende Kraft der Vaccine sich nicht erprobt; diese Ausnahmen gehören aber zu der allgemeinen Klasse von Regelwidrigkeiten, die der Arzt nicht bloß bei verschiedenen Leibesbeschaffenheiten, sondern auch beim nämlichen Individuum in verschiedenen Altersperioden wahrnimmt, und denen nach ein Mensch zuweilen bei einfacher Aenderung des Windes Empfänglichkeit für Ansteckung zeigt, während er zu anderer Zeit sogar auch den bösartigsten Einflüssen widersteht. Immerhin muß aber, als eine der häufigsten Ursachen des mangelhaften Erfolges der Schutzpockenimpfung, jene sorglose Unvorsichtigkeit bezeichnet werden, womit in den ersten Jahren nach der Entdeckung das thätige aber unverständige Wohlmeinen vieler Personen eine Menge Impfungen veranlaßte, bei denen alle den Erfolg sichernden Umstände ausser Acht gelassen blieben. Die Erfahrung hat nämlich ausser Zweifel gesetzt, daß eine sorgsame Beachtung des Gesundheitszustandes des Impflings, eine umsichtige Wahl des Impfstoffes, und die zusammenhängende oder wiederholte Beobachtung der Bildung der Impfblätterchen während ihres ganzen Verlaufes, nothwendige Erfordernisse des Gelingens der Impfung sind.

Wir können wohl begreifen, wenn es Aeltern von beschränkten Einsichten gibt, die in Zweifel stehen, ob sie statt der Pocken-Inokulation die Vaccination anwenden sollen, nachdem diese die anfangs von ihr geschöpften Hoffnungen nicht im vollsten Maase erfüllt, und nicht auf eine ganz zuverlässige und unbedingte Weise jede Gefahr von ihren Kindern entfernt. Desto befremdlicher und tadelnswerther müssen wir hingegen das Benehmen solcher Aerzte finden, welche recht gut wissen, daß die Vaccination höchst selten auch nur ein ganz leichtes Erkranken veranlaßt, daß die Schutzpocken nicht ansteckend sind, daß sie in einer großen Ueberzahl von Fällen vollständige Sicherheit gegen die Pocken gewähren, und in vielen andern dieselben ganz ungefährlich machen, — die aber demungeachtet frech und halsstarrig genug sind, um die Einimpfung eines Giftstoffes fortzusetzen, dessen Verlauf und Ausgang zu berechnen sie durchaus nicht vermögen (es wird sich kein praktischer Arzt anmaßen, a priori die Konstitutionen zu unterscheiden, welche den Kinderpocken widerstehen mögen); denn es gibt Familien, bei denen alle Ausschlagskrankheiten mehr oder minder gefährlich sind, und wo also auch die Pocken-Inokulation es sein muß. Wir haben in einer von diesen Familien zwei Erstgeborne an durch sehr geschickte Wundärzte

Digitized by Google

damaliger Zeit inokulirten Pocken sterben gesehen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ohne die Dazwischenkunft der Schutzpocken-Entdeckung und die Anwendung ihres viel unschuldigern Verfahrens jene Aeltern den Verlust noch mehrerer Kinder zu betrauern gehabt hätten. Eins dieser überlebenden Kinder ward, nach erhaltener Vaccination, von den Kinderpocken befallen, aber von jenen gutartigen und gemilderten, welche die frühere Schutzpockenimpfung allezeit gewährt, und die in den Augen unbefangener und vernünftiger Beurtheiler einen beinahe gleich großen Werth haben, als die völlig und unbedingt schützende Eigenschaft haben würde.

Dieses Verdienst besitzt die Vaccine nach unserer Ansicht unzweifelhaft, und wir hoffen in Gemäßheit unserer eigenen festen Ueberzeugung, es werde dasselbe zur ungetheilten Anerkennung gelangen; wir werden nichts versäumen, was diese zu befördern und die menschenfreundlichen Absichten des Parlaments bei der Anordnung einer eigenen zur Unterstützung und Verbreitung des heilbringenden Verfahrens bestimmten Behörde zu erreichen geeignet sein kann.

Wenn wir einerseits anerkennen, daß das Schutzmittel nicht unbedingt wirksam ist, so können wir anderseits bei Würdigung der einzig nur vorhandenen Doppelwahl nicht anstehen, zu erklären, daß die Vergleichung zwischen der Inokulation und der Vaccination in jeder Hinsicht zum Vortheil dieser letztern entscheidet, indem eine sehr ausgedehnte Erfahrung darthut, daß die Zahl der bei Vaccinirten später eintretenden Fälle gemilderter Pocken bedeutend kleiner ist, als diejenige der bei der Inokulation statt findenden Todesfälle. Diese unwidersprechliche Thatsache müßte für sich allein schon hinreichend zu Gunsten der Vaccine entscheiden, wenn diese auch die unbedingt schützende Kraft, welche ihr anfänglich zugeschrieben ward, überall nicht besäße, da ihr jedoch dieselbe in einem sehr bedeutenden Grade immerhin zusteht.

Die Zahl der in London selbst während des verflossenen Jahres an den Kinderpocken verstorbenen Individuen steigt nicht über fünfhundert und acht; sie ist also um einen Drittheil geringer, als im verflossenen Jahre, und da wir in unserm letzten Berichte melden konnten, es sei die Zahl der Vaccinationen größer als in irgend einem vorhergehenden Jahre gewesen, so glauben wir, es dürfte die verminderte Zahl der an den Kinderpocken Verstorbenen nicht ohne Grund als ein Ergebniß der ausgedehntern Vaccination angesehen werden können.

Unterz. H. Halford, Präsident; A. Frampton, T. Hume, C. Badham, R. Lloyd, Zensoren des königl. Kollegiums der Aerzte; E. Home, W. Blizard, H. Cline. Namens der Aufsichtsbehörde, J. Hervey, M. D. Sekretär.

Im vorigen Hefte, S. 253, steht: der den Erdball der weißen, europäischen Herkunft u. s. w. Es soll heißen: der den Erdadel der weißen u. s. w.

Digitized by Google

Ein Blick auf das ſchottiſche Hochland und die letzten Spuren der Oſſaniſchen Welt in unſern Tagen.

1. Die Chroniken von Eri.

Das Veraltern der Welt iſt ihre Verjüngung. Der Erdball, ewiglich Grab und Wiege des Lebendigen, der wahre Saturn, welcher ſeine eigenen Kinder immerwährend verſchlingt, bleibt ſich mit ſeinen Meeren, Ländern und Inſeln unwandelbar gleich; noch ſtrömet der Eurotas, noch der heilige Ganges; noch hebt ſich der Sinai über die Wüſte, auf welchem Jehova donnerte, noch ſtehen Atlas und Kaukaſus: aber Leben und Weben der Sterblichen von heute iſt ein ganz anderes, als das der vergangenen Menſchengeſchlechter. Andere Sprachen, andere Sitten, andere Begriffe, andere Religionen, andere Denkarten. Wir erkennen die Menſchheit und ihren Zuſtand, wie er vor Jahrtauſenden war, noch kaum. Und doch iſt das Betrachten dieſes Zuſtandes für uns ſo anziehend! Nicht bloße Neugier lockt dahin. Es iſt der Trieb, zu wiſſen, was wir geweſen, wenn wir früher geweſen wären; zu ahnen, was wir etwa einige Jahrtauſende nach uns ſein könnten. Wir verlangen vom finſtern Alterthum den Schlüſſel zum Räthſel unſers heutigen Zuſtandes. Der Menſch iſt ſich allezeit das Merkwürdigſte im unendlichen All; zu tief ſteht die dunkle Thierwelt unter ſeinen Füßen, zu hoch die Gottheit in ihren geheimnißvollen Lichthöhen.

Die fortſchreitende Verſittlichung der Menſchheit, beſonders der europäiſchen, der immer wachſende Verkehr der Nationen, die Vermiſchung ihrer Vorſtellungen und Sitten, wie ihres Geblüts, verwiſcht täglich mehr die letzten Spuren ihrer alterthümlichen Art. Bald werden ſich alle Europäer ähnlich ſein, wie Mitglieder eines einzigen Volkes, und die bunte Mannigfaltigkeit der Vorwelt löſet ſich in eine öde Gleichförmigkeit auf.

Nur noch in einzelnen, unwirthbaren Winkeln der Erde, wo die Menſchen abgelegen von den großen Handels-, Heer- und Völkerſtraßen wohnen, haben ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, die meiſte Eigenthümlichkeit aus alten Zuſtänden bewahrt. Wir müſſen in die Einſamkeiten der Pyrenäenthäler gehen, in die Alpen-Wildniſſe, beſonders zu den romaniſch redenden, immer mehr verſchwindenden Stämmen, um aus den letzten Ueberbleibſeln der Vorwelt dieſe und ihre Geſchichte beſſer zu verſtehen. Bald verbleichen ihre letzten Züge.

Auch in dem lange von der übrigen Welt abgeſondert geweſenen Hochlande der Schotten, auf den einſamen, rauhen Eilanden der Hebriden, Orkaden und Shetländer in den nordiſchen Gewäſſern, athmet noch alter Geiſt einer vorweltlichen Zeit, doch ſchon im Erlöſchen.

Digitized by Google

Bald iſt er ganz entwichen. Seit Auflöſung und Verſchmelzung Schottlands mit England, nach der Empörung der Hochländer vom Jahr 1745, hat hier eine Umwälzung der Gewohnheiten, Lebensweiſen und Denkarten begonnen, in welcher bald Alles vertilgt ſein wird, was noch Oſſianiſchen Jahrhunderten angehörte.

Die jüngſt mit vielem Geräuſch aus England angekündigten Chroniken von Eri, welche auf Pergamentrollen in gaëliſcher oder gar phöniziſcher Sprache vom Geſchlecht O'connor aufbehalten worden, verheißen geringe Ausbeute für die wahre Geſchichte und Kenntniß des Alterthums. Schon was von ihrem Inhalt laut geworden, die Sagen der Abkunft von einem Prinzen Eol, der Auswanderung von Iber nach Galizien, die Ableitung der Eri-Sprache aus dem Phöniziſchen, läßt vermuthen, daß man uns eine jener alten, mährchenvollen Chroniken geben wird, deren Verfaſſer unwiſſende Mönche waren, die aus dem ähnlichen Klang von Namen, wie Iberia und Hibernia, Scythen und Schotten, lange Wundergeſchichten ſpannen. Die alte Sprache von Eri, oder das Gaëliſche, vom Phöniziſchen herzuleiten, iſt auch ſchon ein Einfall des Schriftſtellers Nilet Sammes geweſen. Hätte Herodot nicht der caſſiteriſchen Inſeln erwähnt, von wannen die Phönizier Zinn und Blei geholt, oder Plinius der ältere nicht den erſten Phönizier, Midacrit, genannt, der von daher ſilberhaltiges Erz gebracht, ſchwerlich hätten ſpätere Schriftſteller ſo viel phöniziſches Weſen in Britannien gefunden. Es iſt nicht zu bezweifeln, die Schotten, wie die Irländer, ſind galiſchen Herkommens in Vermengung wahrſcheinlich mit andern Völkerſtämmen, die früher ſchon im Norden umhertreiben mochten. Porphyrius im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, und hundert Jahre nach ihm Ammianus Marcellinus, nennen den Namen der Schotten zuerſt.

Jener aſiatiſche Prinz Eol mahnt nur an ähnliche Träumereien irländiſcher Sagenſchreiber und ſchottiſcher Mönchschroniken, welche ihr Volk kurz und gut von Scota, der Tochter Pharaonis, oder von Flüchtlingen und irrenden Rittern von Troja abſtammen laſſen.

Daß die geprieſenen Chroniken von Eri in gaëliſcher Sprache geſchrieben ſind, beweiſet ſchon ihr jugendliches Alter. Denn zu der Zeit, als die Iren noch den heutigen Wilden gleich waren und ihre Leiber mit Farben bemalten, wußten ſie wohl wenig von Schreibekunſt. Sie lernten ohne Zweifel das Schreiben erſt von ihren Ueberwindern, den Römern, und nicht, wie die Mönche des Mittelalters ſich erzählten, von den Phöniziern. Die älteſten Jahrbücher ſind lateiniſch. Die Sprache des rohen Volks von Eri war zu arm, um viele überſinnliche Begriffe auszudrücken; daher wurden in die Volksſprache zur Bezeichnung ſolcher Begriffe eine Menge Wörter aus dem Lateiniſchen eingemiſcht, die noch darin vorwalten.

Denn daß das irländiſche Beluisnion, oder altphöniziſche Alphabet, worin die gewöhnliche Folge der Buchſtaben nur verändert erſcheint, und worauf ſich die leichtgläubigen Geſchicht- und Alterthumsklitterer ſo viel zu gut thaten, bloße Mönchserfindung ſei, iſt längſt erwieſen. So wie noch heutiges Tages gemeine Leute, wenn ſie ehrgeizig und lebhaften Geiſtes ſind, ſich allerlei wunderbares, geheimes Zeug erſinnen, um bei Ihresgleichen für gelehrt zu gelten, wäh-

Digitized by Google

rend ihnen jede Gelehrsamkeit abgeht: so machten es auch die Mönche des Mittelalters bei ihrer Halbwisserei. Neue Schriftzüge waren bald erfunden, die Ordnung der Buchstaben leicht geändert. Nun machten sie noch für ol, ng, ea und io neue Zeichen, und in ihrer Unbesonnenheit sogar für q, x, y und z, Töne, die in der alten Sprache von Eri und in den ältesten Handschriften aus derselben nicht einmal vorhanden sind. So entstand das Beluisnion, welches O-Flaherti in seiner Ogygia zuerst bekannt gemacht, und welches er aus einer alten Handschrift in der Erisprache, dem sogenannten Buche von Lacane, geschöpft hat. Der gute, leichtgläubige Mann sah bei der Freude über seinen Fund nicht, daß das Buch von Lacane jünger noch als der heilige Patrik in Irland war, indem es von Troja und Pharao's Untergang im rothen Meere, dem Geschlechtsregister der Jungfrau Maria und einiger Apostel, ja selbst noch von weit spätern Begebenheiten erzählt. Die Söhne Phöniziens in Irland und Schottland müssen, wenn sie Phönizisch sprachen und schrieben, arme Tröpfe gewesen sein, daß sie für Schreiben und Lesen nicht einmal eigene Ausdrücke hatten, sondern sie erst von den Römern oder vielleicht gar erst von christlichen Bekehrern und Mönchen annahmen. Denn in der Eri-Sprache heißt Schreiben Scrioban (scribere), Lesen Leaghan (legere), ein Buch Lead (liber), ein Buchstabe Lietar (littera).

Aber genug von der Chronik von Eri, die uns schlechte Ausbeute für die Geschichte verheißt.

---

2. Die Lieder von Ossian.

Werthreicher bleiben die von der hochländischen Gesellschaft zu Edinburg gesammelten Urkunden von Ossianischen Liedern. Sie sind Nachklang aus alter Zeit, wenn gleich unentschieden bleiben wird, welcher Zeit, ob des dritten, ob des vierten oder eines noch weit spätern christlichen Jahrhunderts, — ob sie wirklich ein Werk des Königssohns von Morven sind, oder eines spätern Barden, welcher die alten Volkssagen von der Vertheidigung Erins gegen den König Magnus benutzte, um im Namen und Geiste Ossians zu singen.

Es wäre auch noch der Untersuchung werth, ob die Barden an den kleinen Höfen der schottischen Thane wirklich, ihrer Stiftung und Bestimmung nach, Fortsetzungen jener frühern Barden gewesen sind, von deren Thun wir mehr Andeutungen als Nachrichten in römischen Schriftstellern finden. Vielleicht waren sie von den alten so verschieden, wie die spätern Pfarrer und Mönche von den ehemaligen Druiden, oder wie in Deutschland die Sänger des heiligen Graals und Nibelungenhorts, oder die Minne- und spätern Meistersänger von den alten Skalden.

Dem sei, wie ihm wolle, die unter Ossians Namen gebliebenen Lieder sind bewahrte Sagen, und in so fern Kleinodien in dem geschichtlichen Schatze der Menschheit. Es geht uns mit denselben, wie den Griechen mit dem Homer; nur waren die Griechen weniger Kritiker. Wissen wir denn, ob je ein Homer gelebt? ob nicht die alten Liedersagen von verschiedenen Dichtern geschaffen und von einem griechischen Makpherson endlich überarbeitet und zusam-

Digitized by Google

gesponnen sind? Hat wohl das deutsche Nibelungenlied einen andern Ursprung? Denn auch dieses ist offenbar Zusammensetzung verschiedener Liedersagen.

Makphersons Ossian geht jetzt durch die Welt, gleich Homer, und entzückt das menschliche Geschlecht unter den verschiedensten Himmelsstrichen, so lange eine sinn- und gefühlvolle Menschheit unterm Monde wandeln wird. Das würden die Homerischen Ur-Sagen in erster, roher Gestalt wahrscheinlich so wenig als die schottischen Ossianslieder, wie sie wirklich im Hochlande noch hin und wieder gefunden sind, erlebt haben. Und ich weiß nicht, wenn in Deutschland irgend ein Göthe zuallererst die Nibelungenlieder gefunden, überarbeitet und, wie Makpherson seinen Ossian, der Welt übergeben hätte: ob man nicht heute an den Ufern der Themse und Seine, der Tiber und Newa, des Laplata und Ganges den Hort der Nibelungen lesen würde mit demselben Entzücken, wie Achills und Fingals Thaten?

Die Gesänge Ossians haben dem schottischen Hochlande zum erstenmal Ruhm gegeben. Es sind wohl Wenige, die den Harfenklang aus Selma hören, welche nicht dabei von geheimer Sehnsucht nach dem Lande hingezogen würden, wo einst die Helden emporstiegen „wie das Brechen blaurollender Wogen", wo sie standen auf der Haide „wie Eichen, mit all ihren Zweigen umher, wenn sie erschallen im Sturme des Winters und in ihre welkenden Blätter die Winde brausen."

Noch ist daselbst die rauhe, wilde Nordnatur der Felsen-, Haide- und Meerlandschaften, wo die Nebel wie Geister an den Hügeln wandeln und der Sturm schwermüthig an den Felsen des strömigen Thals seufzt. Auch noch nicht ganz abgefallen von der alten Kraft und Einfalt ist der Mensch dort. Bald aber wird die Zeit kommen, wo wir die Ossianische Welt im schottischen Hochlande so vergebens suchen werden, wie Geßners Idyllenwelt in unsern Wirths- und Bauernstuben.

Unter den neuesten Hochlandsbereisern verdient besonders ein Schweizer beachtet zu werden, welchen zwar eigentlich die Liebe zur Geognosie dahin und zu den Hebriden trieb, dessen gebildetem Geiste aber nichts fremd blieb, was den Menschen als Menschen ansprechen muß. Es ist Herr L. A. Necker de Sauſſure von Genf, der die mineralogischen Wanderungen durch Schottland und die Hebriden zwar schon in den Jahren 1806 bis 1808 anstellte, sie aber erst jetzt durch den Druck in drei mit geologischen Karten versehenen Bänden bekannt gemacht hat. Auf der Insel Arran, in einem Dörflein zwischen Shiskin und Machry, lebt noch jetzt ein Mann, der mehrere Ossianische Lieder gaelisch in uralten Handschriften besitzen soll. Mit Recht wäre zu beklagen, daß Herr Necker, der ihn nicht zu Hause fand, seine Rückkunft nicht erwartete, wenn man nicht glauben dürfte, er habe auch irgend einem Genossen der hochländischen Ossians-Gesellschaft von diesem Funde Nachricht gegeben.

Bei dem Pächter Clanranald auf der einsamen Insel Rum sah er ebenfalls eine gaelische Handschrift, die des Pächters Großvater geschrieben haben soll. Die Schriftzüge, sagt er, wären von ganz eigener Art und schon seit langer Zeit ausser Gebrauch, ihre Gestalt gerundet, wie

Digitized by Google

die altſächſiſchen Buchſtaben ſind. Eine von dergleichen alten Handſchriften, welche die Hochlandsgeſellſchaft zu Edimburg beſitzt, und die einen Theil des Gedichtes Darthula enthält, ſcheint, nach dem Zeugniſſe des Edimburger Archivars, dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören.

Dieſelbe Geſellſchaft beſitzt noch eine Sammlung von Bardenliedern, die in den Jahren 1512 bis 1529 zuſammengeſchrieben worden iſt und bei 11,000 gaëliſcher Verſe aus verſchiedenen Zeitaltern enthält, von den frühern Barden an bis zu denen, welche im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts lebten. Jedes der Gedichte trägt den Namen ſeines Urhebers. Die älteſten ſind die des Barden Conal, des Sohnes Erdiskeol, des Oſſian, Sohnes von Fingal, des Fergus und des Caoilt, Sohnes von Ronan, die insgeſammt für Zeitgenoſſen gehalten werden. Zu den neuern Barden gehören Duncan Campbell von Glenorchy, der in der Schlacht von Floddenfield gefallen iſt, und Iſabelle Campbell, Tochter des Grafen von Argyle.

Von den Oſſianiſchen Geſängen in dieſer Sammlung iſt auch einer, der ſich auf die Geſchichte bezieht, welche Makpherſon die Tochter von Craca nennt. Andere von demſelben Barden ſind nicht überſetzt worden. Aber ſie, wie die Lieder der übrigen Sänger, haben ungefähr ganz denſelben Ton, denſelben Styl, faſt dieſelben Gedanken und Bilder, wie diejenigen, welche Makpherſon kennen gelehrt hat. Was endlich das Merkwürdigſte iſt, ſo enthält dieſe handſchriftliche Sammlung des ſechszehnten Jahrhunderts mehrere Bruchſtücke von Gedichten, welche Smith, Kennedy und Miß Brooke gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch Hilfe mündlicher Ueberlieferung, geſammelt und herausgegeben haben. Und die Vergleichung beider hat erwieſen, daß nach einem ſo langen Laufe der Zeiten das mündliche Fortpflanzen der Geſänge nur äuſſerſt geringe Veränderungen in denſelben bewirkt hatte.

Das Ergebniß der mühſamen, langen und ſorgfältigen Unterſuchungen der Hochlandsgeſellſchaft über die Aechtheit der Oſſianiſchen Geſänge iſt bekannt. Aber ich füge gern hier das Urtheil des Herrn Necker bei, welches er, in ſeiner Vertrautheit mit den Edimburgiſchen Gelehrten, die den Gang des Geſchäfts und auch Makphersons Art kannten, vermuthlich aus deren Ueberzeugungen ſchöpfte.

Demzufolge iſt gewiß, daß in Hochſchottland ſeit den älteſten Zeiten Geſänge von hohem dichteriſchem Werth, nicht bloß rohe, bäueriſche, platte Balladen, durch Ueberlieferung bis zu unſern Tagen gekommen ſind; gewiß, daß ein Theil der Gedichte Oſſians, wie ſie Makpherſon überſetzt hat, treu und ächt iſt; höchſt wahrſcheinlich, daß auch ein großer Theil des Uebrigen ebenfalls von Makpherſon aus mündlicher und ſchriftlicher Sage geſchöpft ſei; — aber es ſcheint nicht, daß die gaëliſchen Sänge jemals ein epiſches Ganzes gebildet haben, ſondern nur ſich als Bruchſtücke erhielten, und daß folglich die Geſtalt, in welcher Makpherſon ſie bekannt machte, ſein eigenes Werk ſei. Eben ſo wenig kann erwieſen werden, daß alle Lieder, welche von den Bergſchotten mit Oſſians Namen bezeichnet ſind, wirklich von dieſem abſtammen, und nicht auch von andern Barden, die mehr oder weniger ihm zeitgenöſſiſch waren.

Digitized by Google

Makpherſon behandelte die Oſſianiſchen Sänge als Dichter, nicht als diplomatiſcher Sammler. Er verſchmolz ſie nicht nur zu einzelnen Ganzen, und änderte verſchönernd einzelne Namen: ſondern er rückte ſie, ſeiner vorgefaßten Meinung zufolge, auch in ein höheres Alter, nämlich in die Tage des Römerkaiſers Caracalla. Aber ſchon Malcolm Laing hat dargethan, daß ſie dahin nicht gehörten. Denn nach der Beſchreibung des Dio Caſſius waren zur Römerzeit ſowohl die Mäatten (Niederländer) als die Caledonier (Hochländer) den heutigen Wilden Amerika's nicht unähnlich, halbnackt, in elenden Hütten unwirthbare Oeden bewohnend, die Weiber gemein habend, ohne andern Erwerb, als Jagd und Raub, ohne anderes Metall, als Eiſen. Wahrlich, damals ward unter den Säulenhallen noch nicht das Gaſtmahl der Muſcheln bereitet!

Offenbar iſt in Oſſians Liedern von einer ſpätern und ſchon bildungsreichern Zeit Rede, von den Tagen, da König Magnus Baarfuß (Makphersons Swaran) mit den Normännern nach Caledonien kam, und die Halbinſel Cantyre eroberte, oder da Ketil (Makphersons Cathula) erſchien, der normanniſche Statthalter auf den Hebriden. Damals, im neunten, zehnten, eilften Jahrhundert, in den Seekriegen der Skandinaver an allen Küſten der Galenlande, wehte ſchon ein ritterlicher Geiſt, ein edler und zarter Sinn; damals ſtanden ſchon einzelne Burgen der Schottenfürſten, ſo gewiß, als ſich ſchon die hohe Abtei I-Colm-Kill mit ihren ehrwürdigen Mauern erhob, innen welchen ſelbſt Roms und Griechenlands Weiſe und Dichter nicht unbekannt waren. Denn man irrt wenn man ſich den Norden aus dieſer Zeit roh und bildungslos denkt. Islands Skalthold Schulen blühten ſogar im Anfang des eilften Jahrhunderts ſchon.

So iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Barden, welche die Heldenwerke der gaëliſchen Fingaliden und den Untergang dieſes altherrlichen Stammes ſangen, kurz nach der Zeit lebten, deren denkwürdige Ereigniſſe ihre Lieder verewigen; daß ſie Zeitgenoſſen der Nibelungenſänger waren und mehr oder minder durch daſſelbe furchtbare Volk aus Skanziens Gefilden Stoff zum Geſang empfingen, welches die Sage vom Hort der Nibelungen in Deutſchland veranlaßte.

Ich füge zu dieſem noch eine Bemerkung, welche weder meines Wiſſens einer der Briten noch Herr Necker, dieſes Zeitalter betreffend, machte, und die mir doch nicht ganz unwichtig zu ſein ſcheint. Es betrifft den Ton der Dichtungen. Auch dieſer deutet auf das normanniſche Zeitalter, und auf kein früheres, nicht einmal auf die Tage der angelſächſiſchen Eroberer. Denn die älteſten ſächſiſchen Gedichte, z. B. der Schlachtgeſang Athelſtans, der Tod Eduards (im J. 973) ſind ohne allen dichteriſchen Aufſchwung. Der altſächſiſche Sänger Caedmon im ſiebenten Jahrhundert, welcher, ein Hirt von den Heerden der Vornehmen, Alles, was ihm aufgegeben ward, ſtehendes Fußes beſang, ſogar im Schlafe noch dichtete, zeigt in den wenigen Bruchſtücken, welche wir von ihm noch haben, zwar höhere Begeiſterung, aber iſt nicht mit dem Tone zu vergleichen, der in den Gedichten klang, die in den Zeiten der normanniſchen Eroberungen unter den Engländern verfaßt wurden. Da waren ſtarke Bilder, kühne Wortbildungen

Digitized by Google

gemein. Da hieß das Meer nur des Wallfisches Heimath, der Fisch das Kind der Wogen, der Krieg das Spiel der Schilde, der Pfeil die Schlange des Krieges *).

Wir kennen aus dem normannischen Zeitalter das innere Leben der Gaelen in Wales besser, als das in den Bergen Schottlands. Aber ohne Zweifel waren in Sprache und Sitte und Art beiderlei Völker damals einander noch ähnlicher, als heutiges Tages, und doch verläugnet sich ihre Verwandtschaft auch noch heutiges Tages nicht, wie ich davon nachher einige Beispiele anführen will, zu denen mir Herr Necker Anlaß gibt.

Auch im Wales hatten die gaelischen Könige allezeit unter ihren Hofbeamten einen Barden, „Bard Telu", im Gefolge. Er sang in dichterischen Wettstreiten, und die Thaten der Fürsten und Helden. Der König, der ihn zum Barden wählte, gab ihm eine Harfe (Telyn), die Königin einen Ring. — Das Land Wales oder, wie es die Einwohner noch heutiges Tages selber nennen, Cümry (Komerland) hatte mehrere kleine Fürsten, mehr oder weniger von einander unabhängig, einem allgemeinen Haupte oder Oberfürsten untergeben. Zu ihren Lieblingsgeschäften gehörten kriegerische Streifzüge und Jagd. Sie pflegten meistens zu Fuß zu fechten, leicht bewaffnet, weil ihr Gebirgsland den Bewegungen der Reiterei ungünstig war. Aber sie fochten mit Luft und wildem Stolze, oft nackt.

Ich kehre nach dieser Abschweifung über das Zeitalter Fingals und seiner Barden zu Hrn. Neckers besonderer Meinung über Makpherson und seinen Ossian zurück.

Es ist sehr wahrscheinlich, sagt Herr Necker, daß Makpherson, da er sah, daß weder seine eigenen noch Blairs Anstrengungen hinreichten, dem alten Ossian die Ehre zu behaupten, die ihm gebührte, und daß die Ungläubigen hartnäckig fortfuhren, ihn selbst als Urheber der Ossianischen Gedichte zu bewundern, was er anfangs ablehnte — es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Eitelkeit zuletzt in Versuchung gerathen sein mag, den Dichterruhm anzunehmen, den man ihm wider seinen Willen gab. Doch hat er es nie gewagt, sich öffentlich als den Verfasser der Ossianischen Gesänge gelten zu machen; denn ganz Hochschottland würde ihn der Lüge gezieben haben. Doch nahm er es gar nicht übel, sich mit Lorbeern kränzen zu lassen, auf die er keinen Anspruch machen konnte, und zu schweigen.

Einmal dieser Huldigungen gewohnt, ist es nicht unglaublich, daß seine nicht geringe Eigenliebe, von der ihn Blair vergebens freisprechen will, in seinen eigenen Augen zuletzt den Antheil oder das Verdienst übertrieb, welches er um die Gestaltung der Ossianslieder haben mochte; daß er sich bis auf einen gewissen Punkt in der That selbst für den Verfasser der unsterblichen Schönheiten hielt, deren Genuß ihm die Welt dankte. — Man fand nach seinem Tode nicht die Handschriften mehr, die seine Quellen gewesen waren, und die er im Leben nie öffentlich vorgewiesen hatte. War es vielleicht persönliche Eitelkeit, die ihm ihre Vernichtung befahl? — Möchte die Hochlandsgesellschaft zu Edinburg bald den ganzen Schatz ihrer

*) Hike's Thesaurus 1, 199.

Digitized by Google

gaëliſchen Liederſammlung bekannt machen, ehe ihn ein feindſeliger Unfall früh oder ſpät zerſtört.

---

3. Die Seher und die Tonkunſt der Gaelen.

Ich erwähnte vorhin mancher Verwandtſchaft, welche die Bergſchotten noch heute mit den Welſchen im Gebirge Wales haben. Dahin gehört ihr Glaube an das andere Geſicht (second sight), wie es die Engländer, an das Taishitaraugh, wie es die Gaëlen nennen. Doktor Johnſon, der, wie Herr Necker de Sauſſure ſagt, ein Erzzweifler gegen den Oſſian der Gaëlen war, ſtand nahe daran, an ihre Seher (engliſch Seers) oder Taishatrins deſto ernſtlicher zu glauben.

Dieſes Ahnungs- und Sehervermögen ſcheint mehr für Gabe der Natur, als eines Standes oder eines erkünſtelten Zuſtandes gehalten zu werden. Ein Ereigniß neuerer Zeit beſtärkte die Schotten in ihrem Glauben friſcherdings. Der Schriftſteller Pennant erzählt dies mit folgenden Worten: Kurz nach der Schlacht bei Preſtoupans im Jahr 1745 befand ſich ein vornehmer Schotte (von dem es Pennant ſelbſt erzählen gehört) im Hauſe des Präſidenten Duncan Forbes zu Culloden, und Beider Geſpräch kam auf die Folgen jener Schlacht. Herr Forbes, in der Wärme der Unterredung plötzlich gegen das Fenſter gewandt, rief: „Sein Sie gewiß, dieſe Händel werden abgethan, und das zwar gerade auf dem Platze, wo wir ſelbſt jetzt ſind.“ Dieſe Vorausſagung der Schlacht von Culloden, aus dem Munde eines der aufgeklärteſten Schotten, mehrere Monate früher als ſie ſtatt fand, und als noch das ſiegreiche Heer des Kronanſprechers gegen England vordrang, erregte kein geringes Aufſehen.

Der Reiſende Martin, welcher im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Hebriden beſuchte, gibt vom ſogenannten andern Geſicht ebenfalls Nachrichten. Es macht dies, ſagt er, auf den Seher einen ſolchen Eindruck, daß er mit unbeweglichen Augen hinſtarrt und ſeine Aufmerkſamkeit nicht davon abziehen kann. Befinden ſich zwei oder mehrere Perſonen, welche die Gabe des andern Geſichts haben, beiſammen, ſehen ſie nicht alle das Nämliche zugleich. Aber hat Einer ein Geſicht, und berührt er einen ſeiner Gefährten, ſo erblickt dieſer augenblicklich daſſelbe.

Auch in Wales iſt der Glaube an das zweite Geſicht. In frühern Jahrhunderten, vor und nach der Einführung des Chriſtenthums, befanden ſich hier Seher, die Awenyſtion hießen und das Künftige voraus verkündeten. Aber ſie mußten ſich, wie die ſibiriſchen Schamans, erſt durch ungeheure Anſtrengung und Nervenüberreizung künſtlich, bis zur Verzuckung, in dieſen Seherzuſtand hineinarbeiten.

Ueber die Muſik der Gaëlen im ſchottiſchen Gebirge gibt Necker de Sauſſure anziehende Nachrichten. Die alte Harfe der Oſſaniden, mit ſtählernen Saiten bezogen, tönt da nicht mehr, obwohl die ältern Bardengeſänge doch nur allein ihrer, unter dem gaëliſchen Namen Clair-

Digitized by Google

seach, gedenken. (Daß die Harfe schon bei den Angelsachsen und später auch zur Normänner-Zeit gemein war, ist aus den Geschichtschreibern bekannt).

Der Cruth, ein anderes Tonwerkzeug, hatte bei den Bergschotten lange Zeit im Mittelalter großes Ansehen. Es war eine Art Zither oder breite, ungestalte Geige, bestehend aus einem langen Kasten, worüber fünf bis sechs Darmsaiten, über einen Steg, gespannt waren, die mit einem Bogen gestrichen wurden. Die alten gaëlischen Sänge gedenken dieses Cruths oft. Herr Necker erinnert sich dabei an den Kin der Chinesen; uns in Deutschland aber muß dabei das Haupt-Tonwerkzeug des Nibelungen-Liedes, die Videl mit ihren Videlären, einfallen.

Volker mit siner videlen dan
chom gezogenliche
fvr Gotelinde stan;
er videlt sveze done,
vnd sang ir siniv liet. *)

Es scheint, daß dieses Instrument im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Europa allgemein aufgenommen gewesen sei.

Aber auch die Töne des Cruth werden im schottischen Hochlande nicht mehr vernommen. Sie sind längst schon vom Dudelsack, oder der Bockspfeife, verdrängt, dessen quarrender Ton die Schotten zum Tanze, zur Andacht, und neben der Trommel, vor dem Regiment her, zur Schlacht begeistert.

Die gaëlische Musik in Hochschottland hat, nach Herrn Necker, das Eigenthümliche, wodurch sie sich von der Musik aller andern Völker unterscheidet, daß in ihrer Tonleiter die Quarte und Septime durchaus fehlt. Dies scheint nicht Folge von einem unbeholfenen Kindheitszustande dieser Kunst bei ihnen zu sein — denn auch selbst bei weit bildungslosern Völkerschaften, bei Lappländern und Kosaken und Südseeinsulanern, findet man diesen Mangel nicht, wie arm auch ihre Tonkunst ist —, sondern wahrscheinlich rührt die beharrliche Auslassung jener beiden Töne von einem uralten musikalischen System der Gaëlen her, dessen Grundsätze man heutiges Tages durchaus nicht mehr kennt. Die interessante Sammlung gaëlischer Tonstücke, welche ein Herr Macdonald zu Edimburg herausgegeben hat, kann gewissermaßen davon als Urkunde dienen.

Die fünf Noten, welche die gaëlische Tonleiter bilden, lassen folgende Intervallen zwischen sich: zwischen der ersten und zweiten ein Ton, zwischen der zweiten und dritten ein Ton, zwischen der dritten und vierten ein und ein halber Ton, zwischen der vierten und fünften ein Ton, zwischen der fünften und der Oktave der ersten ein und ein halber Ton. Gesetzt also, die erste Note wäre Ut, so wäre die gaëlische Tonfolge nur Ut, Re, Mi, Sol, La, Ut (oder

*) Im Nibelungenlied, Aventiure 28, Vers 14,165 ff., nach dem vom Freiherrn Joseph von Laßberg im vierten Bande seines Liedersaals bekannt gemachten Codex.

Digitized by Google

C, D, E, G, A, C); wäre ein anderer Ton der erſte, ſo würden der vierte und ſiebente abermals im gleichen Verhältniſſe fehlen.

Natürlich folgt daraus, daß gerade diejenigen Töne mangeln, durch welche in unſerer gewöhnlichen Muſik die gewöhnlichen Uebergänge in andere Tonarten geſchehen; — ferner, daß man die Tonart, in welcher ein Stück geht, wenn es nach üblicher Weiſe in Noten geſetzt wäre, nicht aus den Kreuzen und Been erkennt, die da nicht anzubringen ſein würden, ſondern daraus, daß in dem Stück eine Note vorhanden iſt, die in anderer Tonart fehlen würde. So wenig in C Dur F und H vorkommen, ſo wenig erſcheinen alſo auch in G Dur C und F, oder in F Dur E und H; — ferner, daß die gaëliſche Muſik aller Harmonie entbehrt, weil ſie keinen andern Akkord, als den vollkommenen Dreiklang hat. Alle gaëliſche Lieder werden in der That auch nur einſtimmig geſungen; man kennt keine Begleitung. Die Tonica allenfalls bildet einen Baß.

Es gibt in einigen Tonſtücken wohl eine Ahnung von Modulation. Aber die einfachſten Geſangweiſen ſind die gemeinſten, die älteſten, in den weſtlichen Gegenden Hochſchottlands und auf den Hebriden herrſchend. Die meiſten haben nur einen Theil; ſo die Rezitative, nach welchen die Oſſianiſchen Lieder geſungen werden. Andere haben zwei Theile, wie die Jorrams oder Geſänge der Schiffer, da der Vorſänger einen, der Chor den andern anſtimmt. Dieſe Weiſen unterſcheiden ſich durch ihre Einfachheit und Eintönigkeit, durch einen ganz eigenen Karakter von unſern Sangweiſen, auch den allereinfachſten. Es iſt in ihnen etwas wunderbar Klaghaftes, unſern Moll-Tonarten nicht Unähnliches. Die Gaëlen haben zwar auch Moll-Tonart, indem ſie das Intervall zwiſchen der zweiten und dritten, ſo wie zwiſchen der vierten und fünften ihrer Noten um einen halben Ton vermindern; aber das gibt einen barbariſchen Anklang. Auch machen ſie ſelten davon Gebrauch.

Dagegen gehen ſie oft in demſelben Tonſtücke unmittelbar in eine andere, und zwar in die nächſt unter oder über die Tonica gelegene Tonart über, nicht ohne eine gewiſſe mildernde Vorbereitung des Uebergangs. Die Uebergangsnote kann bei ihnen aber nicht, wie bei uns, die Quarte oder Septime ſein, weil ſie dergleichen nicht haben; ſondern es iſt ihr Baß, ihre Tonica derjenigen Tonart, in welche ſie hinüber wollen.

Es iſt aus P. Amiots Unterſuchungen über die Muſik der Chineſen bekannt, daß auch dieſes Volk urſprünglich, gleich den Bergſchotten, in ſeiner Tonleiter nur fünf Töne hat, und zwar genau dieſelben, wie die Gaëlen. Herr Necker de Sauſſure führt dieſe und manche andere daraus entſpringende Verwandtſchaft der hochſchottiſchen und chineſiſchen Muſik an, um einen Wink mehr über die Züge und Wanderungen der Urvölker zu geben. Mir inzwiſchen ſcheint es, man müſſe auf Uebereinſtimmungen dieſer Art unter den Volkern kein zu großes Gewicht legen, um daraus Folgerungen über Herkunft und Verwandtſchaft derſelben zu ziehen. Denn bei der gleichförmigen Organiſation des menſchlichen Geſchlechts iſt auch eine naturnothwendige Aehnlichkeit im Bildungsgang der verſchiedenen Völker. Umſtände beſchleunigen oder verzögern

Digitized by Google

dieſen Gang. Daher können oft Nationen in ganz verſchiedenen Welttheilen überraſchende Aehnlichkeiten der Denkart, Vorſtellungsweiſe und Kunſt erhalten.

Wenn Bergſchotten und Chineſen nur fünf Noten in ihrer Tonleiter haben, beweiſet es, daß ſie es in ihrer Erfindung gleich weit brachten und dabei ſtehen geblieben ſind, als irgend ſinnreiche Künſtler in dieſer Beſchränkung dem Volke Lieder gaben, die nun herrſchender Geſchmack wurden. Vielleicht ſind eben Oſſians und ſeiner Zeitgenoſſen Geſänge Urſache, daß bei den Bergſchotten die Oſſianiſchen Tongänge national wurden, und Gewohnheit und Geſchmack des Volkes auch dann blieben, als die Nachbarn ſchon die ſiebentonige Leiter kannten. Da Schotten und Chineſen nur fünf Töne behielten, mußten auch in den muſikaliſchen Verhältniſſen ungefähr die gleichen Bedingungen ſtatt finden.

Urſprünglich hatten die erſten Harfen, Lyren und andere beſaitete Tonwerkzeuge wohl nur drei Saiten, welche den vollkommenen Dreiklang ausdrückten. Denn dieſer wird vom Gehör am leichteſten gefunden, weil ſeine Harmonie das Ohr ſchmeichelt. Es iſt bekannt, daß die älteſte Lyra der Aegypter Jahrhunderte lang nur drei Saiten zählte. Der Griechen Hermes ſoll dazu die vierte erſt erfunden haben. In den alten Kühreihen der Alpenhirten und in den Tonſtücken ihrer Alphörner dreht ſich die einfache Melodie meiſtens und liebſtens noch im harmoniſchen Dreiklang. Die gaëliſche Harfe wie alle andere ältere Saitenwerkzeuge anderer Völker wurden auch nur rauſchend angeſchlagen, den Geſang zu begleiten.

Die Erfindung der vierten Saite war ſchon ein bedeutender Fortſchritt. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß ſie den Ton der Sexte angab, die mit der Prime und Terze zum klagenden Dreiklang der nächſten Moll-Tonart wird. Eben dieſem neuen Dreiklang dankt die einfache Muſik der Alpenhirten, der Bergſchotten und anderer Völker das Schwermüthige und Rührende, das, was der Italiener Taſſoni in ſeinen pensieri diversi am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, als König Jakob I von Schottland nach Italien kam, von deſſen Muſik, als d'una nuova musica lamentavole e mesta, differente de tutte le altre bemerkt.

Die ganze gaëliſche Muſik beſteht alſo im Grunde nur aus dem Wechſel und der Verwechſelung der beiden Dreiklänge der verwandten Moll- und Dur-Tonart, wobei die Sekunde eine Hilfsrolle zur Vermittelung und Modulation ſpielt. Daß ſich dieſe unvollkommene Muſik ſo treu im Hochlande bewahrte und, ihre Natur nicht verlaſſend, von der Oſſianiſchen Harfe zur Bockspfeife überging, darf uns nicht wundern, da wir die hohe Gewalt der Gewohnheit und der Vorliebe für Eindrücke der erſten Lebensjahre kennen; noch weniger, daß das Hören dieſer einfachen und rührenden Tonſtücke, wie „Lochabers Abſchied", dem Schotten ein Heimweh verurſachen kann, wie der Kühreihen dem Aelpler. Denn die Muſik, in ihrem mächtigen Anregen dunkler Gefühle, hat eine eigene Kraft auf das Beleben der vergeſellten Vorſtellungen und Erinnerungen. Nicht aber die Muſik erweckt durch ſich ſelbſt im Schotten und Schweizer-Aelpler das Heimweh, ſondern die unter derſelben wach gewordene lebendige Erinnerung an Ruhe, Einfalt, Harmloſigkeit und Vertrautheit der verlornen Landſchaft und Lebensweiſe.

Digitized by Google

Das einfache Schotten- und Aelplerlied iſt gleichſam Klageſtimme alles deſſen, was man verließ, ja es iſt ein Theil ſelbſt des Verlornen; und das Verlorne, Altvertraute ſteht in der Fremde und Ferne nur um ſo reizender und einladender vor der bewegten Seele.

---

2. Von alter und jüngerer Sitte der Bergſchotten.

Das ſchottiſche Heimweh wird ſich immer mehr mit der alten Heimathliebe verlieren, und dieſe geht immer mehr durch die Bemühungen der britiſchen Regierung in eine allgemeine Vaterlandsliebe oder in einen Nationalſtolz unter, welchen man an die Stelle der Heimathluſt zu ſetzen beſtrebt iſt. Vor der Empörung vom Jahr 1745 waren die Clane oder Stämme Hochſchottlands durch keine Verbindungsſtraßen in lebhaftem Verkehr unter einander, ſondern abgeſondert für ſich lebend. Jetzt durchſchneiden immer mehr Hochſtraßen nach allen Richtungen das Gebirg.

Vormals war das Oberhaupt eines Clans, oder der Laird, Beſitzer des ganzen Landſtrichs, welchen der Stamm bewohnte. Er war der Kriegsanführer, der Richter und Vater des Stamms. Kam ein Mitglied des Stamms in Armuth, war es ſeine Pflicht, demſelben nicht nur Abgaben und frühere Schulden zu erlaſſen, ſondern ihm auch Unterſtützung zu ſchaffen, ihm Nahrung und Obdach und Kleider zu geben. Das gaëliſche Wort Clan bedeutet einen Stamm, eine Familie. Wirklich betrachteten ſich alle Glieder eines Clans als Verwandte unter ſich und verwandt mit dem Oberhaupt. Alle trugen denſelben Namen, wie der Laird, nämlich den Stammnamen, und unterſchieden ſich von einander nur durch beſondere Beinamen, die von ihren Beſitzungen oder Pachtungen oder Wohnungen entlehnt waren. Die Ehre des Oberhaupts war die Ehre des ganzen Clans und jedes Stammgenoſſen. Jeder betrachtete ihn mit Ehrfurcht, und war jeden Augenblick bereit, Blut und Leben für ihn mit vollkommener Hingebung zu wagen. Gaſtfreundlichkeit und freigebiger Sinn mußte Haupteigenſchaft des Stammhauptes ſein. Jährlich wenigſtens einmal kamen gewaffnet alle waffenfähigen Männer des Stammes in die alterthümliche Burg des Hauptes, alle in ihrer Landestracht, mit den im Clan uralt üblichen Farben, wodurch ſich ein Stamm vom andern unterſchied. Da wurden ſie dann an langen Tiſchen ſitzend mit grober, doch reichlicher Koſt bewirthet. Obenan der Laird. Die Barden ſangen das Lob deſſelben und ſeiner Ahnen und die Thaten des Clans. Der geringſte Fiſcher dünkte ſich dabei ſo adelich, als das Stammhaupt.

Das alles endete nach dem Jahr 1745. Die Clane wurden insgeſammt entwaffnet und aufgelöſet; die Häupter behielten ihr Eigenthum, verloren aber ihre oberherrlichen Rechtſame, ihre Gerichtsbarkeiten. Es wurden im Hochlande dieſelben Beamtungen eingeführt, wie im ſchottiſchen Flachlande. So verſchwinden nun die alten Gebräuche und Sitten täglich mehr. Die Landestracht der Bergſchotten geht allmälig aus. Selten erblickt man noch einen edeln Laird darin, als etwa daheim auf der Jagd, wozu dieſe Tracht bequemer iſt. Der gemeine Mann iſt ihr zwar noch treuer; doch auch bei ihm ſchon geht ſie allmälig ab.

Digitized by Google

Sie beſteht, oder man muß beinahe ſchon ſagen, ſie beſtand, aus einer kleinen blautüchenen, walzenförmigen Mütze auf dem Kopfe, unterhalb mit einem Streifen Tuch, weiß und roth, beſaumt; einem Wamms und Bruſttuch; ſtatt der Hoſen einem leichten Röckchen, vom Gürtel bis zum Knie gehend, aus buntgewürfeltem Zeuge von lebhaften Farben; nackten Beinen, nur das Unterbein mit einem weißen, rothgeſtreiften Halbſtrumpfe bedeckt, und einem Schuh von Rindleder, mit dem Haar daran auſſerhalb, grob gemacht. Zu dem allem kommt noch ein weiter wollener Mantel, in welchen der ganze Leib gewickelt werden kann. Der Sporan, oder der Sack von Ziegen- oder Seekalbleder, die Haare auswärts, darf nicht fehlen. Er wird vorn auf dem Röckchen oder Kilt getragen, um die Hüften befeſtigt.

Der Kilt oder das Röckchen, der Bäckerſchürze ähnlich, ſo wie Wamms und Leibchen, von buntgewürfeltem Wollenzeug, hatten bei jedem Clan beſondere einander durchkreuzende Farbenſtreifen, wodurch ſich ein Clan von den übrigen Nachbarn unterſchied. — Dieſe Vorliebe zu den bunten, gitterhaft geſtrichelten Zeugen ſcheint noch Erbſtück aus der älteſten Galenzeit zu ſein. Man erinnert ſich dabei an die virgatae vestes der Gallier, deren Virgil und Silius Italicus gedenken.

Herr Necker findet in der Eigenthümlichkeit der Clane, daß ſich darin alle Glieder als Verwandte, das Haupt des Stammes ſelbſt als einen Ihresgleichen in der Familie betrachteten, daß ſich Alle mit dem Namen des Clans bezeichneten, große Aehnlichkeit mit den Kindern und Stämmen Iſraels. Dieſe Aehnlichkeit iſt nicht zu läugnen. Sie herrſcht auch in manchem Andern. Inzwiſchen möchte ich daraus nicht zuviel folgern. Dieſe Eigenthümlichkeit ſcheint bei vielen alten Horden der Galen ſtatt gefunden zu haben. Die in den Gebirgen von Wales lebten, ſcheinen ſie auch treuer bewahrt zu haben, als die Gallier, welche Julius Cäſar auf dem feſten Lande kannte. Auch in Wales betrachteten ſich die Glieder eines Clans als Blutsverwandte, und den „Pencenet“ oder das Stammhaupt als den Erzvater, ohne deſſen Vorwiſſen nichts geſchehen dürfte. Es können ſich dergleichen Zuſtände des bürgerlichen Lebens in andern Welttheilen aus eben ſo natürlichen Urſachen entwickelt und erhalten haben, wie in Aſien bei den Iſraeliten, ohne daß dabei eine Uebertragung orientaliſcher Sitten in den europäiſchen Norden nothwendig vorausgeſetzt werden müßte. Wir können auch heutiges Tages noch in der Schweiz Dörfer nachweiſen, die in der Allemannen-Zeit nur einſame Höfe, jeder von einer einzelnen Familie bewohnt, waren. Die Nachkommen ſiedelten ſich um das Vaterhaus an, und ſo unvermiſcht, daß noch heutiges Tages die meiſten Dorfbewohner einerlei Geſchlechtsnamen, ja viele ſogar immer und immer denſelben Taufnamen tragen. Nur ſehr wenige Geſchlechter mit andern Namen ſind ſpäter hinzugetreten.

Wer möchte die alten Deutſchen deswegen für aſiatiſche Lehrlinge der Hindu's halten, weil ſie mit denſelben in Rückſicht der bürgerlichen Verhältniſſe eine Aehnlichkeit hatten, die ſich zum Theil noch bei den neuen Deutſchen bewahrt hat? Die verſchiedenen Kaſten der Hindu's und deren bleibende, ſcharfe Scheidung war auch bei den Deutſchen, wenn ſchon in abweichen-

der Geſtalt, wieder zu finden. Man erinnere ſich nur an das eherne Geſetz der Ebenbürtigkeit und Standesgleichheit bei den Deutſchen, daß nur der Adeliche den Adelichen richten, nur der Freie wider den Freien zeugen, nur Perſonen der nämlichen Kaſte einander heirathen, oder in barbariſchen Ordalien mit einander Zweikampf eingehen konnten! Heutiges Tages findet man dieſes Kaſtenthum freilich unvernünftig und unnatürlich. Trotz dem arbeitet man noch von der andern Seite mit Macht, allen dieſen die Würde des Menſchengeſchlechts entweihenden Unſinn wieder recht deutſchthümlich zu machen.

Im Kindheitsalter der Völker iſt ſich jede Familie das Wichtigſte, und umgibt die kindliche Ehrfurcht das Alter mit Heiligenglanz. Daher finden wir bei den Hebräern und Arabern die langen Geſchlechtsregiſter, und bei den Bergſchotten die „Seannachies“, ohne daß dieſe ihre Kunſt in Aſien erſt von Hebräern und Arabern hätten lernen müſſen. Die ſchottiſchen Seannachies verſtanden ſich auf ſchmeichelnden Trug, und leiteten die Abkunft ihrer Stammhäupter mit eben ſo vieler Gründlichkeit aus der fingaliſchen Heldenzeit her, wie die deutſchen und franzöſiſchen Heraldiker die Familien ihrer Barone und Fürſten aus den Tagen des ſogenannten großen Karl.

Dergleichen Albernheiten verlieren ſich bei den Völkern mit der wachſenden Reife ihres Verſtandes; wenigſtens verliert ſich, wo nicht die kindiſche Eitelkeit, doch der kindlich-ehrliche Glaube an die Wichtigkeit der unfruchtbaren Einbildungen.

Noch hat ſich bei den Bergſchotten vieles von der alten Einfalt der frühern Lebensweiſe bewahrt. Die Armuth der Gebirgsnatur half gebieteriſch dazu. Jetzt wird durch ſteigenden Gewerbsfleiß die Armuth und die Sittenrauheit ſchwinden, und ſchon jetzt das Beiſpiel des Cameron von Lochiel wenig Nachahmer finden, der, mit ſeinem Stamme von einem Kriegszuge zurückgekehrt, von der Nacht überfallen ſich auf den beſchneiten Boden der Haide lagerte, und einen ſeiner Enkel als Weichling ſchalt, weil ſich derſelbe ein Kopfkiſſen aus Schnee zuſammengeballt hatte. Eben ſo geht allmälig ihre Mythologie in die Vergeſſenheit über.

Noch ſtreichen Oſſians Nebel über die Haide, aber die Geiſter der Väter ſchauen nicht mehr aus der hangenden Wolke nieder, ſondern treiben allenfalls noch geſpenſtiſchen Spuk, wie bei unſern Bauern. Deſto ſtandhafter haben ſich die wunderbaren Schickſalsgöttinnen, Feen genannt, in ihrer Würde behauptet. Sie ſind bei den Bergſchotten wohl ſo wenig arabiſcher Herkunft, als die Elfen der deutſchen Nordländer, oder die weißen Frauen und dergleichen im jüngern Deutſchland. Die Unwiſſenheit roher Völker geht denſelben Weg, wie noch heutiges Tages die Schulweisheit unſerer Philoſophen und Theologen, wenn ſie das Unbegreifliche begreiflicher machen will. Sie enträthſelt die Wunder der Erſcheinungen mit Hilfe von Wundern der Einbildungskraft. Oſſian kannte weder Feen noch Elfen. Dieſe ſcheinen erſt durch die Einwanderungen der Normannen und Sachſen nach Schottland gekommen, nicht reingaliſchen Urſprungs zu ſein.

Höhern Alters, glaub' ich, ſind die Urisks oder vielmehr Daoine Shi, obgleich Oſſian

ſie, meines Wiſſens, nicht nennt. Herr Necker beſchreibt ſie als kleine Menſchlein, die im Innern der Erde oder unter kleinen von Gras bedeckten Hügeln wohnen. Nachts beim Mondenſchein halten ſie ihre Tänze auf dem Raſen. Sie ſind den Sterblichen, wenn man ſie nicht beleidigt, gewogen, helfen ihnen arbeiten, und nehmen ſie zuweilen in ihre unterirdiſchen Paläſte auf, wo ſie in Pracht und Herrlichkeit und beſtändiger Freude leben.

Dieſe freundlichen Zwerge und Bergmännchen ſind faſt überall, beſonders in Gebirgsländern, daheim. In der Bretagne heißen ſie Erions oder Gorils, ſind zwei, drei Spannen lang, tanzen Nachts um die Druidenſteine, und ertappen ſie einen Wanderer, ſo zwingen ſie ihn, ſich mit ihnen im raſchen Tanze herumzuwirbeln, bis er zu Boden taumelt. Dann lachen die Männchen aus Leibeskräften. — Bei den Savoyarden und Waadtländern heißen ſie Servants, kommen Nachts in die Ställe und ſatteln die Pferde und beſorgen alle Arbeit beſſer als ein Knecht. Sie mahnen an das Trollpack der Schweden, an die Kabeiren des Herodot, an die Follets des Lafontaine, an die Farfadets der Franzoſen, an die Kobolde der Deutſchen. In der Schweiz heißen ſie Schrätteli und Toggeli und Gätlein; ſind oft nur ein paar Finger lang, luſtig, gutmüthig, muthwillig; wohnen im Innern der Berge; machen Käſe aus Gemſenmilch, helfen den Hirten im Stall, auf der Alp und bei der Aernte, tanzen im Frühling beim Mondenſchein und ſprechen gewöhnlich in gereimten Verſen, die auffallende Aehnlichkeit mit dem Klingklang jener myſtiſch-romantiſchen Reimer haben, welche in Deutſchland vor einem Jahrzehend ihr Weſen trieben. Herr Profeſſor Wyß hat in ſeiner nur zu kurz behandelten Mythologie der Alpen *) uns einige artige Volksſagen von dem Schrätteli bewahrt. Aus dem entgegengeſetzten Grunde, warum die Rieſen vermuthlich von den Bewohnern des Flachfeldes erfunden ſind, weil ſie in ihre Ebenen das Große, wo es fehlt, gern hineindichten, erſcheinen in Bergländern die Zwerge, weil in den ungeheuern Umgebungen der Natur alles Andere klein wird.

Noch Eins mahnt an die alterthümliche Zeit und Sitte der Bardenwelt, wiewohl es heutiges Tages zuweilen in traurig-lächerlicher Geſtalt erſcheint. Es ſind die Lob- und Klagegeſänge zu Ehren der Todten. Wir kennen mehrere aus Oſſian. Auch die ſpätern Barden dichteten derſelben viel. Bei allen alten Völkern ergießt ſich der Schmerz oder das Mitleiden in Geſang, wie im Orient, ſo noch bei vielen indianiſchen Stämmen Amerikas.

Stirbt jetzt ein Bergſchotte, kommen am Abend nach ſeinem Tode Freunde und Verwandte ins Trauerhaus, begleitet von einem Dudelſack oder einer Geige. Dann eröffnet der nächſte Verwandte des Verſtorbenen, wie heftig ſein Schmerz auch ſei, einen Tanz, und Alles tanzt den Latewake mit, wie ſie ihn nennen. Nichts Seltſameres, als dieſes Tanzen, Weinen,

---

*) J. Rud. Wyß Reiſe in das Berner Oberland, mit Kupfern. 2 Bände. Bern 1816. Ein treffliches Werk, welches einige Dutzend der fortwährend erſcheinenden deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Reiſen durch die Schweiz an Gehalt und Wahrheit aufwiegt.

Fideln und Jammern durch einander. Das währt die Nacht durch bis gegen Morgen. So lange der Leichnam über der Erde iſt, wird dieſer Trauertanz auf dieſelbe Weiſe alle Abende wiederholt. Trägt man den Sarg endlich zur Gruft, ſo folgt ihm ein zahlreicher Haufe von Verwandten und Freunden beiderlei Geſchlechts. Die Weiber beſonders ſtoßen ein durchdringendes Jammergeſchrei aus, zerraufen ſich die Haare und ſetzen ſich um das Grab, indem ſie den traurigen Coronach ſingen.

Dieſer Leichen- oder Grabgeſang iſt daſſelbe, was bei den Irländern das Hullulu iſt, oft nichts, als Geſchrei, Seufzen und Wehklagen in unartikulirten Tönen. Gewöhnlich aber iſt es eine wilde, traurige Weiſe, nach der ein Barde zu Ehren der Todten ein Loblied verfaßt hat. Da ſind denn ſeine Tugenden, ſeine Thaten, ſeine Gaſtfreundſchaft, ſeine edle Abkunft gerühmt, und der Gram ſeines Geſchlechts und ſeines Clans iſt nicht ſelten ſehr rührend und dichteriſch dargeſtellt. Nach vollendeter Feierlichkeit laden die Verwandten Alle, die dabei gegenwärtig ſind, zu einem Gaſtmahl ein, wo der Speiſen vollauf ſind und der Whisky (Branntewein) zuletzt gewöhnlich die Sinne berauſchend Gelächter und Unfug herbeiführt.

---

5. Die Inſel Arran.

Nichts verſetzt uns ſo ſehr in die Anſchauung von Wildheit und Armuth jener Gegenden und ihrer Bewohner, als die Beſchreibung der Inſel Arran, welche nebſt den Inſeln Bute und Combrays am Golf von Clyde die Grafſchaft Buteſhire bildet. Sie lehrt uns, wie halbwild noch manche Gegenden Europa's, ſelbſt die dem britiſchen Zepter zugehören, in unſern Tagen ſind.

Dieſes Eiland hat eine Ausdehnung von eilf Stunden von Mittag gegen Mitternacht, und von ſechstehalb Stunden von Oſten nach Weſten. Es liegt nur ſechs und eine halbe Stunde von Saltcoats an der Küſte Ayrſhire entfernt. Aber nur ein einziges Poſtſchiffchen, das wöchentlich einmal hin und her fährt, unterhält die regelmäßige Verbindung der Inſel mit der übrigen bewohnten Welt. Von der Halbinſel Cantyre iſt ſie zwei bis drei Stunden entlegen, und eine vier Stunden breite Enge des Meeres ſcheidet ſie von der Südſpitze von Bute.

So nahe nun auch Arran dem Lande liegt, wo Handel, Gewerb, Ackerbau, Kunſt und Wiſſenſchaft in herrlichſter Blüthe und Frucht prangen, iſt Arran doch ſo wild und ungebaut, als läge es weit von der geſitteten Welt im Ozean verſchlagen. Die Einwohner ſind halbe Barbaren, mit ihren Nachbarn in geringem Verkehr und wenig um ſie oder darum bekümmert, ſich durch Arbeit ein beſſeres Loos zu ſchaffen. Daher erblickt man ſie jetzt im neunzehnten Jahrhundert noch in demſelben Zuſtande, wie ſie vor manchem Jahrhundert geweſen ſind. Allerdings, die Natur iſt hier etwas oſſianiſch und unfreundlich. Wo der Boden nicht kahler Fels iſt, erblickt man dürren Haideboden oder Sumpfland. Die Luft geht rauh und feucht zwiſchen hohen Bergen. Faſt beſtändig machen gewaltige Sturmwinde das Meer unruhig, hochwogig

Digitized by Google

und während eines beträchtlichen Jahrtheiles faſt unſchiffbar. Dieſe Stürme, dann die aus den Bergſchluchten fahrenden Windſtöße erſchweren wenigſtens den Fahrzeugen der Inſel, häufigere Verbindungen mit dem ſchottiſchen Feſtlande zu unterhalten.

Was aber den verbeſſerten Zuſtand der Inſel mehr erſchwert, als die Natur, iſt das Eigenthumsverhältniß derſelben. Das ganze Land gehört nur drei reichen Leuten zu, nämlich dem Herzog von Hamilton, dem Marquis von Bute und dem Herrn Fullarton von Kilmichael. Alle übrigen Bewohner der Inſel ſind bloß Pächter und Miethleute. Sie haben nichts, keine Spanne Bodens. Selbſt das Haus, worin ſie wohnen, gehört ihnen nicht.

Der größere Theil des Eilandes iſt Eigenthum des Herzogs von Hamilton. Als Folge des alten Lehenunweſens übt ſein Verwalter im Schloſſe Brodik die Gerechtigkeitspflege in polizeilichen und geringen Rechtshändeln. Der ganze Jahresertrag der Inſel beläuft ſich auf etwa viertauſend Pfund Sterling; ein geringer Nutzen von einem ſo ausgedehnten Gebiet.

Die wilden Naturſchönheiten, die ſich hier dem Blicke entfalten und bei jedem Schritte verwandeln, machen das Land, wie öde und wüſt es zu ſein ſcheint, dem Naturforſcher und Maler gleich anziehend. Aber die Schwierigkeit, das Innere des Landes zu beſuchen, iſt Urſache, daß die Inſel nur noch von wenigen Reiſenden geſehen ward. Denn überall iſt hier kein Weg für ein Fuhrwerk. Was man die Landſtraße zwiſchen Brodik und Lamlash heißt, iſt nur ein ſchmaler Fußweg, doch breiter, als es die andern ſind. Für die Roſſe hier zu Lande iſt er gut Die haben ſichern Schritt, und ſind gewohnt, bergauf, bergab zu traben, als wären ſie auf ebenem Lande. Alle Laſten werden entweder auf dem Rücken derſelben, oder auf dem Rücken der Menſchen, oder zu Waſſer fortgebracht. Längs dem Meeresufer ſieht man überall betretene Wege. Quer über die Inſel über Berg und Thal zieht ſich ein Fußweg vom Dorfe Sannok nach Loch-Ranza, der den vornehmen Namen Königsſtraße hat. Ein ähnlicher durchkreuzt ſie von Weſten nach Oſten, von Drumodoon nach Brodik. Man könnte nun wohl auf dieſe Art, als Fußgänger, das Land recht gut durchſtreifen, wenn man nur nicht unterwegs beſtändig durch Wald- und Bergſtröme aufgehalten würde, die oft ſehr tief und breit ſind.

Brücken hat man noch gar nicht; eine einzige bei Brodik ausgenommen. Aber ſie iſt nur für Fußgänger, und ſo beweglich und ſchwankend, daß man ſich wohl in der Schwebe halten und jeden Augenblick das Einbrechen fürchten muß. Statt der Brücken erblickt man durch die Bäche von Entfernung zu Entfernung Felsblöcke, welche vermuthlich der gefällige Zufall dahin pflanzte, über die man von einem Ufer zum andern hinſpringen kann. Aber zuweilen rauſcht auch das Waſſer darüber. Zuweilen ſind ſie auch ſo weit aus einander, daß man gute Rieſenſchritte thun und ja nicht fehlſpringen muß; zuweilen ſo zugerundet oder ſpitz, daß es eine Kunſt iſt, ſich darauf im Gleichgewicht zu behaupten.

Die Wohnungen, aus denen die Dörfer der Inſulaner zuſammengeſetzt ſind, mahnen an die Einfalt der Urwelt. So wohnten die Menſchen hier wohl auch ſchon zur Zeit der Norman-

Digitized by Google

nen. Die Mauern ſind klein, aus über einander geſchichteten Feldſteinen erbaut und nur mit Sumpferde oder Thon zuſammengekittet. Das Tageslicht kehrt durch eine niedrige Thür, durch ein ſchmales Fenſterlein, ſelten hell, in das Innere des Hauſes ein. Das Dach iſt mit Haidekraut oder Lüſche gedeckt, aber ohne Kunſt und Ordnung. Damit es der Windſtoß nicht abreiſſe, hat man es mit einer Art Netz, aus Haidekrautſeilen geflochten, überdeckt; und die Enden desſelben ſind nicht etwa mit Nägeln oder auf ähnliche Weiſe befeſtigt, ſondern bloß mit darauf gelegten Steinen beſchwert.

Das Innere des Hauſes iſt zwiſchen Vieh und Menſchen ſo getheilt, daß eine Scheidewand mit einer Thür ſie trennt. Aber die Stube der Menſchen und der Stall für das Vieh ſehen ſich einander faſt gleich. Wie zahlreich auch die Familie ſei, Alles wohnt und ſchläft hier, Alt und Jung, beiderlei Geſchlechts, durch einander. Nebenbei iſt ein enger, dunkler Abſchlag; der iſt für die Küche. So ſieht es in allen Hütten von Arran aus. Beſtändig iſt die Wohnung vom nie erlöſchenden Torffeuer durchräuchert, das mitten in der Stube glimmt, und deſſen Rauch erſt alle Winkel des Hauſes durchzieht, ehe er das im Dach angebrachte Loch finden kann. Was ſoll man von der Humanität und Bildung des Herzogs von Hamilton und der andern Eigenthümer der Inſel denken, die dort die Menſchheit ſo wenig beachten! Man macht ſich von den vielgeprieſenen Briten, ihrem Freiheits-, Rechts- und Zartgefühl oft noch viel zu gute Vorſtellungen.

Neben jeder dieſer Stallhütten iſt, ſtatt der Scheune, ein noch elenderer Seitenbehälter zur Aufbewahrung des Feldgeräthes und der Aernte. Selten ſieht man die Wohnungen einzeln. Meiſtens liegen ſie in kleinen Weilern, denen der Lappen und Kamſchadalen ähnlich, am Geſtade, nie auf Anhöhen. Letzteres verhindert der Wind und die Macht der Stürme. Darum errichtet man auf den Berghöhen auch keine Sommer- oder Sennhütten, wie man doch dergleichen noch in Hochſchottland unter dem Namen der „Sheelings“ kennt. Ohnedem wächſt droben des Futters wenig. Das Vieh weidet das ganze Jahr hindurch nur auf den niedrigen Hügeln. Angebautes Feld erblickt man nirgends, als in der Nähe der Dörfer, doch nur ſpärlich. Da ſieht man hin und wieder auch ein Geſträuch oder einen Baum von Menſchenhand gepflanzt.

Im Jahr 1793 betrug (nach Headriks View of the Island of Arran) die Geſammtbevölkerung nur 5804 Seelen; im Jahr 1801 nur noch 5179. Woher eine ſolche Abnahme in ſo kurzer Zeit? — Vermuthlich rührt ſie von Auswanderungen her.

Man hat von dieſen fortdauernden Auswanderungen der Menſchen aus Britannien keinen Begriff in Europa. Sie geben von der allen Menſchlichkeitsſinn zerſtörenden Geld-, Maſchinen- und Luxuswirthſchaft der Engländer das traurigſte Zeugniß. Als nach Verſchmelzung Hochſchottlands mit dem übrigen Reiche die bisherigen Stammhäupter ihrer alten Hoheit über die Clans beraubt waren, und ſie ſahen, daß ihnen eine zahlreiche Mannſchaft nichts mehr nütze, um Anſehen zu haben, ſuchten ſie auf andere Weiſe Glanz. Sie vereinigten viele kleine Päch-

Digitized by Google

tereien in einzelne große. Die trugen ihnen ſchon darum mehr ab, weil weniger Menſchen darauf ſaßen, folglich auch weniger verzehrten. Weil Schafzucht mehr Geld abwarf, als anderer Bau des Erdbodens, verwandelte man Alles in Weideland für das Wollenvieh. Was blieb nun den vielen eigenthumsloſen Familien, die nichts mehr zu leben hatten, übrig, als fort und fort nach Amerika auszuwandern, um dort mit dem Reſte ihres erworbenen oder zuſammengebettelten Vermögens eine Scholle eigenen Bodens zu kaufen? So verdrängten die Schafe und Hammel die Menſchen vom Lande, welches ihre Väter mit ihrem Herzblute Jahrhunderte lang vertheidigen halfen. Mit der Abnahme der Bevölkerung iſt weniger Verdienſt für gemeine Handwerker, alſo ziehen auch ſie davon; und da Maſchinen leichter zu ernähren ſind und beſſer gehorchen, als Menſchen, werden mit ihrer Vervielfältigung die lebendigen Menſchen noch entbehrlicher. Das Beiſpiel von Tauſenden, die da auswandern, lockt endlich Tauſende zur Nachfolge, die allenfalls wohl noch im Lande bleiben könnten. — Um die Auswanderung nicht zu ſtark werden zu laſſen — denn mit bloßen Maſchinen kann man doch auch nicht Krieg in Spanien, Frankreich und Deutſchland führen; es gehören auch Menſchen dazu, um ſich für die Anſichten eines Miniſteriums todtſchieſſen zu laſſen —, wollte man Beſchäftigung für die Hungernden im Lande ſchaffen; man legte Landſtraßen an, unternahm den caledoniſchen Kanal. Allein die Menge der Menſchen konnte dabei nicht insgeſammt angeſtellt werden.

Die Einwohner von Arran ſind im Durchſchnitt häßlich, aber die Männer wohlgebaut, kräftig und ſtark. Das mühſelige Nothleben härtet ſie in ewigen Anſtrengungen ab Die Weiber verrichten alle Arbeiten, wie die Männer. Ihre Sprache iſt noch die alte Mundart der Caledonier und gaëliſchen Barden, doch ſchon häufig mit engliſchen Worten vermengt. Aber nur wenig Menſchen verſtehen eigentlich das Engliſche. Wenn ſie nun ſchon noch die Sprache ihrer Altvordern beibehalten haben, iſt doch die maleriſche, kriegeriſche Tracht der Bergſchotten längſt ſchon von ihnen gegen eine dem Lande und Himmelsſtrich angemeſſenere vertauſcht worden. Alle Männer gehen jetzt wie Matroſen gekleidet, im kurzen Wamms mit Langhoſen von einem blauen Zeuge, das auf der Inſel ſelbſt gemacht iſt. Uebrigens beſitzen dieſe Eiländer alle Eigenſchaften, die man noch bei den Hochländern und Hebriden wahrnimmt. Tapfer ſind ſie, unternehmend, an ihr Vaterland anhänglich und voll jenes gaſtfreundlichen Sinnes, der dieſes Volk ſeit vielen Jahrhunderten auszeichnete. Vielleicht hat kein Volk in Europa die Sitten der Alten ſo unverfälſcht bewahrt, als das in den Hebriden, und beſonders auf der Inſel Arran. Dazu trug ihre Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt wohl vorzüglich bei.

Aber auch die edle Tugend der Gaſtfreundſchaft wird durch das Maſchinenweſen der heutigen Staatskunſt ausgerottet werden. In dieſem Maſchinenweſen ſpielen bekanntlich die Douaniers und Schnüffler eine weſentliche Rolle. Denn dieſen Inſulanern iſt die Bereitung des unter dem Namen Whisky bekannten Kornbranntweins, die einzige Fabrikation, der einzige Erwerbs- und Handelszweig der Leute hier, auf's ſtrengſte verboten. Aber der Whisky von Arran wird in Schottland jedem andern vorgezogen, weil er beſonders gut bereitet wird. Nun

Digitized by Google

kommen jene königlichen Spürhunde und polizeilichen Schnüffler, mißbrauchen die Gaſtfreundſchaft der armen Hüttenbewohner, um Kornbranntewein, die verbotene Waare, auszuſtöbern. Daher, wenn die unglücklichen, immer geängſteten, oft getäuſchten Leute nur einen Fremden erblicken, fangen ſie ſchon an ihre Hütten zuzuſchlieſſen.

Hier, wie in den Hebriden, gilt der Dienſt zur See den jungen Leuten mehr, als Kriegsdienſt. Daher treten ſie auch lieber in dieſen, als in jenen. Auch ſind ſie zu jenem ſchon von Kindheit auf geübter. Die, welche auf der Inſel zurückbleiben, bringen die Zeit damit hin, ſich eine dürftige Nahrung zu verſchaffen. Drei Viertheile des Jahres geben ſie dem Fiſchfang nach. Der Golf von Clyde gibt ihnen Stockfiſch, Hering u. ſ. w. in Menge. Davon dörren und räuchern ſie Vorräthe für ihr Haus; den Ueberſchuß verkaufen ſie in benachbarten Seehafen. Aber die Ausfuhr iſt ſehr unbedeutend, im Verhältniſſe deſſen, was ſie unter einer verſtändigern Verwaltung werden könnte. Alle Männer ſind Fiſcher und auf dem ſtürmiſchen Meere gewandt. Im Sommer bearbeitet man den undankbaren Boden. Nebenbei ſpinnen die Weiber und Kinder die Wolle zu ihren Kleidern. Kartoffeln der Inſel ſind, nebſt den Fiſchen, die Hauptnahrung. Die Kartoffeln ſind von vorzüglicher Güte. Auch Roggen wird gebaut und etwas Waizen. Dünne Kuchen, von grobem Mehl gebacken, ſtellen hier wie im übrigen Hochſchottland das Brod vor.

Die evangeliſch-reformirte Kirche iſt hier, wie im übrigen Schottland, herrſchend und noch in aller Strenge der erſten Zeiten der Kirchentrennung; der Tempel ohne Schmuck, ohne Glockenthurm, der Pfarrer ohne Mantelkleid im ſchwarzen Rocke. Er lieſet alle Sonntage eine engliſche und eine gaëliſche Predigt ab, zu der die Leute mehrere Stunden weit über hohe Felsberge und reiſſende Bergſtröme, „Glens“ genannt, zahlreich mit eifriger Frömmigkeit herbeikommen. Denn die Inſel iſt nur in zwei Kirchſpiele, Kilbride und Kilmorie, getheilt.

Uebrigens ſind die gutmüthigen Leute froher Laune, ſingen und tanzen gern. Ihre Tänze heißen im Lande „Reels“. Da ſucht ſich denn Jeder in Gewandtheit hervorzuthun, um die verſchiedenen Schritte und Kraftwendungen zu machen, die zu dieſen Nationaltänzen erforderlich ſind. Sie tanzen nach den wilden Tönen der Bockspfeife; die Tonweiſen ſind wenig abwechſelnd, aber das Zeitmaas ſcharf genug ausdrückend. Gern hören ſie noch auf dieſem Inſtrumente die Tonſtücke, durch die ihre Väter in den Schlachten zum Kampfe begeiſtert wurden, oder die Geſänge des hohen Alterthums, welche ſich überlieferungsweiſe fortpflanzen.

Körperliche Stärke gilt ihnen noch als etwas Hochbewundernswürdiges, wie den Alten. „Das da iſt der ſtärkſte Mann der Inſel!“ ſagte ein Arraner, und zeigte auf einen großen, breitſchultrigen Mann hin: „Als er eines Tages auf einer Hochzeit war, wo der Zank zweier Gäſte endlich zum Zank Aller ward, wollte er Frieden ſtiften, weil ſich Alle anfingen zu ſchlagen. Nun fielen ſie insgeſammt über ihn her, und er ſtritt allein wider Alle und machte die halbe Hochzeit nieder.“ — Das Letztere ſprach er mit großem Nachdruck, um Erſtaunen zu äuſſern und zu erregen. Das „Niedermachen“ heißt bei den Leuten nicht nur Tödten, ſondern auch Beſiegen durch Schläge, und im letztern Sinne iſt's hier genommen. — Die Hochachtung,

Digitized by Google

mit der man überall den ſtarken Mann auf Arran behandelte, der übrigens von Natur ſehr ſanftmüthig war, erklärte, wie im höhern Alterthum körperliche Stärke in den Rang der Helden und Halbgötter verſetzen konnte; und was würde dieſer Ueberwinder einer halben Hochzeit im Zeitalter Fingals Ehrfurcht eingeflößt haben!

Gräber aus alter Galenzeit ſind noch ſichtbar. Spuren römiſcher Denkmale findet man keine. Die Weltüberwinder beſuchten wohl die arme Inſel ſchwerlich. Auch von däniſchen Denkmalen ſieht man, auſſer einem Theile der Burg von Brodik, nur wenige Trümmer. Die häufigſten Ueberbleibſel des Alterthums ſind jene großen Haufen von Geröllſteinen auf dem Gipfel der Hügel. Man nennt ſie hier, wie in Schottland, „Cairns". Vermuthlich ſind es Anzeichen der Sieger, welche ſie zum Andenken einer gewonnenen Schlacht hinterlieſſen. Auch große, aufrecht geſtellte Steine, zehn Schuh hoch über der Erde vorragend, unten drei Schuh breit, von der Hand der alten Caledonier über die Gräber ihrer Helden hingepflanzt, ſind gemein. Unweit Sbiskin iſt eine große Menge ſolcher Steine in der Runde herumſtehend. Ihre Bedeutung iſt verloren. Der Name Druidenkreis erklärt ſie nicht. Die Arraner ſelbſt wiſſen darüber keine Auskunft zu geben. Sie erzählen, ein Rieſengeſchlecht, welches vorzeiten dieſe Inſel bewohnte und Hirſche und Dammhirſche in nun verſchwundenen Wäldern jagte, habe jene einfachen Denkſteine aufgerichtet. Noch wiſſen alte Leute gaëliſche Geſänge von den Rieſen zu ſingen, worin deren Kämpfe beſchrieben ſein ſollen.

Wohl den Rieſen auf Arran, daß ſie noch Wälder hatten! — Jetzt fehlt den Arranern das Holz ſchon ziemlich. Man hat angefangen, auch Lärchbäume hier, wie in Schottland, zu ſetzen. Sie gedeihen wohl. Es ſind nun ungefähr fünfzig Jahre, daß die erſten Lärchbäume aus der Schweiz auf die Güter des Herzogs von Athol in Schottland verpflanzt ſind. Man führt jetzt das Holz aus andern Gegenden herbei, und es iſt folglich ſehr theuer. Auch Alles, was zur Bekleidung und Verfertigung von Haus- und Feldgeräth erforderlich iſt, gehört zur Einfuhr.

Hingegen zur Ausfuhr gehören, auſſer dem Whisky und den eingeſalzenen oder geräucherten Fiſchen, eingeſalzenes Rind- und Schaffleiſch und Schlachtvieh. Man ſieht hier keine Wieſen und Viehweiden für die Schafe und Kühe. Sie treiben ſich im Moorlande und Haidekraut umher. Die Schafe von Arran ſind dazu noch klein und häßlich; ihre grobe, ſtruppige Wolle iſt von geringem Werth, und wird auſſerdem noch gewöhnlich von dem hohen, ſtechenden Haidekraut weggeriſſen. Man ſieht ſie daher zerſtreut und halbnackt und frierend umherirren, wo ſie dann der Hirt wohl von vorn mit einem kleinen Wollenwamms bedeckt. Alſo tritt hier der merkwürdige Fall ein, daß der Menſch, ſtatt von ihnen Bekleidung zu empfangen, ſie den Schafen geben muß. Das Haidekraut (Erica vagans und tetralix) und der Stachelginſter (Ulex europaeus) bedeckt Alles, was nicht Felſen iſt. Freundliche Geſträuche gibt es, auſſer neulich erſt gepflanzten, ſehr wenige. Die vier bis fünf Schuh hohe Zwergbirke (Betula nana) iſt noch am gemeinſten. Da ſchwärmen nun die zahlreichen Heerden in voller Freiheit umher, die man nur des Fleiſches willen zieht, das für die Marine und für die Soldaten eingeſalzen wird.

Digitized by Google

Häufig findet man junge Lämmer todt im Gebirge und in den trockenen Betten der Bergrunſen, die vom Sturm und Wetter über ſchroffe Felſen heruntergeſchleudert, oder von Adlern und andern Raubvögeln, deren die Inſel voll iſt, halb verzehrt ſind.

Die Kühe und Ochſen ſind ſehr kleiner Art, meiſtens ohne Hörner. Die erſtern geben nur wenig Milch, woraus man kleine, kraftloſe Käſe macht. Schweine gibt es wenig; ſie ſind gelblich, kurzbeinig, klein, mit aufrecht getragenen Ohren. Doch ihr Fleiſch iſt zart und trefflich. Der Hochländer aber hat ein Vorurtheil dagegen, und ſcheut ſich, davon zu eſſen. Dammhirſche, Rehe und Hirſche gibt es noch genug, eben ſo Haſen und Kaninchen in Menge. Die Ziegen, ſonſt zu den Hausthieren gezählt, ſind hier in den Stand der Wildheit zurückgetreten. Sie leben heerdenweiſe auf den einſamen Höhen des kahlen Gebirgs. Wenn der Winter ſie in die Thäler treibt, pflegt man ſie wegen des Fells und Fleiſches häufig zu ſchieſſen.

Die ganze ſüdliche Hälfte von Arran beſteht aus Kalk- und Sandſteinlagern, die ſich auf der Oſtſeite in einem ſchmalen Streifen längs dem Meere auch bis zur Nordſpitze der Inſel hinziehen. Die nördliche Hälfte des Eilandes beſteht aus Urgebirg, nämlich Granit, Thon- und Glimmerſchiefer. In der Kalk- und Sandſteinformation, beſonders an der Oſtſeite, findet man häufig Trappgebirg, Baſalte, Grünſtein, Wakke und Trapp-Porphyr.

Die Geſchichte des gelben Fiebers zu Barcelona im Jahr 1821.

Als Seitenſtück zu der im vorigen Jahre (Ueberlieferungen 1821, S. 513 bis 532) mitgetheilten Geſchichte des gelben Fiebers von Cadix im Jahr 1819 liefern wir hier die Darſtellung der zwei Jahre ſpäter unter ähnlichen Umſtänden und nicht weniger mörderiſch ſtatt gefundenen Seuche von Barcelona, im Auszuge des hiſtoriſchen Theils von dem amtlichen und auf Befehl der Regierung gedruckten, aber einſtweilen durch den Buchhandel noch nicht verbreiteten Bericht der zu Beobachtung der Krankheit nach Spanien geſandten franzöſiſchen Aerzte (*Rapport présenté à son Excellence le ministre secrétaire d'état au département de l'intérieur, par la commission médicale envoyée à Barcelone. A Paris, de l'imprimerie royale*, 1822. *in*-8.). Ein zweiter Abſchnitt, welcher dieſem erſten, die Geſchichte der Krankheit befaſſenden, folgen ſoll, wird die Geſchichte und Würdigung der dagegen angewandten ſanitätspolizeilichen Anſtalten enthalten.

Die von der franzöſiſchen Regierung für Beobachtung der mörderiſchen Seuche in Barcelona beauftragten Aerzte, die Herren Bally, François, Mazet, Pariſet und Rochoux, waren am 28 September 1821 zu Erfüllung ihres Auftrags von Paris abgereiſet, und ſie trafen am 9 Oktober an dem Ort ihrer Beſtimmung ein.

Wir waren — ſo drückt ſich ihr Bericht aus — ohne alle vorgefaßte Meinung über die Natur der Krankheit, darin übereinſtimmend, nur mit eigenen Augen ſehen und darnach urtheilen zu wollen; nebenbei aber fanden ſich unſere Anſichten getheilt. Die Herren Bally und François,

Digitized by Google

welche das gelbe Fieber auf den Antillen, zur Zeit, wo ganze Kriegerſchaaren davon hingerafft wurden, geſehen und behandelt hatten, konnten, wofern die Krankheit in Barcelona die nämliche wäre, an dem anſteckenden Karakter derſelben nicht zweifeln. Die Herren Pariſet und Mazet waren, ihren in Cadix geſammelten Erfahrungen zufolge, gleicher Meinung; Herr Rochoux hingegen hegte eine entgegengeſetzte Anſicht. Er hatte nämlich in Guadeloupe das gelbe Fieber behandelt, welches auf dieſer wie auf den übrigen Inſeln die angewöhnten oder eingebornen Organiſationen verſchont, und meiſt nur die neuen Ankömmlinge aus Europa befällt. Die Anzahl dieſer letztern iſt aber gewöhnlich nur klein, beſonders auf Guadeloupe. Sie zerſtreuen ſich bald in der Kolonie, und erleiden das gelbe Fieber, ohne ſich daſſelbe eigentlich mitzutheilen, auſſer in den ſeltenern Fällen, wo ſie ganz nahe beiſammen leben, und wo dieſe Nähe allerdings die Krankheit befördert und beſchleunigt Dazu kommt, daß der neuen Ankömmlinge ungewöhntes und erregbareres Temperament eben dadurch auch einen entſchiedenern Entzündungskarakter veranlaßt oder annimmt. Die beſten Aerzte auf den Antillen ſind über dieſes gedoppelte Verhältniß einig, und Herr Rochoux, von ſeinen eigenen Erfahrungen ausgehend, hält ſich, mit Beiſeitſetzung der erſtern, ausſchließlich nur an die letztere Erſcheinung, demnach er das gelbe Fieber als ein klimatiſches, weſentlich entzündliches Fieber anſah, das keinen anſteckenden Karakter trage und zunächſt durch die Hitze begründet werde. Die Berichte aus Barcelona ſchienen indeſſen auch ihm allmälig bedenklicher vorzukommen, und er hatte uns mehrmals auf der Reiſe die ſeltſame Aeuſſerung gethan: „Die Krankheit in Barcelona iſt entweder das gelbe Fieber der Antillen, oder ſie iſt es nicht. Iſt ſie es, ſo kann ſie nicht anſteckend ſein, und wir werden dieſelbe gemeinſam beobachten; iſt ſie es nicht, und ſollte Anſteckungsgefahr dabei obwalten, ſo bin ich nicht beauftragt, eine Krankheit ſolcher Art zu erforſchen: ich würde mich in dieſem Falle ſogleich von Ihnen trennen und zurückreiſen.“ Unſere Erörterungen ſchloſſen aber jedesmal mit der gegenſeitigen Zuſicherung, daß wir unbefangen und mit möglichſter Sorgfalt beobachten, und nur das Ergebniß ſattſam wiederholter und ächter Beobachtung für erwieſen nehmen wollen.

Die erſten Kranken bekamen wir ſchon am Tage unſerer Ankunft zu Geſicht; am folgenden Tage (10 Okt) wurden wir den Behörden vorgeſtellt; einige Aerzte beſuchten uns, und wir hinwieder machten von nun an vielfältige Krankenbeſuche. In der Nacht vom 12 auf den 13 ward Herr Mazet, welchem wir Ruhe empfohlen hatten, und der nur erſt zwei Kranke geſehen und berührt hatte, von der Krankheit ergriffen, die ſich am neunten Tage mit dem Tode endigte. Die Herren Bally, François und Pariſet nahmen hierauf ihre Wohnung im franzöſiſchen Konſulathauſe, und blieben von da an unzertrennlich. Herr Rochoux hingegen trennte ſich von ihnen. Alles, was er nach der Ankunft in Barcelona ſah und hörte, vollends dann aber das Schickſal des Herrn Mazet, hatte ihn dermaßen beſtürzt, daß er ſchon am 14 ſeine Rückkehr beſchloß, die Stadt verließ und ſich als nicht weiter zu den ärztlichen Kommiſſarien gehörend betrachtete. Schon am 12 Okt. hatte er das Geſtändniß abgelegt: „Nach der Wuth, glaube er,

Digitized by Google

sei die wirklich vorhandene Krankheit diejenige, welche die größte Ansteckungsgefahr mit sich führe.“ Dies waren seine eigenen Ausdrücke. Seine späterhin aus Gracia, aus San Gervasio und Saria eingesandten Erklärungen besagen: „die Krankheit von Barcelona trage zwar die Hauptkaraktere des gelben Fiebers der Antillen an sich; es sei dieselbe davon aber wesentlich verschieden durch die ihr unläugbar inwohnende Ansteckungskraft und durch die Gefahr des antiphlogistischen Verfahrens, das sich so wohlthätig auf den Antillen und so verderblich in Barcelona gezeigt habe.“ Der Doktor Andouard, welcher, vom Kriegsminister gesandt, am 23 Okt. in Barcelona eintraf, wählte sich seine Wohnung im Pflanzengarten, und beobachtete absönderlich, ohne Verbindung, obgleich in allgemein gutem Einverständnisse mit den drei Aerzten, welche diesen Bericht erstatten; der seinige wird demnach abgesondert erscheinen. In der Nacht vom 24 auf den 25 Okt hatte die Krankheit beinahe gleichzeitig die Herren Bally und Pariset ergriffen; sie war beim erstern bedeutender, als beim letztern, dem eine anwohnende Neigung zum Schweiße zu gut kam. Herr Pariset konnte am 2 Nov. und Herr Bally ein paar Tage später wieder ausgehen. Herr François hatte inzwischen die Besuche in der Stadt und im Hospital fortgesetzt und die Leichenöffnungen angefangen, wobei ein freiwilliger Gehilfe, der von Perpignan gekommene junge Herr Jouarii, welcher später auch selbst von der Krankheit befallen worden ist, ihm vortreffliche Dienste leistete. Vom 6 bis zum 19 Nov. befanden sich alle drei Aerzte wieder in voller Thätigkeit; dieser Zeitraum war an Ergebnissen der Beobachtung und der Erfahrung ausgezeichnet reich. Am 20. Nov. verliessen die drei Aerzte die Stadt, um ihre erste Quarantaine in Mont Alegre zu machen, von wo sie am 8 Dez. die Rückreise nach Frankreich antraten und am 11 im Lazareth von Bellegarde eintrafen. So viel über die persönlichen Verhältnisse der Berichterstatter.

Die Krankheit stellte sich dem Beobachter unter den nachfolgenden Erscheinungen dar: Plötzlicher Ueberfall, Schmerzen in Kopf, Hals, Rücken, Lenden und Gelenken; rothe Augen, erhitztes Antlitz, Herzgespann, Fieber; späterhin, nach einer trügerischen Ruhe von ein, zwei, drei Tagen, oder auch nur einer Frist von wenig Augenblicken, Bluten aus Nase, Zahnfleisch, Zunge, Mastdarm u. s. w.; ein peinliches Schluchzen, welches zu schmerzhaftem Aufschreien nöthigte; Erbrechen, entweder gallichter Stoffe, braun oder schwarz, kastanien-, kaffee-, schokoladefarbig, oder auch ein völlig blutiges; ähnliche Darmausleerungen; gelbe Färbung, entweder allgemein oder theilweise, der Conjunctiva oder der Haut; Sinken des Pulses und der Kräfte, Unterdrückung der Harnausleerung, oder weniger, trüber, brauner, schwarzer, mit Blut gefärbter Urin; kalte Gliedmaßen; völlige Entkräftung und vielfältig tödtlicher Ausgang: dies war der Inbegriff der Erscheinungen, welche uns die Krankheit bezeichneten, und mittels deren wir in ihr das gelbe Fieber erkannt haben, welches auf den Antillen und in den vereinten Staaten von Amerika vorkommt, auch seit dem Jahr 1800 mehrmals wiederholt in Cadix, Sevilla, Xeres, Malaga und andern Städten des südlichen und östlichen Spaniens gesehen ward.

Digitized by Google

Freilich waren jene furchtbaren Zufälle keineswegs immer in gleicher Zahl und in gleicher Stärke vorhanden; im Gegentheil ſtellte ſich die mannigfaltigſte Verſchiedenheit in ihren Verbindungen ſowohl als in ihrer Reihenfolge und Stärke dar: bald geſchah ihre Entwickelung langſam, aber mit allen ſchreckhaften Umſtänden begleitet, wie in dem Falle des Doktors Mazet; bald hingegen war ihr Ueberfall ſo plötzlich und heftig, daß der Tod noch vor ihrer vollſtändigen Entwickelung eintrat; oder die Zufälle waren hinwieder ſo mild, daß die Krankheit nur eine Unpäßlichkeit heißen konnte. Die Folge davon war, daß man eine Reihe von ſechs, acht und zehn Kranken ſehen konnte, ohne etwas wahrzunehmen, das die Natur der Krankheit und ihren ernſten Karakter verrieth; dadurch ſind dann eben auch einige übrigens verſtändige Aerzte vom erſten Anſchein getäuſcht und bei nur oberflächlicher und mangelhafter Prüfung verleitet worden, den Ausſpruch zu thun, die Krankheit ſei mit keiner eigenthümlichen Gefahr verbunden und vom gewöhnlichen Typhus nicht verſchieden: eine übereilte Erklärung, welche die traurigſten Folgen für Barcelona herbeigeführt hat.

Nachdem das Daſein des gelben Fiebers unzweideutig ausgemittelt war, ſollte nun ſein Urſprung erforſcht werden. Hiefür boten ſich zwei Vorausſetzungen dar: der einen nach waren es Ortsverhältniſſe, welche die Krankheit begründeten; der zweiten zufolge mußten ihre Urſachen auswärts geſucht werden, oder, was gleich viel iſt, dieſelbe war von Auſſen eingebracht worden. Die Aerzte in Barcelona waren und ſind gegenwärtig noch hierüber in ihren Meinungen getheilt. Sehr achtungswürdige Perſonen hielten die erſtere Vorausſetzung für die richtige, und glaubten, ungeſunde Luftbeſchaffenheit und unreinliche Straßen ſeien die Urſachen der Seuche geweſen. Barcelona hat überhaupt enge und krumme Straßen, die ihrer Länge nach mit Abzugskanälen durchzogen ſind, welche den Unrath der Stadt dem Meere zuführen; dieſe Kanäle finden ſich mit großen, ungleichen, ſchlecht zuſammenpaſſenden Steinplatten bedeckt, die von den Wagenrädern zum Theil angegriffen, beſchädigt, hin und wieder auch verrückt wurden; die darin befindlichen Spalten ſind eben ſo viele Luftzüge, wodurch ſchädliche Dünſte ſich verflüchtigen und der Luft beigemiſcht werden. Es ſind dies unſtreitig Nachtheile, in einer Stadt zumal, wo überhaupt ein hoher Wärmegrad angetroffen wird. Fühlbar werden dieſelben aber doch nur zur Regenzeit, und unter Kataloniens ſchönem Himmel ſind Regenniederſchläge ſelten. Es regnete ein paar Tage nach unſerer Ankunft; und obgleich der Wärmemeſſer damals zwölf bis ſechszehn Grade zeigte, haben wir dennoch die in den Straßen eingeathmete Luft nicht merklicher verderbt gefunden. Ferner müßte wohl, wenn jene Urſache begründet wäre, ihr Ergebniß auch eben ſo beſtändig ſein, wie ſie ſelbſt, was jedoch gar nicht der Fall iſt; und endlich iſt die reinlichſte, geradeſte, breiteſte und luftigſte Straße von Barcelona (die neue Straße oder die Straße des Grafen von l'Aſolta) eben auch die, welche von der Seuche am ſchlimmſten mitgenommen ward, zumal in einzelnen Häuſern derſelben von ſiebenundzwanzig Einwohnern fünfundzwanzig geſtorben ſind. Wie ſoll man ſich dieſe Anomalie erklären, und wie ſollte die vermuthliche Urſache gerade da am ſtärkſten gewirkt haben, wo ſie gar nicht vor-

Digitized by Google

handen iſt? Anderſeits war es das kleinere Barcelonette, wo die Seuche zuerſt ausbrach, und eine reinlichere, geſundere, beſſer gebaute Stadt, als Barcelonette, läßt ſich nicht denken. Ihre völlig gleichförmigen Häuſer haben alle ein einziges Stockwerk, die Zimmer ſind geräumig und luftig. Es bilden die Häuſer gevierte Maſſen oder nicht ſehr große Stöcke (ilets), von Straßen eingefaßt, die fünfundzwanzig bis dreißig Fuß breit, geradlinicht die einen in der Richtung von Süd nach Nord, die andern von Oſt nach Weſt laufen. Das Ganze hat ein höchſt anmuthiges und gefälliges Ausſehen. Die kleine Stadt iſt auf einer Platteform erbaut, welche einerſeits den Hafen beherrſcht und anderſeits in ſanftem Abhange gegen das Meeresufer auslauft. Der Boden iſt ein Granitfels, welcher dem Waſſer keinen Aufenthalt geſtattet. Nach allen Seiten offen ſtehend, wird die Luft allezeit durch die Winde erneuert, und eine reinere Atmoſphäre kann nirgendwo gefunden werden. Wie ſollten dann örtliche Nachtheile die furchtbare Seuche begründen können, welche in Barcelonette zuerſt ihre Verheerungen angerichtet hat?

Mit den Beſchuldigungen, die dem Hafen gemacht worden ſind, verhält es ſich ungefähr eben ſo. Der Hafen von Barcelona iſt nicht groß; oſtwärts auf der Seite von Barcelonette wird er durch breite und hohe Steindämme begrenzt, die zwiſchen dem Hafen und der erſten Häuſerreihe einen überaus ſchönen Vorplatz bilden; weſtwärts gegen Barcelona iſt er von einer dichten auf den Felſen gebauten Mauer eingefaßt; nördlich, auf der Seite, wo der Palaſt des Gouverneurs, die Douane und die Zitadelle ſtehen, lauft er in eine Sandebene aus. Das Waſſer in der Mitte iſt wenigſtens fünfzehn Fuß tief; von den wogenden Wellen allezeit bewegt, werden von ihm auch ununterbrochen alle Zugänge des Hafens beſpült. Durch die weite Oeffnung gegen Süd-Süd-Oſt ſteht die ganze Hafenfläche dem Winde nicht minder zugänglich, als Barcelonette, und ihre Luft iſt eben ſo rein. Auf der Sandebene bemerkt man allerdings einige Waſſerpfühen, die jedoch nur wenige Klafter Umfang und nicht über drei Zoll Tiefe haben. Die Kanäle, welche den Unrath der Stadt führen, entleeren ſich zwar durch fünf Oeffnungen der Seemauer in den Hafen; es ſind aber dieſe Oeffnungen ziemlich ſchmal; drei derſelben ergieſſen ſich auf die Uferfelſen, welche ununterbrochen von den Wellen beſpült und gereinigt werden; die beiden andern laufen auf die Sandebene aus und entleeren ſich in einen Fluß, der längs der Seemauer hinzieht, bis er das Hafenwaſſer erreicht und ſich damit vereinbart. Die Länge dieſes kleinen Fluſſes beträgt keine hundert und fünfzig Fuß; manche von Auſſen herkommende, zum Waſchen, zum Mühlentrieb der Stadt u. ſ. w. dienende Bäche bilden ſeine Zuflüſſe; das Waſſer iſt jederzeit laufend und hell, ſo daß ſogar auch an ſeinem Ausfluſſe in die See, wo es demnach mit jeglichem Unrathe beladen iſt, dieſer ſich dem Geruchsſinn wenig oder gar nicht verräth. Wir haben den ganzen innern Umfang des Hafens öfters, zu allen Tageszeiten, und beſonders des Abends, wo die Dünſte am dichteſten über der Erde ſchweben, unterſucht. Es war Ende Oktobers und die Hitze noch ſehr groß; wir haben niemals einen widrigen oder verdächtigen Geruch verſpürt, und das Waſſer allezeit hell und klar gefunden.

Wären hier anſteckende Ausdünſtungen vorhanden, ſo müßten dieſelben mit der Hitze im

Digitized by Google

Verhältniſſe ſtehen und alſo von Jahr zu Jahr wechſeln; ſehr groß in heißen, minder bedeutend in weniger warmen Sommern ſein; gleichmäßig müßten auch ihre Wirkungen auf die menſchliche Organiſation wirkſamer im erſten, unbedeutender im zweiten Falle ſein. Vergleicht man nun aber die Sommerhitze von Barcelona in den Jahren 1820 und 1821, ſo ergibt ſich, daß dieſelbe im Jahr 1820 ungleich größer war, mithin jene durch die Hitze geſteigerten Ausdünſtungen ſich vom Hafen über beide Städte verbreiten und ihre verheerenden Wirkungen zu Tage legen ſollten; es iſt dies aber durchaus nicht geſchehen.

Mit Recht darf darum jene erſtere Vorausſetzung völlig unwahrſcheinlich, grundlos und auch wohl ungereimt genannt werden. Von wie vielen Seuchen Barcelona ſeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auch heimgeſucht worden iſt, wie ausgedehnt ſein Handel und wie dürftig ſeine Polizeianſtalten auch ſind, ſo iſt dieſe Stadt doch ſeit mehr als hundert Jahren für eine der geſundeſten in Europa gehalten worden. Ihre Bevölkerung, wohlhabender als andere, weil ſie arbeitſamer iſt, genießt hinwieder einer beſſern Nahrung und Pflege. In dieſer Hinſicht mag Barcelonette etwas zurückſtehen; doch erſcheint der Unterſchied nicht groß, indem der kleine Ort ein Mittelpunkt für Arbeiten und Geſchäfte wie für Vergnügungen iſt. Es wohnen daſelbſt viele vormalige Schiffskapitäne und Kaufleute. In beiden Städten ſind, zumal im Sommer, der gewöhnlichen Krankheiten nur wenige. Im Spätjahr ſieht man einzelne Wechſelfieber, die in Menge vorkommen müßten, wenn die ſchädlichen Ausdünſtungen wirklich zuzegen wären. Aus allen Umſtänden zuſammengenommen läßt ſich aber folgern, daß die Urſache des furchtbaren gelben Fiebers weder in nachtheiligen Verhältniſſen der Oertlichkeit oder der Konſtitution der Einwohner, noch in Fehlern der Lebensart zu ſuchen iſt. Mit einem Wort, es kann dieſe Urſache keine innere und einheimiſche ſein; ſie bildet ſich nicht von freien Stücken in Spanien aus, ſondern es iſt dieſelbe dem Lande fremd, und ſie wird von Außen eingebracht.

Um dieſe auswärtige Herkunft deutlicher zu machen, muß man ſich erinnern, daß im Jahr 1821, während der Monate April, Mai, Juni und bis zu Ende des Juli, die Temperatur in Barcelona, nachdem ſie in jedem der drei erſten Monate einen einzigen Tag 11, 13 und 15 Grade der Reaumurſchen Skale erreicht hatte, auf 19, 20, 21 und 22 Grade anſtieg; eine Wärme, welche für die Entwickelung und Verbreitung ſchädlicher Ausdünſtungen völlig hinlänglich geweſen wäre. Dennoch aber iſt von Krankheiten keine Rede und der Geſundheitszuſtand der Stadt vortrefflich geweſen. Am 12 Juli ſollte der Jahrestag der Kundmachung der Verfaſſung gefeiert werden; die Witterung hinderte dies, und das Feſt mußte auf den folgenden Sonntag (15 Juli) verſchoben bleiben. An dieſem Tage war das Wetter ausnehmend ſchön. Von früh Morgens an ſah man die Ufer, die Seemauer, die Hafendämme und die weite Eſplanade von Barcelonette mit einer Menge Menſchen bedeckt. Die ganze Bevölkerung von Barcelona hatte ſich auſſer die Stadt begeben. Es waren Fiſcherſtechen angeordnet, welche Jedermann ſehen wollte. Die Fahrzeuge im Hafen füllten ſich mit Zuſchauern, welche den Tag über

Digitized by Google

mit der Schiffsmannschaft in Berührung aller Art kamen. Niemand klagte über Ungesundheit des Hafens, und noch viel weniger ward die furchtbare Gefahr der Umgebungen geahnet.

Damals befand sich eine beträchtliche Anzahl Schiffe im Hafen, fremde sowohl als spanische, und unter ihnen mehr als zwanzig, welche kürzlich aus Havanna und Vera-Cruz mit reichen Ladungen eingetroffen waren. Die Mannschaft einiger aus ihnen war in Havanna vom gelben Fieber ergriffen gewesen; andere hatten auf der Ueberfahrt Kranke und Todte gehabt. Die Leichen hatte man über Bord geworfen, aber die Betten, worauf sie am schwarzen Brechen gestorben, wurden aufbehalten; der Kapitän Simiane hat solche lusten gesehen, woran noch die Spuren des furchtbaren Erbrechens sichtbar waren. Den Schiffshauptleuten war es gelungen, die Aerzte der Sanitätspolizei zu täuschen, indem sie den Abgang der Mannschaft durch erdichtete Zufälle, wie z. B. das Herabstürzen vom Mastbaum u. s. w., erklärten; auch wurden, um der strengern Quarantaine zu entgehen, die Kranken gezwungen, sich sorgfältig anzukleiden und während der Untersuchung mit den übrigen Matrosen oder Passagieren auf dem Verdecke zu erscheinen. Nebenbei waren die Verbindungen aller im Hafen liegenden Schiffe unter einander ganz frei und unbeschränkt. Offiziere und Matrosen kamen und gingen vom einen zum andern, theils für mancherlei Tauschverkehr, theils zum Vergnügen. Sie erhielten Lebensmittel und also Besuche von Aussen. Packträger fanden sich zum Waarenausladen ein. Zimmerleute, Schlosser, Kalfaterer arbeiteten auf den Schiffen; Douanen- und Gesundheitsbeamte trafen zum Besuche ein. Die Schiffskapitäne liessen ihre Familien und Freunde an Bord kommen; Matrosen wurden von ihren Weibern besucht, die einige Tage verweilten. Wahrscheinlich haben manche dieser Besucher auf Bettstücken übernachtet, die den Verstorbenen angehört hatten. So vereinbarte sich dann Alles, um jene verderblichen Annäherungen, Berührungen und Vermischungen einer großen Zahl Menschen zu veranlassen, von denen fast überall in Spanien die Seuchen des gelben Fiebers ihren Ursprung genommen haben.

Eins der schönsten auf der Rhede befindlichen Schiffe, dessen Verhältnisse uns sattsam bekannt geworden, war der Groß-Türk, der am 29 Juni 1821 im Hafen von Barcelona eintraf. Auf der Fahrt nach der Havanna hatte er einen Sklaveneinkauf gemacht, und auf der Ueberfahrt von der afrikanischen Küste nach Cuba waren die Neger von einer bösartigen Ruhr befallen worden. Die Rückfahrt von Havanna nach Barcelona hatte er in einundsechszig Tagen gemacht. Bald hernach ließ der Kapitän, Herr Sagreras, seine Familie zu sich an Bord kommen. Seine Frau, die Kinder und eine Magd blieben einen oder zwei Tage auf dem Schiffe; gleich nachher erkrankte die ganze Familie, und ihre Glieder starben in Barcelonette. Diese Unvorsichtigkeit hielt den Hochbootsmann nicht ab, zum Feste des 15 Juli seine Frau, seine Schwägerin und seinen Schwager gleichfalls an Bord kommen zu lassen. Vierundzwanzig Stunden nachher erkrankten die zwei letztern Personen, deren die eine noch im Juli und die andere am 3 August gestorben ist. Bei allen diesen Kranken hatten sich das schwarze Erbrechen und die meisten Zu-

Digitized by Google

fälle des gelben Fiebers von Havanna gezeigt; dies wird vom Bootsmanne selbst, als von einem glaubwürdigen Augenzeugen, versichert.

Zunächst bei der französischen Brick, die Josephine, befand sich eine seit geraumer Zeit im Hafen von Barcelona verweilende neapolitanische Kriegs-Polacre, deren Matrosen häufig die andern Schiffe besuchten, um Käse zu verkaufen, wovon sie eine ansehnliche Ladung hatten. Dadurch waren sie mit der Mannschaft der Josephine sowohl als der von den Antillen eingetroffenen Schiffe in vielfache Berührung gekommen und auch wohl zum Ausladen der Waaren gebraucht worden. Drei Matrosen auf dieser Polacre erkrankten und starben unter heftigem Brechen, das einem schlecht verzinnten Fleischhafen Schuld gegeben ward; ein einsichtiger piemontesischer Arzt jedoch, der diese Kranken gesehen hatte, machte der versammelten Junta die Anzeige, sie seien an einem Petechial Typhus verstorben, und aus den amtlichen Berichten erhellt, daß bis zum 4 des folgenden Monats noch mehrere dieser Neapolitaner, unter ihnen auch der Sohn des Schiffskapitäns, verstorben sind; an diesen spätern Todesfällen konnte nun aber kein Grünspan die Schuld tragen. Bald hernach erkrankte der zweite Kapitän der Josephine, welcher viele Besuche auf andern Schiffen gemacht hatte. Er glaubte nur unpäßlich zu sein, und Herr Simiane behielt ihn an Bord; aber am 26 Juli früh Morgens stellten sich die furchtbarsten Zufälle ein. Gegen sechs Uhr war das schwarze Erbrechen eingetreten; er wurde nach Barcelonette gebracht, ein Arzt herbeigerufen (der seither verstorben ist), und gegen drei Uhr Abends starb er. Am 14 August brachte man die Mannschaft der Josephine ins Quarantainehaus, und auf der französischen Brick blieben einzig noch der Kapitän Herr Simiane, sein Bruder der Lieutenant und ein alter Krankenwärter. Der letztere erkrankte und starb. Schon am 17 beklagte sich der Bruder des Herrn Simiane über heftige Kopf-, Bauch- und Lendenschmerzen; auch hatte er alle Eßlust verloren. Am dritten Tage, bei zunehmender Krankheit, ward er ins Lazareth gebracht, wo er am 21 starb, mit allen Kennzeichen des legitimen gelben Fiebers, wie sich der Arzt des Lazareths, Herr Campmany, in einem an den französischen Konsul gerichteten Schreiben ausdrückt. Herr Simiane, der allein noch übrig blieb, bezog nun ein Zimmer in einem Gasthofe von Barcelonette. Nach acht Tagen erkrankte die Wirthin und starb am gelben Fieber; vier Tage später traf ihren Mann, der sie gepflegt hatte, gleiches Schicksal; ihnen folgten bald noch eine Magd und ein fünfjähriges Kind. Hr. Simiane entschloß sich, an Bord seines Schiffes zurückzukehren und sich selbst zu bedienen. Er blieb gesund, und er glaubt dies dem Umstand zurechnen zu können, daß er schon früher, im Jahr 1819, zu Sant-Yago auf der Insel Cuba am gelben Fieber krank gelegen hatte.

Unter solchen Umständen verbreiteten sich in Barcelona Gerüchte von verdächtigen Krankheiten, die im Bürgerspital, in der Stadt und in Barcelonette vorhanden sein und von kürzlich aus Amerika eingetroffenen Schiffen herrühren sollten. Die untergeordneten Sanitätskommissionen (Juntas) in Salon und Vilaseca hatten der Ober-Junta von Katalonien ähnliche Berichte übermacht. Die Gefahr kündigte sich gleichsam von selbst allenthalben an, und sie schrie laut

Digitized by Google

um Beachtung. Wenn gleich die Behörde in ihrer Berichterſtattung nur vom 3 Auguſt ausgeht, ſo liegt doch auſſer Zweifel, daß ſie das Uebel früher und von Anfang gekannt hat, zumal ſie ja auch bereits am 26 Juli die verdächtigen Schiffe in Quarantaine ſehen und die Mannſchaft davon wegbringen ließ; wahrſcheinlich aber waren die damals getroffenen Maasnahmen weder zuſammenhängend und umfaſſend genug, noch hinlänglich ſchnell wirkſam, und es kamen dieſelben auch wohl ſchon zu ſpät. Am 6 Auguſt erſt wurden die verſchiedenen Geſundheitskommiſſionen verſammelt, um wirkſamere Maasnahmen zu verabreden. Die Eröffnung und Verſorgung des Lazareths, welches alle Kranken aufnehmen ſollte, ward beſchloſſen, Dafür mußten ſämmtliche im Hafen vor Anker liegende Schiffe ſowohl als die Spitäler und die Häuſer in Barcelona und Barcelonette, worin ſich Kranke befanden, unterſucht werden. Der Hafen ward geſchloſſen, und jeder fernere Beſuch der Schiffe wurde unterſagt. Die Sperre gegen Barcelonette war damals auch vorgeſchlagen worden, aber aus Furcht, es möchte dies zu weit gegangen ſein, unglücklicherweiſe nicht angenommen. Später beſchloß man, der eine kleine Meile von Barcelona gelegene Palaſt der Vizekönigin ſoll für ein Lazareth eingerichtet und das nahe ſtehende Kloſter zum heil. Jeſus ſoll als Beobachtungshaus gebraucht werden; die fünf Fahrzeuge, welche Kranke gehabt hatten, der Großtürk, die Joſephine u. ſ. w., mußten theils nach Mahon abgehen, theils verſenkt werden.

Man ermangelte nicht, dieſe zweckmäßigen Maasnahmen als allzuſtreng zu tadeln, und die gerügte Strenge veranlaßte Mißvergnügen, welches durch die abweichenden Anſichten der von den Behörden zu Rathe gezogenen Aerzte unterhalten und vermehrt ward. Es befinden ſich in Barcelona verſchiedene Medizinalbehörden, die Munizipal-Sanitäts-Junta, die mediziniſche Akademie, die ärztliche Subdelegation u. ſ. w, von denen jede ihre eigenen Befugniſſe hat, durch die ſie von einander unabhängig, auch wohl nachſtrebend und auf einander eiferſüchtig werden. Sei es nun, daß dieſe Eiferſucht Veranlaſſung gab, oder daß die Neuheit der Krankheit einige hierin unerfahrne, ſonſt geſchickte und beliebte Aerzte irre führte, oder daß beide Umſtände zuſammenwirkten: ſo viel iſt gewiß, daß die Befinden der ärztlichen Behörden ſich jetzt dermaßen widerſprachen, daß, was die eine behauptete, von der andern geläugnet ward; die einen verſicherten nämlich, das gelbe Fieber der Antillen, eine Krankheit fremden Urſprungs und von höchſt anſteckender Natur, ſei vorhanden, während die andern nur eine durch Hitze und durch ortliche Urſachen geſteigerte Krankheit der Jahrszeit, ein unregelmäßiges Fieber, einen einfachen und nicht anſteckenden Typhus zu ſehen behaupteten. In beiden Fällen, ſollte man nun zwar denken, müßte das ſanitäts-polizeiliche Verfahren das nämliche ſein: die Kranken mußten abgeſöndert, und gegen das mindere Uebel ſollten ähnliche Vorkehrungen, wie das größere erheiſchen konnte, getroffen werden Aber Leidenſchaftlichkeit, durch Eigenliebe gereizt, erfaßte die Sache nicht aus dieſem einfachen Geſichtspunkte. Es ward für und wider geſtritten, die Gemüther erhitzten ſich, gehäſſige Umſtände traten hinzu, und man ließ ſich zu Extremen hinreiſſen, welche ans Unglaubliche grenzen.

Die Zwiste der Aerzte gingen ins Publikum über, und ihre unvermeidlichen Folgen blieben nicht aus. Die eine der zwei Meinungen war dem Privatvortheile vieler Personen dermaßen zusprechend, daß sie mit Wärme von ihnen erfaßt werden mußte, und leider war dies die verderbliche Meinung. Gegen die Aerzte, welche das Uebel erkannt hatten, wurden Verwünschungen aller Art ausgesprochen; man erklärte sie im höchsten Grade strafwürdig, und man nannte sie, unter Spott und Hohn, die Urheber des gelben Fiebers. Wie nachdrücklich nun auch unter solchen Umständen eine Verwaltungsbehörde handeln mag, so müssen doch lähmende Hindernisse aus jenen Zwisten nothwendig hervorgehen; und als die Fortschritte des Uebels größere Strenge erheischten, trat an die Stelle des Gehorsams offene Widersetzlichkeit. Die vier Gebrüder Prats, Zimmerleute in Barcelonette, hatten sich im Großtürk, auf dem sie arbeiteten, das entschiedenste gelbe Fieber geholt. Sie wurden ins Lazareth gebracht, wo sie bald nach ihrer Ankunft, am 14 August, verstarben. Dadurch kam nun das sonst schon verhaßte Lazareth in neuen Mißkredit. Sie hatten zu Hause ihren Vater und ihre Schwester angesteckt; der erstere sollte nicht ins Lazareth, sondern in ein angenehmes, am Meeresgestade befindliches Badhaus gebracht werden. Als er am 16 August unter einer Reiterbedeckung hierfür abgeholt ward, gerieth darüber die ganze Bevölkerung von Barcelonette in Aufruhr. Der alte Prats wurde seinen Begleitern entrissen und, in trauriger Verblendung, von einer sich herbeidrängenden Menge beider Geschlechter umarmt und geküßt; der Wahnsinn dieser Leute ging so weit, daß seine noch warmen, von Schweiß und schwarzem Erbrechen besudelten Leintücher begierig aufgegriffen, Gesicht, Brust und Gliedmaßen damit gerieben wurden, um hiermit die feste Ueberzeugung von der unschuldigen und nicht ansteckenden Natur des Fiebers recht unzweideutig zu Tage zu legen. Es dauerte nicht lange, so erhielten viele dieser störrischen Männer und Weiber den Lohn ihrer Unvorsichtigkeit und ihres Ungehorsams, indem sie das Schicksal von Prats theilten, der noch am nämlichen Tage gestorben ist.

Dies war das Ergebniß des verderblichen Zwiespalts der Aerzte. Die Verwirrung und der Widerstand dauerten fort bis tief in den Herbstmonat, und während dieses langen Zeitraums von Zügellosigkeit und Anarchie breitete die Seuche sich stets weiter aus; es wurden alltäglich neue Gegenden der Stadt von ihr ergriffen, und bald war das Uebel so allgemein, als es sein konnte. Bei der nun eingetretenen Verwirrung würde man vergeblich versuchen, ihm noch weiter Schritt für Schritt folgen zu wollen; desto gewisser hingegen ist, daß, nachdem das Ansehen und die Macht der Regierung einmal verkannt waren, die Widerspenstigen in jeder neuen Vorkehrung auch einen neuen Reiz zum Ungehorsam fanden, und daß, was Barcelona noch zu retten vermocht hätte, jetzt hingegen das verzehrende Feuer, womit die unglückliche Stadt überallher bedroht war, vielmehr noch anschürte. Nachdem die Seuche einmal eingedrungen war, folgten ihre Schläge einander so schnell, so überraschend, so vielfach und so empfindlich, daß ungetheiltes Schrecken nun eintrat. Am 12 Sept. verliessen die Ortsbehörden die jammervolle Stadt und zogen sich nach Esparraguera zurück. Ein großer Theil der Be-

Digitized by Google

völkerung folgte ihrem Beiſpiel. Wer eine Zufluchtſtätte auſſer den Mauern beſaß, Landeigenthümer, Kaufleute, Manufakturiſten, wohlhabende Krämer, einige Obere von Ordenshäuſern, und wer nur immer die Koſten des Aufenthalts auf dem Lande, in einem Gaſthofe, in einer Wirthſchaft oder auch nur in einer elenden Schenke beſtreiten konnte, der verließ Barcelona und ſuchte Unterkommen in einem Dorfe oder einem Städtchen im Umfang von einer bis ſieben oder acht Meilen. Die Auswanderung war ſo beträchtlich, daß, wenn diejenigen mitgezählt werden, welche zuvor ſchon in die lieblichen einſamen Wohnſitze der um die Stadt gelegenen Klöſter verſetzt wurden, die Zahl der einen und andern zur Zeit unſerer Ankunft über achtzigtauſend und demnach mehr als die halbe Bevölkerung der Stadt betragen mochte; wir fanden eben darum die Straßen ſo ſtill und verödet. Es war alſo eine Maſſe von etwa ſiebenzigtauſend Menſchen, worin das gelbe Fieber ſeine Verheerungen anrichtete; und wie ſchwierig es auch hält, in ſolcher Noth, wo alle Angaben verfälſcht, verkleinert oder vergrößert, aufs mannigfaltigſte übertrieben und entſtellt werden, genaue Rechnungen zu ſtellen, ſo glaubt man jedoch mit Wahrſcheinlichkeit annehmen zu können, es ſeien von jenen ſiebenzigtauſend Menſchen ſiebenzehn- bis achtzehntauſend durch die Seuche hingerafft worden. Daraus ergäbe ſich's, daß von vieren nur einer geſtorben ſei, während die tägliche Erfahrung gezeigt hat, daß von vier bis fünf Kranken kaum einer geneſen iſt. Woraus dann am Ende die Schlußfolgerung gezogen werden müßte, daß aus ſiebenzigtauſend Perſonen zwanzig- bis fünfundzwanzigtauſend von der Krankheit befallen und achtzehntauſend aufs mindeſte daran verſtorben ſind. Dieſe Anzahl begreift die während des ganzen Zeitraums der Epidemie gefallenen Opfer, und die Dauer dieſes Zeitraums befaßt hundert und einige Tage, von der letzten Woche des Auguſt bis zur zweiten Woche im Dezember, als den zwei bedeutſamen Anfangs- und Endpunkten der Seuche.

Während dieſer langen Zeit ſtieg die Zahl der täglichen Todesfälle allmälig auf das furchtbare Maximum, bei welchem innerhalb vierundzwanzig Stunden, durch vier Thore von Barcelona und Barcelonette, vierhundert und fünfundfünfzig Leichen abgeführt worden ſind. Wir beſitzen ein genaues Verzeichniß dieſer Ausgänge für den 7 Oktober, als den zweiten Tag vor unſerer Ankunft, an welchem die Zahl der abgeführten Leichen dreihundert und zweiundachtzig betrug, in einem Zeitpunkt, wo die Krankheit noch im Wachsthum begriffen war. Aus eben dieſen Verzeichniſſen ergeben ſich für die zweiundzwanzig Tage, vom 17 September bis zum 7 Oktober, viertauſend ſechshundert und dreiunddreißig Todesfälle, während in den amtlichen Bulletins die Zahl der täglichen Todesfälle zur Zeit des ſchlimmſten Standes der Krankheit im Durchſchnitt nicht über zweihundert angegeben ward, und die Geſammtzahl der Todten während der ganzen Epidemie das Gedoppelte jener zweiundzwanzig Tage nicht überſtieg. Leider ſind die zuverläſſigen Angaben, welche das franzöſiſche Konſulat in jenen zweiundzwanzig Tagen erhielt, nachher nicht fortgeſetzt worden. Es hat ſich die Seuche bei ihrer Verbreitung von Straße zu Straße und von Haus zu Haus ihre Schlachtopfer von jedem Alter, Geſchlecht, Temperament und Stande gewählt, mit dem Unterſchiede jedoch, daß überhaupt minderjährige Kinder und

Digitized by Google

wohlhabende Perſonen öfter verſchont blieben, als Erwachſene oder Dürftige und Unbemittelte; daß unter den Erwachſenen die zarten, weichen, biegſamen, an ſtarke Ausdünſtung gewohnten Perſonen ſeltener erkrankten, als trockene, warme, ſanguiniſche, kräftige, athletiſche Konſtitutionen; und daß, wenn mehr Weiber als Männer von der Krankheit befallen wurden, von den erſtern hinwieder verhältnißmäßig ungleich wenigere geſtorben ſind. Die Schwangern, welche erkrankten, haben meiſt Frühgeburten erlitten und ſind entweder an gewöhnlichen Zufällen oder an Blutflüſſen, die keine Kunſt ſtillen mochte, verſtorben. Unter den zeitigen Geburten ſind die einen am Leben geblieben, während andere frühe Opfer der Seuche wurden. Ein neugebornes Mädchen hat nur zweiunddreißig Stunden gelebt, und iſt, achtundzwanzig Stunden alt, vom ſchwarzen Erbrechen befallen worden. Gewiſſe Berufsarten ſchienen beim Ueberfall der Krankheit vorzugsweiſe gefährdet, jene der Feuerarbeiter nämlich. Die Schloſſer und Nagler, wenn ſie erkrankten, ſtarben meiſt alle; die Bäcker wurden, beſonders in Barcelonette, ſo ſchnell hingerafft, daß man beſorgt war, es würde Niemand mehr Brod backen. Die Wein- und Branntweintrinker ſtarben unfehlbar; gleichmäßig verhielt ſich's mit durch Ausſchweifungen entnervten und mit Perſonen, welche allzunahrhafte Speiſen, vorzüglich Fleiſchnahrung, genoſſen, während mäßige, nüchterne und ſolche, die mit Oel bereitete Pflanzenſpeiſen genoſſen, entweder überall nicht oder nur gelinde erkrankten. Es iſt, ſo viel uns bekannt ward, in dieſer Epidemie von Barcelona nicht, wie bei derjenigen von Cadix im Jahr 1800 und auch im Jahr 1819, bemerkt worden, daß die Krankheit Fremden gefährlicher als den Eingebornen geweſen ſei. Piemonteſer, Neapolitaner, Franzoſen, Holländer und Briten ſind zwar daran verſtorben, aber nur wenige, und man darf ſagen, daß überhaupt die Fremdlinge aus nördlichen Ländern in dieſer Epidemie minder gefährdet waren, als in denjenigen anderer ſpaniſcher Landſchaften, wo fünf Sechstheile derſelben geſtorben ſind. Franzöſiſche Flüchtlinge und Verwieſene, die ſeit einigen Jahren in Barcelona lebten, und durch Noth gezwungen Taglöhnerdienſte, theils als Krankenwärter, theils als Todtengräber, leiſteten, ſind meiſt verſchont geblieben. Mit einigen Ausnahmen ſind allerdings ſolche Perſonen, welche bereits das gelbe Fieber in den Antillen oder anderswo in Spanien erlitten hatten, verſchont geblieben. Wir ſagen, mit einigen Ausnahmen: denn Herr Bally, Mitglied der Kommiſſion, hatte das gelbe Fieber in den Antillen gehabt, und wir glauben zu wiſſen, daß Perſonen, die vor zehn, fünfzehn und zwanzig Jahren in Cadix und Malaga eben daſſelbe überſtanden hatten, in Barcelona daran verſtorben ſind. Man glaubt vollends auch Beweiſe zu haben, daß das gelbe Fieber von Barcelona gegen ſeine eigene Wiederkehr ſogar nicht immer ſchützen mochte, indem Perſonen, in ſehr kleiner Zahl freilich nur, die ſolches überſtanden hatten, nach einer gänzlichen und völligen Geneſung von beinahe ſechs Wochen zum zweitenmal damit befallen wurden; wenn nicht etwa lieber will angenommen werden, es ſei die Krankheit nicht völlig beendigt und die Geneſung nur ſcheinbar geweſen, was aber alsdann hinwieder ungefähr eben ſo beachtenswerth ſein müßte.

Bei einem Rückblick auf das Vorgeſagte und auf den Geſammtverlauf der Seuche von Bar-

Digitized by Google

celona möchte vielleicht die Anſicht nicht ungegründet ſein, nach welcher die Wirkung des gelben Fiebers ſich über die Geſammtbevölkerung der Stadt alſo verbreitet hat, daß, während ein Theil der Einwohner daran tödtlich erkrankte, bei andern hingegen nur ein ephemeres, mit ſtarkem Schweiße, zuweilen, aber ſelten, auch mit Hautausſchlag begleitetes Fieber erregt ward; hinwieder dann aber eine dritte Abtheilung Schmerz im Kopf, in den Lenden und allen Gliedern, Schwindel, Schwäche, Ohnmachten, ſchweren und unterbrochenen Schlaf, Mangel an Eßluſt, ſchlechte Verdauung und geſtörte Verrichtungen des Unterleibs, hartnäckige Verſtopfungen, gallichte oder wäſſerichte Durchfälle, und vollends jenes innerliche Uebelſein und die Lebensbangigkeiten erlitt, die wir an uns ſelbſt in vollem Maaſe erfahren haben. Somit wäre dann Niemand dem Wirkungskreiſe der Krankheit völlig entrückt geblieben, nnd dadurch würde ſich die übereinſtimmende Beobachtung erklären laſſen, derzufolge Jene, welche noch Kräfte genug hatten, um ihren Geſchäften nachzugehen und auf Straßen oder Spaziergängen zu erſcheinen, dennoch ein blaſſes, gelblichtes Antlitz, rothe Augen und ein zerſchlagenes Ausſehen zeigten, das durch einen unſichern und ſchwankenden Gang, wie er bei gelinder Berauſchung ſtatt findet, noch auffallender erſchien.

Nach dieſer geſchichtlichen Ueberſicht kehren wir zur nähern Erörterung der Herkunft und des anſteckenden Karakters der Seuche zurück. Zunächſt halten wir für eine unbeſtreitbar erwieſene Wahrheit, daß die Krankheit nicht vom Hafen, wohl aber von den aus den Antillen gekommenen Schiffen ausging, und daß ſie von dieſer erſten und einzigen Quelle abſtammend nach Barcelonette, nach Barcelona und einigen benachbarten Hafen durch die von ihr angeſteckten Perſonen übertragen ward. Dieſer erſte dem Thatverhalt enthobene Satz wird durch vielfache Zeugniſſe, wie durch den Gang der Krankheit und den Inhalt amtlicher Angaben, überall beſtätigt. Den letztern zufolge zerfallen diejenigen Kranken, welche nach den obbemerkten erſten und früheſten ins Lazareth gebracht wurden, in zwei Abtheilungen. Die einen gehörten den ſpaniſchen, neapolitaniſchen, engliſchen, franzöſiſchen im Hafen verweilenden Schiffen an, und waren theils Matroſen, theils Piloten, theils Offiziere, die alle entweder unmittelbar von ihren Schiffen oder aus dem kleinen Feldlager, in das ein Theil jener Mannſchaft verſetzt worden war, herkamen. Die andern, nicht zur Schiffsmannſchaft gehörenden, hatten Zutritt auf den Schiffen gehabt; es waren theils Handwerksleute, wie die Gebrüder Prats, oder Geſundheitswächter, Krämer, Bäcker u. ſ. w., oder Frauen, die ihre Männer beſucht hatten. Ueberall waren es Seeleute oder ſolche, die mit ihnen in Berührung geſtanden hatten, welche bei der erſten Erſcheinung des gelben Fiebers davon betroffen wurden. Weit entfernt, im Umfang von Barcelonette von freien Stücken entſtanden zu ſein, hat ſich daſſelbe allenthalben nur in Folge jener gefährlichen Vorgänge gezeigt. Nie iſt ein Uebergang deſſelben von der Stadt auf die Schiffe, hingegen allezeit das Gegentheil wahrgenommen worden; und dieſe beſtändige aus einem und demſelben Mittelpunkt beobachtete Herkunft einer neuen, dem ſpaniſchen Boden fremden, von allen andern verſchiedenen und bisher in Katalonien unbekannten, oder im Jahr 1803 augenblicklich nur im

Digitized by Google

Hafen von Barcelona, damals aber, wie dies auch im Jahr 1821 hätte geschehen sollen, alsbald und glücklich gedämpften Krankheit, — diese Umstände alle zusammengenommen sind, unsers Dafürhaltens, unwiderlegbare Beweise der vorhin ausgesprochenen Meinung.

Wenn denn nun aber das gelbe Fieber in Barcelona von den Schiffen in die Stadt gekommen ist, so fragt sich weiter: wie hat sich die Krankheit in dieser letztern verhalten? Vielleicht findet sich kein einziges Haus, worin der Erscheinung eines ersten Fieberkranken nicht der Reihe nach diejenige eines zweiten, dritten, vierten, fünften u. s. w. bis zu furchtbar großen Zahlen hinauf gefolgt wäre; zuweilen geschah dies nach zwei, drei, vier, fünf Tagen u. s. w., zuweilen am nämlichen Tage, nach wenigen Stunden oder Augenblicken. Alle, welche sich dem ersten Kranken genähert, ihn bedient, berührt, entkleidet hatten, die sich durch irgend eine Hilfleistung in seine Atmosphäre versetzt befanden oder seinen Hauch eingeathmet hatten, Gatten, Kinder, das Gesinde, der Beichtvater, der Arzt, der Notar, diese alle waren gleichmäßig mit dem Erkranken bedroht; oftmals wurden sie auch alle hingerafft, die einen früher, andere später, zuweilen augenblicklich und bevor noch der erste Kranke gestorben war. Diese Vervielfältigung der Krankheit geschah im gleichen Zimmer, oder von einem Zimmer zum andern, von einem Stockwerk zum andern, vom angesteckten Hause zur Wohnung des Nachbars, vom zweiten zum dritten und vierten Hause über, und so weiter von Straße zu Straße und vom einen Stadtquartier zum andern. Der Zusammenhang dieser Uebertragungen oder, wenn man lieber will, dieser einander folgenden Zeugungen erfolgte freilich nicht immer so regelmäßig und stetig. Bei den mannigfachen zwischen den Einwohnern einer Stadt bestehenden Verhältnissen, wo die nächsten Anverwandten und die vertrautesten Freunde manchmal in weiter Entfernung von einander wohnen, mußte der Fall oft eintreten, daß ein Kranker von einem Freunde besucht ward, der die Krankheit in seine am andern Ende der Stadt befindliche Wohnung brachte; noch viel öfter mußte eine solche Uebertragung von einem Hause in das gegenüberstehende geschehen, mittels einer der vielen offenkundigen oder heimlichen Verbindungen, welche die Nachbarschaft begünstigt. Merkwürdige, sprechende und überzeugende Beispiele solcher Fortpflanzungen in verschiedentlichen Richtungen und mit scheinbaren Sprüngen, wobei jedoch allezeit die Uebertragungen genau nachgewiesen werden, erzählt der Bericht der französischen Aerzte aus der Unglücksgeschichte von Barcelona mehrere, und er fährt hierauf also fort:

Was sollen wir vollends von Barcelonette melden? Von den siebenhundert Häusern dieser kleinen Stadt sind keine zwanzig verschont geblieben; und zehn dieser letztern waren von Personen bewohnt, die schon früher in Cadix oder in den Kolonien das gelbe Fieber überstanden hatten. Die einzige Behausung, die vielleicht wirklich von der Seuche unberührt blieb, ist diejenige eines Mattenhändlers; sie steht zunächst bei der St. Michaelskirche, fast mitten im Feuerherd der Ansteckung. Sonst überall drängten sich Jammer und Unglück mit der furchtbarsten Schnelligkeit; je zahlreicher die Haushaltungen waren, desto gräulichere Verheerungen ergaben sich unter ihnen, und so wurden zur Zeit, wo die Seuche ihren höchsten Grad erreicht hatte,

Digitized by Google

wo alle drei, vier, fünf Minuten ein Opfer ihr gefallen iſt, ganze Familien ausgerottet, Häuſer entleert, Straßen entvölkert und Quartiere verödet. Beim Durchwandern dieſer einſamen und lautloſen, zuvor ſo volkreichen und belebten Straßen, auf denen ſich nur einzelne Geneſende, mit Geſichtern wie vom Grabe erſtanden, blicken laſſen; bei Anſicht dieſer völlig leeren Häuſer, die theils von oben bis unten offen ſtehen, als wären ihre Bewohner entflohen, theils mit breiten Querhölzern vernagelte Eingänge haben, als ſollten ſie auf immer verſchloſſen bleiben; beim Nachdenken über ſo viele gelöſete Bande, über ſo viel herzzerreiſſende Schmerzen, ſo viel unterbrochene Arbeiten, zerſtörte Entwürfe, gehemmten oder vernichteten Wohlſtand; beim Hinblick auf die Quellen ſo vielfachen Jammers, auf die Irrthümer, den Mangel an Vorſicht, die abſichtlichen Täuſchungen, die Eiferſucht und Leidenſchaft, von denen jener ausging — fühlt das Gemüth ſich traurig mißſtimmt; nicht ohne bittere Seufzer erkennt und beklagt man die befangenen Leidenſchaften, welche im Herzen der Menſchen Eingang finden, und man trauert, wie über die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens, ſo nicht minder auch über die Gebrechlichkeit menſchlicher Vernunft.

Der Seuche verzehrendes Feuer ward vielfältig noch gerade auch durch alles dasjenige angefeuert, was ihr entgegenwirken ſollte, weil nämlich jede Annäherung, Berührung und Vermiſchung der Menſchen ihre Wirkſamkeit ſteigerte. Je genauer und inniger dieſe Berührung war, deſto plötzlicher und lebensgefährlicher zeigte ſich ihr Ergebniß. Dadurch geſchah es, daß die innige Vertraulichkeit zwiſchen Ehegatten, welche nebenbei die Kräfte des Lebens unmittelbar angreift, ſich ſo gefährlich erwies. Der Doktor Lopez hat uns erzählt, es ſei ſein Schwager am ſpäten Abend ſeines Hochzeittages zu einem Kranken gerufen worden. Der Kranke hatte das gelbe Fieber. Der Neuvermählte kehrte von dem Beſuche heim. Tags darauf hatte ſeine Gattin das gelbe Fieber, woran ſie am dritten Tage ſtarb. Der Gatte erkrankte am folgenden Tage und ſtarb am vierten.

Die Geiſtlichen, welche bei den Kranken Beichte hörten, befanden ſich in gleichem Verhältniſſe. Der Franziskanermönch Paul Ciuro leiſtete ſeine geiſtlichen Dienſte einer Frau, die das ſchwarze Erbrechen hatte, und er athmete ihre Ausdünſtungen ein; dies that er am 17 Oktober, am 19 war er eine Leiche. Der Pater Ferret aus dem Kloſter St. Philipp von Nery war beim Hinſcheid zweier Neffen zugegen geweſen, und es folgte der ſeinige ſchon nach drei Tagen einer dem Anſchein nach ſehr milden Krankheit; denn drei Stunden, ehe er ſtarb, war er noch aufgeſtanden und hatte einen langen Brief geſchrieben. Auf dieſem ehrenvollen, aber gefährlichen Pfade hat das furchtbare gelbe Fieber ſich in die meiſten Klöſter von Barcelona, die ihm hätten unzugänglich bleiben ſollen, eingeſchlichen. Als wir die Stadt verlieſſen, waren ſieben Ordensmänner der Dominikaner von St. Katharina, neun im Kloſter der Karmelitermönche, vier in demjenigen der Todeskämpfer (des agonisans), ſechs bei den Auguſtinern, zwanzig im Kapuzinerkloſter, dreizehn bei den kleinen Karmelitern, einunddreißig Franziskaner, ſechs barmherzige Brüder (dieſe ſechs waren die einzigen im Hauſe, welche Beichte gehört hatten), zwei bei den Paulinern u. ſ. w. geſtorben. Dieſe Ordensvereine hatten demnach, die einen den ſechsten oder

Digitized by Google

vierten Theil, die andern den dritten Theil oder die Hälfte ihrer Glieder eingebüßt; wobei beachtenswerth iſt, daß, mit drei einzigen Ausnahmen die Verſtorbenen alle Beichtväter geweſen ſind; daß öfters nach einem erſten am Vormittage gemachten Krankenbeſuche der Ordensmann ſich Abends niederlegte, um nicht wieder aufzuſtehen; daß im Kapuzinerkloſter der erſte Kranke am 2 Sept., bei den Franziskanern am 21, im St. Katharinen- und im Karmeliterkloſter am 27 und 28 beobachtet worden iſt, ſomit zur Zeit, wo die große Hitze vom Auguſt ſchon bedeutend nachgelaſſen hatte. Die Weltprieſter, Pfarrer und Vikarien, welche in beiden Städten gleich den Ordensmännern ihren Amtspflichten Genüge thaten, hatten auch gleiches Schickſal mit dieſen, und wurden in gleichem Verhältniſſe hingerafft. Mit den Aerzten, Wundärzten, Apothekern und ihren Gehilfen verhielt ſich's eben ſo. Von Anfang Auguſts bis Ende Novembers ſind ihrer mehr denn fünfzig verſtorben. Barceloncttc hatte alle die ſeinigen früh ſchon eingebüßt; die Junta ſetzte ein anſehnliches Taggeld für diejenigen feſt, welche die ärztliche Pflege übernehmen würden. Zwei unbeſchäftigte Aerzte in Garcia, die Herren Barcelo, Vater und Sohn, folgten dem Rufe, und Beide ſtarben bald, mit zwei Tagen Unterſchied, der Vater am 9 und der Sohn am 11 November.

Bemerkenswerth iſt hierbei, daß überhaupt die Spitalbeſuche den Aerzten weniger gefährlich waren, als die Beſuche in der Stadt. Nicht etwa, daß in den Hoſpitälern der Uebergang der Krankheit und die Anſteckung nicht oder unmerklicher ſtatt gefunden hätten, als in Privatwohnungen: ſie wurden vielmehr auch dort vielfältig und aufs unzweideutigſte wahrgenommen. Wir vernahmen aus dem Munde des erſten Profeſſors der Klinik, des Doktors Salva, daß eine der barmherzigen Schweſtern im Bürgerſpital, welche zweimal heimlich in Barceloncttc Beſuche gemacht hatte, von da mit dem gelben Fieber zurückkam; vier andere Perſonen erkrankten alsdann daran; hierauf ging es in die Abtheilung der Waiſenkinder, nachher in die der Gemüthskranken über. In die kliniſche Anſtalt ward am erſten Sonntag im Herbſtmonat ein vierzehnjähriges Mädchen aufgenommen, das den *cholera morbus* haben ſollte; das ſchwarze Erbrechen verrieth aber bald das Daſein des gelben Fiebers. Dieſes Kind war aus Barceloncttc gekommen; es genas wieder, aber drei kranke Weiber in den nächſten Betten ſind geſtorben. Im St. Marienſaal des großen Hoſpitals, welchen ein geſchickter Wundarzt von Barcelona, Herr Saint-Germain, beſorgt hat, bemerkte man, daß in einer Reihe von Betten und in gewiſſen Betten die Kranken ganz verſchiedener Art ſchnell vom gelben Fieber befallen wurden. Herr Saint-Germain ließ die Kranken wegbringen, ihre Bettſtücke und Kleider verbrennen, die Mauer weißen, und das Fieber war verſchwunden! Welche andere Anſteckung könnte hier vertilgt worden ſein, als die von den Kranken ausging? Dieſes einzige Beiſpiel dürfte dann auch wohl für die Entſcheidung der Frage zureichend gefunden werden. Wenn hier keine Anſteckung ſtatt gefunden hat, ſo gibt es überall keine in der Welt. In den Spitälern von Barcelona wie auſſer denſelben hat ſich das gelbe Fieber gleichmäßig anſteckend erzeigt, mit dem Unterſchied jedoch, daß der in den Spitälern zweckmäßig angewandte Luftzug die Kranken gleichſam

Digitized by Google

halb abſöndert (iſolirt), wodurch das Uebel geſchwächt, ſein Gang und ſeine Fortpflanzung unterbrochen und verzögert werden. Die langſamere Fortpflanzung muß nothwendig auch eine ſeltenere und minder offenbare ſein, und eben dadurch ſind gleich anfangs die Spitalärzte getäuſcht worden. Sie glaubten, die langſam vorrückende Krankheit ſchreite überall nicht vor. Sie läugneten ihren Karakter der Anſteckung und Uebertragung, und der erſte Fehler zog den zweiten nach ſich; denn als die Erfahrung bereits ſchon ihren Irrthum widerlegt hatte, beſaßen ſie den edeln Muth nicht, denſelben einzugeſtehen! — In den Privatwohnungen hingegen vereinbart ſich Alles, um den freien Luftzug zu hemmen: die Verhältniſſe der Straßen, wie die der Häuſer, und die Einrichtung der Zimmer. Jedes Bett iſt in einer engen Alkove eingeſchloſſen, die einen einzigen Ausgang hat, und worin die verſchloſſene und unbewegte Luft die Ausdünſtungen der Kranken allezeit aufnimmt und damit überſättigt wird. Sie fällt dem Geruchſinne widrig auf, und das Athmen fühlt ſich beengt. Doch folgt Jeder, der von einem Kranken berufen wird, dem Rufe, und begibt ſich in die Atmoſphäre, welche den oft ſo fürchterlich ſchnell ſich entwickelnden Krankheitskeim einimpft. Hier holte der unglückliche Mazet das Gift, dem er unterlegen iſt; er war von Herrn Rochoux begleitet, welcher ſelbſt auch die mehrere Tage dauernde Empfindung einer widrigen Schärfe im Schlunde verſpürt hat. Hierin alſo beſtand der Unterſchied zwiſchen dem Gang der Anſteckung in der Stadt und in den Spitälern: dort geſchah dieſelbe mit Blitzesſchnelle, hier hingegen langſam, gehemmt und zweideutig. Die Gewöhnung ſelbſt konnte mit dem Krankheitsſtoffe vertraut machen und den Ausbruch deſſelben zurückhalten; ſein langſames Eindringen ergriff dann aber auch die Organiſation um ſo inniger und zerſtörender. Unter den letzten Schlachtopfern der Seuche von Barcelona befinden ſich mehrere Aerzte und Gehilfen, die bis ans Ende in den Spitälern ihre Berufspflichten erfüllt hatten.

Aus allem Vorſtehenden aber ergibt ſich, daß in Barcelona, wie in Barcelonette, das gelbe Fieber nur da ſich gezeigt hat, wo es hingebracht worden war; und daß, mit ſehr wenigen Ausnahmen, die in keinen Anſchlag kommen dürfen, daſſelbe nirgendwohin auf andere Weiſe gebracht worden iſt, als mittels jener unvermeidlichen Berührungen, welche bei der den Erkrankten ſchuldigen Pflege unvermeidlich ſind. Wenn ein Menſch leidet, wie könnte man ihm Hilfe verſagen, und wie ſollte man ihm Hilfe reichen, ohne mit ihm in Berührung zu kommen? Hinwieder, wo keine Kranken aufgenommen wurden, wo jede unmittelbare und mittelbare Berührung oder Zuſammenhang mit denſelben vermieden wurden, da hat ſich auch die Seuche nicht eingeſtellt. Im Waiſenhauſe zum Beiſpiel, im Barmherzigkeitshauſe (maison de charité), in den Armenhäuſern (dépôts de mendicité), in den Gefängniſſen ſogar, wo ſonſt faſt überall und vorzugsweiſe die verdorbene Luftbeſchaffenheit durch örtliche Verhältniſſe verſtärkt wird, — von allen dieſen Anſtalten iſt durch beharrliche und ſtrenge Wachſamkeit alle Anſteckung abgewandt worden. Die Gefahr einer verdorbenen Luft, welche vom Hafen her kam, hätte man nicht abwenden mögen. Die gleiche Bewandtniß hatte es mit der Zitadelle. Ihre Lage iſt oben ſchon angegeben worden: ſie ſteht auf der Nordſeite des Hafens; die Südwinde führen ihr ſeine

Digitized by Google

Ausdünstungen zu; diese Winde wehen fast durchs ganze Jahr, und sie haben während der langen Dauer der Seuche nicht ausgesetzt. Die Garnison bestand aus zweitausend Mann, wovon ein Einziger gestorben ist, ein siebenzigjähriger Greis, von dem sich mit Zuverlässigkeit nicht sagen läßt, er sei am gelben Fieber verstorben. Ohne sich um die Natur seiner Krankheit zu bekümmern, ließ der verständige Gouverneur, Herr Puch, den alten Mann abgesöndert behalten, und nach seinem Tode wurden die Geräthschaften desselben verbrannt und sein Zimmer gereinigt. Die Zitadelle unterhielt keinerlei Verbindung nach Aussen, als die zur Einnahme von Lebensmitteln erforderlich war, und diese nur augenblickliche Verbindung ward unter sorgfältiger Aufsicht gehalten. Im Innern wurden eine bis ins Kleinliche beobachtete Reinlichkeit und ein beständiger Luftzug unterhalten. Die Mannschaft ward den ganzen Tag in den Waffen geübt oder zweckmäßig beschäftigt, so daß sie keinen Augenblick müßig blieb. Wofern die Ansteckung vom Hafen herkam, so mußte die öftere Erneuerung der Luft den zweitausend Bewohnern der Zitadelle lebensgefährlich werden; sie waren dadurch in die Lage derer versetzt, welche in der Umgebung Roms den von den pontinischen Sümpfen kommenden Winden ausgesetzt sind. Die Privathäuser blieben gleichmäßig verschont, zu Anfang wenigstens, wofern sie eben so streng bewacht waren. Aber ein Augenblick von Nachlaß oder Unvorsichtigkeit reichte auch hin, um eine in langer Zeit angewandte Sorgfalt unnütz zu machen. Man will hier des Schicksals des von einer französischen Familie beworbenen Gasthofes zum goldnen Brunnen (fontaine d'or) in Barcelona erwähnen. Im ersten Schrecken über die Erscheinung des gelben Fiebers faßten die Bewohner des Hauses (es waren ihrer nur acht) den Entschluß, sich bei hinlänglichem Speisevorrath in ihr Haus zu verschliessen und Niemanden einzulassen. So blieben sie achtundzwanzig Tage gesund und wohl; die Fenster und die innern Zimmerthüren wurden Tag und Nacht offen behalten, und während in den Nachbarhäusern tägliche Opfer der Seuche fielen, blieben jene gesichert. Nach Verfluß der achtundzwanzig Tage meldete sich der Sohn einer im Hause befindlichen Weibsperson als krank und von seinem Herrn (er arbeitete auf der Schreibstube eines Kaufmanns) entlassen. Das Mitleid siegte über die Vorsicht. Die Mutter erwirkte ihres Sohnes Aufnahme. Wir haben den unglücklichen Jüngling gesehen, wie er bewußtlos und unbeweglich auf einem Bette lag, dessen Leintücher und Decken durch Brechen besudelt waren; die weggebrochene Materie glich dem flüssigen Talge. Er starb in der Nacht vom 11 zum 12 Oktober. Am Tage nach seiner Aufnahme erkrankte die Mutter und die eilfjährige Tochter des Herrn Lapouge, auf deren Bett die Frau unvorsichtigerweise sich eine Stunde neben ihr hingelegt hatte. Beide sind gestorben, so wie auch des Kindes Vater. Wir haben diese Personen, zu unserm großen Leidwesen, unter allen Erscheinungen des furchtbarsten gelben Fiebers eine nach der andern sterben gesehen. — Dies waren beinahe allezeit die Ergebnisse der Berührungen; die Fälle sind ausnehmend selten, wo nicht entweder Krankheit oder Tod darauf erfolgt sind. Man beruft sich zwar auf eine große Ausnahme, die in der That aber auch nur eine scheinbare ist. Man sagt nämlich, es seien die Dörfer um Barcelona her von Kranken beinahe frei geblieben,

Digitized by Google

obgleich die mangelhaften Polizeianſtalten ihren Verkehr mit der Stadt nur wenig beſchränkten. Es iſt wahr, daß, obgleich auch in den Dörfern unzweideutige Beiſpiele der Anſteckung nachgewieſen werden können, das dahin verpflanzte gelbe Fieber überhaupt eher erloſchen iſt, als ſich weiter verbreitet hat. Dieſer auch in andern Gegenden Spaniens ſchon wahrgenommene Sachverhalt kann indeß nur darthun, daß das enge Beiſammenleben eines ſehr bevölkerten Ortes der Wirkung anſteckender Miasmen ungleich mehr ausgeſetzt iſt, als eine kleinere mehr vertheilte Menſchenmaſſe; er beweiſet inſonderheit auch die Wirkſamkeit eines vollſtändigen Luftzuges, und wenn im Spital des Seminariums zu Barcelona der Tag und Nacht offen behaltene Obertheil der Fenſter hinreichenden Luftzug für die Entfernung alles übeln Geruches und ſchädlicher Ausdünſtungen gewährte, ſo iſt leicht zu begreifen, wie viel mehr die nämliche Wirkung in Dörfern ſtatt finden mußte, die von allen Seiten frei ſtehend jedem Luftzuge geöffnet ſind. Wir wiederholen nochmals, durch den Luftzug werden die Kranken beim gelben Fieber gutentheils abgeſondert erhalten, und alle Abſonderung iſt ein Schutzmittel gegen dieſes Fieber. In Barcelona ſelbſt ſind die Quartiere, welche nur eine ſchwache Bevölkerung haben, keine Manufakturen beſitzen, in denen keine Arbeiter wohnen, und deren einzelne Häuſer mit Gärten umgeben ſind — alle dieſe, übrigens der angeblichen Anſteckung vom Hafen her nicht weniger als andere ausgeſetzten Quartiere ſind merklich verſchont geblieben. Die Klöſter, beſonders die Frauenklöſter, hätten alle verſchont bleiben ſollen; und wenn das gelbe Fieber da eingedrungen iſt, wenn es in Frauenkloſtern wie in Mannsklöſtern Verheerungen anrichtete, ſo kann nachgewieſen werden, wie es in die einen und andern von Außen her eingebracht worden war.

Wenn aber eine Krankheit aufgefaßt wird und ſich fortpflanzt, was folgt daraus? Daß ſie einen Keim, einen Grundſtoff, einen Gährungsſtoff beſitzt, welcher das Werkzeug ihrer Uebertragung iſt. Das Daſein eines ſolchen, zwar unſichtbaren, aber ſehr reellen Grundſtoffs halten wir für eine auſſer Zweifel liegende Wahrheit Sein Weſen iſt uns zwar unbekannt; dagegen glauben wir ſeinen Sitz nachweiſen zu können: 1) im Menſchen, 2) in den Geräthſchaften, 3) in Handelswaaren, und 4) in der nächſten Atmoſphäre der vorbenannten Dinge.

Zur Kunde von Nord-Afrika.

Von Nicht-Europäern *).

1.

Wenn man auf der einundachtzigtägigen Karavanenreiſe von Tripoli nach Tombuktu, von dem achten Nachtlager Bir-Termädan, fünf Tage lang das Herz von waſſerloſen Wüſten

*) In freien Auszügen aus den *Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale etc. par* C. A. Walckenaer, *membre de l'institut. Paris* 1821.

Digitized by Google

durchirrt hat, ſo gelangt man nach der Stadt Gadâmès, einer nichts weniger als kleinen Stadt, gebaut neben dem alterthümlichen Cadmus, von welchem noch bemerkenswerthe Ruinen übrig ſein ſollen. Sie iſt die Handelsniederlage für das Innere von Afrika. Hierher werden gebracht: Senesblätter, Seneſsſchötlein, Goldſtaub, Gummi, Neger und Negerinnen, die man zu Cachna, Burnu und Tombuktu gekauft hat, und die ſich von da aus in den Gerichtsbarkeiten der Barbarei und in der Levante verbreiten, auch wohl über Livorno und Marſeille nach Europa gehen. Die Stadt Gadâmès gehörte ehemals zu Tunis, und ſteht jetzt unter der Regentſchaft von Tripoli, welche die Einwohner nicht wenig mit Auflagen beläſtigt, und von den Kaufmannswaaren, welche die nach dem Innern handelnden Karavanen daſelbſt niederlegen, ſehr ſtarke Gebühren beziehen. Noch neuerlich hat der an der Spitze dieſer Regierung ſtehende Paſcha die Einwohner von Gadâmès gezwungen, ihren ganzen Handelsverkehr, den ſie auf eine ungleich vortheilhaftere Weiſe mit Tunis betrieben hatten, nach Tripoli zu verlegen, um ſeinen Zollhäuſern einen größern Gewinn zuzuwenden. Gadâmès liegt zwiſchen Gärten von Palmen, Dattel- und andern Bäumen. Eine einzige Quelle, deren Waſſer geſetzlich vertheilt iſt, bewäſſert dieſe Pflanzungen alle. Die Stadtverwaltung liegt in den Händen dreier der älteſten Sheiks oder Notabeln des Landes, welche über die Polizei zu wachen, Recht zu ſprechen und für die Vertheilung des Waſſers zu ſorgen haben. Die Frauen von Gadâmès gehen nie über die Straße aus; wohl aber beſuchen ſie ſich über die Terraſſen ihrer Häuſer, die alle gleich hoch ſind. Die Stadt hat gegen die Regierung von Tunis ſchon mehrere Belagerungen ausgehalten und ein Joch vom Nacken geworfen, um ſich ein anderes noch ſchwereres aufzuladen.

2.

Nach abermaligen langwierigen Märſchen durch verlaſſene Wüſten, in denen äuſſerſt ſelten etwas Waſſer zu finden iſt, erreicht man endlich, als Ziel der fünfunddreißigſten Tagreiſe, Agadly, eine von einem Mahomedaner Namens Bounâméh erbaute Stadt, die dem marokkaniſchen Zepter unterworfen und mit Waſſer reichlich verſehen iſt. Sie iſt die Hauptſtadt eines großen Landes, das Touat heißt und eine Menge von Städten und Lagern enthält, deren Einwohner ſich von Datteln, Milch und Maniokmehl nähren. Vier Tagreiſen weiter durch das Gebirge erreicht man, als einen Punkt zum Ausraſten, den Brunnen Bir-Ouellen. In dieſem Lande wohnen Araber, die unter ledernen Zelten hauſen, und deren Oberhaupt Kâoû jeder ſein Gebiet betretenden Karavane einen Zoll abfordert. Das Land Ouellen iſt reich an grünen Triften, auf denen Kameele weiden.

3.

Das Land der Touâreks, einer Völkerſchaft von Schwarzen, in welches die vierundvierzigſte Tagreiſe einführt, zeichnet ſich neben andern dadurch aus, daß daſelbſt die Männer vom Kopf bis zum Fuße verhüllt gehen, die Weiber hingegen, wider die Gewohnheit der Morgenländer, ſich unverſchleiert ſehen laſſen. Eben dieſe Weiber ſind über alles Maas hinaus und

Digitized by Google

bis zur Mißgeſtaltung dick und fett, und in demſelben Verhältniſſe unempfindlich und träge. Die Touâreks heirathen nach dem Gewicht. Je ſchwerer eine Frau wiegt, deſto ſchöner iſt ſie. Eine Touârek von zehn Zentnern gilt für eine Venus. — Zum Reiten bedienen ſich die Touâreks meiſtens ungemein behender Dromedare, die ſich, nach Maasgabe ihrer Schnellfüßigkeit, in verſchiedene Klaſſen theilen. Unter dieſen Thieren gibt es ſolche, die in einem Tage fünf Tagreiſen gewöhnlicher Kameele zurücklegen; dieſe heißen Kammaſſi (pentadiurnaires); andere machen in einem Tage ſechs Tagreiſen und heißen Saddaſſi (hexadiurnaires); noch andere legen in einem Tage zehn Tagreiſen zurück, und werden Achcharo (décadiurnaires) genannt. Es gibt auch welche, die in einem Tage nicht über drei Tagemärſche machen; dieſe nennt man Talâti (triadiurnaires). Mehrere arabiſche Stämme in den Staaten von Marokko ſind auf ähnliche Art beritten. Die Waffen der Touâreks beſtehen in Säbeln, die ſie ſehr geſchickt zu führen wiſſen; in ganz eiſernen Lanzen und Schilden, die mit der Haut eines Thiers überzogen ſind, das Aehnlichkeit mit dem Ochſen hat und Enir-Ainda heißt. Vor drei oder vier Jahren wagten dieſe Touâreks einen Einfall in das Gebiet von Tunis, zogen ſich aber wieder zurück. Man wollte ihnen nachſehen, konnte ſie aber, wegen der Schnelligkeit ihrer Dromedare, nicht einholen. In dieſem Lande fehlt es nicht an Weiden und Waſſer.

4.

Von der kleinen Stadt Mamoun an erreicht man in drei Tagmärſchen Tombuktu. Dies iſt eine große, offene Stadt, dreimal größer als Tripoli, von Backſteinen ſchlecht gebaut und ohne Mauern. Die Häuſer ſind niedrig, mit Kalk oder Mörtel beworfen, und hängen zuſammen. Einige haben ein Stockwerk; dies ſind die Wohnungen der Wohlhabenden, der Vornehmſten im Lande und der Kaufleute. Die Einwohner von Tombuktu ſind großentheils Krämer, Schneider, Weber, Grobſchmiede und Juweliere. Die Stadt liegt in einer Ebene, drei Viertelmeilen von einem Fluſſe, den die Eingebornen Nil nennen, und der vorzeiten ganz nahe an der Stadt vorbeigefloſſen ſein ſoll. Dieſer Fluß, der ſeinen Weg von Oſten nach Weſten nimmt, iſt ſchiffbar. Die Einwohner ſetzen aus Dielen, die ſie mit Stricken an einander binden, eine Art von Flößen zuſammen, auf welchen ſie nach Guinea reiſen, um Honig, Reis, Maniok, weiße Leinwand, Pulver, nebſt Negern und Negerinnen zu holen, die ſie bei der kleinen an ihrem Nil gelegenen Ortſchaft Kobra oder Gabra ausſchiffen, von da nach Tombuktu transportiren und weiter nach Aſien und Europa verſenden. Die Stadt, wo ſie die genannten Artikel einnehmen und wo ohne Zweifel eine Niederlage davon ſein muß, heißt Ouangara. In dieſer Stadt nähren ſich die Einwohner von den Körnern einer zur Regenzeit von ſelbſt aus der Erde hervortreibenden Pflanze, Awaggac genannt, die vor dem Herbſt eingeſammelt wird. Das Stroh davon dient dem Vieh zum Futter. Dieſe Awaggac-Körner werden zu Pulver geſtoßen, mit Milch eingeknetet, und ſind, nebſt Käſe und Fleiſch von den zahlreichen Heerden, die gewöhnlichſte Speiſe der Einwohner.

Digitized by Google

(Das Reise-Journal, welchem die vorstehenden Notizen entnommen sind, ist im Jahr 1808 dem Kanzler Delaporte zu Rabat-lez-Salé von Sheik Hägg-Cassam, einem bejahrten Manne, in die Feder diktirt worden, der damals den von Tripoli nach Tombuktu reisenden Handelskaravanen als Führer diente, und selbst auch sein ganzes Leben hindurch von Tripoli und Gadámès, seinem Geburtsorte, nach Tombuktu Handel getrieben hat.)

5.

In einem andern, ebenfalls von Tripoli nach Tombuktu gehenden, von Mohamed, dem Sohne Fouls, in arabischer Sprache abgefaßten und von Herrn Sylvester von Sacy ins Französische übersetzten Reisetagebuche wird unter andern der Gegend von Gouth-el-Radjarenah als eines aus eitel Sand und Kies bestehenden Flachlandes gedacht. Drei volle Tage und eben so viel Nächte hat die Karavane durch diese Ebene zu reisen, wo weder Wasser noch Futter für das Vieh zu finden ist und nichts als Strauße und wilde Thiere hausen; und erst am vierten Tage, eine Stunde nach Sonnenaufgang, trifft man auf drei Brunnen, deren Wasser — wie Mohamed sich ausdrückt — süßer ist, als das Wasser des Brunnens Mavrah zu Tripoli.

Mit besonderm Wohlgefallen gedenkt Mohamed des im Lande der Neger, eine Tagreise von El-Daum, gelegenen Thales Sinindi. Es ist dies, sagt er, eine gar liebliche Gegend. Sie hat einen Ueberfluß an Bäumen, Früchten und Erzeugnissen aller Art. Durch diesen Thalgrund hat die Karavane vierundzwanzig Stunden zu reisen, vom Morgen früh bis an den andern Morgen. Am Ende des Marsches stößt man auf sieben Wasserbehälter, deren jeder ungefähr hundert Fuß lang ist, und die während aller zwölf Monate des Jahres voll Wasser sind. So Wundervolles, wie dieses Thal, gibt es, den Nil ausgenommen, nichts in der Welt.

In der Negerstadt Wanonki — heißt es dann weiter —, wo man übernachtet, sind die Einwohner so zahlreich, wie die Heuschrecken. Sie glauben an Gott und an seinen Propheten Mahomet. Eine größere Stadt als diese gibt es nicht. Man findet da alle Arten von Gütern und Kaufmannswaaren. In Tripoli gibt es kaum ein Viertel so viel. Was Zehn werth ist, verkauft man zu Wanonki für Hundert. Die Karavane bringt die Nacht am Eingange der Stadt zu. Den andern Morgen, wenn die Truppen mit ihren Pfeilen zum Vorschein kommen, werden die Riegel weggeschoben und den Soldaten der von ihrem Herrn ausgestellte Verhaftungsbefehl in Betreff der Karavane zugestellt. Ohne Erlaubniß des El-Mai, d. h. des Sultans, darf Niemand in die Stadt hineingehen. — Zwei Tagreisen weiter kommt man in eine Stadt, welche die Neger Birzizzi, die Tawareks aber Ofnou nennen. Hier wird die Karavane von den Leuten des Vizekönigs in Empfang genommen, welcher unter demjenigen steht, von dem die Ordre für dieselbe ausgestellt ist, d. h. unter dem El-Mai. Man läßt sich die Ordre vorzeigen und übergibt sie dem Häuptling, der, indem er sie abnimmt, sich auf die Knie wirft und

Digitized by Google

die Hände, sie heftig bewegend, ausstreckt. In dieser Stadt bringt der Reisezug die Nacht im Ueberflusse zu. Man erhält zur Abendmahlzeit Datteln und ... (bei diesem Worte hat der Uebersetzer das arabische Manuskript ganz unleserlich gefunden) ..., von Zuckerrohr. Die Datteln werden in Mehl verwandelt, so daß sie eine zusammenhängende Masse bilden, und das Zuckerrohr wird so lange gequetscht, bis es seine ganze Raubheit verloren hat; allem zusammen wird mit der Hand etwas süße Milch beigemischt. Mit Zuckerrohr und frischer Milch ernährt man sich zu Birzizzi das ganze Jahr hindurch.

Die Ankunft der Karavane zu Tombuktu findet eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang statt. Es ist dies — so lautet der Schluß von Mohameds Reisetagebuch — unter den Städten, denen der Herr ihr Dasein gegeben, die größte. Sie wimmelt von Kaufleuten, und der Fremdling findet daselbst Alles, was er nur wünschen kann. Verfaßt von mir Mohamed, dem Sohne Fouls. Mein Vater war ein freier Bürger, meine Mutter eine schwarze Sklavin. Meine Heimath ist Ternoubes und Tombuktu.

6.

Dem oben erwähnten Herrn Delaporte hat der ebenfalls schon genannte Sheik Hägg-Cassem-Guarem im Sommer 1807, während der drei Monate, da sich die Karavane, mit welcher er reisete, zu Tripoli aufhielt, auch noch ein anderes Journal über die Reise von Tripoli nach der Stadt Cachenab in die Feder diktirt. Zu dieser Reise werden hundert und ein Tag erfordert. Die sechsunddreißigste Tagreise führt nach Gah, wo die Senesblätter und die Senesschötlein herkommen, die nach Tunis und Tripoli gehen und von da nach allen Apotheken Europa's verführt werden. Nach zweiundsechszig Tagemärschen, wovon die acht letzten dem Reisenden weder Wasser noch eine Spur von Vegetation zu Gesichte bringen, gelangt die Karavane nach Acious, wo ausgeruht wird und wo Brunnen in großer Anzahl zu finden sind.

Das Ziel der fünfundsiebenzigsten Tagreise ist Acoudi, die Hauptstadt des Landes Ahir. Hier sind die Wohnungen aus Matten verfertigt, die aus einem Kraut geflochten werden, das im Königreich Marokko Bordi heißt. Dieses Kraut ist eine Art Papyrus oder weiches Rohr, dessen sich die Araber in Syrien und Marokko zu Flechtwerk bedienen, welches zu Wänden und Dachungen der Hütten und Gezelte gebraucht wird Im Lande Ahir lebt man von Maniokmehl, welches von Cachenab bezogen wird. Diese Gegenden sind von ganzen Wäldern jener Palmbäume überschattet, welche man in Aegypten und Marokko Doumah, im Lande Gadâmès Pharaons-Palmen und in Spanien Palmita nennt. Die Frucht dieser Palme wird zerrieben und das Mehl davon, vermischt mit Maniok und Käse, als tägliche Nahrung verspeiset. Im Lande Ahir, dessen Bevölkerung man auf zwölftausend Seelen schätzt, gibt es eine Menge Ziegen und Löwen; auch wimmeln die Wälder von Affen. Die Stadt Cachenab, das Ziel der Karavanenreise, ist sehr bedeutend. Sieben Thore führen in dieselbe hinein. Der zu Cachenab gebietende König war eben gestorben. Er hieß Kalinghiwah. Der Sheik Hägg-Cassem-

Digitized by Google

Guarem — ſagt Herr Delaporte am Ende dieſes Berichtes — hat mir erzählt, er habe mit dieſem Könige Kalingbiwah für Tücher und Pferde ſelbſt in Handelsverkehr geſtanden. Die kurſirende Münze zu Cachenah iſt eine Art von Muſcheln, von den Arabern Oudon genannt. Viele Einwohner ſind Chriſten. Die meiſten von ihnen tragen um den Hals oder auf andere Weiſe große hölzerne Kreuze. Die Eingebornen nennen ſich Heznah. Sie pudern ſich die Haare. Es wimmelt in Cachenah von Würmern. Wer ſich auf die bloße Erde hinlegt, den überkriechen ſie alſobald. Um dieſer Plage auszuweichen, breitet man Matten auf den Boden aus. — Als Hägg-Caſſem mit Diktiren zu Ende war, ſetzte er noch folgende Worte hinzu: „Um ſich von Tripolt in der Barbarei nach Cachenah zu begeben, hat man die Sonne, welche dem Reiſenden Vormittags an den linken und Abends an den rechten Schlaf ſcheint, d. h. die Reiſe geht fortwährend nach Süden.“

Der Sklavenhandel im Jahr 1822.

Von den Verhältniſſen des Sklavenhandels in den vorletzten Jahren und von dem fortwährenden Kampfe, welchen die Handhabung der den ſchändlichen Gewerb vernichtenden, durch Staatsverträge gewährleiſteten Beſchlüſſe gegen unmenſchliche Habſucht und Verkehrtheit zu beſtehen hat, iſt im Jahrgang 1821 der Ueberlieferungen (S. 503 bis 509) nach Angaben des jüngſten Berichtes der afrikaniſchen Stiftung in London gehandelt worden. Als eine Fortſetzung jener Berichte, und insbeſondere zur Kenntniß der Verhältniſſe Frankreichs, und zur Würdigung der Geſetzgebung dieſes Landes über den Sklavenhandel, folgt hier ein Auszug des merkwürdigen Vortrages, welchen der Herzog von Broglio am 28 März 1822 in der franzöſiſchen Pairskammer gehalten hat.

Nach einer Einleitung, worin der edle Herzog ſich viele Mühe gibt, Mißdeutungen zuvorzukommen und herrſchende Vorurtheile zu beſeitigen, die, was zu Gunſten der ſchwarzen Menſchen geſagt wird, auf den Verluſt von St. Domingo hindeutend, als Hochverrath erklären und von ſo revolutionären Dingen gar nichts hören wollen (zu ſolcher Vorſicht iſt auch der gemäßigteſte Redner in den franzöſiſchen Kammern gegenwärtig genöthigt und gewöhnlich mag ſie ihm doch nur wenig helfen!), erklärt er den Zweck ſeiner Rede dahin: Ich will einzig nur auch den Hartgläubigſten darthun, daß der Negerhandel noch fortdauert; daß derſelbe, den erlaſſenen Geſetzen und allen für ihre Handhabung angeordneten Maasnahmen zum Trotze, ununterbrochen, faſt ohne alle Verheimlichung und offenkundig getrieben wird. Wofern ich dieſen Sachverhalt gründlich darthun kann, freilich nicht mit rechtsgültigen, allen Gerichtsformen genügenden Beweiſen, die zu liefern Niemand im Stande iſt, hingegen aber mit ſolchen moraliſchen und ſtandhaften Beweiſen, die kein redlicher und gewiſſenhafter Menſch bezweifeln kann — ſo muß

daraus nothwendig von zwei Dingen eins ſich ergeben: entweder ſind unſere Geſetze unzureichend, und ſie ſetzen die Regierung nicht in den Stand, das Verbot kräftig zu handhaben; oder aber die mit der Vollziehung beauftragte Regierung ermangelt der nöthigen Wachſamkeit und Befliſſenheit.

Vor Allem iſt erforderlich, daß ich in ſummariſcher Ueberſicht theils die Verhältniſſe der Geſetzgebung geſittigter Staaten oder das europäiſche Staatsrecht in dieſer Sache überhaupt, theils insbeſondere das Verhältniß der franzöſiſchen Geſetzgebung darſtelle.

Die Geſchichte der Aufhebung des Sklavenhandels theilt ſich in mehrere Abſchnitte. Bis nahe an den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war der Negerhandel allgemein, unbedingt und überall erlaubt: Kaufleute aller Länder waren befugt, auf der ganzen afrikaniſchen Küſte Neger anzukaufen und damit freien Verkehr zu treiben. Allmälig, und ſo wie die wahren Verhältniſſe dieſes gehäſſigen Handels näher bekannt wurden, faßten verſchiedene Regierungen den Entſchluß, gewiſſe Beſchränkungen dabei eintreten zu laſſen; die einen unterſagten denjenigen Verkehr, welcher den Kolonien anderer Staaten Sklaven zuführen ſollte; die andern gingen noch weiter, und verboten allen Negerankauf auſſer ihren eigenen Niederlaſſungen auf der afrikaniſchen Küſte: faſt überall iſt der gänzlichen eine theilweiſe Aufhebung voranzegangen. Die Folge der Ereigniſſe war dieſe:

Dem Grundvertrage der vereinten Staaten von Amerika zufolge ſollte der Kongreß die Sklaveneinfuhr wenigſtens bis Ende des Jahrs 1807 zulaſſen. Indeß wurde ſchon am 22 März 1794 durch eine Kongreßakte allen Bürgern und Einwohnern der vereinten Staaten jede Theilnahme am Negerhandel unterſagt, wofern derſelbe nicht die Rekrutirung der eigenen Sklavenbevölkerung der vereinten Staaten bezweckte, und wofern ſolcher nach fremden Landen und europäiſchen Kolonien gerichtet war; eine ſpätere Urkunde vom 10 Mai 1800 hat dieſe erſtere bekräftigt und weiter ausgedehnt. Dazu kamen drei andere Kongreßakten, die erſte vom 3 April 1798, die zweite vom 28 Februar 1803, die dritte vom 26 März 1804, wodurch alle Sklaveneinfuhr in die neuen Gebiete vom Miſſiſippi und von Louiſiana, welche in den Beſtimmungen des Bundesvertrags nicht eindegriffen waren, unterſagt wird. England folgte dieſem Beiſpiel. Bevor die gänzliche Aufhebung beſchloſſen wurde, waren bereits am 23 März 1806, auf den Vorſchlag des damaligen Generalprokurators der Krone, Sir Arthur Pigot, zwei Bills erſchienen, deren Zweck dahin ging, den britiſchen Unterthanen jede Theilnahme am Negerhandel zu verbieten, wofern derſelbe für Rechnung und Vortheil einer fremden Macht unternommen würde. Nach dieſen für die gänzliche und vollſtändige Aufhebung jenes Verkehrs getroffenen Einleitungen zögerten die zwei großen Seemächte, damals die Beherrſcher der Meere, nicht länger, ihr Werk zu vollenden. Im nämlichen Monat des nämlichen Jahres (2 März 1807, 25 März 1807) ward die gänzliche Aufhebung in London und in Waſhington erklärt. Damals hatten der Krieg und das Kontinentalſyſtem faſt alle europäiſchen Mächte von der Schiffahrt ausgeſchloſſen; nur Portugal, in der Eigenſchaft eines Bundesgenoſſen von England, und die ſpaniſchen Kolonien

Digitized by Google

von Südamerika waren in der Lage, den Negerhandel fortsetzen zu können; die letztern aber fanden sich in furchtbaren Umwälzungen begriffen, welche noch jetzt zum Theil fortdauern. Am 19 Februar 1810 ward eine Uebereinkunft zwischen Sr. britischen Majestät und dem Prinz-Regenten von Portugal geschlossen, wodurch der Negerhandel, so weit derselbe unter portugiesischer Flagge geführt ward, eine erste Beschränkung erlitt. Den Portugiesen wurde untersagt, sich anderwärts, als in ihren eigenen Niederlassungen auf der afrikanischen Küste, Neger zu verschaffen, und den Sklavenhandel mit andern Schiffen zu treiben, als die in Hafen, welche unter portugiesischer Botmäßigkeit stehen, erbaut waren. Zur gleichen Zeit ungefähr erklärte die Regierungsjunta der Provinz von Caracas die Aufhebung des Sklavenhandels, und ihrem Beispiele folgte sehr bald die republikanische Regierung von Buenos-Ayres. Endlich ward am 3 Mai 1813, in Folge des Vertrags, welcher die Kolonie von Guadeloupe an Schweden abtrat, von dieser Macht die Verpflichtung übernommen, alle Sklaveneinfuhr nach der Insel sowohl als nach ihren übrigen westindischen Besitzungen zu verbieten.

So standen die Sachen in dem Augenblicke, wo das europäische Festland sein lange getragenes Joch abschüttelte. Der Friede von 1814 öffnete die Schiffahrt wieder allen Mächten Europa's. England ließ sich's nun eine der ersten Sorgen sein, durch seine Dazwischenkunft zu hindern, daß die Rückkehr des Welthandels nicht gleichzeitig für Afrika eine Rückkehr der verheerenden und gräßlichen Auftritte sein möge, denen dieser Welttheil vorhin so lange preisgegeben war. Diese Sorge zu übernehmen ziemte der britischen Regierung in jeder Hinsicht. Sie hatte die erste, in Europa, die Aufhebung des gehässigen Verkehrs ausgesprochen und die Schändlichkeit desselben kund gemacht. Wie immer auch seither das Benehmen dieser Regierung beschaffen sein mochte, wie schmerzlich allen Freunden der Freiheit und der Rechte der Völker der Anblick der wirklichen Lage von Europa und der bittern Früchte der Politik des britischen Kabinetes sein muß, soll jedoch Recht widerfahren, wem es gebührt, und hinsichtlich des Schicksals der Neger sind die Bestrebungen dieses Kabinetes aufrichtig und ausharrend gewesen. Am 14 Januar 1814 hat es mit Dänemark eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher der Sklavenhandel allen Unterthanen dieses Königreichs untersagt ist. Auf seinen Antrieb hat der neue König der Niederlande am 15 Juni des nämlichen Jahres ein gleichartiges Verbot für seine Unterthanen erlassen. Minder glücklich waren die Bemühungen des britischen Kabinetes hinsichtlich auf Frankreich, Portugal und Spanien. Jedoch war, durch einen Zusatzartikel zum Vertrag vom 30 Mai 1814, durch Frankreich die Verpflichtung eingegangen, nach Abfluß von fünf Jahren, vom Tage der Ratifikation des Vertrages an gerechnet, den Sklavenhandel aufzuheben, und für diese Zwischenzeit denselben auch nur zur Speisung (recrutement) der Sklavenbevölkerung der französischen Kolonien zu gestatten. Spanien hinwieder verpflichtete sich durch eine am 15 Juli des gleichen Jahres unterzeichnete Uebereinkunft ebenfalls, theils allen Sklavenhandel, der nicht den Bedarf und Dienst seiner eigenen Kolonien beträfe, zu verbieten, theils nach Abfluß von acht Jahren denselben vollends aufzuheben.

Digitized by Google

Bald darnach, am 8 Februar 1815, haben die persönlich oder durch ihre Botschafter in Wien versammelten Monarchen jene berühmte Erklärung unterzeichnet, die eine einmüthige, nachdrucksame und feierliche Verwerfung des Negerhandels, unter was für Namen, Gestalt und Schranken derselbe sich bergen oder verstellen möchte, enthält. Diese Erklärung ist auch keineswegs unfruchtbar geblieben. Zwar hat und konnte dieselbe hinsichtlich auf Preussen, Oesterreich und Rußland keine thatsächlichen Folgen haben, weil die zwei erstern Staaten keine Seemacht und der letztere keine Kolonien besitzt. Hingegen ward bereits schon am 22 Januar des gleichen Jahres eine neue Uebereinkunft von Portugal unterzeichnet, dem nach diese Macht sich verpflichnete, den Sklavenhandel nordwärts vom Aequator nicht länger zu gestatten. Ihr Gesandter verhieß gleichzeitig und förmlich, es solle derselbe südwärts vom Aequator nach Abfluß von acht Jahren ebenfalls verboten werden.

Kurz nachher folgten die Ereignisse vom 20 März, deren Schrecken sich über Frankreich und ganz Europa verbreiteten. Die Regierung der hundert Tage ließ eins ihrer ersten Geschäfte die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels sein; sei es, daß sie damit England und die öffentliche Meinung in diesem Lande sich zu gewinnen hoffte, oder daß andere Beweggründe sie leiteten: gewiß ist, daß, was immer auch ihre Absicht sein mochte, sie der Menschheit einen wesentlichen Dienst geleistet hat; denn von da an an ist jede, um Neger aus Afrika zu holen und nach den Antillen oder auf die Insel Bourbon zu bringen, geschehene Unternehmung eine unerlaubte und verbotene Handlung gewesen. Aus einem am 30 Juli 1815 von dem königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten von Talleyrand, an Lord Castlereagh erlassenen Schreiben erhellt, daß eine der ersten Angelegenheiten Sr. Maj. nach der Rückkehr in ihre Staaten gewesen ist, für die Beibehaltung des Verbotes Befehle zu ertheilen, welche kurz nachher in dem Vertrage vom 20 November 1815 eine förmliche und öffentliche Bekräftigung erhielten. Endlich dann ging der König von Spanien, durch eine am 23 September 1817 mit England geschlossene Uebereinkunft, die gedoppelte Verpflichtung ein, den Sklavenhandel nordwärts vom Aequator alsogleich, dann aber denselben vollends und gänzlich vom 30 Mai 1820 an aufzuheben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Neueſtes Gemälde von Fezzan im nördlichen Afrika.

1. Ritchie's Entdeckungsreiſe und Tod. Hornemanns Tod zu Bakkani.

Noch lange wird das geheimnißvolle Innere Afrika's Geheimniß bleiben; merkwürdig genug, da eben dieſer ungeheure Welttheil doch den bildungs- und kenntnißreichſten Völkern Europa's der nächſtgelegene iſt. Wäre Aegypten in franzöſiſcher Gewalt geblieben, der Schlüſſel zu den Räthſeln und Wundern Aethiopiens würde in Europa's Hand geblieben ſein. Das hinderte die eiferſüchtige Staatskunſt Englands, und ſie ſelbſt machte von dem Schlüſſel keinen Gebrauch.

Immer dankbar müſſen wir daher vorzugsweiſe ehren, was wiſſenſchaftliche Privatgeſellſchaften oder einzelne kühne und wißbegierige Männer uns von ihren Entdeckungen über Afrika's Inneres mittheilen. Nur zu bedauern iſt, daß es den meiſten der bisherigen Reiſenden an genugſamer vielſeitiger Bildung fehlte, um mit ihrem mühſamen, lebensgefährlichen Wagſtück einen Schatz wiſſenſchaftlicher Entdeckungen, ſolches Wagſtücks werth, gewinnen zu können.

Einer der neueſten Reiſenden ins Innere jenes Welttheils iſt der britiſche Kapitän G. F. Lyon, derſelbe, welcher im Jahr 1821, als zweiter Befehlshaber unter Kapitän Parry, die Nordpolfahrt in die Baffinsbay mitmachte. Er begleitete in den Jahren 1819 und 1820 den Herrn Ritchie, welchen die engliſche Regierung zu einer Entdeckungsreiſe, von Tripoli aus ſüdwärts beauftragt hatte. Herr Ritchie war vermuthlich im Beſitze von mehr naturgeſchichtlicher Kenntniß, als Herr Lyon; zum Unglück ſtarb jener in Murzuk am 20 Nov. 1819, ohne irgend bedeutende Aufzeichnungen in ſeinen Papieren hinterlaſſen zu haben.

Ritchie, Lyon und ein gewiſſer Schiffszimmermann John Belford reiſeten im Gefolge des Sultans von Fezzan, Namens Mohammed el Mekni, am 7 Februar 1819 von Tripoli nach Murzuk ab. Dieſer Sultan iſt keineswegs ein ſelbherrlicher Fürſt, ſondern vom Paſcha zu Tripoli abhängig und ihm zinsbar. Ihr Aufenthalt im Lande Fezzan dauerte faſt ein volles Jahr. Sie wandelten in den Fußſtapfen des berühmten Hornemann, von deſſen Tode ſie durch einen Mann Nachricht erhielten, der dieſen Reiſenden von Murzuk nach der Stadt Bakkani im Lande Nufy am Ufer des Niger, im Jahr 1800, begleitet hatte. Der afrikaniſche Freund Hornemanns erzählte: Sie wären beide mit einander ins Land Bornu gereiſet, wo ſie ſich von einander getrennt, dann ſich aber drei oder vier Monate nachher in einer Karavane zuſammengefunden hätten, die nach Kaſchna ging. Hornemann habe ſich ſowohl durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften als durch ſeine ärztlichen Kenntniſſe Jedermanns Zuneigung erworben gehabt, und ſei wie ein Marabut geehrt worden. Einige Zeit darauf wären ſie in Geſellſchaft mehrerer

Digitized by Google

Kaufleute mit einander ins Land Nufy nach Bakkani gegangen, wo ſie im Hauſe des Aly el Felatni beiſammen gewohnt hätten. Hornemann ſei Willens geweſen, ſich von da über Dagomba ins Königreich Aſchanzie, vierzig Tagreiſen weiter ſüdwärts, zu begeben. Der afrikaniſche Freund verließ ihn zu Bakkani in voller Geſundheit. Als derſelbe aber nach Kaſchna kam, vernahm er, Hornemann ſei, wenige Tage nach ihrer Trennung, zu Bakkani an einer Dyſſenterie geſtorben.

Wäre es nicht der afrikaniſchen Geſellſchaft oder der britiſchen Regierung eines Verſuches werth, eine Unternehmung nach Bakkani zu rüſten, um vielleicht noch von Hornemanns hinterlaſſenen Papieren zu entdecken? — Nach den in Lyons Reiſeberichten enthaltenen Angaben ſind es neununddreißig Tagreiſen (jede zu acht bis zehn Wegſtunden gerechnet) von Tripoli nach Murzuk, ſechsunddreißig Tagreiſen von Murzuk bis Aghades, zwanzig Tagreiſen von da bis Kaſchna, und eben ſo viel von da bis Bakkani.

Wir begnügen uns hier aus Lyons im vorigen Jahre bekannt gemachter Beſchreibung ſeiner Reiſe dasjenige auszuheben, was er als Augenzeuge vom Lande Fezzan und deſſen gegenwärtigem Zuſtande mittheilte.

---

2. Schilderung der Wüſten und ihrer Verſchiedenheiten.

Gewöhnlich ſtellt man ſich Fezzan wie eine große Oaſe mitten im Sandmeere der ungeheuern Wüſten vor. So bilden es auch meiſtens die Karten ab. Es iſt Irrthum; Fezzan ſelbſt nichts anderes, als eine weitläufige Wüſtenei, wo, mit Ausnahme einiger Gärten und Palmenpflanzungen in der Nähe von Dörfern und Städten, Früchte mühſamen Fleißes, keine Pflanze von ſelbſt gedeiht, als etwa zwiſchen Felſen und Niederungen, die man Wadeh's nennt. Und auch hier findet man ſelten einen Raum von mehr denn zwölf Geviertſchuhen beiſammen, der von Kräutern grün wäre. Alles iſt öde und unfruchtbar, entweder ein feiner, gelblichter Sand, oder ein grober Grien, in trauriger Einförmigkeit.

Wie die Sprache jedes Volkes am reichſten zur Bezeichnung der ihm eigenthümlichen Beſchäftigungen oder Umgebungen iſt, ſo haben die Araber im Fezzaniſchen nicht weniger als zehn verſchiedene Wörter, um die Mannigfaltigkeit der Wüſtengeſtaltung zu benennen.

Sahar heißen ſie jede dem Auge unbegrenzte Sandebene, in der ſich kein Berg, kein Fels, kein Stein, kein Waſſer, nicht das Geringſte darbietet, was zur Nahrung von Menſchen und Thieren dienen könnte. Die auf unſern Karten bezeichnete ungeheure Sahara iſt nun freilich wohl Wüſte, aber nicht durchaus Sahar.

Grud iſt eine Art Sandberge, deren Höhe ſehr verſchieden iſt. Vermuthlich ſind ſie Werke der Stürme; oft ſo ſchroff, daß man ſie unmöglich erklettern kann; gemeinlich am Ende einer Ebene aufgethürmt. Zuweilen erblickt man in ihrem Schutze einzelne Palmen grünend.

Serir ſind weite Ebenen von grobem Grien (oder Kiesſand), aus welchem der Sturm den feinern Sand weggeblaſen hat. Gewöhnlich liegen jene Gruds am Saume dieſer ſteinigen

Digitized by Google

Ebenen. Der Grien beſteht meiſtens aus kleinen zugerundeten Steinen, wie man dergleichen am Ufer des Meeres ſieht, oft auch aus eckigen Steinen, als hätte man ſie eben erſt zerſchlagen, und zuweilen geht man weite Strecken über runde Steine, die ſo glänzend ſind, als wären ſie polirt.

So beſchreibt der Kapitän Lyon die Steine, ohne weitere geognoſtiſche Beſchreibung derſelben. Es ſei mir erlaubt, einige Bemerkungen beizufügen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß jene unermeßlichen Grien- und Sandwüſten Afrika's Nachlaß eines verſchwundenen Meeres, und jene kleinen zugerundeten Steine gewöhnliche Geſchiebe ſind, die von den Gebirgsketten Kong und Alkomri ſtammen mögen, welche die Mitte Afrika's durchſchneiden. Daß ſeit Jahrtauſenden die Sturmwinde jene Steine durch das Fortrollen in der Wüſte abgerundet hätten, kann man nicht glauben, weil noch nie ein Reiſender von der Beweglichkeit jener Steine im Winde eine Spur gefunden. Die eckigen Bruchſtücke entſtanden vermuthlich durch Verwitterung und Zerfallen des Geſchiebes oder des anſtehenden Gebirges. Die glänzenden, gleichſam polirten Steine wären wohl näherer Unterſuchung würdig geweſen. Einer meiner Freunde brachte mir deren aus der Wüſte von Suez mit, wo ſie ebenfalls in verſchiedener Größe, gewöhnlich einer Wallnuß gleich, in weiten Räumen auf dem durch Sturm vom Sande entblößten Boden lagen. Sie gehören zur Kieſelordnung, ſind hell- und auch dunkelbraun, an der Oberfläche glänzend, auf dem Bruche matt und muſchlicht. Die meiſten ſind beim Zerſchlagen nur ein feuerſtein-artiger Ueberzug, der eine feine, etwas fettige, ſchneeweiße Kreidenerde umſchließt, gleich den ſogenannten Adlerſteinen bei uns.

Warr nennen die Araber jene rauhen Stellen der Wüſten, die mit großen Steinen bedeckt, daher mühſam zu durchwandern, und meiſtens auf Rückenflächen der Berge befindlich ſind.

Hatija, Gegenden der Wüſte mit einigem Geſtrüpp, woran die Kameele nagen oder wovon ſich die Reiſenden ein Feuer machen können.

Graba ſind weit von menſchlichen Wohnungen in der Wüſte gelegene Plätze mit gepflegten Dattelpalmen, wohin die Eigenthümer derſelben nur kommen, wann ſie die Datteln abnehmen wollen. Die Fezzaner nennen ſolche Plätze, die gewöhnlich einen mit Sand gemiſchten Thonboden haben, Dſcheſira.

Sabker heißen geſalzene Ebenen, die im Winter ſumpfig, im Sommer verhärtet und uneben ſind. Eine dieſer Ebenen in Fezzan, zwiſchen Traghan und Mafen, iſt beinahe eine Stunde breit und wohl acht bis zehn Stunden lang. Sand, Erde und Salz ſind ſo feſt zuſammengebacken, daß ſie einem Steine gleich äuſſerſt ſchwer zu zerſchlagen ſind.

Wiſchek ſind vermuthlich ehemalige Graba's geweſen. Es ſind Plätze mit einzelnen wilden, unfruchtbaren Palmen in der Wüſte.

Wadeh heißen Niederungen in der Wüſte, wo der Regen vorübergehende Ströme bildet und die Feuchtigkeit einiges Geſträuch nährt. Im Fezzaniſchen, wo man den Regen faſt gar nicht kennt, heißen alle tiefer liegenden Stellen der Wüſte ſo, wenn auch kein Geſtrüpp darin

Digitized by Google

iſt; desgleichen die ſchmalen Durchgänge zwiſchen zwei Bergen, daß zuweilen kaum acht bis zehn Kameele neben einander Platz haben; endlich auch nennt man überhaupt ſo die weiten Räume, wo Ortſchaften liegen oder Palmenpflanzungen ſind.

Ghibel, oder Berg; dieſes Wort bedarf keiner Erklärung. Man muß ſich die Wüſten nicht als ewige Ebenen denken. Vielmals ſind ſie voller Bergköhen.

Man erblickt in den Wüſten nirgends Waſſer auf der Oberfläche des Bodens. Es wird daher unbegreiflich, wie Büffel, Antilopen und einige andere Thiere in mancher Gegend ſo zahlreich ſein können. Es gibt eine Art Raben in der Wüſte, die ihre Löcher im Boden haben, während weit und breit umher kein Strauch, kein lebendes Geſchöpf zu ihrer Nahrung iſt, ausgenommen Eidechſen, kleine Schlangen und Inſekten, die viel zu ſchnell ſind, als daß ſie von den Raben erhaſcht werden könnten. Man geht oft mehrere Tagreiſen weit, ohne ein anderes Thier zu ſehen, als ein kleines einer Spinne ähnelndes Inſekt, das die Araber Naga t'allaſch, Gottes-Kameel, nennen. An Haltplätzen der Karavanen und in der Nachbarſchaft von Strauchwerken ſieht man eine Käferart, deren Spuren auf dem Sande ſo beſtimmt gezeichnet ſind, daß man ſie von einem und demſelben Thiere oft weit verfolgen kann.

In den Grien- und Sandebenen der Wüſte glaubt man freilich zuweilen Waſſer, bald einen Teich, bald einen Fluß, bald einen Baum mit breiten ſchattigen Zweigen u. ſ. w zu erblicken. Der Unkundige rennt ſchmachtend dahin, ſich zu erlaben; er ſieht Alles ſehr beſtimmt, ſehr klar. Aber plötzlich verſchwindet die holde Erſcheinung. Herr Lyon ward auf dieſe Weiſe vielmals getäuſcht. Er gibt die Urſache dieſer Erſcheinungen nicht an, welche die Araber Schrab nennen, und die ohne Zweifel ihr Daſein dem Reize des feinen Salzſtaubes auf die Augennerven ſchuldig ſein mögen. Eine ähnliche Täuſchung findet ſtatt, daß man die Berge, wenn die Sonnenſtrahlen auf deren Halden fallen, ſehr entfernt wähnt, obgleich ſie in der That es nicht ſind.

Auch beim Graben, beſonders im groben Grien, deſſen Unterlage eine ſandige Erde iſt, findet man in der Wüſte ſelten Waſſer. Man erblickt zuweilen, beſonders in Wadeh's oder Niederungen, bis auf hundert Schuh tief gegrabene Sodbrunnen, ohne Spur einer Waſſerader. Und wo Waſſer angetroffen wird, iſt es geſalzen und ſtinkend. Das meiſte Waſſer findet ſich in einem gelben Leimengrund, in Brunnen von ſechs bis achtzig Schuh Tiefe; in manchen iſt nicht mehr Waſſer, als um etwa fünf bis ſechs Pferde tränken zu können, und es bedarf langer Zeit, bis ſich wieder ſo viel Waſſer ſammelt.

So iſt alſo ganz Fezzan eine große Wüſte, die ſich von Bondſchem, 30° 35′ nördlicher Breite, oder von der nördlichen Grenze, ſüdwärts bis Tedſchery, 24° 04′ erſtreckt; oſtwärts vom Gebirge Arudſch, weſtwärts von Hubari begrenzt, das man auf den Karten gewöhnlich zu entfernt von Fezzan, ſo wie Tedſchery um zwei Grade zu weit gegen Norden ſetzt. Man macht ſich auch von den Oaſen in dieſen Wüſten viel zu freundliche Vorſtellungen. Es ſind nichts weniger als grünende, fruchtbare Inſeln im Sandmeere, ſondern Stätten, bei denen ſich etwa Brunnen und ein Thonboden zeigen, der durch mühſeligen Anbau mit Palmen und

Digitized by Google

und wenigem Getreide fruchtbar gemacht wird. Es sind nicht Aecker, sondern vielmehr Gartenplätze, zuweilen nicht mehr als sechzig oder einige Hundert Geviertschuh groß. Soda, Steinsalz und Alaun sind im Ueberflusse vorhanden.

Die Todtenstille in den endlosen Wüsten ist schauerlich, wo auch kein Insekt summt; nie auffallender, als wenn man sich vom Getöse der Karavane hinlänglich entfernt, und dann nichts mehr, gar nichts hört, als das Säu'eln des Windes, einzig durch den Widerstand des Leibes gegen den Luftzug verursacht. Noch schauerlicher aber wird die Wüste im Sturm, wenn dieser Sandfluten in die Höhe treibt, der Himmel ganz trüb und gelb wird, der glühende Sand ins Gesicht, in alle Kleideröffnungen fährt, und man sich, um athmen zu können, auf den Boden werfen muß, aber auch da nicht weilen darf, will man nicht endlich begraben werden.

---

3. Ueber die Naturerzeugnisse von Fezzan.

Ich habe schon gesagt, daß Herr Lyon nicht hinreichende naturhistorische Kenntnisse mitbrachte, um die Erzeugnisse Fezzans gehörig zu erkennen oder zu beschreiben. Von Thieren nennt er die Tigerkatze; die Hyäne, als sehr häufig; die zahlreichen Schakals, die sich auch den Wohnungen nähern; den Fuchs, der selten und kleiner als der europäische ist; den Wadan, einen wilden Büffel von der Größe eines Esels, mit sehr großen Hörnern und langen Haarbüscheln auf den Achseln; einen schwerfälligen, leicht zu fangenden rothen, und einen kleinern, lebhaftern und wildern weißen Büffel; seltene Antilopen in der Gegend von Murzuk; die wilde Katze in Felsen; das Stachelschwein und den Igel; zwei Arten Ratzen und Mäuse, eine gelbliche und eine braune, beide mit Büschelschwänzen, die gelbe in der Wüste, die braune in den Häusern; noch eine Art Katze, Gontscha geheißen, mit einem Dachsköpfchen, Büschelschwanz und schwarzem Haar, in der Nachbarschaft der Palmen; Hasen und Kaninchen sehr selten; Kameel, Pferd, Esel, Schafe, Ziegen, Kühe, letztere äusserst selten.

Offenbar sind mehrere dieser Säugthiere in Fezzan nicht einheimisch, sondern eingeführt; und von den wilden ist nicht gesagt, wodurch sie sich von sonst bekannten Gattungen unterscheiden. Eben das ist der Fall bei den Vögeln, die Herr Lyon sah. Der Strauß ist in den Bergen von Wadan häufig, der Adler selten; der Geier in den Wüsten gemein, wie der Falke und Rabe; das wilde Perlhuhn und die wilde Ente; das Rebhuhn und die wilde Taube, als Zugvogel im August gegen Bornu und Tibbu ziehend; auch zahme Tauben, wenige Gänse und Hühner gibt es; ein Wasserhuhn fand man eines Tages in einer Straße von Murzuk, kein Mensch hatte je dergleichen vorher gesehen; Sperlinge und kleine schieferfarbene Schwalben; schieferfarbene Elstern; eine Art Zaunkönig, Flügel schwarz, Brust gelb; Bachstelzen, einem Zeisig ähnlich; Eulen, kleiner Art, mit einem Federbusch auf dem Kopf.

Noch dürftiger und dunkler sind die Erzeugnisse des Pflanzenreichs beschrieben, oder vielmehr bloß genannt: zweierlei Arten Hirse; dreierlei Arten eines kleinen runden Korns, in

Digitized by Google

Fezzan Gussub, in Aegypten Dhourra genannt; Waizen und Gerste, die man im Oktober und November säet, im März und April ärntet, wozu aber der Boden wöchentlich zweimal mit Brunnenwasser angenetzt werden muß; auch eine Art rother Gerste; kleine Bohnen-, kleine Erbsen- und Wickenarten; Feldkümmel; verschiedene kleine Arten Rüben und kleine Rettige; einige Salatkräuter und gute, aber sich selten findende Kresse; Zwiebeln gut und in Menge, eben so türkische Salbei (Piment); Knoblauch selten, aber gut; Schwämme, dick, gelb und schmackhaft; Dscheru eine der Melone ähnliche Frucht; auch Wassermelonen, gut, doch selten; eben so selten, doch lieblich, Granaten; die Feigen sind klein, aber gut, hingegen die Aprikosen selten und geschmackvoll; eben so selten, kraftlos und dabei wollig sind die Aepfel; Pfirsche werden nie reif; Weintrauben zieht man bei den Brunnen und Häusern. Eine Frucht, Corna genannt, klein, rund, von der Größe einer Nuß, apfelähnlich an Gestalt und Geruch, mit drei Kernen, ist sehr schmackhaft. Sie wächst an einem dreißig Schuh hohen Baum, den Herr Ritchie für einen Lotus oder Rhamnus hielt. Ausser den Dattelpalmen erblickt man zuweilen auch hochstämmige Mimosen-Arten; unter andern eine mit gelben Blüthen. (Ob es aber auch wohl Mimosen sein mögen?) Auch baut man einige Futterkräuter oder Kleearten, Guddub und Suffafa genannt. Man säet sie im Jänner oder Hornung, und kann sie alle vierzehn Tage bis zum November schneiden. Für Kameele und Pferde sind solche Kräuter sehr nahrhaft; doch gewöhnlicher füttert man die unentbehrlichen Thiere mit Hirsekraut und Datteln. — Ueberhaupt ist der Feldbau hier noch ganz in seinem armseligen Urzustande.

---

4. Schilderung der Städte und Ortschaften Fezzans und deren Merkwürdigkeiten.

Schon oben ist bemerkt worden, daß Fezzan im Norden an die Gebiete von Tripoli grenzt, und Bondschem daselbst der erste fezzanische Ort ist. Wir wollen von Bondschem hinweg südwärts bis Tedschery die verschiedenen Ortschaften nennen, von denen man in unsern Karten und Erdbeschreibungen wenig Anzeige findet.

Bondschem ist eigentlich ein bloßer Haltplatz der Karavanen in der Wüste bei einem Brunnen, der nichts als ein Loch in schwarzer Erde ist, und ein faules, trübes, salziges Wasser enthält. Aber dem Platze nahe steht zwischen hohen Sandbergen noch das Ueberbleibsel einer Römerburg. Sie bildet ein Parallelogramm. In der Mitte jeder der vier Hauptmauern steht man noch eine hochgewölbte Eingangspforte, von zwei Thürmen geschirmt. Nur eine von den Aussenseiten ist noch ziemlich erhalten; die übrigen liegen zerstört oder unterm Sand begraben. Die Steine, mit welchen man hier baute, sind von derselben Größe, die man überall an Römerwerken erblickt. Noch ist die Oeffnung eines Brunnens, noch dabei die hinterlassene Spur vom Seile sichtbar, mit dem vorzeiten das Wasser emporgezogen ward. Die von Osten nach Westen gehenden Mauern sind über zweihundert Schuh, und die von Süden nach Norden über hundert und fünfzig Schuh lang. Es scheint, die Araber haben in den Tagen ihrer Kalifen

Digitized by Google

von den Thürmen an der Nordſeite Gebrauch gemacht; denn man erkennt da noch von ihrer rohen Maurerei etwas. Ueber jeder der gewölbten Pforten iſt eine Inſchrift, aber überall dieſelbe, doch die auf der Nordſeite am beſten bewahrt:

IMP. CAES. L. SEPTIMIO. SEVERº.
PIO. PERTINACI AUG. TRPOTU. IIII
IMP. CSHPPET IMP. CAES. M.
AURELIO. ANTONINO. V RI
IIII. ET SEPTIMIO CAES.
AUG. O. ANICIO. FAUSTO. LEG
AUGUSTORUM. CONSULARI
IPO. III. AUG. PU

Unter jeder Inſchrift iſt ein Adler in halb erhabener Arbeit, dieſe aber ſo verſtümmelt, daß ſich mit Noth nur das Vogelhafte erkennen läßt. — Das Schloß liegt nach Herrn Ritchie's Berechnungen unter dem 30° 36′ 32″ nördlicher Breite.

Die erſte Stadt, welche man ſüdwärts in Fezzan findet, iſt Sokna unterm 29° 5′ 36″ nördl Breite. Sie liegt in einer unüberſehlichen Sandebene, die gegen Oſten in einer Ferne von ungefähr zehn Wegſtunden durch die Berge von Wadan, und gegen Weſten in einer Ferne von fünf Stunden durch die Berge von Sudah begrenzt iſt. Die Stadt iſt mit Mauern umgeben, und hat ſieben Thore, aber nur ein einziges, durch welches beladene Kameele eingehen können. Es mögen hier etwa zweitauſend Einwohner ſein. Die Straßen ſind ſehr eng; die Häuſer bloß von Thon und kleinen Steinen gebaut, einen Stock hoch. Ein enger Hof im Innern ſendet in die um ihn herum liegenden Zimmer das Licht durch deren Thüren. Das Trinkwaſſer iſt auch hier, wie überall ſalzig-bitter. Ungefähr zweihunderttauſend Dattelpalmen tragen in der Nachbarſchaft dem Sultan Zins, ungefähr eben ſo viele keinen, weil ſie noch nicht fruchtbar ſind. Die Datteln von Sokna werden, ihrer Güte willen, bis Tripoli verführt. Die Kameele ſchickt man eine Stunde Wegs weit, um Futter zu ſuchen. In den Gartenplätzen, weit von der Stadt entlegen, baut man Gerſte, Mais, rothen Pfeffer, Zwiebeln und eine Art Rübe. Die in den Vorrathshäuſern aufgeſchichteten Datteln ziehen eine ungeheure Menge Fliegen an. Die ganze Stadt iſt davon beläſtigt. Niemand geht ohne den Schwanz von einem wilden Stier aus, an einem Stabe befeſtigt, um ſich das Gezieſer abzuwehren. Die Stadt zahlt dem Sultan eine jährliche Abgabe von zweitauſend Piaſtern; auſſerdem von je zweihundert Dattelpalmen einen Piaſter Taxe. Die Leute hier kleiden ſich wie die Beduinen, ſprechen auch die Sprache der Tuarifs, welche in der großen Wüſte, die wir Sahara zu nennen pflegen, nomadiſch leben. Die Weiber ſind ſchön, und die Männer, in Vergleich mit andern Arabern, vorzüglich reinlich.

Ungefähr vier bis fünf Stunden weit oſt-ſüd-oſtwärts liegt in der Wüſte die mit Mauern und drei Thoren umgebene Stadt Hun. Sie iſt auf dieſelbe Art wie Sokna gebaut, doch

Digitized by Google

kleiner, hat drei Moscheen und ein großes Haus, das man das Schloß nennt. Auf den Begräbnißplätzen vor der Stadt sind faſt alle Gräber mit Straußeneiern verziert, so wie es auch die Stadtthore und Ecken der Moscheen sind.

Nordwestwärts von da, etwa fünf bis sechs Stunden entlegen in der Wüste, liegt Wadan, ein offener Ort, kleiner als Sokna und Hun, an einem kegelförmigen Berge, dessen Gipfel einige von einer Ringmauer umgebene Häuser trägt, das Schloß genannt. Dort oben ist ein tiefer in Felsen gehauener Ziehbrunnen, der gewiß nicht das Werk von Beduinen ist. In einer der Moscheen ist auf einem alten, inkrustirten Stein der Mauer eine arabische Inschrift mit erhabenen Buchstaben geschnitten, die, ihrem Datum nach, wohl sechshundert Jahre alt sein muß. Herr Ritchie wagte es nicht, sie abzuschreiben.

Unweit der Stadt ostwärts ist eine Bergkette, die von einer ungeheuern Menge Büffel bevölkert ist. Man unterscheidet drei Arten derselben: den Wadan, von Gestaltung eines Esels mit großen Hörnern, röthlichem Fell und achtzehn bis zwanzig schuhlangen Haarbüschen, die ihm über die Schultern niederfallen; den Bogra el wäsche, rothfellig, mit großen Hörnern und einem Ochsen ähnlich; den etwas kleinern weißen Büffel, der sehr behend, furchtsam und schwer zu fangen ist.

Auch der Straußen halten sich in diesen Bergen viele auf; ein großer Theil von den Stadtbewohnern nährt sich durch die Straußenjagd. Auch ziehen sie dergleichen zahm in ihren Haushöfen, von denen sie dreimal binnen zwei Jahren die Federn rupfen. Das geschieht auch in Sokna und Hun. Alle Araber hier bezeugten, daß die Straußen ihre Eier nicht, wie man in Europa noch glaubt, durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Das Weibchen baut ein ziemlich großes Nest, legt vierzehn bis achtzehn Eier und wechselt im Brüten mit dem Männchen ab. Beim Brüten kann man die Strauße am leichtesten bekommen. Die Araber tödten sie auf dem Neste.

Die Hauptstadt Fezzans ist Murzuk, unter 25° 54′ der nördl. Breite und 15° 52′ östl. Länge, zehn Tagreisen weit von Sokna, südwärts. Man findet bis dahin unterwegs in der Wüste das ummauerte, in der Mitte eines Palmenwäldchens gelegene Dorf Zeghan, 27° 26′ nördl. Breite; dann ein ähnliches Dorf Sanu, mit drei angeweißten hervorragenden Minareten; endlich das malerisch unter Palmen mitten im öden Sandmeere gelegene Städtchen Sebha.

Murzuk ist mit Mauern umgeben und von ungefähr 2500 Negern bewohnt, die ihren Aufenthalt nicht so, wie die Araber, ändern. Die Ringmauer, von Thon aufgebaut, mit Schießscharten versehen, fünfzehn Schuh hoch, auf dem Boden acht Schuh dick, nach oben zu, wie hier zu Lande alles Gemäuer, dünner werdend, hat sieben Thore, von denen aber vier zugemauert sind. Zum Mauern gehören in der Regel auch Steine. Da hier aber keine zu finden sind, backt man statt dessen Kugeln aus Thon, die man an der Sonne hart trocknet. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk; die geringern keine andere Oeffnung, als die Thür, welche

Digitized by Google

ſo niedrig iſt, daß man ſich tief bücken muß, um hineinzukommen. Die größern Häuſer haben hingegen eine Pforte, durch die ein beladenes Kameel gemächlich eintreten kann, wo dann auf einer Seite ein Stall für fünf Kameele, nebſt einer Kammer für die Sklaven, und gegenüber auf der andern Seite die Thür zu einem großen gevierten Zimmer iſt, das eine Höhe von achtzehn Schuh hat. Die Decke, von vier Pfeilern aus Palmenholz unterſtützt, hat eine Oeffnung, neun Schuh breit und zwölf Schuh lang, um Licht, aber auch Staub und Hitze einzulaſſen. Dieſes Hauptgemach iſt gewöhnlich bei fünfzig Schuh lang und bei vierzig breit; rings ſind Thüren zu kleinen Nebenzimmern, wo man ſchläft oder Vorräthe hinlegt, und die ihr Licht durch die Thüren empfangen. Auch gelangt man von hier in den innern Hof, der mit kleinen Gebäuden eingefaßt iſt. Der Fußboden der Zimmer iſt Sand. Fenſter ſind nirgends.

Die Straßen ſind eng; aber die Hauptſtraße gegen das ſultaniſche Schloß iſt ungefähr dreihundert Schuh breit. Vor allen Häuſern ſind Erdbänke, worauf den ganzen Tag müßige Menſchen herumſitzen. In der Stadt ſelbſt ſind mehrere Palmenpflanzungen, auch öffentliche Plätze für die Kameele der Kaufleute. Einige Häuſer haben Gärtchen, in denen man vorzugsweiſe rothen Pfeffer und Zwiebeln baut.

Des Sultans Schloß iſt ein ungeheures Gebäu aus Thon, achtzig bis neunzig Fuß hoch. Die Mauern ſind droben mit Schießſcharten verſehen, und dort noch ungefähr vier bis fünf Schuh dick, während ſie drunten einen Durchmeſſer von fünfzig bis ſechszig Schuh haben. Der Raum, den dieſe plumpen Mauermaſſen einnehmen, verurſacht, daß die Zimmer klein und wenig zahlreich ſind. Die Zimmer des Sultans ſind weiß angeſtrichen und mit rothen Punkten unregelmäßig verziert; der Fußboden iſt mit einem Teppich, doch nur zum Theil, bedeckt. Der luftigſte Theil des Schloſſes iſt von den Weibern bewohnt, deren Zimmer den innern Hof umringen, der ihnen zugleich zur Leibesbewegung und häuslichen Arbeit dient. Der Sultan hat ungefähr ſechs Hauptfrauen (Kibéren), oder Mütter von Kindern des Sultans, und etwa fünfzig junge, hübſche Negerinnen, unter der Obwacht von etwa fünf Verſchnittenen. Alle Abend vor Schlafengehen bringt man ihm den Schlüſſel vom Käfig der Frauen.

Man gelangt durch einen holprigen, ſtockfinſtern in die dicke Mauer geſchnittenen Gang ins Schloß. Vor der Pforte iſt ein Schattendach angebracht, gegen einen freien Platz, der allenfalls vierhundert Perſonen faſſen mag. Hier, alle Freitage, wenn der Sultan aus der Moſchee kommt, ſitzt derſelbe auf einem weiland vergoldet geweſenen Lehnſtuhl, der mit einem ehemals ſchön geweſenen Teppich behangen iſt, und empfängt die Huldigungen ſeiner Unterthanen. Hinter dem Lehnſtuhl ſind die Trümmer von zwei großen Spiegeln.

Die Begräbnißplätze liegen auſſer der Stadt. Die Todten werden in ein grobes Tuch gewickelt, hinein ins Grab gelegt, dann mit Palmenzweigen und Erde zugedeckt, die Gräber mit einer Bruſtwehr von Erde umgeben, mit flatternden Zeugen an Stäben, zerbrochenen Töpfen und einigen Straußeneiern geſchmückt. Die Sklaven haben ihren eigenen Begräbnißplatz; man verſcharrt ſie ſo nahe an der Oberfläche, daß der Wind nicht ſelten ihre Leichen wieder entblößt.

Digitized by Google

Die Verwandten der Verſtorbenen beten von Zeit zu Zeit bei deren Gräbern, oder ſagen einige Sprüche des Korans her. Nie gehen Kinder am Grabe ihrer Aeltern vorbei, ohne ihrem Andenken einen Zoll von Erkenntlichkeit und Ehrfurcht zu entrichten. Todte Thiere begräbt man gar nicht. Sie werden auſſer der Stadt ins Freie hingeworfen. Sie verfaulen nicht; ſie verdorren bis auf Haut und Knochen.

Die vornehmern Einwohner von Murzuk kleiden ſich wie zu Tripoli. Die andern tragen ein weites blaues oder weißes Baumwollenhemd mit großen Aermeln, Langhoſen von gleichem Zeuge, Sandalen von Kameelleder. Manche Männer gehen bloß in jenem langen Hemd, und bei der Arbeit in den Gärten bedecken ſie ſich ſowohl als die Weiber gegen die Sonnengluth mit breitrandigen Strohhüten, die Sohlen des Fußes mit Sandalen von Faſern und Blättern der Palme. Kinder laufen ganz nackt. Die Weiber laſſen ihre Haare, die ſtark eingeölt werden und nicht zum beſten duften, bis auf die Augenbraunen hängen, und pudern ſie mit einem Staub von Gewürznelken und andern ſtarkriechenden Kräutern; hinten hängen mit Korallen und Silberſtücken gezierte Flechten über die Schultern nieder. Glas- oder Korallenſchmuck prangt an der Mitte der Stirn, und eine Menge großer, oft fünf Zoll langer Ringe belaſtet jedes Ohr. Ein Wollentuch hinten am Kopf iſt unterm Kinn mit einem Riemen befeſtigt Um den Hals ſchlingt ſich ein Band von Glas- und Korallenſchmuck, vorn zuweilen mit einer breiten Goldplatte verſehen. Zunächſt über den Leib tragen die Weiber ein ſeidenes, geſtreiftes Hemd, oder ein weißes oder blaues baumwollenes, an der Bruſt und am Kragen mit Stickerei verziert. Ein dunkelrother Tſcherid und rothe Pantoffeln vollenden den Anzug. Die reichern Frauen haben alle Finger mit Ringen, die Oberarme, Handwurzeln und die Beine bei den Fußknöcheln mit Kreiſen von Silber, Ebenholz, Horn, Glas u. ſ. w. geſchmückt. Sowohl Männer als Weiber ſind unreinlich und voll Ungeziefer.

Ungefähr fünf bis ſechs Stunden von Murzuk liegt weſtwärts das Städtchen Teſſuva mit etwa dreihundert Seelen. Es iſt da noch ein Ueberbleibſel von einem alten, aus Erde gebauten arabiſchen Schloſſe. Zwiſchen Murzuk und Teſſuva dehnt ſich eine weite kahle Sandebene.

Der Weg von Murzuk nach dem ſüdlichſten Theil von Fezzan, oder nach Tedſchery, führt erſt durch ein halbzerfallenes Dorf Zäzu, von ungefähr ſiebenzig Einwohnern; dann durch das Dörflein Diſa. Von da geht der Weg fünf Stunden lang durch eine Ebene, die vom Salzausſchlag ganz weiß, wie bereift iſt. So gelangt man zu den Palmen und Gärten von Traghan. Dieſes Städtchen liegt noch ziemlich fern von den Gartenfeldern. Die Häuſer ſcheinen grünlich angeſtrichen, weil die Erde, aus der ſie gebaut ſind, dieſe Farbe hat. Es mögen kaum ſechshundert Menſchen da leben. Das hieſige Schloß ſoll älter als die Stadt Murzuk ſein. Nachdem man oſt-ſüd-oſtwärts vor einigen Hütten, genannt Saitoun, und ſo vor mehrern elenden Weilern vorbeigekommen, erreicht man nach einer Tagreiſe von Traghan den Ort Hamera, von da in einer andern Tagreiſe die halbzerfallene, ummauerte Stadt Zuela, wo die Einwohner faſt alle Weiße ſind, vom Propheten abſtammen und ſich nicht mit andern Stämmen vermiſchen wollen.

Digitized by Google

Hier nahe liegen auch die merkwürdigen Ruinen, von denen Hornemann hat erzählen gehört. Westwärts der Stadt nämlich sieht man ein großes, uraltes, langgeviertes Gebäu von arabischer Kunst, aus rohen Backsteinen und Thon aufgeführt. Es war eine Moschee. An der nordwestlichen Ecke steigt ein zerfallener Minaret empor, doch immer noch hoch genug, die weite Umgegend zu überschauen. Die innere Länge des Gebäudes hält hundert und fünfunddreißig englische Schuh, die Breite neunzig. Ostwärts von der Stadt sind fünf andere Gebäude zu sehen, die alle in gleicher Linie stehen, immer drei bis vier Schuh weit von einander, viereckt, zwanzig Schuh im Durchmesser, ungefähr dreißig Schuh hoch, oben mit einer Kuppel bedeckt. Jedes hat zwei lange, schmale Fensteröffnungen. Die Mauern sind von Backsteinen, an der Sonne gehärtet, gebaut, und mit rothen, rohen Steinplatten, wie man sie in den benachbarten Bergen findet, bis über die Hälfte ihrer Höhe hinauf belegt. Vielleicht waren diese Häuser Grabstätten der ersten Sherifs vor vier- oder fünfhundert Jahren; wenigstens sind sie noch jetzt zu diesem Behufe benutzt. An den obersten Theilen der Gemäuer sind schwer zu erkennende, nicht mehr leserliche Inschriften; die Buchstaben scheinen arabisch und sind sehr langgezogen. Unter jeder Inschrift steht eine Art Karnieß vor, mit kleinen artigen Verzierungen. Man will in einem der Gebäude auch Papiere und Pergamentschriften gefunden haben; wohin die gekommen sind, weiß Niemand. Die Breite, unter welcher Zuela oder Zella liegt, ist 26° 11′ 48″.

Fünf Tagreisen von hier südwärts liegt die Stadt Catrune, von Sandhügeln umringt. Einige äusserst elende Dörfer, Terbu und Wadakär, findet man unterwegs in der großen Einöde, wo Herr Lyon auch Berge von schwarzem Basalt und Thonschiefer mit röthlichen Adern bemerkt haben will. Hier in Catrune schon wohnen von den benachbarten Tibbu-Stämmen viele Personen; aber nicht so wild und grausam sind sie, wie die, welche im Innern Bornu's hordenweise leben. Die Fezzaner meinen freilich etwas Edleres als die Tibbu's zu sein; aber diese zeichnen sich durch Reinlichkeit und Schönheit weit vor ihnen aus. Die Tibbu-Mädchen, von dunkelschwarzer Haut, sind in der That angenehm gewachsen, und leichter und zierlicher gekleidet, als die Fezzanerinnen. Ihre Haare wehen kurz geschnitten um Hals und Nacken nieder. Sie haben lebhafte Augen, Adlernasen, schöne Zähne, Lippen wie die Europäerinnen. Ausser dem Kopf-, Hals-, Ohren- und Armschmuck von Korallenbändern, Ketten, Silberringen u. s. w. ist ihre ganze Kleidung ein weiter auf der linken Schulter zusammengehefteter blauer Shawl, geschmackvoll gefältelt, bis auf die Wade niedergehend, der den halben Rücken, die Brust und den rechten Arm bloß läßt. Ein Stückchen rother Koralle, ob dem rechten Nasenloch eingesteckt, steht ihnen gar nicht übel. Die Männer sind gewandte, kräftige Leute. Ein Wurfspieß, ein Wurfpfeil, eine Lanze, ein Dolch, zuweilen eine Pistole, sind ihre Waffen.

Catrune liegt unter dem 24° 47′ 57″ der Breite. Die meisten Einwohner sind wirklich Neger, obgleich sie für Fezzaner gelten wollen und eine von den Tibbu's verschiedene Kaste bilden, von denen sie auch in Sprache, Sitte und Tracht sehr abweichen.

Digitized by Google

Von Catrune ſüdweſtwärts geht der Weg durch ein kleines artiges Dorf Medruſa, durch das Dörfchen el Balkbi binnen drei Tagreiſen nach der äuſſerſten Stadt Fezzans, im Süden, nämlich nach Tedſchery. Es iſt ein unbedeutender Ort, wo, wie in den meiſten fezzaniſchen Städten, ein ſogenanntes Schloß liegt, mit Mauern, die unten dreißig, oben nur zehn Schuh dick ſind. Die Leute ſind faſt Wilde; Arabiſch verſteht man kaum. Es herrſcht die Sprache von Bornu ſchon. Die Stadt iſt unterm 24° 4′ der nördl. Breite. Niemand wußte hier von den geſalzenen Seen von Dambu, die man auf unſern Landkarten erblickt, den Reiſenden zu ſagen. Aber vier Tagreiſen weſt-ſüd-weſtwärts von Bilma, zu Agram, ſammelt man auſſerordentlich viel Salz am Ufer eines großen Sees, womit nach Sudan großer Handel getrieben wird.

---

5. Finanzen des Sultans. Der Adel. Die Schulen.

Noch einige Worte über die bürgerlichen Verhältniſſe von Fezzan im Jahr 1820.

An eine geſchriebene Verfaſſung oder an geſetzlich beſtimmte Ordnungen iſt natürlich hier ſo wenig, als in den übrigen abſoluten Monarchien Afrika's und Aſiens, zu denken. Sultan Mekni, welcher die erbliche Herrſchaft einer Negerfamilie aus der Gegend von Fez, die hier ſeit anderthalbhundert Jahren gewaltet hatte, zerſtörte, befiehlt unbeſchränkt in dieſen Wüſten, aber zinsbar dem Paſcha von Tripoli. Seine ganze Kriegsmacht beſteht aus fünftauſend Mann, meiſtens Arabern, nicht Fezzanern. Fremdes Kriegsvolk iſt für abſolute Herrſcher zuverläſſiger, als einheimiſches.

Der Zweck der Herrſchaft iſt, Geld zu ſammeln, Leute zum Kriegen zu haben und Krieg zu führen. Jeder ins Fezzaniſche eingeführte Sklave zahlt zwei Piaſter Eingangsgebühr. Die Zahl der aus dem Innern Afrika's durchgeführten Sklaven beträgt aber manchmal gegen viertauſend. Werden ſie verkauft, bezahlt der Kopf wieder anderthalb Piaſter. Eine Kameelsladung Oel oder Butter entrichtet ſieben Piaſter, eine Ladung Kupfergeräth oder anderes Metall und Glaswaaren vier Piaſter, eine Ladung Zeuge drei Piaſter. Man verkauft im Lande jährlich wohl dreitauſend Laſten Datteln; jede Ladung entrichtet einen Piaſter. Jede zweihundert Geviertſchuh einer Palmenpflanzung müſſen einen Piaſter zahlen, was von den Dörfern um Murzuk jährlich zehntauſend Piaſter einträgt. Die dem Sultan eigenthümlichen Palmen bringen ihm jährlich ſechstauſend Kameelsladungen oder einen Werth von achtzehntauſend Piaſtern ein. Jeder Garten entrichtet ihm den Zehnten der Aernte; auſſerdem geben die Städte noch beſondere Steuern. Ueberdies gehört ihm der Pferdehandel ausſchließlich zu. Er kauft die Pferde, wenn die Araber ſie halbverhungert bringen, das Stück um fünf bis ſechs Piaſter, und vertauſcht ſie mit ungeheuerm Gewinn gegen Sklaven. Alle Leute ſeines Hofes und Gefolges ſind auf öffentliche Koſten ernährt. Durch mancherlei Richterſprüche, Erbſchaften und Bedrückungen aller Art macht er ſich ſonſt noch Geld.

Man ſieht, er hat ſeine Finanzen in guter Ordnung. Er ſelbſt bezahlt an den Paſcha von Tripoli bloß ein jährliches Schutzgeld von fünfzehntauſend Piaſtern. Aber im Jahr 1819 mußte

Digitized by Google

er auch, wollte er ſeine Stelle und Frieden von Tripoli behalten, auf einmal achtzigtauſend Piaſter Strafgeld dahin zollen.

Es verſteht ſich, daß es unter ſolchen Verhältniſſen nicht an einem Adel des Landes fehlen dürfe. Dazu gehört der Cadi, der Oberrichter in geiſtlichen und weltlichen Dingen, deſſen Stelle in Murzuk ſeit hundert und fünfzig Jahren erblich iſt, in den andern Städten aber nicht. Zum Adel gehören auſſerdem die Mameluken, die von weißen Renegaten abſtammen, welche der Paſcha zu Tripoli vorzeiten den fezzaniſchen Sultanen geſchenkt hatte. Alle übrige reiche Leute, die Sheikhs, die Kaïds, die Marabuts, die Mekka-Wallfahrter oder Hadſchi's u. ſ. w. gehören nicht zum Adel, ſondern bloß zu den Vornehmen.

In den meiſten Städten ſind Schulen. Der Lehrer oder Fekhi unterrichtet im Schreiben, Leſen und Auswendiglernen des Korans. Man ſchreibt, ſtatt mit Federn, mit Schilfrohr. Ans Rechnen wird nicht gedacht. Die Aeltern zahlen dem Fekhi für das Kind monatlich zwei kleine Maas Getreide oder einen Piaſter jährlich, und auſſerdem noch am Ende der Lehrzeit ein Geſchenk von einigen Piaſtern oder Stoffen zu Kleidern.

Die Einwohner von Fezzan gehören zum Negerſchlag. Aber ihre Haare, obſchon wollig, ſind nicht kraus, ihre Backenknochen vorſtehender, ihr Geſicht platter, doch ihre Naſe minder eingedrückt und ſpitzer. Gemeinlich haben ſie kleine Augen, ſchöne Zähne, breiten Mund. Die Weiber ſind vom zwölften zum dreizehnten Jahre mannbar; vom fünfzehnten zum ſechszehnten Jahre fangen ſie an zu welken; bis zum fünfunddreißigſten Jahre ſind ſie ſelten fruchtbar.

---

6. Einige Nachrichten von Fezzans Nachbarländern.

Herr Lyon ſah zu Murzuk bei den ankommenden Karavanen Perſonen aus verſchiedenen Gegenden des Innern von Afrika, und zog Erkundigungen bei ihnen über ihre Heimath ein. Mehrere Nachrichten, die er mittheilt, verdienen beſondere Beachtung.

Die Tuariks, welche theils angeſiedelt, theils nomadiſch in der Sahara, weſtwärts Fezzan, leben, erklärt er für den ſchönſten Menſchenſchlag, den er je geſehen. Sie ſind weiß, wie Europäer, wo ihre Haut ſtets bedeckt und nicht von der Sonne gebräunt iſt. Auffallend war ihm in ihrer Tracht, daß die Männer ihr Antlitz bis unter die Augen mit einem bis auf die Bruſt gehenden Tuche verhüllen. Sie ſelbſt wußten davon keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie die Sitte von ihren Vorfahren ererbt hätten, und Herr Lyon erkannte keinen beſſern Grund. Sehr wahrſcheinlich aber iſt bei dieſen Bewohnern der endloſen Sandwüſten der Wind, welcher den erſtickenden Staub aufwirft, der Urheber ſolcher auffallenden Tracht geweſen. Die Tuariks-Kaufleute ſind gewöhnlich prachtvoll gekleidet. Alle tragen den Turban, alle eine Menge geweihter Zauberzettel gegen Krankheit und Unglück. Sie ſprechen die Breber- oder Ethna-Sprache, die Urſprache Afrika's, die auch in den Bergen von Tunis, im Marokkiſchen und in Sokna gehört wird. Alle ſind Muſelmänner.

Digitized by Google

Von den Tuariks, die den Fezzanern zunächst festen Sitz haben, leben die zu Ghraat unter einem Sultan, dessen Macht von den Aeltesten des Volks sehr beschränkt ist, und der kein Recht über Leben und Tod, zu willkührlichen Auflagen und Gesetzgebungen hat. Seine Stelle ist übrigens erblich. Die ummauerte Stadt Ghraat liegt zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in der Ebene, zehn Tagreisen von Murzuk, fünf Tagreisen vom Ganat (welches nicht, wie gewöhnlich auf unsern Karten dargestellt ist, eine Stadt, sondern eine weite dattelreiche Landschaft ist, mit zerstreut wohnendem Volk). Durch den Handelsverkehr mit Soudan sind die Tuariks von Ghraat reich; sie führen besonders Gold und Sklaven aus und haben im Frühling einen großen Markt in ihrer Stadt. Fünf Tagreisen von Ghraat liegt auch das Land el Birkaat, berühmt durch die Menge und Schönheit seiner Weintrauben.

Im Südost von Fezzan wohnen die Tibbu's, wie schon bemerkt worden. Sie bringen jährlich viele Hundert Sklaven aus dem großen Lande Bornu, die sie gegen Pferde vertauschen. Ein schönes Pferd wird in Murzuk mit zehn bis fünfzehn Negerinnen bezahlt, deren jede doch in den Seestädten der Barbarei achtzig bis hundert und fünfzig Piaster gilt. Das Land Bornu hat gegenwärtig zwei Hauptstädte, seit ungefähr zehn Jahren. Das alte Birni am Ufer des Tsad ist, wegen der räuberischen Einfälle der Fellatas in Soudan, fast ganz verlassen, und man hat Neu-Birni am Tsadflusse, fünf Tagreisen weiter ostwärts, gebaut. Von Neu-Birni bis Murzuk nordwärts sind es vierzig Tagreisen, nach Bagberni gen Ost-Süd Ost zehn große Tagreisen, nach Kaschna westwärts sechszehn, eben so viel ostwärts nach Wadeh. Der Fluß Tsad ist sehr breit, wird in Flößen überschifft, fließt von Südwest nach Nordost, hat viele Krokodile, und soll nach Fur (Darfur) und Aegypten strömen. Jenseits Birni heißt er Gambarru und auch Nil. Zur Regenzeit bildet er weite Seen und befruchtet mit seinem Schlamme das Land. Es ist noch nicht lange, daß ein frommer Muselmann die grausame Sitte abschaffte, alljährlich eine der schönsten Jungfrauen, aufs reichste geschmückt, in den Strom, zur Zeit seines Anschwellens, als Opfer zu werfen. Zwischen Bornu und Kaschna geht auch ein breiter, schiffbarer Fluß, den die Landesbewohner dort Nil heißen, der sehr fischreich ist und ebenfalls ein periodisches Anschwellen hat.

Dem Reiche Bornu ist das Land Mandra zinsbar, von Fetischverehrern bewohnt; eben so das Land Ongornon, vierzehn Tagreisen gen Südost von Neu-Birni, wo ein jährlicher großer Sklavenmarkt in der Hauptstadt Ogornon gehalten wird. Auch das weitläufige, waldreiche Thalland Bahr el Ghazal, zehn Tagreisen von Neu-Birni, reich an Elephanten, Nashörnern, Büffeln und Giraffen, und wo die Einwohner theils nackt, theils in Felle gekleidet gehen und weder krauses noch wolliges Haupthaar tragen, ist dem Sultan von Bornu zinsbar. In Bornu ist das Gold weniger ein Tauschmittel, als Sache des Schmucks. Man prägt daselbst aber kleine Kupfermünzen.

Das weite Land und die Stadt Aghades, sechsunddreißig Tagreisen von Murzuk, ist sehr fruchtbar und hat keine Wüsten. Es ist von streng muhamedanischen Tuariks bewohnt. Die

Digitized by Google

Hauptſtadt liegt zwanzig Tagreiſen von Kaſchna entfernt. Neun bis zehn Tagreiſen von Kaſchna liegt die Stadt Sakkatu, der Hauptort der in neuern Zeiten furchtbar gewordenen Fellatas. Dieſe, welche ſich Weiße nennen, aber die Hautfarbe der Zigeuner haben, waren ehedem kriegeriſche Nomaden, kamen von Weſten, eroberten ganz Sudan und dehnten ſich bis Alt-Birni aus. Aber die Weitläufigkeit ihrer Eroberungen, worin ſie ſich mit feſten Sitzen niederließen, ſchwächte ihre Stärke. Auch Kaſchna iſt dieſen Erobern zinsbar, die ſich ſelbſt Fellahs nennen und die Fullah-Sprache reden, welche Mungo Park zuerſt näher bezeichnet hat. Kaſchna iſt eine große, ungemein gewerbige Handelsſtadt. Das Geld hier wie in allen Städten weiter gegen Weſten ſind die bekannten kleinen Muſcheln, Kauris genannt, deren zweitauſend den Werth eines Piaſters haben. Die Lebensmittel ſind ſo wohlfeil, daß man um 2500 Kauris einen Ochſen, und um einen Piaſter dreihundert Pfund Reis kauft.

Tombuktu iſt ungefähr neunzig Tagreiſen von Murzuk und, nach Verſicherung der Kaufleute, eine Stadt von nicht viel größerm Umfang, als Murzuk. Aber weil die Karavanen von Marokko, Tripoli, Ghadams und den Negerſtaaten längs dem Nil, während der Regenzeit, oder bis ſie ihre Waaren abgeſetzt haben, hier verweilen und ſich Hütten aufſchlagen müſſen, gewinnt ſie das Anſehen einer großen, volkreichen Stadt. Der Hafen von Tombuktu heißt Kabra, ungefähr vier Stunden von der Stadt, wo zahlreiche Magazine liegen. Der Nil oder Gulbi fließt da breit und ſtill von Weſten nach Oſten, ſoll aber während der trockenen Jahrszeit von Kameelen durchwatet werden können. Beſonders großer Verkehr wird mit Gold getrieben, das von Dſchuny kommt, welches daher das Goldland (Beled el Tibbr) genannt wird. Der Sultan von Tombuktu iſt von beſchränkter Gewalt, in ſeiner Würde erblich.

Huſſah iſt keine Stadt, ſondern ein Land. Die Eingebornen nennen ihr Land ſo; hingegen die Araber heißen es Sudan (Schwarz), auch Beled el Abid (Sklavenland). Weder Aghades noch Yemyem (das Lemlem in den Karten) gehören zu Sudan, wohin es manche Erdbeſchreiber bisher zählten. Von Sudan aus kommt viel Zibeth nach Fezzan; man bringt dieſes Wohlriechende in kleinen Kupferbüchſen. Ein Zibethtbier ſoll ſehr theuer ſein, oft drei, vier Sklaven gelten. Auch bringt man von daher den Guru (Mungo Parks Kolla), eine Art Nüſſe, von der Geſtalt großer Bohnen. Trocken verlieren ſie ihre liebliche Bitterkeit, die, wenn man Waſſer nachtrinkt, einen Artiſchokengeſchmack im Munde verbreitet. Man zahlt für die trockenen Nüſſe, die Kabuda heißen, weniger; für vier friſche einen Piaſter. Man bietet ſie Beſuchenden als Leckereien, wie anderer Orten den Kaffee, an, und nennt ſie daher auch den Kaffee der Neger. Man ärntet die Gurunüſſe aber eigentlich im Lande Dagomba, Achanzie und andern Ländern, weſtwärts Tombuktu.

Digitized by Google

Der Sklavenhandel im Jahr 1822.

(Beſchluß.)

Aus allem Vorgemeldeten ergibt ſich: Erſtens, daß der Sklavenhandel gegenwärtig nordwärts vom Aequator überall verboten iſt. Daß hernach derſelbe ſüdwärts vom Aequator einzig nur den Portugieſen und unter der Beſchränkung erlaubt iſt, daß ſie ausſchließlich in ihren eigenen afrikaniſchen Niederlaſſungen ſich ihren Negerbedarf holen ſollen. Drittens, daß dieſer letzte Ueberreſt eines allgemein aufgegebenen Verkehrs im Laufe des nächſtkommenden Jahres gleichfalls und vollends aufhören ſoll. Daß hinſichtlich auf Frankreich endlich der in Folge der Kriegsereigniſſe ſeit bald dreißig Jahren dem Thatverhalt nach aufgehobene Sklavenhandel einzig nur in zehnmonatlichem Zeitraume (vom 30 Mai 1814 bis zum 29 März 1815) erlaubter Weiſe geſchehen konnte; daß aber von dieſem letztern Zeitpunkte jede dafür ausgeführte Unternehmung mit dem Willen und den ausdrücklichen Befehlen der Regierung im Widerſpruche ſtehen.

Inzwiſchen ſind dieſe zehn Monate nicht unbenutzt gelaſſen, und es iſt der Sklavenhandel während dieſes kurzen Zeitraums mit verſtärktem Eifer und mit beiſpielloſer Thätigkeit erneuert worden; in den Städten Nantes, Havre und Bordeaux wurden dafür ſehr zahlreiche Expeditionen veranſtaltet, und man erhielt darüber die völlige Gewißheit, als in Folge der durch die Ereigniſſe der hundert Tage veranlaßten Kriegserklärung eine Anzahl ſolcher Schiffe den Engländern zur Beute, und ihr Verhältniß zum Vorwurfe diplomatiſcher Unterhandlungen ward.. Vom 30 März 1815 an iſt, wie ſchon bemerkt, der Negerhandel verboten geweſen. Das Dekret vom 29 März hatte ihn mit Androhung der Konfiskation von Schiff und Ladung unterſagt. Als über die Gültigkeit dieſes während der hundert Tage erlaſſenen Dekretes einige Zweifel entſtanden waren, trat eine königliche Ordonnanz vom 8 November 1817 an ſeine Stelle. Dieſe Ordonnanz, die nebenbei jeden Kapitän eines Negerſchiffes ſeiner Stelle verluſtig erklärte, ward am 15 April 1818 unverändert in Geſetzesform bekräftigt, und dieſe zwei Urkunden bilden gegenwärtig die franzöſiſche Geſetzgebung über den Sklavenhandel.

Die Güte und Wirkſamkeit verbietender Geſetze mag auf zwei Arten gewürdigt werden: entweder durch die Erforſchung des Thatverhalts, über das Aufhören oder die Fortdauer der verbotenen Handlungen ſeit Erlaſſung des Geſetzes, oder durch die grundſätzliche Prüfung der den verhängten Strafbeſtimmungen inwohnenden Kraft. — —

(Die nun folgende hiſtoriſche Beweisführung der ununterbrochen fortdauernden Thätigkeit der franzöſiſchen Sklavenhändler kann übergangen werden, weil wenigſtens ein Theil der dafür benutzten Thatſachen im Aufſatze über den Sklavenhandel im Jahr 1820 (Ueberlieferungen 1821, S. 503 ff.) ſchon enthalten iſt. Man will hier einzig noch auf zwei beachtenswerthe neuere Bücher über den nämlichen Gegenſtand hinweiſen, deren eins die Aufſchrift führt: De l'état actuel de la traite des noirs, extrait des renseignemens déposés récemment à ce sujet sur le

Digitized by Google

bureau de la chambre des communes d'Angleterre etc.; traduit de l'anglais et accompagné d'un avant-propos du traducteur. Das andere iſt betitelt: Le cri des Africains contre les Européens, leurs oppresseurs, ou coup d'œil sur le commerce homicide appelé la traite des noirs. Par Mr. *Thomas Clarkson*; traduit de l'anglais (beide bei Treuttel und Würz in Paris, 1821); und man will nebenbei bemerken, daß auch der Pairskammer durch den Herzog von Broglie die eigenen Noten des franzöſiſchen an das britiſche Miniſterium vorgelegt wurden, welche ein unumwundenes Geſtändniß des geſetz- und vertragswidrig fortdauernden Negerhandels enthalten.)

Wenn demnach klar am Tage liegt — fährt der Herzog von Broglie fort —, daß das Strafgeſetz unwirkſam geblieben iſt, ſo muß unterſucht werden, ob die Schuld davon in dem Geſetze ſelbſt zu ſuchen und daſſelbe alſo mangelhaft iſt. Für dieſe Erörterung wird nothwendig, an den Umſtand zu erinnern, demnach in Frankreich die Aufhebung des Negerhandels keineswegs durch die öffentliche Meinung iſt vorbereitet oder eingeleitet worden. In England hatten, ehe der Schritt gethan ward, achtbare Bürger und Menſchenfreunde ſeit zwanzig Jahren ſich es angelegen ſein laſſen, das Publikum mit den ſchauerlichen Verbrechen und mit den abſcheulichen Grauſamkeiten, die ſich jenem Handel unvermeidlich beigeſellen, bekannt zu machen; es waren Zeugen bei Hunderten darüber an den Parlamentsſchranken verhört worden; die geiſtvollſten Männer hatten alle Kraft der Beredſamkeit zu Gunſten der Neger verwandt; Zeichnungen und Kupferſtiche, welche die Verhältniſſe dieſer Unglücklichen auf den Negerſchiffen und die grauſamen Qualen, welche ſie erdulden müſſen, darſtellen, waren in den drei Königreichen vielfältig ausgetheilt, und die Sache war dermaßen volksthümlich geworden, daß im Jahr 1792 über dreihunderttauſend Perſonen freiwillig auf den Genuß der Kolonialerzeugniſſe verzichteten, um auch mittelbar an den Schandthaten keinen Theil zu nehmen, deren Daſein ihnen kund geworden war.

In Frankreich iſt nichts Aehnliches geſchehen. Um des Mißgeſchicks unſerer Seemacht willen blieb der Negerhandel fünfundzwanzig Jahre lang eingeſtellt; nachher ward er durch einen einfachen Beſchluß der franzöſiſchen Regierung in einem Zeitpunkte trauriger Erinnerung unterſagt. Dies iſt Alles, was vorging, und ſomit darf man ſich nicht wundern, wenn ein großer Theil des Handelsſtandes unſerer Seehafen in dem Verbote etwas Launenhaftes, Willkührliches und dem Vortheil der Nation Zuwiderlaufendes erblickt. Eben ſo wenig darf man ſich wundern, wenn ihr Gewiſſen ihnen nur ſchwache Vorwürfe über die Schändlichkeit ſolcher Handelsſpekulationen macht; ſie thun, was ſo viele Andere vor ihnen gethan haben; ſie glauben, es liege darin nichts Schändliches, und wenn ſie ihren Gewinn den philantropiſchen Vorwürfen, welche ihnen gemacht werden, gegenüberſtellen, ſo ſind ſie geneigt, die letztern für Ausgeburten überſpannter Geiſter anzuſehen. Hinwieder iſt dieſer Gewinn ungeheuer groß. In dem öffentlich umgebotenen Plane für Ausrüſtung und Ladung eines Schiffes, worin die wahre Beſtimmung der Expedition unter dem Namen des Maulthier-Handels verſteckt wird, iſt der Ankaufpreis jedes Maulthiers, das will ſagen jedes Negers, zu 500 Franken, und der Verkaufpreis zu 2750

Digitized by Google

Franken berechnet. Ein zweiter, durch ein namhaftes Handelshaus in Nantes umgebotener Plan gibt den Ankaufspreis von zweihundert und fünfzig Negern zu 35000 Fr. an, jeden also zu 140 Fr., den Verkaufspreis hingegen zu 2000 Fr. für das Stück. Einem in den neuen *Annales des voyages*, livraison 125, p. 118, abgedruckten Bericht zufolge kommt in Senegal der Ankauf jedes Negers auf 200 bis 300 Fr. zu stehen, und aus Angaben sachkundiger Männer weiß ich, daß die Preise erwachsener Sklaven in den französischen Kolonien auf den Antillen zwischen 1400 und 2000 Fr. betragen. Die Verschiedenheiten dieser Preise können nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Einkäufe zunächst auf einem Küstenlande von etlichen Tausend Meilen Umfang und auf sehr ungleich bestellten Märkten geschehen; daß anderseits der Verkauf in verschiedenen Kolonien statt findet, und daß endlich sich's um ein Schmuggelgewerbe, also um einen sehr ungeregelten Verkehr handelt, wo Nachfrage und Anerbietungen nur sehr selten im Ebenmaaße zusammentreffen. Der günstigsten Berechnung für die Unternehmer zufolge würde der Gewinn über dreizehn Kapitale für eins auswerfen; der gemäßigtesten nach würde er ungefähr vier für eins oder Vierhundert vom Hundert betragen. Wir wollen bei der letztern stehen bleiben. Dieser Gewinn leidet allerdings bedeutenden Abzug. Vorerst müssen die Kosten des Unterhalts der Neger von der Abreise bis zur Verkaufszeit abgezogen werden; dieser Abzug ist jedoch unbedeutend, wenn man bedenkt, daß die Unglücklichen fast nackt auf den Schiffen zusammengepfropft sind, und daß sie nur wenige und grobe Nahrung erhalten. In dem ersten der obgedachten Plane sind die Lebensmittel und die Vorschüsse an die Schiffsmannschaft zu 4000 Fr. berechnet; das Fahrzeug soll 105 Neger überführen, deren ungefährer Erlös zu 262,500 Fr. berechnet wird. Jene 4000 Fr. begreifen zunächst verschiedene Vorschüsse an die Mannschaft und ihren Unterhalt; der Ueberschuß deckt die Nahrung und den Unterhalt der Neger. Weiterhin muß der Verlust auf der Ueberfahrt abgezogen werden, da bekanntlich meist der vierte, zuweilen auch der dritte Theil jeder Ladung in Folge von Krankheiten an Bord oder nach der Ankunft zu Grunde geht. Wir wollen diese Abzüge in vollem Maaße geltend machen und den vermuthlichen Gewinn nur zur Hälfte obstehender Berechnung annehmen, hingegen aber auch nicht vergessen, daß dieser Gewinn von nahe an Zweihundert vom Hundert im gleichen Jahre sich mehrmals wiederholen kann, indem die Ueberfahrt von den afrikanischen Küsten nach den Antillen ziemlich kurz ist.

So ungeheure Vortheile sind unstreitig ein mächtiger Reiz für diesen Handel, und es kann derselbe sein Gegengewicht nur in einer eben so großen und eben so nahen Gefahr finden. Faßt man diese durch die Gesetzgebung angedrohte Gefahr ins Auge, so findet sich's, daß die Ordonnanz vom 8 Nov. 1817, übereinstimmend mit dem Gesetze vom 15 April 1818, zweierlei Strafen gegen die Sklavenhändler ausspricht: zuerst die Konfiskation von Schiff und Ladung, und zweitens das Verbot fernerer Schiffahrt; die erstere trifft alle Theilnehmer, die letztere nur den Schiffskapitän. Hinsichtlich auf die erste Strafe muß bei nur einigem Nachdenken für Jedermann einleuchtend sein, daß der Verlust von Schiff und Mannschaft eine Gefahr ist, welche

Digitized by Google

den Seehandel überhaupt bedroht. Sie ist kleiner oder größer, mehr oder minder drohend, je nach Beschaffenheit der Ladung und des Fahrzeugs, nach der Länge der Reise, nach der Witterung, den Meeren, welche befahren werden, u. s. w. Sie läßt sich mit Wahrscheinlichkeit berechnen und in Zahlen ausdrücken. Die Gefahr und der erwartete Gewinn werden mit einander verglichen, und wenn dieser überwiegt, so wird die Gefahr bestanden. Was thut nun das Gesetz vom 15 April 1818? Es vermehrt die ohnedies vorhandene Gefahr für die Unternehmer dadurch, daß sie durch ein Geschwader oder einige Kreuzer auf der Küstenausdehnung von etwa vierzig Meilen vor den französischen Niederlassungen in Afrika mögen betroffen und erbeutet werden, während der Sklavenhandel auf einer gar ungleich viel größern Küstenausdehnung geschehen kann, und daß sie hinwieder beim Ausschiffen der Sklaven auf der That ergriffen werden können, wogegen aber bereits auch schon bekannte Auswege benutzt werden. Die einigermaßen gesteigerte Gefahr läßt sich, wie schon bemerkt, berechnen, und Jedermann weiß, daß diese Seegefahren nicht von den Unternehmern getragen werden, sondern daß dieselben seit Jahrhunderten ein Gegenstand besonderer Verträge geworden sind, welche Assekuranzen heißen, und wodurch mittels einer mehr oder minder starken zu bezahlenden Prime die Gefahr auf Versicherungsgesellschaften übertragen wird, welche den Unternehmern den Ersatz ihres versicherten Kapitals auf den Fall des Verlustes gewährleisten. Demnach beschränkt sich die Wirkung des Gesetzes auf eine Erhöhung der von den Sklavenhändlern zu bezahlenden Assekuranzprime und auf die verhältnißmäßige Verminderung ihres Gewinns. Beim erlaubten Handelsverkehr beträgt die gewohnte Assekuranz eines von Havre zum Beispiel nach Senegal und von da nach den Antillen bestimmten Schiffes vier und drei Viertheile vom Hundert. Glaubwürdige Personen, Bürger von Genf, die im Jahr 1819 Aktientheilhaber einer in Bordeaux unter der Leitung eines der ersten Häuser dieser Stadt errichteten Versicherungsgesellschaft waren, bezeugten mir, sie hätten auf den ihnen vierteljährlich mitgetheilten Listen zwei- bis dreimal die von Negerschiffen bezahlten Assekuranzgelder gefunden (ein Umstand, der sie ihre Aktien zu verkaufen bewog), welche damals Dreißig bis Dreiunddreißig vom Hundert betrugen. Es scheint jedoch, man habe seither gefunden, die Gefahr sei anfänglich zu hoch berechnet worden, denn auf dem einen der zwei obgedachten Plane ist die Versicherung eines von Havre nach den Antillen gehenden Schiffes, das unterwegs in Senegal eine Sklavenladung einnimmt, auf Zwanzig vom Hundert angegeben. Der Schaden, welcher aus der Bestimmung des Gesetzes von 1815 den Sklavenhändlern zuwächst, ist also ein Verlust von Fünfzehn bis Sechszehn vom Hundert auf einem Gewinn von Zweihundert vom Hundert, und Niemand mag dadurch vom Negerhandel abgeschreckt werden. Nicht anders verhält sich's im Grunde mit der zweiten Strafbestimmung, die den Schiffskapitän mit dem Verlust seines Berufes bedroht. Es begreift dieselbe kein entehrendes Verhältniß, weil mit diesen Stellen kein militärischer Rang verbunden ist. Der Betroffene muß sich einen andern Beruf oder Broderwerb wählen; diese Gefahr ist nochmals berechnet, und in dem mehrmals angeführten Plane wird die Entschädigung, welche dem Schiffskapitän allfällig zu bezahlen

Digitized by Google

wäre, auf Zehn vom Hundert, in einem andern Falle auf Sieben vom Hundert gewerthet. Wenn also von dem zu Vierhundert vom Hundert berechneten Gewinn vorerſt abgezogen werden Zwanzig vom Hundert als Aſſekuranzprime, hernach Zehn vom Hundert Entſchädigung des Kapitäns, und weiterhin die Unterhaltskoſten der Neger bis zu ihrem Verkauf, und der Verluſt während der Ueberfahrt, ſo bleibt immer noch ein Gewinn von mehr als Hundert und ſechszig vom Hundert für den Unternehmer übrig, der nun keiner weitern Gefahr ausgeſetzt iſt, weil auf den Fall der Konfiskation das Kapital durch die Sicherungsgeſellſchaft zurückbezahlt wird.

Dies iſt das Ergebniß der beſtehenden Geſetze, und daraus mag man nun ihre Wirkſamkeit abnehmen.

Man wird nun wohl die ganz natürliche Frage aufwerfen: woher ein ſo großer Gewinn beim Negerhandel rühre, und wie ſich derſelbe erklären laſſe. Um dieſelbe genau und vollſtändig zu beantworten, müßte man hinwieder eine vollſtändige und genaue Kenntniß der Verhältniſſe Frankreichs zu den verſchiedenen europäiſchen Niederlaſſungen auf den afrikaniſchen Küſten und den Antillen ſowohl als zu ſeinen eigenen Kolonien beſitzen. Indeß kann doch immerhin eine der natürlichſten Urſachen jener kommerziellen Erſcheinung, die auch eine vorzugsweiſe Beachtung verdient, angedeutet werden.

Die Gewohnheiten der Völker mögen ſo leicht nicht verändert werden, wie ihre Geſetze. Die Aufhebung des Sklavenhandels iſt noch ſehr neu. Die Menſchen, beſonders jene, welche ihr Leben ſorglos im Klima der Kolonien zugebracht haben, thun nicht leicht auf ihre Angewöhnungen Verzicht; im äuſſerſten Falle nur werden ſie ſich der Nothwendigkeit fügen. Daß die Sklaveneinfuhr auf den Inſeln durch die natürliche Fruchtbarkeit der daſelbſt bereits akklimatiſirten Schwarzen genügend erſetzt werden könne, iſt eine Thatſache, die nicht mehr in Zweifel liegt; damit aber dieſer Grundſatz wirkſam und fruchtbar werde, ſind gewiſſe Bedingungen erforderlich. Vorerſt müſſen die Neger einige religiöſe und ſittliche Bildung erhalten, ihre ehelichen Verbindungen müſſen begünſtigt, das Band der Ehe muß geſchützt, und es muß der Unſittlichkeit ein Ziel geſetzt werden; den Negerinnen muß während der Schwangerſchaft Vorſicht und Schonung, den neugebornen Kindern Pflege, Erziehung und Unterhalt zu gut kommen, ihre häuslichen Einrichtungen müſſen gänzlich umgeſchaffen werden. Dieſe Sorgfalt, Umſicht und die erforderlichen Vorſchüſſe werden aber einsweilen noch für eine unerträgliche Laſt und gehäſſige Tirannei angeſehen; man hält es für einfacher, kürzer und minder koſtſpielig, die Sklaven durch Elend, übermäßige Anſtrengung, Ausſchweifungen und Mißhandlungen fortgehend zu Grunde zu richten, und ihren Verluſt durch den Ankauf anderer bereits erzogener und erwachſener Sklaven zu erſetzen.

So denken nicht die franzöſiſchen Koloniſten allein nur; die Koloniſten anderer Länder ſind im gleichen Falle. Hingegen iſt Frankreich der einzige Staat, welcher die Aufhebung des Negerhandels durch keine körperlichen und ſchweren Strafen gehandhabt, und keine wirkſamen und ſattſam drohenden Maasnahmen zu Behinderung des Sklavenverkehrs getroffen hat. Daraus

Digitized by Google

ergibt ſich, daß die meiſten der dieſem Handel gewidmeten Kapitalien ihre Anwendung in Frankreich ſuchen, und daß die Unternehmungen, wodurch alle fremden Kolonien mit Sklaven verſorgt werden ſollen, von den franzöſiſchen Seehafen ausgehen. Man darf wohl annehmen, es ſei wirklich ſchon eine Art Nachwerbung vorhanden, um dieſen Unternehmungen den Schutz der franzöſiſchen Flagge zu verſchaffen, und Frankreich befinde ſich im Fall, die gehäſſige Immunität denen, welche ſich dafür melden, theuer zu verkaufen.

Daß die franzöſiſche Flagge auf ſolche Weiſe den Sklavenhandel decke, daß britiſche, ſpaniſche und holländiſche Kaufleute ſich derſelben zum Schutze gegen die Strenge der Geſetze ihres eigenen Landes bedienen, das kann, leider! nur gar nicht mehr bezweifelt werden. Die franzöſiſche Regierung geſteht es ſelbſt ein. In ihren diplomatiſchen Verhandlungen mit dem britiſchen Miniſterium ſpricht ſie von einem ſehr ausgedehnten Negerhandel, welcher durch britiſche Unterthanen, theils offenkundig und am hellen Tage, theils im Einverſtändniſſe mit franzöſiſchen Kaufleuten betrieben werde. Was die erſtere dieſer Angaben betrifft, ſo hat ſie ſich bei näherer Unterſuchung beinahe durchaus grundlos erzeugt. Die anfänglich für britiſch gehaltenen Fahrzeuge wurden als franzöſiſche unter britiſcher Flagge ertappte Schiffe erfunden, die ſich dieſer Liſt bedient hatten, um franzöſiſchen Kriegsſchiffen, von denen ſie verfolgt wurden, zu entgehen. Was hingegen die Theilnahme britiſcher Kapitaliſten an dem unter franzöſiſcher Flagge fortgeſetzten Handel betrifft, ſo iſt freilich nur allzuwahrſcheinlich, daß das franzöſiſche Miniſterium hierin Recht hat; auch widerſpricht die engliſche Regierung darüber nicht, oder nur wenig. Die Mängel unſerer wirklichen Geſetzgebung ſind dermaßen groß, daß nicht nur die franzöſiſche Regierung dabei ohnmächtig bleibt, ſondern daß dadurch auch die Vollziehung der ſtrengen Geſetze gehindert wird, welche andere Regierungen gegen diejenigen ihrer Unterthanen, die an der Fortſetzung des verbotenen Handels Theil nehmen, zu erlaſſen gut gefunden hatten. Die engliſchen Geſetze verhängen die Strafe der Deportation gegen jeden britiſchen Unterthan, welcher an der Verſicherung eines Negerſchiffes Theil nahm, ohne Unterſchied, wohin die Beſtimmung deſſelben auch gehen und wo es verfrachtet ſein mochte. Wie könnten dieſe Geſetze nun aber einen engliſchen Kapitaliſten erreichen, der ſeine Kapitalien einem franzöſiſchen Hauſe für jenen Zweck anvertraut, wenn die franzöſiſchen Geſetze keinerlei Nachforſchung geſtatten und kein Mittel darbieten, um die Geſchäfte dieſes Hauſes zu erwahren? Wer möchte es wahrſcheinlich oder auch nur möglich achten, daß britiſche Kaufleute auf ihre Gefahr und Schaden den Negerhandel unter britiſcher Flagge treiben, und ſich muthwilliger Weiſe einer vierzehnjährigen Deportation ausſetzen ſollten, während ſie völlig die gleichen Vortheile mit Ausſchluß jeder Gefahr erreichen, indem ſie ihre Kapitalien nach Havre, Nantes oder Bordeaux überſetzen? Und wer möchte hinwieder nicht für ſehr wahrſcheinlich achten, daß ein ſo einfaches, leichtes und gefahrloſes Bereicherungsmittel begierig von ihnen aufgegriffen werde? Daß dieſes aber wirklich geſchehe, iſt urkundlich erwieſen. Aus einem unter den ans engliſche Parlament amtlich eingereichten Urkunden befindlichen Schreiben (von Demerara am 18 Auguſt 1820) erhellt, daß der

Digitized by Google

zwiſchen den franzöſiſchen Antillen und der afrikaniſchen Küſte beſtehende Sklavenhandel keineswegs ausſchließlich für den Bedarf dieſer Inſeln beſtimmt iſt, und daß Martinique als Zwiſchenplatz dient, von welchem aus ſehr viele Negerladungen nach Surinam und den übrigen holländiſchen Kolonien abgehen; amtliche Berichte der britiſchen Kommiſſarien in Surinam beſtätigen dieſen Sachverhalt auch vollends.

Wenn ſich's denn aber alſo verhält in einer Zeit, wo die meiſten der in den verſchiedenen europäiſchen Staaten erlaſſenen Geſetze für Aufhebung des Negerhandels gleichſam nur noch einen Anfang der Vollziehung erhalten haben, und wo die Maasnahmen, welche ſie in Wirkſamkeit ſetzen ſollen, überall noch unvollſtändig und mangelhaft ſind: was wird erfolgen, wenn die zwiſchen den Seemächten beſtehende Vereinbarung ihre Kraft und Wirkſamkeit in der That wird erzielt haben? Aus den dem britiſchen Unterhauſe mitgetheilten Urkunden wiſſen wir, daß noch ein bedeutender Sklavenhandel, trotz der Geſetze, unter ſpaniſcher, holländiſcher und portugieſiſcher Flagge getrieben wird: aber wir wiſſen hinwieder auch, daß bereits ſehr viele Verurtheilungen erfolgt ſind; daß die nicht hinlänglich beſtimmten oder ſtreitigen Punkte, welche den Betrug noch begünſtigen, der Vorwurf eifrig fortgeſetzter Unterhandlungen und willfährigen Entgegenkommens zwiſchen dieſen Mächten und England ſind; daß neue Beſchlüſſe erlaſſen werden, wo das Bedürfniß dazu fühlbar wird; daß Geſetze und Verträge, wo dieſelben zweideutig erſcheinen, in eben dem großmüthigen und menſchenfreundlichen Geiſte, worin ſie erlaſſen wurden, auch ausgelegt werden. Nach Maasgabe demnach, wie hierin zwiſchen den vereinten Staaten, England, den Niederlanden, Spanien und Portugal engere Vereinbarung ſtatt finden wird, — nach Maasgabe, wie die wehrenden Vorkehrungen durch ihren gegenſeitigen Einfluß verſtärkt und durch Erfahrung vervollkommnet werden, muß der unter der Flagge jener Mächte geführte Negerhandel ſtets gefährlicher werden, und in Kurzem völlig aufhören; derſelbe wird ſich unter franzöſiſcher Flagge zuſammendrängen; die franzöſiſchen Kolonien müſſen der allgemeine Sklavenhandel werden, auf welchem alle andern Kolonien ihre Bedürfniſſe befriedigen und mittels einer kurzen Schmuggelfahrt die Kreuzfahrer und die Stationen der afrikaniſchen Küſten vermeiden können; die franzöſiſchen Fahrzeuge hinwieder werden der allgemeine Behelf oder das Zuführungsmittel der überall verbotenen und überall geſuchten Waare ſein. Das abſcheuliche Monopol dieſes Handels mit Menſchenfleiſch und Menſchenblut, dieſes dem Zeitalter und geſittigten Völkern zur Schande gereichenden Handels, wird Frankreich zu Theil werden.

Wie mag man dieſer Schande vorbeugen und eine ſo traurige Zukunft abwenden? — Das Mittel iſt einfach und leicht. Man muß dem Beiſpiele anderer benachbarter Staaten folgen; man muß feſten Schrittes, und wie ſie, die von ihnen geebnete Bahn verfolgen; man muß gleich ihnen nachdruckſame Repreſſionsmittel ergreifen, und nach ihrem Vorbilde ein umfaſſendes Syſtem wohlberechneter Schutzwehren in Anwendung bringen. Es handelt ſich hier weder um neue Erfindungen noch um bisher unbekannte Pfade; die Probe iſt gemacht, und die Erfahrung kann uns dabei gleichmäßig wie das Nachdenken leiten. — —

Digitized by Google

Der Herzog von Broglie durchgeht alsdann ausführlich diese sichernden Maasnahmen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit einerseits, und ihrer Anwendbarkeit für Frankreich anderseits. Der Schlußabschnitt seines Vortrages ist folgender:

Ich habe mit Unbefangenheit gesprochen, jede persönliche Anschuldigung vermeidend, weil ich keinen Aufruf an die Leidenschaft beabsichtigte, sondern zur ruhigen Vernunft einzig nur sprechen wollte. Es dürfen jedoch auch die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit Ansprüche machen, und es ist unmöglich, bei der Erörterung einer solchen Frage alle menschenfreundlichen, theilnehmenden und mitleidigen Gefühle auszuschliessen. Was ich demnach absichtlich vermieden habe, das möge durch's Gedächtniß meiner Zuhörer oder Leser ersetzt werden. Man wird sich der Gräuelszenen erinnern, die in den Reise-Tagebüchern derer, welche das afrikanische Festland besucht haben, in Menge vorkommen; man wird sich der Schreckensberichte erinnern, über die ganz England sogar in eben jener Zeit entrüstet ward, wo auch die Schreckensherrschaft in Frankreich andere Szenen von Jammer und Gemetzel darstellte; und man sei bei diesen Erinnerungen immerhin versichert und gewiß, daß keine Schandthat darin gefunden werden mag, welche nicht von dem Negerhandel unserer Tage übertroffen wird. Ich sage, übertroffen, und ich habe den Ausdruck mit Besonnenheit gewählt; denn zwischen den Verbrechen, die dieser abscheuliche Handel, wo er erlaubt ist, veranlaßt, und zwischen denen, die dasselbe da, wo er unwirksam verboten ist, herbeiführt, läßt sich keine Vergleichung anstellen. Zur Zeit, wo die Negerhändler (négocians *négriers* — ich weiß ihnen keinen andern Namen zu geben —) auf allen afrikanischen Küsten freien Sklavenkauf hatten, vertheilten sich ihre Begehren auf ein weites Landesgebiet unter eine Menge Völkerschaften; man konnte glauben, sie würden zum Theil wenigstens mit der in jeder Völkerschaft bereits vorhandenen Sklavenzahl in Verhältniß stehen; und dennoch ist auf's unzweideutigste erwiesen, daß auch damals ihre Umtriebe, die Entwickelung und Steigerung aller Laster und Leidenschaften dieser barbarischen Völker, die Verderbniß ihrer rohen Gesellschaftseinrichtungen und die Zerstörung ihres häuslichen Friedens herbeigeführt haben; es ist auf's unzweideutigste dargethan, daß durch die Dazwischenkunft der Europäer die kleinen Zwingherren dieser Länder bald alltäglich veranlaßt wurden, um kleiner oder nur angeschuldigter Vergehen willen ganze Familien in Bausch und Bogen als strafbar zu verurtheilen, einzig in der Absicht, um ihre Personen gegen schlechtes Pulver und elende Gewehre zu vertauschen; ihre Soldaten auf Lauer an die Straßen zu verlegen, damit sie wehrlose Wanderer überfallen und sich ihrer bemächtigen; zur Nachtzeit die schlafenden Einwohner ganzer Dorfschaften unversehens zu überziehen, um Männer, Weiber und erwachsene Jünglinge als Sklaven zu verkaufen, die Greise und Kinder aber unbarmherzig zu erwürgen. Es ist auf's unzweideutigste dargethan, daß Hungersnoth, Verheerungen und unaufhörliche Kriege, deren alleiniger Zweck war, Gefangene zu machen, die unausweichliche Folge des Eintreffens von Negerschiffen an den Küsten gewesen sind, und daß die Europäer diesen gräuelhaften Auftritten beiwohnten, Waffen dafür lieferten, die Zerwürfnisse anschürten und die Zwietracht nährten.

Digitized by Google

Was muß denn nun vollends jetzt geſchehen, nachdem die Gefahr der Kreuzer und die Furcht, in ihre Hände zu fallen, die Schmuggler nöthigen, manche Gegenden völlig zu meiden und ihren Bedarf auf die mindeſt bedrohten Stellen zu beſchränken? Was muß nunmehr geſchehen, wo die Nothwendigkeit, die Fahrten abzukürzen und ihre Zahl zu vermindern, die Negerſchiffe zwingt, alle gleichzeitig und am nämlichen Ort ihren Bedarf zu holen? Was muß jetzt geſchehen, wo es darum zu thun iſt, die halb verſchloſſenen Quellen des Jammers neu zu öffnen, und was Zeit und Umſtände abgewöhnt hatten, wieder in Gang zu bringen?

Im Zeitraum der ſieben Jahre, die zwiſchen der in England und Amerika beſchloſſenen Aufhebung des Sklavenhandels und dem Friedensſchluſſe vom Jahr 1813 verfloſſen ſind, waren jene ausgedehnten, zwiſchen den Wendekreiſen befindlichen afrikaniſchen Landſchaften zu einem verhältnißmäßigen Grade von Wohlſtand, Ruhe und Glück gediehen: die afrikaniſchen Völkerſchaften lebten friedlich unter einander; die Bemühungen der edeln Stifter von Sierra-Leone wurden mit einigem Erfolg gekrönt; einige Keime von Gewerbfleiß wurden bemerkbar; die Religion fand Eingang und die Geſittung machte Fortſchritte. Seit der Herſtellung des Sklavenhandels hat ſich dies alles wieder völlig geändert. Die unglücklichen Afrikaner zerfleiſchen einander nochmals; Aeltern verkaufen ihre Kinder oder ihre nächſten Verwandten, der Mann ſeine Frau, der Bruder den Bruder; alle Familienbande ſind neuerdings wieder aufgelöſet.

Hinwieder mochten zur Zeit, wo der Sklavenhandel offenkundig und frei geſchah, die Regierungen einige Aufſicht über die Einrichtung der Negerſchiffe führen; die Zahl der Sklaven, welche jedes Fahrzeug ſeinem Tonnengehalte nach aufnehmen durfte, feſtſetzen; zum Theil auch für den Unterhalt dieſer Unglücklichen, für hinlänglichen Waſſervorrath und für die geſunde Beſchaffenheit der Nahrungsmittel Sorge tragen, und dieſelben mehr oder weniger gegen die Barbarei ihrer Zwingherren beſchützen. Gegenwärtig aber, nachdem dieſer Handel gänzlich verboten iſt, haben die, welche ſich damit abgeben, doppelten Beweggrund, und ſie finden dabei doppelten Vortheil, die Sklaven in den Zwiſchendecken ihrer Schiffe ſo zahlreich, als der Raum geſtatten mag, zuſammenzudrängen, und dieſelben durch Quälereien und Peinigungen aller Art darin zu behalten; ſie erſparen ſich damit die Koſten und die Gefahren mehrfacher Ueberfahrten. Unwiderſprochene und völlig erwieſene Thatſachen der jüngſten Zeit haben dargethan, daß Schiffskapitäne, welche ſich von nachſetzenden Schiffen gefährlich bedroht halten, kein Bedenken trugen, ihre Neger als Schmuggelwaare in die See zu werfen; daß ſie eben alſo auch ihre kranken Neger wie eine verdorbene Waare über Bord warfen.

Die grauſamen Angewöhnungen, welche dieſer Handel unvermeidlich bei denen erzeugt, die ſich damit abgeben, müſſen vollends noch durch den Widerſtand aufgereizt und durch die Gefahr geſteigert werden; die Mannſchaft der Negerſchiffe, die neben dem Verkehr mit Menſchenfleiſch und Menſchenblut jetzt auch noch das Gewerbe bewaffneter Schmuggler treibt, iſt nunmehr zu allen Uebelthaten fähig; ſie gleicht wirklichen Seeräubern, und eine Menge glaubwürdiger Erzählungen melden ſolche vollendete Seeräuberthaten, die für ſich allein ſchon todeswürdige Verbrechen ſind.

Digitized by Google

Wodurch möchte demnach eine geſittigte Regierung, eine menſchliche und chriſtliche Regierung ſich bewogen finden, ſolche Gräuel zu dulden? Wo hätte die Größe der Verbrechen jemals die ſtrengſte Beſtrafung gerechtfertigt? Welch' ein unſeliges und barbariſches Mitleid könnte hier eine blinde Nachſicht begründen?

„Nie iſt," ſo ſprach vor fünfundzwanzig Jahren Herr Wilberforce im britiſchen Parlamente, „nie iſt ein vollſtändigerer Inbegriff von Ungerechtigkeit und Grauſamkeit auf der Erde geſehen worden. Aus welchem Geſichtspunkte immerhin auch dieſer gehäſſige Verkehr mag betrachtet werden, nirgends wird man etwas Tröſtendes oder Milderndes darin finden können. Die Gräuel, womit die Entführung der Afrikaner aus ihrer Heimath begleitet iſt, laſſen ſich nur mit den Gräueln der Ueberfahrt vergleichen, und dieſen mögen nur die Gräuel der Sklaverei zur Seite ſtehen. Eine wohlwollende Veranſtaltung der Vorſehung läßt, in der ſittlichen wie in der phyſiſchen Ordnung der Natur, dem Böſen zur Seite meiſt irgend etwas Gutes ſich entwickeln: Stürme reinigen die Luft; Verfolgung weckt Enthuſiasmus für die Wahrheit; Stolz, Eitelkeit und Verſchwendung mögen öfters zum Gemeinwohl einen mittelbaren Beitrag leiſten. Auch das Gehäſſigſte ſogar kann etwa durch irgend ein Verhältniß beſchönigt werden: der Wilde übt Gaſtfreundſchaft, der Räuber iſt unerſchrocken und kühn, der Gewaltthätige iſt meiſt von Tücke frei, und der Ungerechte meidet niederträchtige Gemeinheit. Allein hier findet ſich nichts dergleichen: es iſt das Vorrecht dieſes verabſcheuenswerthen Handels, daß er Gutes wie Böſes verſchlimmert und auch das Laſter ſogar noch häßlicher macht; es iſt ein Kriegsverhältniß, das durch keinerlei Muth veredelt wird; ein Friedensſtand, welcher vor Verheerung und Metzelei nicht ſchützen mag; es ſind Verkehrtheiten polizirter Staaten, denen die ſie mildernde Sittenkultur mangelt; es iſt die urſprüngliche Barbarei des Menſchen, welche aller Unſchuld entbehrt; es iſt eine reine und völlige, eine gänzliche und vollendete Verkehrtheit, ohne Zuſatz von irgend einem edeln Gefühl, oder auch nur von einem Vortheil, welchen man ohne Schamröthe ins Auge faſſen oder ohne vernichtende Schande eingeſtehen könnte." — Was ſollte ich dieſen trefflichen Worten beifügen? Allerdings gar nichts; dennoch aber hat der große und edle Mann, welcher dieſelben ausſprach, ſich geirrt. Weder die lange Dauer des Sklavenhandels, noch ſeine Aufhebung werden für das Wohl der Menſchheit unfruchtbar geblieben ſein. Die Vorſehung hat die eine und die andere zugelaſſen, um den Menſchen zur Belehrung zu dienen, auf daß ſie einſehen, wie furchtbar leicht der geſittigte Menſch zur Rohheit des Wilden zurückkehren könne, — und auf daß ſie hinwieder auch erkennen, was in einer freien Nation Gerechtigkeit, Tugend und ſtandhafter Muth zu leiſten vermögend ſind, — auf daß wir einen glänzenden Beweis erhalten, wie ſchwach und wie ſchmählich ein auch noch ſo feſt geachteter Vortheil und eingewurzeltes Vorurtheil erſcheinen, wenn ſie der Wahrheit gegenüber ſtehen. Noch ſind nicht vierzig Jahre verfloſſen, ſeit ein junger Geiſtlicher, ohne Namen, ohne Freunde und ohne Vermögen, in einer an die Univerſität Cambridge gerichteten lateiniſchen Abhandlung, der erſte den Negerhandel angriff; ſieben Jahre ſpäter waren bereits die ausgezeichnetſten Männer in

Digitized by Google

dieſer Sache einverſtanden; ſeit fünfzehn Jahren ſteht ſie nun ſiegreich in beiden Welten. Die, welche das rühmliche Werk zu Stande gebracht haben, werden zu den Wohlthätern des Menſchengeſchlechts gezählt; ihr Gedächtniß wird nicht erlöſchen, ihr Werk hingegen mag wieder zu Grunde gehen. Es ſteht bei uns und hängt von unſerer ſträflichen Sorgloſigkeit ab, daß den Granville-Sharp, den Clarkſon und Wilberforce die Frucht ihrer Mühen und Nachtwachen nochmals entriſſen werde. Könnten wir unſer Gedächtniß dem übrigen in dieſem Verhältniſſe beigeſellt wünſchen? Könnten wir eine ſolche Schmach im Urtheil der Nachwelt auf uns laden, welche die Namen jener Edeln ſchon bei ihren Lebzeiten geſammelt hat, um ſie, wie der Bewunderung, ſo dem Dankgefühl der ſpäteſten Geſchlechter zu überliefern? ...

Der Redner ſchloß mit dem Antrag einer ehrerbietigen Vorſtellung an den König, die Bitte um Veranſtaltung wirkſamer Maasnahmen für die Vernichtung des Sklavenhandels enthaltend.

Zuſtand des öffentlichen, zumal des Volks- und Elementar-Unterrichts in Schottland. *)

Das Syſtem der Erziehung und des öffentlichen Unterrichts in Schottland iſt aus dreierlei Anſtalten zuſammengeſetzt.

Zum Behufe des oberſten Bildungsgrades ſind Univerſitäten vorhanden, welche eins oder mehrere Kollegien enthalten und ihr Daſein ſowohl als ihr Fortbeſtehen theils alterthümlichen Stiftungen, theils den von den Studierenden zu entrichtenden Beiträgen zu verdanken haben. Dieſe Anſtalten ſind unabhängig, ſowohl von einander als von der Krone. Jede regiert ſich nach eigenen Geſetzen, und iſt auch rückſichtlich auf das, was den Unterricht betrifft, keiner fremden Gerichtsbarkeit unterworfen.

---

*) Herr Biot, Verfaſſer dieſes Gemäldes der Civiliſirung der ſchottiſchen Volksklaſſen, deren Haupturſache er in einem zweckmäßig eingerichteten Volksunterricht zu finden glaubt, verſichert, keine bloß ideale oder durch die Phantaſie verſchönerte Darſtellung geliefert zu haben. Er erzählt Thatſachen, die er im Reiche der Wirklichkeit, während eines 1817 in Schottland gemachten längern Aufenthaltes, theils durch eigene Beobachtung, theils im Umgang mit den großen Güterbeſitzern, die ſelbſt kräftig zur Wohlfahrt des Landes mitwirken, geſammelt hat. Unter dieſen Güterbeſitzern iſt es vorzüglich Herr Colin Mackenzie, dem der Verfaſſer einen guten Theil der in ſeinem Aufſatze enthaltenen Details, ſo wie auch die Mittheilung anderer handſchriftlicher, von großen Einſichten zeugender Notizen über den ſittlichen Zuſtand von Schottland zu verdanken hat. Auch der Rektor der Akademie von Dundee hat ihm ein Manuſkript über denſelben Gegenſtand zugeſtellt. Endlich ſind auch noch mehrere ſeiner Notizen einer ſeit 1817 in Schottland unter dem Titel: *Litterary and statistical magazine for Scotland*, erſcheinenden Quartalſchrift entnommen, die für Schullehrer beſtimmt iſt und von einer Geſellſchaft von Schullehrern herausgegeben wird.

(*Journal des Savans, Mars* 1822.)

Digitized by Google

Eine Stufe tiefer als die Universitäten stehen die Lokal-Anstalten, welche man Akademien oder Grammar Schools nennt. Die Akademien sind in der Regel für den Unterricht in den Naturwissenschaften, der Physik und Mathematik bestimmt. In den Grammar Schools wird englische, lateinische und griechische Grammatik gelehrt. In diesen Anstalten gelangt zwar der Zögling nicht so weit, als auf der Universität; aber er erhält einen Unterricht, der ihn, wenn er weiter strebt, auf die Fortsetzung seiner Studien vorbereitet, und ihm genügen mag, falls er eine Profession von gewöhnlichem Schlage erlernen will. Solche Kollegien bestehen als etwas Freiwilliges in den einzelnen Städten, stehen unter dem Schutze und der Aufsicht der Stadtmagistrate, sind ausschließlich für Städter bestimmt nnd werden zum Theil von den Zöglingen unterhalten, welche eine bestimmte Taxe zu bezahlen haben.

Für den Elementarunterricht sind eine Menge Institutionen vorhanden. Sie theilen sich in drei Klassen: erstlich die Privatschulen, welche durch die Zuschüsse der beinahe ohne Ausnahme städtischen Zöglinge unterhalten werden; sodann die größtentheils nach der Bell-Lancasterschen Methode eingerichteten Freischulen, die auf freiwilligen Subskriptionen beruhen, und in denen der Schüler entweder gar nichts oder eine unbedeutende Kleinigkeit zu bezahlen hat; drittens die Schulen der einzelnen Kirchspiele, die zufolge einer Parlamentsakte in ganz Schottland eingeführt sind, und deren in jedem Kirchspiele wenigstens *eine* bestehen muß. Hier soll, mit Vorbeigehung der höhern Bildungsanstalten, bloß von den Primarschulen die Rede sein.

Von diesen gehören die Lancasterschen und die Privatschulen ausschließlich den Städten an, für deren Bedürfniß eine einzige Pfarreischule, oder auch so viele Schulen, als sie Kirchgemeinden enthalten, nicht ausreichen, und in denen einem bedeutenden Theil der Einwohner damit gedient ist, ihre Kinder ausser Gemeinschaft mit den Schulkindern der untersten Klasse zu wissen. Diese Unterrichtsanstalten sollen im Verfolge noch ausführlicher abgehandelt werden. Allernächst aber will man die eigentlichen Land- und Pfarreischulen etwas näher ins Auge fassen. Sie sind einer nähern Beachtung werth, sowohl wegen ihrer großen Anzahl, als auch wegen ihrer moralischen Wirksamkeit und der Kunst, womit der Einfluß des Eigenthums mit der Einwirkung der Religion rücksichtlich auf die Auswahl der Schullehrer gepaart geht, um sie zu achtungswürdigen Institutionen zu erheben. In der That sind es diese Schulen, in denen das Volk seinen Unterricht erhält, und denen es jenen nachdenkenden, ernsthaften, geregelten, sittlichen und religiösen Karakter zu verdanken hat, durch welchen die Schottländer von der Mittelklasse und aus den niedern Städten sich in so hohem Grade auszeichnen.

Die erste öffentliche Unterrichtsanstalt in Schottland schreibt sich aus einer sehr fernen Vergangenheit her; hingegen bestehen die Pfarreischulen erst seit zweihundert Jahren. Ihr Entstehen datirt sich von einer unterm 16 Dezember 1616 ausgefertigten Akte des geheimen Rathes Jakobs I, welche dahin lautet, es sei nothwendig und ersprießlich, daß in jeder Pfarrgemeinde des Königreichs, wo sich die erforderlichen Mittel dazu auffinden lassen, eine öffentliche Schule errichtet und für einen Lehrmeister gesorgt werde, alles auf Kosten der Pfarrangehörigen und

Digitized by Google

im Verhältniſſe mit ihrer Zahl und mit dem Vermögen des Kirchſprengels. Dieſe Akte wurde 1633 von Seite des erſten Parlaments Karls I beſtätigt, und den Biſchöfen die Vollmacht ertheilt, ſie ins Werk ſetzen zu laſſen und die Sache zu beaufſichtigen. Im Verfolge ließ die ſchottländiſche Nationalkirche (der Presbyterianer) nichts unverſucht, um die begonnene Unternehmung weiter zu fördern. Unter ihrer Leitung ward der Einfluß jener Schulen immer bedeutender und entſchiedener; immer mehr eigneten ſie ſich zu Verbreitung nützlichen Wiſſens und zur Befeſtigung und Stärkung eines religiöſen Sinnes. So ging es fort bis zum Jahr 1693, wo die Geſammtheit der Primar-Schulanſtalten ihrer Unabhängigkeit entbunden und durch eine Parlamentsakte das ganze Schul- und Jugendlehrer-Perſonale der Gerichtsbarkeit der Presbyterien, das heißt, eines beinahe biſchöfliche Gewalt ausübenden Kollegiums der Geiſtlichen des Bezirks, unterworfen wurde. Eine andere Parlamentsakte von 1696 vervollſtändigte das Syſtem des öffentlichen Unterrichts, und dehnte dieſe Wohlthat auf die ſämmtlichen Kirchſprengel von Schottland aus, indem ſie die Art und Weiſe der Löhnung der Schullehrer feſtſetzte, und die Behörden bezeichnete, an welche ſich dieſe gegen jeden auch nur einigermaßen ſaumſeligen Zahler zu wenden hätten. „Unſer Herr und Gebieter“ — heißt es unter andern in der eben erwähnten Parlamentsakte — „hat, in Betrachtung des großen Schadens, welchen der Mangel an Schulen an verſchiedenen Orten verurſacht hat, nicht weniger, als des bedeutenden Nutzens, den die Errichtung einer Schule in jeder Pfarrgemeinde des Landes der Religion ſowohl als dem Königreiche bringen muß, nach eingeholtem Rath und Zuſtimmung ſeiner Parlamentskammern, verfügt und verordnet, daß in jeder mit einer Schule noch nicht verſehenen Pfarre eine ſolche errichtet, für einen bezahlten Schulmeiſter geſorgt werden, und die Grundeigenthümer nebſt den Pfarrern an der Unternehmung Theil nehmen ſollen. Zu dem Ende hin haben die Güterbeſitzer einer jeden Pfarrgemeinde ſich zu verſammeln und ein zu einer Schule dienliches Gebäude anzuweiſen, auch für den Schulmeiſter eine, in zwei gleichen Zahlungen auf St. Martinstag und auf Pfingſten zu entrichtende, jährliche Beſoldung von wenigſtens hundert und höchſtens zweihundert Mark ſchottiſcher Währung auszumitteln. Zu dieſer Beſoldung ſoll jeder Grundeigenthümer nach Maasgabe des Ertrages ſeiner Güter beitragen, in der Meinung, daß er ſich die Hälfte ſeines Beitrages von ſeinem Pächter wieder erſtatten laſſe. Sollten die Güterbeſitzer, oder die Mehrheit derſelben, über dieſen Gegenſtand nicht einig werden können, oder in Betreff der Manier der Ausführung ungleiche Anſichten walten, ſo mögen ſich die Presbyterien an die mit der Vertheilung der Auflagen beauftragten Grafſchaftskommiſſarien (ſelbſt auch Grundeigenthümer, jedoch von einer höhern Klaſſe) wenden, und dieſe vereinigten Kommiſſarien, oder auch nur fünf derſelben, ſollen die Vollmacht haben, eine Schule zu errichten, die Beſoldung des Lehrers nach dem oben angegebenen Maasſtabe feſtzuſetzen und die Zahlungen unter die Güterbeſitzer, im Verhältniſſe zu ihren Einkünften, zu vertheilen. Was auf ſolche Weiſe verfügt wird, ſoll eben ſo viel Kraft und Gewalt haben und eben ſo verbindlich ſein, als wäre es von den Grundeigenthümern ſelbſt verordnet. Da denn ferner der auf jeden der

Digitized by Google

Güterbesitzer fallende Zahlungsantheil nicht anders als sehr unbedeutend sein kann, so wird zu mehrerer Sicherstellung des Eingangs der Zahlungen auf die vorgeschriebene Zeit noch ferner festgesetzt, daß, wenn einer der Steuerpflichtigen zwei Termine, ohne sich einzustellen, also sollte verfallen lassen, daß es im dritten laufen würde, derselbe gehalten sein soll den doppelten Betrag seiner Rückstände und überhaupt das Doppelte jeder auch in Zukunft verspäteten Bezahlung, bis zu gänzlicher Befriedigung des Schulmeisters rücksichtlich auf alle Termine und ohne irgend einen Abzug, zu entrichten, u. s. w." — Dieser Verordnung finden sich mehrere sehr strenge Maasnahmen angefügt, welche darauf abzwecken, dem Schullehrer den gerichtlichen Belang seiner saumseligen Schuldner zu erleichtern, und ihm die richterliche Entscheidung seiner Sache auch ausser der Reihenfolge des Prozeßregisters zuzusichern.

Es ist bereits bemerkt worden, daß durch die Statuten von 1693 die Schullehrer der Gerichtsbarkeit der Presbyterien unterworfen worden. Demzufolge konnte kein Schulmeister in sein Amt eingesetzt werden, wenn er nicht vorher vor jener geistlichen Behörde eine Prüfung nicht allein im Fache der Religion und Moral, sondern auch im Lesen, Schreiben, Rechnen, der lateinischen und der National-Sprache bestanden hatte. Eine von den Grundeigenthümern getroffene Wahl war nur alsdann gültig, wenn die geistliche Behörde ihr die Bestätigung ertheilte. Der Schulmeister konnte auf jede gegen seine Sittlichkeit erhobene Klage von dem Presbyterium zur Verantwortung gezogen und von diesem suspendirt, ja sogar entsetzt werden.

So ward es im Allgemeinen mit den schottischen Volks- und Primarschulen gehalten bis zum Jahr 1803. In seinen einzelnen Theilen hatte das System sich nach und nach vervollkommnet und festern Fuß gewonnen. Ein neuer durch eine spätere Parlamentsakte eingeführter Schul-Kodex beschränkte sich darauf, dasjenige, was in den meisten Pfarreien längst geübt worden war, nochmals zu bestätigen und noch allgemeiner zu machen, so daß die in diesem erneuerten Schulgesetze enthaltenen Verfügungen bloß als eine Fortsetzung und weitere Auseinandersetzung der bereits angeführten zu betrachten sind. Da sie jedoch das System der gegenwärtigen Gesetzgebung ausmachen, so mag das Wesentlichste davon hier auch noch seinen Platz finden.

Der Hauptgrundsatz, von welchem ausgegangen wird, ist auch hier wieder, daß in jedem Kirchspiele eine öffentliche Schule und ein Schulmeister sein müsse. Die Eigenthümer der in der Pfarre gelegenen Grundstücke sind gehalten, für ein Schulhaus und eine Wohnung für den Schullehrer, so wie auch für ein daran stoßendes, wenigstens einen Viertel-Morgen (alt-französischen Maases) betragendes Stück Gartenland zu sorgen. Sollten in Betreff dieser letztern Klausel hier und da örtliche Schwierigkeiten zum Vorschein kommen, so mag dem Schulmeister anstatt des Gartenlandes eine jährliche Zulage von zwei bis drei Pfund Sterling bewilligt sein. Die jährliche Besoldung des Schulmeisters ist durch das Gesetz auf zwei- bis höchstens dreihundert Mark schottisch, d. h. von 16 Pf. 13 Sch. 4 S. Sterling bis auf 22 Pf. 4 Sch. 5 S. festgesetzt. In den weitläufigern und solchen Pfarreien, die von Armen des Meeres durchschnitten sind, ist es gesetzlich gestattet, mehr als eine Schule zu errichten. Für die Lehrer

Digitized by Google

dieſer mehrern Schulen zuſammen iſt eine Beſoldung von 600 Mark, d. h. 44 Pf. 8 Sch. 10 S. Sterling, die ſie unter ſich theilen mögen, feſtgeſetzt; in ſolchen Fällen jedoch ſind die Güterbeſitzer nicht gehalten, für Schulhäuſer, noch auch den einzelnen Lehrern für Wohnung und Garten zu ſorgen.

Neben ihrem fixen Einkommen ſind die Schullehrer befugt, von ihren Zöglingen eine für jede Gemeinde beſonders feſtgeſetzte, auf jeden Fall aber ſehr unbedeutende Schadloshaltung zu beziehen. Der Geſammtbetrag dieſer Entſchädigung, die für keinen Schüler mehr als zwei bis drei Schillinge vierteljährlich betragen darf, mag ſich in den Landgemeinden von 25 auf 35 Pf. Sterling belaufen. Nur die Kinder aus begüterten Familien ſind zu dieſem Beitrage verpflichtet, und der Schulmeiſter iſt gehalten, Kinder dürftiger Aeltern, die ihm entweder von den Güterbeſitzern oder von dem Ortspfarrer als ſolche empfohlen ſind, ganz unentgeldlich in Unterricht zu nehmen. In der Regel wird der Schulmeiſter von Seite des Presbyteriums auch noch mit der Führung der Tauf- und Todtenbücher und der Eheprotokolle beauftragt. Für ſeine diesfälligen Bemühungen bezieht er eine kleine Gebühr, die ſich in den beſchränktern Pfarrgemeinden jährlich nicht höher als auf einige Pfund Sterling belauft, hingegen in den volkreichern, eine Stadt in ſich begreifenden Kirchſprengeln wohl zwanzig Pfund ertragen mag. Alle dieſe Emolumente zuſammengenommen, kann der Mittelſchlag eines ſchottiſchen Schulmeiſter-Einkommens etwa auf fünfzig Pfund Sterling oder zwölfhundert franzöſiſche Franken berechnet werden. Dies iſt ungefähr ein Fünftheil von der Beſoldung eines Pfarrers, und doppelt ſo viel, als ein Tagelöhner mit ſeiner Hände Arbeit zu gewinnen vermag.

Inzwiſchen iſt es heutzutage ziemlich allgemein anerkannt, daß die fixe Beſoldung der Schulmeiſter zu gering ſei; und obwohl ſie durch die letzte Parlamentsakte um etwas iſt vermehrt worden, ſo ſteht dieſe Vermehrung gleichwohl mit dem heutigen Minderwerthe des Geldes und den geſtiegenen Preiſen aller Lebensbedürfniſſe in keinem Verhältniſſe. Dem Vernehmen nach ſoll dieſer Umſtand bereits eine auffallende Verminderung der Tüchtigkeit der dieſer Berufsart ſich widmenden Individuen, nicht weniger als eine Beſchränkung des von ihnen zu verlangenden Unterrichts, zur Folge gehabt haben. Dieſem Uebel dürfte jedoch in Kurzem wieder abgeholfen werden, indem das Geſetz ſchon jetzt für eine Aushilfe durch die Verordnung geſorgt hat, daß der fixe Beſoldungsfuß für die Schullehrer alle fünfundzwanzig Jahre nach den Preiſen des Korns, oder vielmehr des Hafers, deſſen Mehl in der Geſtalt von dünnen geröſteten Kuchen das Brod der untern ſchottiſchen Volksklaſſe und einen weſentlichen Beſtandtheil ſeiner Nahrung ausmacht, beſtimmt werden ſoll.

Was die Art und Weiſe, den Schulmeiſter zu wählen, ſein Einkommen feſtzuſetzen, ferner die von ihm zu übernehmenden Unterrichtsgegenſtände auszumitteln und ſeine Aufführung zu beaufſichtigen, betrifft, ſo wird es hiermit auch jetzt noch größtentheils eben ſo gehalten, wie ſolches durch die Akte von 1696 war feſtgeſetzt worden.

Den Grundeigenthümern der Pfarre gebührt die erſte Entſcheidung in Betreff der Auswahl

Digitized by Google

und der Unterhaltung der für Schulen und Schullehrerwohnungen bestimmten Gebäude, so wie auch der Bestimmung des Gartenlandes.

Gemeinschaftlich mit dem Pfarrer ernennen die Güterbesitzer den Schullehrer, und bestimmen, mit Rücksicht auf den Zustand und das Bedürfniß der Pfarrgemeinde, die Beschaffenheit und den Umfang des Unterrichts. Ebenfalls gemeinschaftlich bestimmen sie, ohne jedoch die Schranken des durch das Gesetz festgesetzten Maximum und Minimum zu überschreiten, den Betrag seiner fixen Einkünfte und der von den einzelnen Schülern zu entrichtenden Gebühren.

Um in dieser Versammlung eine Stimme zu haben, muß man ein Stück Land besitzen, dessen jährlicher Ertrag, zufolge einer alterthümlichen Schatzung, von welcher auch heutzutage noch zur Vertheilung der öffentlichen Taxen Gebrauch gemacht wird, wenigstens auf einhundert schottische Pfund (deren zwölf ein Pfund Sterling ausmachen) geschätzt ist. Ein solches Stück Land verschafft gegenwärtig einen reinen Ertrag von etwa hundert Pfund Sterling. Territorial-Besitzungen von minderm Werthe geben kein Stimmrecht bei Schulmeisterwahlen. Wenn sich in der ganzen Pfarre nur ein einziger Grundeigenthümer findet, der sich zum Stimmgeber qualifizirt, so hat ein solcher zwei Stimmen. Ein auf die angezeigte Weise gewählter Schullehrer wird vor seiner Einführung von der geistlichen Behörde geprüft, und, wenn es ihm an den erforderlichen Eigenschaften oder Kenntnissen fehlt, zurückgewiesen. Eben dieser Behörde kommt auch fortwährend das Recht zu, ihn in seinen Verrichtungen zu suspendiren oder auch seines Amtes gänzlich zu entsetzen. Diese wichtigen und, wie schon bemerkt worden, bereits durch das Gesetz von 1696 festgesetzten Vorrechte der Geistlichkeit sind dieser in Kraft des Beschlusses von 1803 neuerdings zugesichert und bestätigt worden.

Die Presbyterien sind aber auch ausserdem noch befugt und gehalten, wegen Ernennung eines Schulmeisters, jure devoluto, an die mit Vertheilung der Auflagen beauftragten Kommissarien alsdann zu appelliren, wenn nach viermonatlicher Erledigung einer Stelle die Grundeigenthümer und die Pfarrer es versäumen oder sich weigern sollten, ein Subjekt zu Wiederbesetzung des Platzes an die Hand zu geben. Diese Kommissarien, die sich in solchen Fällen in Appellationsrichter verwandeln und des Ernennungsrechts theilhaftig werden, sind zwar dem größten Theile nach ebenfalls Besitzer von Grundstücken, die auf einen jährlichen Ertrag von mehr denn hundert Pfund schottischer Währung geschätzt sind; aber sie sind nicht mehr aus der betreffenden Kirchgemeinde, sondern aus der ganzen Grafschaft genommen.

Ueber alle in Betreff des Schulhauses, des Lehrers oder seiner Besoldung vorkommenden Streitigkeiten wird vor der vereinten Behörde der Grafschaftsmagistrate abgeurtheilt. Diese Magistratspersonen, Friedensrichter genannt, werden von der Krone gewählt, und sind, mit wenigen Ausnahmen, dieselben Personen mit den Taxen-Kommissarien. Es bleiben jedoch bei solchen Zwistigkeiten die Eigenthümer der in dem Kirchspiele gelegenen Güter, als bei der Streitsache mit interessirt, von dem Stimmgeben ausdrücklich ausgeschlossen.

Das Bestehen solcher Pfarreischulen wird von allen aufgeklärten Schottländern als die erste

und wirkſamſte Urſache der ſittlichen und religiöſen Tugenden betrachtet, die das Volk in Schottland in einem ſo hohen Grade auszeichnen. Und zwar ſind es vornehmlich zwei Urſachen, denen jenes ſo erfreuliche und wohlthätige Reſultat, wenn nicht ausſchließlich, doch wenigſtens dem größten Theile nach zu verdanken ſein dürfte. Die eine iſt die verſtändige und zweckmäßige Organiſation jenes Schulweſens, vermöge welcher der Einfluß der Religion ſowohl als des Eigenthums in allen Beziehungen benutzt und zum Behufe zweckmäßiger Wahlen, einer unverkümmerten Exiſtenz des Schullehrers und der Befeſtigung ſeines Anſehens von beiden eine gemeinſchaftliche Anwendung gemacht wird. Die andere iſt die Beſchaffenheit der Elementarbücher, von denen in dieſen Schulen Gebrauch gemacht wird. Dieſe Lehrbücher nämlich, weit entfernt, nichts weiter als eine ſaft- und kraftloſe Auseinanderſetzung der Dogmen der Religion darzubieten, die, von den Kindern entweder mangelhaft oder gar nicht verſtanden, nach ihrem Austritt aus der Schule für ſie nichts Anziehendes mehr haben, noch ihnen Nutzen bringen kann, ſind vielmehr aus ſehr mannigfaltigen religiöſen und moraliſchen Aufſätzen, aus geographiſchen, Handels- und Reiſeberichten, aus Sammlungen von Rathſchlägen, in Bezug auf das Phyſiſche und Moraliſche des Lebens mit großer Geſchicklichkeit zuſammengeſetzt; ſo daß ſie den Kindern nicht allein in der Schule und unter dem Leſenlernen einen klaren und faßlichen Sinn des Geleſenen vor Augen legen, ſondern ihnen überdies auch für ihr ganzes übriges Leben eine anziehende, lehrreiche und reine Lektüre an die Hand geben, die ihnen theils wegen der fortwährend davon ſtatt findenden Anwendung, theils als kräftige Nahrung und Erweckung edlerer und erhabener Empfindungen einen bedeutenden Nutzen gewähren muß. Einige ſpäterhin anzuführende Beiſpiele mögen den heilſamen Einfluß dieſer Unterrichtsmethode auf die ſchottländiſchen Volksklaſſen im Allgemeinen noch etwas näher beleuchten.

Was nun aber auch noch die in den ſchottiſchen Städten beſtehenden Primarſchulen betrifft, welche das Syſtem der Elementar-Erziehung des Landes vervollſtändigen, ſo iſt es die Anhäufung der Bevölkerung in den Städten und die Verſchiedenheit der Profeſſionen und Berufsarten, zu denen die Kinder Neigung fühlen, welchen dieſelben ihr Daſein zu verdanken haben. Aus beiden Gründen reichten die Pfarreiſchulen für das immer ſteigende Bedürfniß bald nicht mehr aus, und es bildete ſich eine große Anzahl von Privat-Schulanſtalten, die durch Beiträge von Seite der Schüler oder auch durch Partikular-Subſkriptionen unterhalten wurden. Das Verlangen nach Unterricht iſt in Schottland ſo allgemein, die Vortheile, welche man ſich durch Kenntniſſe erwirbt, ſind ſo bedeutend und ſo unentbehrlich, daß ſelbſt unter der dürftigſten Klaſſe die Aeltern den Unterricht als das erſte und weſentlichſte Bedürfniß für ihre Kinder zu betrachten pflegen, und lieber ſogar auf einen Theil ihrer täglichen Nahrung Verzicht thun, als jene deſſelben ermangeln laſſen würden. An dieſes Gefühl knüpft ſich ein zweites an, dasjenige des Widerwillens gegen den unentgeldlichen Unterricht in den Freiſchulen, unter dem Titel der Armuth. Alle dieſe Umſtände haben das Entſtehen einer nicht geringen Anzahl kleinerer Schulen veranlaßt, deren Einrichtung dem Weſentlichen nach derſelbe Plan, wie bei den

Digitized by Google

Pfarreischulen, zum Grunde liegt, mit der Ausnahme jedoch, daß sie durchaus frei und unabhängig sind. In diesen Schulen wird zu einem über alle Vorstellung wohlfeilen Preise ein überaus zweckmäßiger Primarunterricht ertheilt.

Zu Glasgow sowohl als in andern Städten von Schottland gibt es Schulen, in denen die Kinder, gegen eine bescheidene Gebühr von vierzehn Schillingen jährlich, einen vollkommen guten Unterricht im Lesen, Schreiben und den Regeln der Arithmetik erhalten. Diese Schulen werden von Kindern der Handwerksleute und Inhaber der unbedeutendsten Buden besucht. Aus eigener Ansicht spricht der Verfasser dieses Aufsatzes von einer Unterrichtsanstalt dieser Gattung, wo von einem jungen, verdienstvollen Manne, gegen Entrichtung von zwei Guineen für ein Jahr, neben dem Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen auch die Wechselrechnung, die Buchhaltung, die geradlinichte Trigonometrie und die Anwendung der Logarithmen gelehrt wurde. Diese Schule war von Kindern von Kleinkrämern und Pflanzerssöhnen aus den Kolonien besucht, die sich da alle für ihre künftige Bestimmung oder Berufsart erforderlichen Kenntnisse erwerben konnten. In allen diesen Schulen werden, gleich wie in den holländischen, Knaben und Mädchen, ohne nachtheilige Folgen für ihre Sittlichkeit, zusammen unterrichtet.

Die Methode, deren man sich bedient, um die Aufmerksamkeit der Schuljugend zu fesseln und sie sowohl in den Privatanstalten als in den Gemeindeschulen zur Nacheiferung aufzuregen, hat viele Aehnlichkeit mit derjenigen von Bell und Lancaster. So stellen sich, um nur ein Beispiel anzuführen, die Zöglinge derselben Klasse, deren Fortschritte daher ungefähr die nämlichen sind, im Kreise vor den Lehrer hin. Der Erste liest eine Stelle. Ist dies gut von statten gegangen, so fährt der Zweite fort. Macht dieser einen Fehler, so liegt es dem Dritten ob, ihn zu berichtigen; auch ist es sein Vortheil, wenn er es thut, denn alsdann erhält er seinen Platz. Geschieht es nicht, so thut es ein unterer, der hierdurch über alle diejenigen, welche entweder stumm geblieben oder mit falschen Berichtigungen zum Vorschein gekommen sind, den Rang gewinnt. Diese Art, die Plätze zu wechseln, ist in Schottland von Alters her üblich gewesen, und jederzeit als ein sehr kräftiges Hilfsmittel angesehen worden, um die Nacheiferung zu wecken und die Aufmerksamkeit rege zu erhalten.

Die Bücher, deren man sich in den kleinern Schulen zum Lesenlernen bedient, sind ungefähr eben dieselben, wie in den Pfarreischulen, d. h. sie sind so beschaffen, daß der Schüler sie in der Kindheit versteht, und in jedem Lebensalter Freude und Nutzen dabei findet, sie wieder zu lesen. In der oben erwähnten kleinen oder Nebenschule zu Glasgow, die jährlich zwei Guineen kostet, sind die Bücher, welche man den Kindern zum Behufe des Lesens an die Hand gibt, folgende: erstlich eine sehr wohl abgefaßte, eine verständige Auswahl religiöser und moralischer Anweisungen enthaltende Fibel; sodann eine Sammlung religiöser und moralischer Uebungsstücke, betitelt Hardie's Extracts, und allernächst für den Gebrauch der Gemeindeschulen bestimmt; endlich eine Sammlung von noch etwas höherer Tendenz, unter dem Titel: Lessons in reading and speaking, von William Scott. Alle diese Lesebücher sind aus Prosa und Versen

Digitized by Google

folgendermaßen zusammengesetzt: Voran gehen einige Stücke religiöser Poesie, mit denen poetische und prosaische Aufsätze von Profan-Skribenten, aus Addison, Pope und andern vorzüglichen englischen Schriftstellern gezogen, abwechseln. Dann folgen anziehende Notizen in Betreff der zum Leben unentbehrlichern Naturprodukte, der Handelschaft, der Ordnung in der Natur, der Wunder der Schöpfung, mit einem Worte, aller der Gegenstände, welche ganz vorzüglich geeignet sind, den Geist zu dem Gedanken an ein höchst verständiges Urwesen emporzuheben Es enthalten aber eben diese Schulbücher dann auch noch Anweisungen zu den schnellsten und wirksamsten Maasregeln, um sich vor den vegetabilischen und mineralischen Giften, denen die armen Familien aus Mangel an Vorsicht so häufig zum Opfer werden, zu verwahren, und ihrem verderblichen Einfluß Einhalt zu thun. Und endlich findet man in denselben auch noch sehr kluge und deutlich vorgetragene Räthe in Betreff der Kunst, in den alltäglichen Verhältnissen des Lebens einen Hausbalt zu führen und einer Wirthschaft vorzustehen So sind diese Bücher beschaffen, welche der Arme, nachdem er sie in seiner Kindheit ohne Widerwillen einstudirt hat, auch noch in reifern Jahren mit Nutzen und Vergnügen lesen, als Führer um Rath fragen und als eine reiche Quelle von Hilfe und Trost gebrauchen kann. Mit nicht weniger Umsicht, als die erwähnten Schulbucher, sind auch die Anweisungen zur Arithmetik abgefaßt. Sie zeichnen sich aus durch eine zahllose Menge von Fragen, welche auf den Handelsverkehr und auf die Verhältnisse des täglichen Lebens Bezug haben, und enthalten sogar Anweisungen zu einem möglichst vortheilhaften Kleiderschnitte, mit Hinsicht auf diejenigen Arten von Stoffen, in welche sich das Volk besonders häufig zu kleiden pflegt. Ueberhaupt geht bei den Schottländern der Unterricht durchgehends auf das Praktische, damit er im gewöhnlichen Leben benutzt werden und zu einer Quelle des Wohlstandes erwachsen könne.

Ueber die Bell-Lancasterschen Schulen in Schottland ist wenig zu bemerken. In einem Lande, wo der Elementarunterricht bereits überall so leicht, so gut und zu einem so wohlfeilen Preise zu finden war, konnte die neue Methode nur wenig Glück machen. Sie ist jedoch auch in Schottland für die dürftigsten unter den Schulkindern, zumal für solche, welche den ganzen Tag in Manufakturen zugebracht hatten, und nur wenige Augenblicke zwischen dem Ende der Arbeit und der Schlafzeit auf das Lernen verwenden konnten, nicht ohne Nutzen gewesen. Der Verfasser dieser Notizen hat selbst solche arme Kinder gesehen, die, nachdem sie den ganzen Tag über in einer Spinnmaschine gearbeitet, die Zeit von acht bis zehn Uhr Abends in jenen Nebenschulen zubrachten; und so wie ihn auf der einen Seite die Beharrlichkeit dieser Kinder und die Sittlichkeit des Grundsatzes, der ihnen zu dem, was sie thaten, den Muth verlieh, zur Bewunderung hinriß, so war auf der andern Seite der Anblick dieses ihres Looses, in welches die eiserne Hand der mechanischen Arbeit so gewaltsam und so frühzeitig eingriff, keineswegs geeignet, sein Wohlgefallen an dem Ganzen des Manufakturiystems höher zu heben.

Faßt man das Wesentliche dieser einfachen und getreuen Darstellung zusammen, so ergibt sich, daß seit zweihundert Jahren der Elementarunterricht in Schottland als ein Mittel betrachtet

Digitized by Google

und gebraucht worden iſt, dem Volke gute Grundſätze beizubringen und daſſelbe auf die Dauer an Sittlichkeit und Religioſität zu gewöhnen. Je die würdigſten und kräftigſten Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes wurden kollektirt und in einander eingreifend angewandt. Der Plan, gleich anfangs mit ſo viel Einſicht entworfen, als ſich ſolches von menſchlicher Weisheit nur immer erwarten läßt, hat ſich an der Hand der Erfahrung ſtufenweiſe vervollkommnet, und der Erfolg ſich auf eine erſtaunenswürdige Weiſe in den erfreulichſten Wirkungen zu Tage gelegt. Eine durch wüthende Bürgerkriege in feindſelige Parteien zertheilte, einem vielfachen religioſen Fanatismus zur Beute gewordene, mit grobem Aberglauben genährte Nation hat ſich in ein einträchtiges, ſittlich-religioſes, duldſames und aufgeklärtes Volk umgewandelt. Arme Bewohner eines ziemlich unfruchtbaren Landes haben ſich, vermöge ihrer Kenntniſſe und ihrer Ziviliſirung, zu derſelben Höhe mit, und was die untern Volksklaſſen betrifft, noch über eine Nation emporgeſchwungen, die für eine der aufgeklärteſten in der Welt gilt. Sie hat ſich ſtark genug gefühlt, mit dieſer Nation in Abſicht auf den Handelsverkehr zu wetteifern; ſie hat es ihr an Manufaktur-Kunſtfleiß gleich gethan, und in der Agrikultur ſie übertroffen. Der Schottländer, wo ihm immer ſein Platz angewieſen ſein mag, iſt, vermöge der ihm zu Theil gewordenen Erziehung, mit einem ganz beſondern Beobachtungsgeiſte ausgeſtattet, der es ihm unſchwer macht, weit auſſer die Sphäre der Ideen und Gegenſtände, in die ſich andere nicht auf den Fuß erzogene Individuen ſeiner Klaſſe beſchränkt finden, herauszutreten. Geht man in eine Manufaktur und verlangt von einem der darin Arbeitenden Auskunft über das Geſchäft, womit er beauftragt iſt, ſo wird er, wenn er ein Engländer iſt, daſſelbe kennen und, ohne ſich in ſeiner Arbeit ſtören zu laſſen, die gewünſchte Auskunft ertheilen; iſt er hingegen ein Schottländer, ſo wird er, auch wenn er im Gedinge arbeiten ſollte, in ſeinem Geſchäft inne halten, und bevor er von dem ſpricht, was er thut, den Fragenden durch Erklärung deſſen, was demſelben vorangehen muß, auf das Verſtändniß ſeiner eigenen Operation vorbereiten, alsdann über dieſe ſelbſt Auskunft geben und ſchlieſslich noch einige Notizen in Betreff deſſen, was ſich daraus ergibt und unmittelbar daran anſchließt, folgen laſſen. Der Landmann, mit dem man ſich in ein Geſpräch einläßt, wird nicht allein in Betreff des Feldbaues, ſondern auch über die Verwaltung ſeines Kirchſprengels und deren Detail befriedigende Auskunft zu ertheilen wiſſen. Mit dem Zwecke einer friendly society oder einer saving bank iſt er ganz genau bekannt; auch weiß er eben ſo genau, wie ſolche Anſtalten, wenn ſie ſich in die Länge behaupten ſollen, eingerichtet ſein müſſen, und wie dieſelben ihre Fonds auf eine vortheilhafte und ſichere Weiſe anzulegen haben. Was das Seeweſen betrifft, ſo beſteht der vorzüglichſte Theil des Schiffsvolks ebenfalls aus Schottländern; ehrlichere, geregeltere und arbeitſamere Matroſen, als die ſchottiſchen, ſind keine zu finden. Bei der Armee ſind die Unteroffiziere dem größten Theile nach Schotten; in Vergleichung mit der Militärbevölkerung des Landes gibt es ihrer unverhältnißmäßig viele. Durchgehends findet man bei ihnen einen gebildeten Geiſt, der ſich keiner Verbeſſerung entgegenſetzt, und der Ausdruck improvement iſt einer

Digitized by Google

von denen, welche in Schottland am häufigſten gehört werden. Ueberall, wo man hinkommt, ſelbſt in den kleinſten Dorfgemeinden, kann Jedermann leſen, ſchreiben und rechnen, und die Kinder hüten ihre Heerden mit einem Buche in der Hand. Dieſes Buch iſt entweder eine Bibel oder eine von den Sammlungen, aus denen ſie in der Schule leſen gelernt haben. Auch auf den ſo armen ſhetländiſchen Inſeln ſind die Leute nichts weniger als ſchlecht unterrichtet. Der Verfaſſer hat ſich eine geraume Zeit auf dieſen Inſeln aufgehalten. Während dieſer Zeit war der Offizier, der ihn begleitet und ihm bei ſeinen Beobachtungen Hilfe geleiſtet hatte, krank und dann genöthigt worden, ſich von ihm zu trennen und nach Schottland zurückzukehren. Er nahm ſtatt ſeiner einen jungen ſhetländiſchen Zimmermann in ſeine Dienſte, der früherhin nichts weiter gelernt hatte, als Leſen, Schreiben, Rechnen und Fahrzeuge bauen. Dieſen Menſchen hatte er in Zeit von acht Tagen ſo weit gebracht, daß er ſelbſt ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen ohne den mindeſten Anſtoß fortſetzen konnte. Aber noch auf ganz andere Dinge ſtößt man in den von der Natur bedachten Gegenden von Schottland. Zu Glasgow — erzählt Herr Biot — bekam ich auf einem Spaziergange längs den Ufern der Clyde einige von Greenock zurückkommende Dampfſchiffe zu Geſichte. Da ich noch kein ſolches Fahrzeug von innen in Augenſchein genommen hatte, ſo beſtieg ich, während die Paſſagiere ſich ausſchifften, eins derſelben, und betrachtete mit eben ſo viel Freude als Erſtaunen alle die mannigfaltigen, geſchmackvollen und zweckmäßigen Einrichtungen des innern Gebäudes. Ein großes Zimmer für die Paſſagiere war mit Spiegeln und ſeidenen, mit Franſen eingefaßten Vorhängen dekorirt. Mitten darin ſtand ein großer Tiſch von Acajouholz, und um dieſen her Stühle und mit Pferdehaar wohl ausgeſtopfte Sopha's. Auf dem Tiſche ſah man zur Unterhaltung der Reiſenden, Bücher liegen, auf deren Einband mit großen Buchſtaben die Worte Steamboat's library (Bibliothek der Dampfſchiffe) gedruckt ſtanden. Dieſe Bücher mußten wohl die Unternehmer der Waſſerpoſt als eine gute, angenehme und intereſſante Lektüre für ihre Paſſagiere ausgewählt haben, und da dieſe keine Dues und Pairs, ja nicht einmal Kaufleute vom erſten Range, hinwieder aber, weil die Ueberfahrt fünf Schillinge koſtet, auch nicht Leute von der niedrigſten Volksklaſſe ſind, ſondern in den Mittelſtand (vielleicht eher etwas über als unter demſelben) gehören, ſo war ich deſto begieriger, zu wiſſen, aus was für Büchern dieſe Dampfſchiff-Bibliothek beſtände. Ich fand folgende: 1) Geiſt der engliſchen Moraliſten, enthaltend die intereſſanteſten Aufſätze über geſellſchaftlichen Umgang und Sitten, ausgezogen aus den geleſenſten Sammlungen dieſer Gattung, dem Tatler, Adventurer, Spectator, Idler, Guardian, World, Rambler u. ſ. w. 2) Abhandlungen über verſchiedene Punkte des Socinianismus, von Ralph Wardlaw. 3) Elegant extracts, eine Sammlung vorzüglich geſchätzter, poetiſcher und proſaiſcher Aufſätze. 4) Erzählungen vom Berge. 5) Reiſe des Dr Johnſon nach den Hebriden. 6) Vorträge des Doktors Chalmer. Letzteres ſind religioſe Reden, in denen aus den Wundern der Aſtronomie das Daſein Gottes und die Offenbarung hergeleitet wird. Dieſe erſt vor wenigen Jahren erſchienene Schrift hat in Schottland ganz auſſerordentlichen Beifall gefunden und in kurzer Zeit eine Menge von

Digitized by Google

Ausgaben erlebt. 7) Briefe des Lord Cheſterfield an ſeinen Sohn. 8) Politiſche Karaktere von 1809—1810. Die Büchersammlung dieſer Waſſerpoſt war demnach ſo beſchaffen, daß die beſte Geſellſchaft in Frankreich oder England Nutzen ſowohl als Vergnügen daraus hätte ſchöpfen können.

Eine Erfahrung ähnlicher Art hatte der Verfaſſer den Anlaß, in der Pfarrei Eddleſtone, in der Grafſchaft Peebles, zu machen. Es thun ſich nämlich in jener Pfarrgemeinde dieſer Grafſchaft die Pächter in Clubbs zuſammen, nicht um zu ſpielen und zu trinken, ſondern um ſich über politiſche und landwirthſchaftliche Gegenſtände zu unterhalten, und durch gegenſeitige Mittheilungen ſich einen Grad von Kenntniſſen zu erwerben, zu dem ſie ſchwerlich gelangen würden, wenn jeder auſſer der Verbindung mit den übrigen lebte. Jede dieſer Geſellſchaften hat in der Regel eine Bibliothek, die durch periodiſche Subſkriptionen ihrer Mitglieder unterhalten wird. Zu Eddleſtone nun fanden ſich in der Bibliothek des dortigen Clubbs nachſtehende Werke vor: Britiſche Encyklopädie in zwanzig Quartbänden; Supplement dazu zwei Bände; Hume's Geſchichte von England, acht Bände; das Magazin des Pächters (eine periodiſche Schrift über Agrikultur), ſiebenzehn Bände; Reiſen eines Pächters in die öſtlichen Gegenden von England, vier Bände; Reiſe von ſechs Monaten in Nord-England, vier Bände; Ellis, der moderne Pächter, vier Bände; Ainslie, Tabellen über die Maaſe, ein Band; Bell, Abhandlung von den Pachtzinſen; Abhandlung über die Schutzpocken; Prozeß des Vicomte von Melville; Erdbeſchreibung von Playfair, ſechs Bände; Lord Grenville's Rede über die Bill wegen Verbeſſerung der Rechtspflege bei den Gerichtshöfen; Topographiſche Beſchreibung der Grafſchaften Peebles, Roxburg und Selkirk; der Edelmann ein Feldarbeiter, von Lord Kames; Hunter, Verſuche über die Felder, vier Bände; Hunter, Briefe; Johnſon, Abhandlung über die Austrocknungen; verſchiedene Verſuche über den Landbau; Abhandlungen einer Geſellſchaft für Agrikultur; Abhandlungen, denen die von der Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Looſes der Bergſchotten ausgeſetzten Preiſe zu Theil geworden; Abhandlung über den Torf, von Acton; Berichte über die Ausgleichung der Gewichte und Maaſe. — Die Geſammtheit dieſer Schriften und Werke beträgt ſiebenundachtzig Bände, unter denen die nicht von oberflächlichen Zuſammenſtopplern, ſondern von den gründlichſten und ſachkundigſten Gelehrten jedes Faches in und auſſer England redigirte Edinburger Encyklopadie als eine vollſtändige Sammlung von Abhandlungen über alle Zweige des menſchlichen Wiſſens zu betrachten iſt.

Durch geſellſchaftliche Verbindungen, wie die erwähnten, und durch das Leſen nützlicher und ſolcher Bücher, die man anderwärts überall ausſchließlich für Gelehrte von Profeſſion geeignet hält, wiſſen die ſchottiſchen Pächter ſich in den Beſitz der Kenntniſſe und Thatſachen zu ſetzen, welche zur Realiſirung aller der Verbeſſerungen und Vervollkommnungen, deren ihre Agrikultur fähig iſt, erforderlich ſind. Es darf nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß ihnen bei dieſem etwas ſchwierigen Unternehmen die großen Grundeigenthümer mit Rath und Leitung um ſo befliſſentlicher an die Hand gehen, da ſie ſelbſt, wenigſtens einem Theil ihrer Ländereien nach,

Digitized by Google

Pächter sind, und in dieser Eigenschaft es nicht verschmähen, ihre Namen in den Clubb der Pächter ihres Bezirks einzuschreiben, Beiträge gleich den übrigen Mitgliedern zu entrichten, den Versammlungen von Zeit zu Zeit beizuwohnen, und durch eigene Versuche die Einführung dieser oder jener landwirthschaftlichen Praxis, womit sie vermöge ihrer höhern Erziehung zuerst im Fall sind, bekannt zu werden, und in Betreff derer ihre Glücksumstände ihnen Versuche zu machen gestatten, vorzubereiten. Ueberhaupt sind in Schottland die Verhältnisse zwischen den Grundeigenthümern und den Landbauern durchweg also festgesetzt, daß fortwährend ein gegenseitiges Zutrauen zwischen beiden Klassen erhalten wird, ja sogar eine lebhafte gegenseitige Zuneigung fortbesteht, die von der einen Seite auf Wohlwollen, Gutthaten und eine ununterbrochene Mittheilung von allerlei nützlichem Wissen, von der andern auf Dankbarkeit und Hochachtung gegründet und auf die Wohlfahrt des Landes von sehr bedeutendem Einflusse ist.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Bevölkerung von Paris, in ihren Verhältnissen zur Gesundheit und Lebensdauer. Ihre Eintheilung in die konsumirende und produzirende Klasse. Ihre vormaligen Kaufmanns-Innungen und Handwerkszünfte, mit den Folgen ihrer Aufhebung seit dreißig Jahren.

Die Bevölkerung von Paris ist jederzeit sehr ansehnlich gewesen, und gegenwärtig kann dieselbe ausserordentlich groß genannt werden, im Verhältnisse zu dem Bodenraum dieser Hauptstadt Frankreichs (32 Kilometer, 2022 Toisen ungefähr, oder acht Meilen Umfang). Die zu Anfang der Revolution auf Anordnung der konstituirenden Versammlung gemachte Zählung befaßte 550 800 Einwohner; die neueste Zählung gibt 713,765. Um sich einen so ungemein großen Zuwachs zu erklären, muß man die Veränderungen ins Auge fassen, welche Frankreich überhaupt im Zwischenraum beider Zeitpunkte erlitten hat. Wenn im erstern so gut wie jetzt Paris der Vereinigungspunkt und Lieblingssitz des Luxus und der Vergnügungen gewesen ist, so war sein Handelsverkehr damals hingegen unbedeutend und faßt einzig nur auf die Bedürfnisse seiner Einwohner beschränkt. Während der ersten vierzehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts fand sich der Seehandel gelähmt und unterbrochen, der französische Gewerbfleiß suchte Ersatzmittel für die ausländischen Erzeugnisse, und Paris mußte der Mittelpunkt dieser innern Thätigkeit, die allgemeine Waaren-Niederlage für die neu erstandenen Manufakturen werden. Dieses Verhältniß hat wesentlich den Zuwachs von 162 965 Individuen seiner Bevölkerung begründet, obgleich die großen politischen Ereignisse von zehn Jahren, welche der Sperrung der Küsten vorangingen, dazu unstreitig ebenfalls beigetragen haben. Die Zahl der Ehen, welche im Allgemeinen dem Gange der Bevölkerung untergeordnet ist, jedoch durch politische Verhältnisse mancherlei Wechsel

Digitized by Google

erleidet, iſt im Durchſchnitt ungefähr 6000; im Jahr 1710 betrug dieſelbe nicht über 3388; von 1771 bis 1784 hat Herr Laplace die Durchſchnittzahl von 5023 gefunden; im Jahr 1807 wurden nur 4236 Ehen geſchloſſen, wogegen im Jahr 1816 ihre Zahl auf 7981 anſtieg. Es dürfte voreilig ſein, gerade hierin den Beweis einer durch die neuen Staatseinrichtungen beförderten Sittlichkeit zu finden, indem die vermehrte Zahl der Ehen eine einfache und natürliche Folge der Heimkehr von drei- bis vierhunderttauſend Kriegern war, die ihres Dienſtes entlaſſen wurden, und deren ſehr viele ihren Wohnſitz in der Hauptſtadt wählten, die einen um der erleichterten Gelegenheit für neue Anſtellung willen, andere um ihres durch hohen Dienſtgrad oder andern Zufall erworbenen Geldes in Luxusausgaben los zu werden.

Die Durchſchnittzahl der Geburten iſt ungefähr 23,800, worunter 7000 bis 8000 auſſereheliche Kinder ſind. Das Maximum der zehn Jahre bis 1817 war 27,000 (1817); das Minimum 21 525 (1808). Das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen zeigte ſich unveränderlich wie 25 zu 24. Die Geburten zu den Einwohnern ſtehen im Verhältniſſe von 1 zu 30, und die Kinder zu den Ehen in demjenigen von 4 zu 1. In ganz Frankreich hingegen rechnet man auf 28 Einwohner jährlich eine Geburt, und auf 3 Ehen 14 Kinder Dieſer Vorzug der Provinzen gegen die Hauptſtadt gründet ſich vermuthlich darauf, daß in großen Städten überhaupt, und hier beſonders, mehr Ehen mit anſehnlichem Altersunterſchied, und hingegen weniger Verbindungen geſchloſſen werden, die auf den der Fortpflanzung günſtigen Neigungsverhältniſſen beruhen; ferner aus dem öftern Vorkommen ſolcher Krankheitsanlagen der Frauen, wodurch dieſe in der That minder fruchtbar oder zum Mißgebären geneigter ſind; und endlich darf dabei auch wohl in Anſchlag gebracht werden, daß manche Ehemänner, zumal aus den höhern Ständen, um den von einer zahlreichen Haushaltung unzertrennlichen Sorgen und Mühſeligkeiten zu entgehen, ihre Kinderzahl abſichtlich beſchränken. Die Zahl der Geburten erſcheint ungleich auf die Jahrszeiten vertheilt, und die meiſten fallen auf den Winter. Ohne hier bei Erörterung der Gründe verweilen zu wollen, welche allerdings mit Wahrſcheinlichkeit für die Erklärung der mehrern Fruchtbarkeit der einen vor den andern Monaten angegeben werden können, zeigt ſich aus Hrn. Duvillards vergleichender Berechnung von ſechs Jahren, daß ſie in jener Hinſicht einander in nachſtehender Ordnung folgen: März, Januar, Februar, April, Mai, Auguſt, Oktober, September, Julius, November, Junius, Dezember; die Empfängniſſe würden alſo am zahlreichſten im Junius zuſammentreffen, hernach im April, Mai, Julius, Auguſt, November, Januar, Dezember, Oktober, Hornung, September und März.

Es ſterben jährlich in Paris 21,000 bis 22,000 Perſonen; die Durchſchnittzahl der zehn Jahre, nach denen die Geburten berechnet wurden, das will ſagen, des mit 1817 zu Ende gehenden Jahrzehends, iſt 21,491; die Durchſchnittzahl der mit 1763 ſich endigenden vierzig Jahre iſt, den Angaben des Hrn. Meſſence zufolge, 18,881 geweſen. Die bloße Vermehrung von 2610 Sterbefällen auf einen Zuwachs der Bevölkerung von 162,965 Individuen iſt gewiß der ſprechendſte Beweis, womit die Zweifel widerlegt werden können, die man noch hin und wieder gegen die

Digitized by Google

Wahrhaftigkeit der großen Fortſchritte in der Staatswirthſchaft geltend machen hört. Wenn die Nutzbarkeit des vervollkommneten Studiums der Erfahrungswiſſenſchaften überhaupt, ſich in dieſer denkwürdigen Epoche vielſeitig bewährt hat, ſo lieferte die Heilkunde beſonders einen überzeugenden Beweis ihrer Zuverläſſigkeit dadurch, daß ſie nicht nur an den meiſten jenem Zeitraume zur Ehre gereichenden nützlichen Entdeckungen Theil nahm, ſondern daß ſie dieſelben hinwieder auch alle auf die Wohlfahrt und Erhaltung der Menſchen unmittelbar anzuwenden bemüht war. Die Zahl der in dieſer Hinſicht wohlthätigen Neuerungen, welche Paris ſeit einem Jahrhundert erhalten hat, iſt eben ſo groß, als der Unterſchied zwiſchen der vormaligen Lage dieſer Stadt und dem Anblick, welchen ſie jetzt gewährt. An die Stelle jener engen und ſtinkenden Straßen, jener dunkeln Häuſer, wovon das Quartier der Cité noch einige Muſter darbietet, ſind nun überall zierliche Gebäude und Straßen getreten, die der Luft freien Zutritt geſtatten; die öffentlichen Plätze gleichen nicht mehr unförmlichen Sackgaſſen, wo jeglicher Unrath niedergelegt wird; in allen Beziehungen erweitert, vergrößert und mit Denkmälern geſchmückt, welche von den Fortſchritten der Baukunſt Zeugniß ablegen, gewähren ſie einen erfreulichen Anblick, und ſie können auch für reine Luftbehälter angeſehen werden. Keine ſchädlichen Dünſte entſteigen noch weiter aus einem in der Mitte der Stadt befindlichen Begräbnißplatze. Der gothiſchen Gebäude, mit denen ſie vor zwanzig Jahren noch belaſtet waren, entladen, geſtatten die Brücken einen freien Luftzug, der die Stadt ihrer ganzen Länge nach durchzieht, den der Lauf des Fluſſes beſtändig erneuern hilft, und welcher eine aus den auf die Quais auslaufenden Straßen herkommende verdorbene Luftmaſſe mit ſich wegführt. Die vermehrte Zahl öffentlicher Brunnen endlich, die Einrichtung geräumiger und bedeckter Marktplätze, das vervollſtändigte und regelmäßig angelegte Straßenpflaſter, die Verſetzung der durch ihre Nachbarſchaft gefährlichen oder läſtigen Werkſtätten auſſer die Stadt, ſind eben ſo viele nützliche Veranſtaltungen, die den Magiſtratsperſonen, durch welche ſie zu Stande kamen, und den Aerzten, die ihr Bedürfniß einleuchtend machten, gleichmäßig zur Ehre gereichen, und uns die in den Verhältniſſen der Sterblichkeit fortſchreitend bemerkten günſtigen Veränderungen erklären können.

Mit den Sterbefällen verhält ſich's wie mit den Geburten; ihre Zahl iſt nicht gleichmäßig zwiſchen beide Geſchlechter vertheilt, und die Ueberzahl der männlichen Todten geht beträchtlich weiter, als das oben in den Geburten bemerkte Verhältniß mit ſich bringt. Der Durchſchnitt der Sterbelisten von den Jahren 1806, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17 gibt für das männliche Geſchlecht eine Ueberzahl von 1132; wobei zu bemerken iſt, daß die Jahre 1814 und 1815, welche aus bekannten Gründen den Männern ungleich viel tödtlicher als den Weibern geweſen ſind, abſichtlich übergangen wurden. Aus den nachfolgenden Angaben mag man ſehen, in welchem Verhältniſſe jede der Hauptperioden des Lebens zur Geſammtzahl der 213,501 Sterbefälle, die in dem obbemerkten Jahrzehend ſtatt gefunden haben, beitrugen. Es zeigt ſich daraus, daß die allgemeinen Urſachen, auf denen die ungleiche Vertheilung beruht, hinwieder durch Oertlich-

keiten ſolche Modifikationen erleiden, deren Kenntniß nicht gleichgültig ſein kann. Vom erſten bis zum fünften Jahr ſtarben 56,562 Perſonen; vom fünften zum zehnten 8355; von zehn zu zwanzig 11,194; von zwanzig zu dreißig 20,541; von dreißig zu vierzig 15,785; von vierzig zu fünfzig 19,532; von fünfzig zu ſechszig 21,726; von ſechszig zu ſiebenzig 25,508; von ſiebenzig zu achtzig 21,769; von achtzig zu neunzig 8749; von neunzig zu hundert 574; und über hundert Jahre 6. Die fünf erſten Jahre weichen hier unter einander von dem Verhältniſſe ab, welches gewöhnlich bei der Ueberſicht der Sterblichkeit eines ganzen Volkes angetroffen wird: das erſte Jahr erſcheint in einem merklich kleinern Verhältniſſe, nicht etwa weil die Pflege der Neugebornen in Paris weſentlich beſſer als auf dem Lande, oder die atmoſphäriſche Beſchaffenheit ihrem Leben günſtiger wäre, ſondern weil höchſtens nur der vierte Theil der neugebornen Kinder in der Stadt behalten, die übrigen aber während ihres erſten Lebensjahres fremder Pflege auf dem Lande anvertraut werden, von denen bekanntlich ungemein viele in dieſem Exile ſterben. Sehr groß hingegen zeigt ſich die Sterblichkeit des zweiten Jahres, welches für ſich allein nur 10,670 von der Geſammtzahl der fünf Jahre liefert, woran unſtreitig die plötzliche Veränderung des Einfluſſes von Licht und Luft (l'étiolement), das die meiſten der nach der Stadt zurückgebrachten Kinder erleiden, Schuld trägt; ſeit einigen Jahren kommt leider auch der beklagenswerthe Umſtand hinzu, daß die Anwendung der Schutzpockenimpfung neuerdings einen ſtarrſinnigen Widerſtand findet, der durch ungereimte Anfeindungen beim Volke unterhalten wird. Bemerkenswerth iſt, daß das zweite Jahrzehend ſich hier in einem ziemlich günſtigen Verhältniſſe darſtellt. Die Geſchlechtsentwickelung, deren Erſcheinungen die Mitte dieſer Periode bezeichnen, zeigt ſich ſo verderblich nicht, wie von dem ſtürmiſchen und unruhigen Leben großer Städte vermuthet werden konnte; ihr frühzeitiges Eintreten ſcheint zwiſchen den beiden erſten Hauptperioden des Lebens einen unmerklichen Uebergang herbeizuführen, und die Erſchütterungen, welche die Annäherung der zweiten bezeichnen, zumal für's weibliche Geſchlecht, minder gefährlich zu machen. Gehen wir von den Jugendjahren zum vierten Siebentjahr über, ſo zeigt ſich die ziemlich allgemein verbreitete Meinung von dem höhern Wahrſcheinlichkeitsgrade der Lebensdauer nach dem Eintritt in's männliche Alter keineswegs bewährt. Die Zahl der männlichen Sterbefälle vom zwanzigſten bis fünfundzwanzigſten Jahre iſt in Paris beinahe eben ſo groß (12,105), wie die vereinte Zahl der Sterbefälle der fünf vorhergehenden und der fünf nachfolgenden Jahre (15,391); und, angenommen auch, es dürften ſich einige dieſer Stadt eigenthümliche Urſachen jener ausnehmend großen Sterblichkeit nachweiſen laſſen, ſo muß man doch wohl auch zugeben, daß überall, wo ein ſtarker Zuſammenfluß von Menſchen ſich findet, ſolche nachtheilige Umſtände eintreten, welche die Vortheile zu überwiegen vermögen, die dem fünfundzwanzigjährigen Menſchen aus der vollendeten Entwickelung ſeines Körperbaues zuwachſen. Zügelloſe Leidenſchaften, welche die Herrſchaft der Vernunft nicht anerkennen, ſondern auf unzerſtörbar geachtete Kräfte trotzen, überlaſſen ſich, durch verführeriſche Beiſpiele und Gelegenheiten der großen Städte hingeriſſen, ausſchweifenden Genüſſen, durch die eine Menge junger Leute, gleichſam bei ihrem Eintritt in

die Welt, als Schlachtopfer der eigenen Ausschweifungen zu Grunde geben. Die zerstörenden Folgen der Selbstschwächung (Onanismo) zeigen sich hauptsächlich auch in diesem Zeitpunkt, und wenn dies allerdings in den Provinzen gleichfalls geschieht, so ist hinwieder einleuchtend, daß in einer Stadt, wo mehr als anderswo die Duldung unsittlicher Ausstellungen aller Art unvermeidlich erachtet wird, und wo jegliche Leichtfertigkeit ihre Reize zur Schau trägt, auch jener selbstmörderische Hang vervielfältigt werden muß. In Handels- und Manufakturstädten gesellen sich andere Schädlichkeiten mehr hinzu, welche die Sterblichkeit des jugendlichen Alters befördern. Zu der ohnedies nachtheiligen sitzenden Lebensart, welche die meisten Gewerbe heischen, kommen die ungesunden Ausdünstungen der Arbeitsstoffe und Werkstätten einer großen Zahl derselben, welche die furchtbaren Verheerungen der Lungensucht herbeiführen. Wer die Richtigkeit dieser Angaben zu bezweifeln versucht sein könnte, der werfe einen Blick auf die Zahl der weiblichen Sterbefälle im nämlichen Zeitpunkt; er wird dieselbe um mehr denn die Hälfte kleiner finden, als beim männlichen Geschlechte, und er wird eingestehen müssen, daß die Frauen, obgleich sie die nicht seltene Gefahr der ersten Niederkunft zu bestehen haben, dennoch in der Ruhe des häuslichen Lebens solche schützende Verhältnisse finden, die der Mann in der nämlichen Periode entbehrt.

Will man diese Beobachtungen weiter vom fünfundzwanzigsten bis zum sechszigsten Jahre fortsetzen, so wird die Vergleichung der männlichen Sterbefälle in jedem der sieben fünfjährigen Zeiträume solche Unregelmäßigkeiten und Verschiedenheiten zeigen, deren Begründung zu kennen unstreitig wichtig sein müßte; der Stärke nach folgen sie einander in nachstehender Ordnung: der zweite, der dritte, der erste, der vierte, fünfte, sechste und siebente. Für das weibliche Geschlecht ist die Zahl der Sterbefälle in jedem der bemerkten Zeiträume zwischen vier- und fünftausend, und sie folgen sehr regelmäßig auf einander. Bemerkenswerth ist sonderheitlich auch der Umstand, daß der vierte und fünfte (das Alter von vierzig bis fünfzig Jahren, wo der Monatfluß aufhört, keinen merklichen Zuwachs zeigt) und demnach, für Paris wenigstens, die herrschende Meinung von der Gefährlichkeit dieser Epoche übertrieben sein dürfte.

Die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer im Augenblicke der Geburt ist von Herrn Lacroix für Paris auf acht bis neun Jahre festgesetzt worden, während dieselbe für ganz Frankreich zwanzig bis einundzwanzig Jahre beträgt; dieses ungeheure Mißverhältniß vermindert sich allmälig, und ist im vierzigsten Jahre beinahe ganz verschwunden; die wahrscheinliche Lebensdauer ist alsdann für Paris einundzwanzig Jahre, während sie für Frankreich überhaupt dreiundzwanzig beträgt. Zuverlässig aber läßt sich annehmen, daß in diesem vorgerückten Alter die wahrscheinliche Lebensdauer in Paris ungleich größer als in den Departementern sein würde, wofern, mit Beiseitelassung der Städte, man nur das platte Land in gleich großer Einwohnerzahl berechnen wollte. Dieses günstige Verhältniß der Lebensdauer für den Vierzigjährigen, das sich vielfältig bewährt hat, kann anfänglich auffallend und befremdend in einer Stadt erscheinen, wo so zahlreiche dem Leben schädliche Dinge zusammentreffen; weil indeß der Sach-

Digitized by Google

verhalt richtig iſt, ſo hat man den Urſachen nachgeſpürt, und man iſt auf die ſeltſame Erklärung gekommen: es werde das Leben in großen Städten durch die mannigfachen Reize unterhalten, welche hier von allen Seiten zuſammentreffend wirkſam ſind. Dieſer Vorſtellung zufolge würde der Menſch eine Gattung Uhrwerk ſein, das ſo lange nicht ſtill ſteht, als ſein Pendel in Bewegung geſetzt wird; faſt eben ſo gut lieſſe ſich ſagen: man denke in großen Städten nicht ans Sterben, um der vielen Zerſtreuungen willen. Einfacher und begreiflicher möchte ſich wohl dieſe lange Lebensdauer für große Städte als eine natürliche Wirkung der Leichtigkeit erklären laſſen, womit alternde Perſonen ſich jede Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens in Paris verſchaffen können. Um dies einleuchtend zu finden, darf man nur das Bild ſolcher Menſchen, deren Stand ſchwere und erſchöpfende Arbeiten erheiſcht, dem Bilde derer gegenüber ſtellen, die in Wohlſtand leben und dieſen mäßig genieſſen; die Vortheile, welche eine ſolche Vergleichung auf Seite der letztern augenfällig macht, werden die Ueberzeugung gewähren, daß die nüchterne Lebensweiſe, die reinere Luft und die mehrere Gemüthsruhe für den vierzig- bis fünfzigjährigen Landbauer keinen ausreichenden Erſatz ſeiner beſchwerlichen Arbeiten leiſten mögen. Es iſt die Bemerkung längſt ſchon gemacht worden, daß die Lebensdauer des wilden Menſchen eben auch durch die vielfältige und anhaltende körperliche Anſtrengung, wozu Noth und Bedürfniß ihn treiben, verkürzt wird. „Seine übermäßigen äuſſern Bewegungen“, drückt ſich der Doktor Londe (in der Einleitung zu ſeinem *Traité de gymnastique médicale*) aus, „haben überſchnelle innere Bewegungen zur Folge; ſeine ganze Lebensweiſe erheiſcht, mit einem Wort, einen ſo thätigen Verbrauch des Lebensprinzips, daß damit jene Lebensdauer unvereinbar iſt, welche der Menſch erreichen mag, wenn er im Genuſſe der unſchätzbaren Vortheile wahrer Geſittung jener übermäßigen, die Kraft des Organismus erſchöpfenden Thätigkeit nicht bedarf.“ Eben dieſe minder angeſtrengten Bewegungen, die weniger mühſamen und gefährlichen Arbeiten ſind es vermuthlich auch, welche die längere Lebensdauer des Weibes begründen. Vom ſiebenzigſten bis zum hundertſten Jahre und darüber enthalten die Sterberegiſter überall mehr weibliche Perſonen. In den zehn Jahren, welche der gegenwärtigen vergleichenden Ueberſicht zunächſt zum Grunde liegen, überſteigen ſie die Männer in folgendem Verhältniſſe: von ſiebenzig Jahren bis fünfundſiebenzig um 252; von fünfundſiebenzig bis achtzig um 675; von achtzig bis fünfundachtzig um 805; von fünfundachtzig bis neunzig um 406; von neunzig bis fünfundneunzig um 123; von fünfundneunzig bis hundert um 21. Dieſes in Paris beobachtete Verhältniß wird ziemlich allenthalben gleichmäßig wahrgenommen *).

*) Die vorſtehende Ueberſicht iſt einer Abhandlung des Doktors Ch. Lachaiſe, im vierzigſten Heft (Oktober 1821) des *Journal complementaire du dictionnaire des sciences médicales* (Paris, Panckouke) weſentlich entnommen.

Digitized by Google

Die Gesammtbevölkerung von Paris wird von Herrn Benoiston de Chateauneuf (in den *Recherches sur les consommations de la ville de Paris.* Deux parties. Paris 1821. in-8.) in die konsumirende und produzirende Klasse also vertheilt, daß die erstere auf 366,000 und die zweite auf 348,000 Individuen zu stehen kommt. Er nimmt nämlich die ganze Bevölkerung für 1821 zu 714,000 Personen an. In die konsumirende Klasse reiht er Alles, was nicht zu den Handwerkern und Taglöhnern gehört (qui ne sont ni ouvriers, ni artisans, ni journaliers), und er gibt davon folgende, leider unlogisch und schlecht geordnete Uebersicht:

Regierungspersonale (Minister, Staatsräthe, Pairs u. s. w.)	429
Angestellte in den Ministerien und Staatsverwaltungen	7,368
Angestellte bei öffentlichen Anstalten, Beamten und Partikularen, als Buchhalter, Schreiber und dergleichen	4,192
Handlungs- und Ladendiener u. s. w.	10,040
Gerichtspersonale	446
Gelehrte Welt (von den Mitgliedern des Instituts der Wissenschaften und den Professoren an den königl. Kollegien bis zu den Pensions- und Schulhaltern)	1,139
Militär; Garnison von Paris u. s. w.	18 665
Zivilbeamte und Bedienstete am Hofe, in den Verwaltungen und öffentlichen Anstalten aller Art	4,893
Gewerbsleute jeglicher Art (darunter Advokaten 800, Medizinalpersonen 1000, Tanz-, Musiklehrer u dergl. 1200, Theaterpersonale 824, Negozianten 880, Krämer 38,000)	48,048
Geistlichkeit (darunter die barmherzigen Schwestern u. s. w. mit 1000)	2,167
Schulen	8,000
Spitäler	9,017
Rentner und Gnadensöldner	62,271
Fremde	10,000
Wittwen	20,000
Dienstboten (worunter 25,000 männliche)	80,000
Thürhüter	12,000
	298,691

die nun vollends durch Weiber und Kinder gesteigert werden auf . . . . 360,000.

Hinwieder glaubt Herr Benoiston, es lasse sich die konsumirende Klasse der Bewohner von Paris theilen in

Reiche oder wohlhabende Verzehrer (*consommateurs riches ou aisés*).

	Männl.	Weibl.
Verehlichte	47,000	47,000

Digitized by Google

		Männl.	Weibl.
	Uebertrag	47,000	47,000
Unverehlichte	Von 20 bis 40 Jahren	27,700	25,000
	Wittwer und Wittwen	9,600	20,000
	Ehelose über 40 Jahre	10,700	20,000
		95,000	105,000
		200,000	

Unbemittelte Verzehrer (*consommateurs peu aisés*), die nur wenige Industrie-Erzeugnisse verbrauchen.

		Männl.	Weibl.
Verehlichte	. . . . .	85,000	85,000
	Kinder bis zu fünf Jahren	21,000	24,800
	Kinder von fünf bis zwanzig Jahren, Schulen, Pensionsanstalten u. s. w.	14,844	19,304
	Solche, die bei den Aeltern, in der Lernzeit oder im Dienste sind	67,506	66,046
Unverehlichte	Militär (Soldaten)	16,000	—
	Barmherzige Schwestern (*sœurs de charité*) . .	—	1,000
	Zwanzig- bis vierzigjährige	32,730	37,770
	Wittwer und Wittwen	4,200	27,000
	Ehelose über vierzig Jahre	4,000	4,800
		248,280	265,720
		514,000	

Seit Stephan Boileve oder Boileau, dem Prevot von Paris unter Ludwig dem Heiligen, welcher zuerst Zünfte oder Innungen der verschiedenen Handelsleute und Handwerker der Hauptstadt errichtete, bis zur Staatsumwälzung, also während eines Zeitraums von mehr als fünfhundert Jahren, waren die Gewerbe von Paris in Körperschaften getheilt, deren Anzahl, nach Maasgabe des in der Bevölkerung eintretenden Wechsels, öfters änderte, aber im Jahr 1776 auf sechs Kaufmannsinnungen und vierundvierzig Handwerkszünfte festgesetzt ward, welche zusammen fünfunddreißig- bis sechsunddreißigtausend Meister befassen mochten; in dieser Zahl waren noch unbegriffen die Buchdrucker, Buchhändler, Tanzmeister, Apotheker, Gärtner, Bürstenbinder, Weber, Grubenräumer, Seifensieder, die Puhmacherinnen und Straußhändlerinnen. Die Innungen und Zünfte wurden aufgehoben nach dem Rathe und unter dem Ministerium von Turgot; sechs Monate später erfolgte ihre Herstellung unter seinem

Digitized by Google

Nachfolger. Ihre nochmalige und endliche Aufhebung geschah zu Anfang der Staatsumwälzung. Seit einigen Jahren ist wieder von der Rückkehr zu den Innungen unter den Gegnern der neuen Staatseinrichtungen vielfältig die Rede.

Es berufen sich diese Anhänger der alten Ordnung der Dinge auf Sully und Colbert, welche der Meinung waren, die Staatsbeamtung solle Alles ordnen und leiten; ihre Thätigkeit müsse allenthalben zugegen und wirksam sein; sie solle sich schützend, erhaltend, hinwieder aber auch wachsam, lenkend und beschränkend zu Tage legen. Die angerufenen Namen sind bedeutend und ihre Meinungen beachtenswerth. Zur Unterstützung derselben beruft man sich weiterhin auf vielfältige Unordnungen, die sich im Handelsverkehr gezeigt haben. Nachdem die Schranken geöffnet waren, drängte die Menge der Gewinnlustigen von allen Seiten herbei; in Ermangelung nöthiger Kenntnisse und Hilfsmittel, und in der Hoffnung, sich desto schneller zu bereichern, vereinbaren sie das Verschiedenartige oder mengen vielmehr ungleiche Gewerbsarten durch einander, verfälschen sie den Gehalt der Waaren, ihr Maas und Gewicht; die Unwissenheit wirft sich von einem Zweig auf den andern, die Habsucht läßt nichts unversucht, so daß man beim Anblick all' des sträflichen Treibens und unerlaubten Gewinns oftmals zu fragen versucht wird: ob die Freiheit, Alles thun zu dürfen, in der That nicht zehnmal schlimmer sei, als jeder mögliche Mißbrauch hemmender Einrichtungen. Es kann die Wahrheit dieser Angaben nicht geläugnet und die Klagen können nicht grundlos genannt werden.

Die Verfechter der Grundsätze des Staatshaushalts hinwieder begehren unbedingte Freiheit für Handelsverkehr und Gewerbsfleiß. Sie behaupten, es dürfe diese Freiheit nicht gehemmt und nicht beschränkt werden; es müsse unter Beobachtung der Gesetze Jedem erlaubt sein, den selbstgewählten Beruf zu treiben; das Erbgut des Armen bestehe einzig nur in der Kraft und Gewandtheit seiner Hände; ihn in Benutzung dieser Kraft und Geschicklichkeit hindern, sei ein Eingriff in sein rechtmäßigstes Eigenthum. Den Zunftinnungen wird weiterhin zum Vorwurf gemacht: durch Hinderung freier Mitbewerbung seien sie der verbrauchenden Klasse nachtheilig, indem sie unter Begünstigung eines Alleinhandels die Preise steigern; vollends denn aber auch werde durch sie der Kunstfleiß gelähmt, den Arbeitern werden Bande angelegt, die sie nicht ablegen können, und durch Meister- und Gesinde-Ordnungen seien Vorrechte und Willkühr gehandhabt. Wer billig urtheilt, wird in diesen Vorwürfen Wahrheit und Irrthum unterscheiden.

Ob wirklich durch die Zunftinnungen die Mitbewerbung zerstört und die Waarenpreise gesteigert worden seien, dürfte wenigstens zweifelhaft erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Zahl ihrer Mitglieder niemals beschränkt gewesen ist; daß in einer Innung, welche fünf-, sechs-, mitunter sogar auch zwölf- und fünfzehnhundert Glieder enthielt, sich schon eine sattsame Mitwerbung finden mußte, indem der Käufer dahin kehrt, wo er die billigsten Preise findet, und jeder Kaufmann seinerseits darauf Bedacht nimmt, daß man bei ihm selbst eher als bei seinem Nachbar kaufen möge. Man darf dabei nicht vergessen, daß der Kleinverkäufer die Preise nicht festsetzt, sondern der Fabrikant, und daß dieser dieselben nach dem Arbeitslohn berechnet, den

Digitized by Google

er seinen Arbeitern zahlen muß. Dieser Arbeitslohn ist also, was zunächst den Preis der Arbeiten und den Verkaufpreis festsetzt; er selbst aber wird wieder durch den Preis der Lebensmittel bestimmt, und er muß gesteigert werden, wenn die letztern mit drückenden Abgaben beschwert sind. „Durch Luxusabgaben", sagt ein berühmter Schriftsteller über den Staatshaushalt, „werden die Preise anderer Waaren keineswegs gesteigert; hingegen wirken die Abgaben von den ersten Lebensbedürfnissen, durch Steigerung des Arbeitslohns, auf die Steigerung der Preise aller Manufakturwaaren zurück, und das Ergebniß hiervon ist eine Abnahme ihres Absatzes und Verbrauchs; die Waare muß nämlich in diesem Fall immer mit einer bedeutenden Erhöhung ihres ursprünglichen Preises bezahlt werden.

Die Behauptung, daß Zünfte und Innungen durch Zerstörung der Mitwerbung die Preise steigern, kann genau genommen nur alsdann richtig sein, wofern irgend ein Gewerbzweig von einer sehr kleinen Zahl Handwerker, in einer großen Stadt, wo viele Nachfrage darnach ist, ausgeübt wird. Dieser Fall aber ist selten.

Unwidersprechlich hingegen ist es, daß der Kunst- und Gewerbfleiß unter dem Zunftregiment gelähmt war und nur höchst langsam vorwärts schritt; daß derselbe hingegen schnelle und unermeßliche Fortschritte gemacht hat, seit er, von den vormaligen Fesseln befreit, ungehindert Versuche anstellen, jedes neue Verfahren anwenden und alle Entdeckungen benutzen konnte. Eben so gewiß ist ferner, daß die Herstellung der alten Ordnung der Dinge völlig unvermögend wäre, den Unordnungen Einhalt zu thun, die sich leider diesen großen Vortheilen beigesellt haben; die alten Einrichtungen würden mit den neuen Verhältnissen und Begriffen ganz unverträglich sein. Wen wird man heutzutage glauben machen (Leute ausgenommen, welche so was zu behaupten selbstsüchtige Gründe haben), daß vier bis fünf Jahre Lernzeit und eben so viel Gesellenzeit erforderlich seien, um einen Rock schneiden, ein Kleid, einen Hut, ein Paar Schuhe u. s. w. verfertigen zu können?

Was die Aufsicht der Zünfte anbetrifft, so ist längst dargethan worden, daß das Publikum und die Kunden des Arbeiters zuverlässigste und beste Aufseher sind. „Die Furcht, seine Kundschaft zu verlieren," hat Smith gesagt, „treibt ihn zu guter Arbeit an und verhütet die schlechte." Die Staatsumwälzung hat den Beweis der Wahrheit von dem Ausspruch des britischen Wirthschaftlehrers geliefert. Seit dreißig Jahren sind die Meister- und Gesellen-Ordnungen der Zünfte verschwunden, aber Kleider, Röcke, Hüte, Schuhe u. s w., weit entfernt, schlechter gearbeitet zu werden, sind, wie es augenfällig ist, vielmehr besser gearbeitet.

Daß die Menschen überall, wo sie es ungestraft thun können, die Freiheit nicht zum Guten nur gebrauchen, sondern auch zum Bösen mißbrauchen, ist eine traurige Wahrheit, die durch Erfahrung überall bestätigt wird So ist es dann auch nur allzuwahr, daß in Paris grenzenloser Unfug getrieben wird, daß alle denkbaren Kunstgriffe angewandt werden, um die Käufer zu täuschen, die durch den Reiz angeblicher Wohlfeilheit gelockt, sich heute wieder eben so gröblich anführen lassen, wie gestern. So wird, im Tuchhandel zum Beispiel, für Tücher aus Löwen und Sedan eine Waare verkauft, die diesen Namen gar nicht verdient; mittelst falscher Sahlbänder werden die Namen beliebter Orte und Fabrikanten betrüglicherweise geltend gemacht; in den sogenannten Gelegenheitsniederlagen werden, mit Vierzig und Fünfzig vom Hundert Abzug, Waaren feilgeboten, die gestohlen sein müßten, wenn sie, um solchen Preis erlassen, dasienige wirklich wären, was sie heißen, die in der That aber anders nichts als Ausschuß und verdorbene Waare sind; in Spezereiladen wird, den Angaben des Herrn Chaptal zufolge, von habsüchtigen Krämern der Seife Thon beigemischt, Fett statt Oel dazu gebraucht, oder auch die Seife im Wasser aufgelöset und durch ein leicht anwendbares Verfahren ihr Gewicht verdoppelt; gleich sträfliche Verfälschungen finden bei den verschiedenen Oelen, Talgarten, Wachskerzen, bei der Potasche, Chokolade u. s. w. statt; kein Handelszweig ist, worin nicht ähnlicher Betrug

Digitized by Google

nachgewieſen werden könnte. Es liegt auſſer Zweifel, daß zu dem verminderten Abſatze unſerer gebrannten Waſſer im Norden, und zu dem völlig vernichteten unſerer Wolltücher in der Levante, die ſchlechte Beſchaffenheit der andern beigetragen hat.

So führt die unbeſchränkte Freiheit die Ausgelaſſenheit herbei, und dieſe erheiſcht abwehrende Geſetze, welche auf einer Seite Betrug und Liſt, auf der andern ſtrenge Aufſicht mit Plackereien und zwingherrlichem Drucke zur Folge haben, die zu Klagen und auch wohl zu ruheſtörenden Auftritten Veranlaſſung werden. Die menſchliche Schwäche führt dieſe bedauerliche Reihenfolge herbei, und die Aufgabe des Geſetzgebers iſt es, dieſelbe, wenn nicht im Keime zu erſticken, doch in ihren Wirkungen möglichſt unſchädlich zu machen.

Die Erfahrung muß hier nochmals zu Rathe gezogen werden, und die Kunſt des Regierens beſteht zunächſt darin, zwiſchen Grundſätzen und Erfahrung in der Mitte ſtehend, richtig zu beurtheilen, was ohne unziemende Verletzung der einen der andern ſolle eingeräumt werden. Wenn der Verſtand richtig urtheilt: die beſten Aufſeher des Handwerkers ſeien ſeine Kunden, ſo iſt darum nicht weniger Thatſache, daß die Habſucht ihn vielfältig verblendet und glauben macht, er könne ſeine Kundſchaft täuſchen und beibehalten; und daß, wenn der eigene Vortheil in der Regel unſtreitig der ſicherſte Rathgeber iſt, derſelbe ſich doch auch gar nicht ſelten als ein falſcher, treuloſer und höchſt unmoraliſcher zeigt *).

Darum ſind die Sully, die Colbert, die Seguier, dieſe einſichtvollen und verſtändigen Männer, deren Ruf ſich rein und ungeſchmälert erhalten hat, und auf die auch wir uns gern berufen mögen, der Meinung geweſen, die Verwaltung müſſe leitende Zügel halten, und es gebühren ihr Achtung und Gehorſam. Die Meinung war richtig und wohlthätig; in der Anwendung mochte ſie mangelhaft ſein, oder es war dieſe vielmehr den damaligen Verhältniſſen angepaßt; heutzutage würden jene Männer ohne Zweifel denken, wie damals; aber ſie würden andere Mittel gebrauchen, um zum gleichen Zweck zu gelangen. Sie wollen Gewährleiſtungen für Redlichkeit und Zutrauen. Es ſoll dafür geſorgt werden, daß beide, der Verkäufer und der Käufer, gleichſam unter dem Siegel gemeiner Treue, der eine ſeine Waare feilbieten und der andere ſie in Empfang nehmen möge. Eben dieſes verlangen auch die erſten Staatswirthſchaftlehrer der neuern Zeit, Adam Smith, die Herren Say, Chaptal u. ſ. w. Regulative ſind allerdings erforderlich und nützlich, wofern ſie Betrug und Täuſchung zu hindern bezwecken und dazu die geeigneten Mittel einſchlagen, und wenn alsdann durch polizeiliche Vorkehrungen für ihre genaue und ſtrenge Handhabung geſorgt wird.

*) Hierin liegt, beiläufig geſagt, ein Hauptgrund, warum die Regierung allezeit Bedenken trug, die Verproviantirung volkreicher Städte, und vorzüglich der Hauptſtadt, unbedingt dem Handelsſtande zu überlaſſen. Man konnte ſich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, die Subſiſtenz einer Million Einwohner dem Leichtſinn oder der Habſucht von Spekulanten preiszugeben. Die Staatsklugheit, welche hier nur Vorſicht war, gebot diesmal aus überwiegend wichtigen Betrachtungen, von den Grundſätzen abzuweichen. Wenn aber die deshalb getroffenen Polizeimaaßnahmen ſich vollkommen rechtfertigen laſſen, ſo dürfte dies letztere hingegen ſchwerlich auch bei den Einrichtungen der Fall ſein, welche die Zahl der Fleiſcher und Bäcker beſchränken und dadurch zu ihren Gunſten den Alleinhandel mit Fleiſch und Brod erreichten, oder, mit andern Worten, durch eine Regierungsverordnung die permanente Theurung dieſer Lebensmittel handhaben.

Amtlicher Verſuch, ein franzöſiſches Departement zum Aufruhr zu bewegen.

Die Begebenheit, welche ſich am 2 und 3 Juli 1822 in der Stadt Colmar und in den benachbarten Städten und Gemeinden ereignete, und von der die Zeitungen nur ſehr oberflächlich redeten, iſt ſo auſſerordentlich und einzig in ihrer Art, daß ſie verdient, aufs genaueſte gekannt und bekannt zu ſein. In einem ſchon vom Parteigeiſt vielbewegten und gereizten Volke unternimmt die Obrigkeit ſelbſt den gewagten und ſchrecklichen Verſuch, das Volk zum Aufſtand gegen das königliche Haus zu verführen, bloß um — die Treue zu prüfen und Strafbare zu finden! Eine ſolche Polizeimaasregel iſt im geſitteten Europa bisher unerhört geblieben. — Wir theilen daher im Auszuge die geſchichtliche Darſtellung mit, welche der Deputirte des oberrheiniſchen Departements, Herr Köchlin, ſo eben zu Paris im Druck bekannt gemacht hat *), und die, ſo wie die davon für das Elſaß veranſtaltete deutſche Ueberſetzung, ſchwerlich weit über die franzöſiſchen Grenzen kommen dürfte.

Am 2 Juli gegen ſechs Uhr Abends hörten die Einwohner von Colmar plötzlich den Generalmarſch ſchlagen; zugleich ſah man die Gensdarmen und die dort befindlichen Chaſſeurs vom Allier bewaffnet und zu Pferde. Ein Theil der letztern hatte eine Stunde früher die Stadt verlaſſen. Die Infanteriſten, ebenfalls bewaffnet und den Torniſter auf dem Rücken, ſtellen ſich auf dem Platze und laden öffentlich ihre Gewehre. Die ganze Kriegsmacht ſetzt ſich in Bewegung; Kavallerieptkete durchſprengen eiligſt und in allen Richtungen die Straßen, indem ſie, den bloßen Säbel ſchwingend, den Bürgern gebieten, in ihre Häuſer zu gehen, und fertig ſind, Jeden niederzuhauen, der nicht augenblicklich gehorcht. Die Verbindungen der Stadt mit der Vorſtadt Ruffach werden abgebrochen, die Wachen vor den Stadtthoren verdoppelt; Infanterie Abtheilungen durchziehen die Stadt der ganzen Länge nach im Sturmſchritt und bei Trommelſchall, gehen aus dem Baſeler Thor, einem der entfernteſten von ihrer Kaſerne, machen die Runde auf den Wällen und verjagen dort alle Spaziergänger, ſelbſt Wärterinnen und Kinder nicht ausgenommen. Unterdeſſen erſcheint ein von Gensdarmen begleiteter Polizeikommiſſär; gleich darauf kommt in vollem Galopp der kommandirende General des Departements an, in Staatsuniform, umgeben von ſeinem Generalſtabe und begleitet von zwölf oder fünfzehn Chaſſeurs; er begibt ſich nach den verſchiedenen Thoren der Stadt, wo er Befehle ertheilt, denen zufolge Niemand hinausgehen darf. Auf allen Landſtraßen läßt er in gewiſſen Entfernungen Wachen aufſtellen, und daſſelbe geſchieht bei jeder Verzweigung von Kreuzwegen. Von einer andern Seite her wird die Kompagnie der Spritzenleute in Bewegung geſetzt, und alle Feuer-

*) Relation historique des événemens qui ont eu lieu à Colmar et dans les villes et communes environnantes, les 2 et 3 Juillet 1822.

ſpritzen werden auf den verſchiedenen Plätzen der Stadt vertheilt, als ob dieſe in Gefahr wäre, ein Raub der Flammen zu werden.

Die Gensdarmen mit ihrem Hauptmann an der Spitze, und der Präfekt zu Pferde, von einem Bedienten in Livree begleitet, eilen bald hier bald dort hin, und geben alle Beweiſe von Beſorgniß und Unwillen. Der Maire, ſein erſter Adjunkt und mehrere Polizeidiener zeigten ſich nicht weniger geſchäftig. Alle waren in großer Uniform, den Degen an der Seite; und Einer von ihnen, der Maire, wie man ſagt, hielt den Degen in der Hand. So kommandirten ſie, ſo ordneten ſie an, bald gemeinſchaftlich, bald abwechſelnd, wie Belagerte, denen ein Sturm bevorſteht.

Was geht denn vor? Welche plötzliche Gefahr droht der Stadt? Die Einwohner, welche ſich unterſtehen, ſo zu fragen, werden ſtatt aller Antwort mit Schimpfworten angewieſen, ſich zurückzuziehen; und obſchon ſie gehorchen, verfolgt man ſie doch mit dem Säbel und der Piſtole in der Fauſt. Nun erſt läßt der Maire in deutſcher Sprache die Anzeige bekannt machen: „Alle gutdenkenden Bürger ſollen, wegen deſſen, was in dieſem Augenblicke vorgeht, ſich nach Hauſe begeben und ein wachſames Auge auf ihre Kinder und ihre Leute haben, für die ſie verantwortlich ſind.“ Dieſe räthſelhafte und kurze Aufforderung war wenig geeignet, die Einwohner zu beruhigen, beſonders als ſie ſahen, daß der Polizeikommiſſär ſich zu mehrern Bürgern begab, im Innern ſo wie an den Ausgängen ihrer Häuſer Wachen ausſtellte, und den letztern befahl, auf Sachen und Perſonen genau Acht zu geben.

So viele auſſerordentliche Vorſichtsmaasregeln, welche die drohendſte Gefahr allein nur erklären kann, ſo viele Gewaltthätigkeiten, wodurch jene Vorſichtsmaasregeln unerklärbar werden, ſtürzen die Stadt in einen Schrecken, welchen die Ungewißheit noch vermehrt. „Wegen deſſen, was in dieſem Augenblicke vorgeht“, ſagt die amtliche Kundmachung. Ei, was geſchieht denn? Iſt der Feind vor den Thoren? Warum ruft man in dieſem Falle nicht lieber die Bürger zu den Waffen, ſtatt ſie einzukerkern? — Gute Elſaſſer! Nein, der Fremde iſt nicht vor den Thoren; nein, eure Gutmüthigkeit wird nie weder die Urſache ſo großen Lärmens, noch die Feinde errathen, gegen welche man die franzöſiſchen Soldaten führt! Aber die Handlungen verrathen ſchon das Geheimniß, wenn die Worte auch fehlen. Die Bedrückungen vermehren ſich, die frevelhaften Angriffe folgen ihnen; und wenn nicht die Ergebung, wenn nicht der Schrecken wenigſtens dem beſchimpften, gereizten Bürger zu Hilfe kommt, ſo iſt es um ihn geſchehen; ein Laut der Klage oder der Hoffnung kann ihn auf gleiche Weiſe in Gefahr bringen.

Während die genau beobachteten Bürger den heilloſeſten Muthmaßungen preisgegeben ſind, haben die Angeklagten, welche ſich wegen des Vorgangs zu Belfort in Verhaft befinden, noch eine grauſamere Prüfung zu beſtehen. Die Trompete tönt unter den Mauern ihres Gefängniſſes, in welches gleichzeitig der Platzkommandant an der Spitze der bewaffneten Macht einzieht. Soldaten und Anführer dringen in die Zimmer, von denen in dieſem Augenblicke nur eins von den Angeſchuldigten beſetzt iſt, die ſich friedlich um einen Spieltiſch verſammelt haben. „Der

Erſte, der ſich rührt, iſt des Todes!“ ruft ihnen der Kommandant zu, indem er ihnen eine geladene Piſtole entgegenhält. Die Unglücklichen hatten den Muth, ſich jeder Bemerkung über dieſen ſeltſamen Beſuch zu enthalten. Wer weiß, welche Folgen eine ſehr natürliche Aeuſſerung des Erſtaunens oder der Neugier gehabt hätte! Eine ſolche Aeuſſerung wäre vielleicht für einen Verſuch zur Empörung gehalten worden; und es iſt nicht unbekannt, zu was allem die Empörung von Staatsgefangenen gegen dieſe berechtigt! Ihre ruhige und ſchweigende Stellung rettete ſie.

Die Nacht kommt, aber noch keine Nachrichten; bloß ein ſchwankendes Gerücht fängt an ſich zu verbreiten, eine Schwadron des Jägerregiments vom Allier ſoll deſertirt ſein, und ein Offizier auſſer Dienſten ſoll den Befehl derſelben übernommen haben. Uebrigens verharrt die öffentliche Gewalt bei ihrem Stillſchweigen und bei der Sperrung der Stadt. Ein Beſchluß unterſagt, nach neun Uhr ohne Licht zu gehen. Nach dieſem Verbote zieht man die Gensdarmen aus den Privathäuſern zurück, und den Einwohnern wird wieder die Freiheit ertheilt, heraus und hinein zu gehen; eine gefahrvolle Freiheit, wenn die durch üble Behandlung Erbitterten den ſo eben ausgeſtreuten Gerüchten Glauben beimeſſen!

Mit derſelben Härte verfährt man auſſerhalb der Stadt; die Landſchaft umher wird militäriſch beſetzt; die mit den Feldarbeiten beſchäftigten, von den Soldaten verjagten Leute wollen in die Vorſtädte flüchten, und werden auf die Straße zurückgetrieben; dort ſuchen ſie in den Wirthshäuſern einen Zufluchtsort, und dieſe werden ihnen verſchloſſen: das iſt der ausdrückliche Befehl der Behörden.

Die Nacht und ein Theil der Frühe des folgenden Tages werden in finſterer Angſt auf Seiten der Einen und lärmender Wachſamkeit auf Seiten der Andern hingebracht; die Streifwachen durchkreuzen ſich ununterbrochen in und auſſer der Stadt. Endlich, zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens, ſieht man die Chaſſeurs des Regiments vom Allier, die abgegangen, aber nicht deſertirt waren, zurückkehren. Sie haben, mit Ausnahme ihres Oberſten, die Oberoffiziere an ihrer Spitze, und führen im Triumphe drei Gefangene zurück. Zwei ſind auf den Sitz eines Stuhlwagens gefeſſelt; der dritte, dem Anſchein nach ein Bedienter, liegt ausgeſtreckt im untern Raume des Wagens. Einer der beiden erſtern hat den Kopf mit einem Schnupftuche umwunden; neben ihm liegt ein Casquet. Indem man durch die Stadt zieht, rufen die Offiziere und nach ihnen die Soldaten: „Es lebe der König!“ Unbeweglich und ſtumm betrachtet die Volksmenge dieſes Schauſpiel, deſſen Deutung ihr von der ſiegreichen Schwadron gegeben ward: „Dieſe beiden Gefangenen in Ketten ſind der Oberſt Caron und ſein Freund Roger, ehemaliger Militär, der zu Colmar, wo er die Reitkunſt lehrt, ſehr bekannt iſt. Sie ſind Beide Verräther, die man in die Falle lockte; wofür die Soldaten eine gute Belohnung und die Offiziere Beförderung erhalten werden. Man nennt diejenigen, denen das Ehrenkreuz ſchon verſprochen iſt. Dies iſt ein herrlicher Fang! Der Soldat gewinnt mehr dabei, als im Kriege!“ So erfährt dann die Stadt, daß alle dieſe Schreckmittel der Behörden, dieſes

Ergreifen der Waffen, dieſer geſetzloſe Zuſtand ein verabredetes Spiel, eine Komödie waren, welche durch öffentliche Beamte auf Gefahr der ihnen Untergeordneten aufgeführt ward; ein Drama, deſſen Urheber einen erhabenen Rang einnehmen, und worin die handelnden Hauptperſonen ein General, ein Präfekt, ein Maire, Oberſten, Hauptleute und Unteroffiziere ſind, die ihres militäriſchen Anſehens ſich bedienten, um ihre Untergebenen zu zwingen, mit ihnen die Rolle aufforderuder Agenten zu ſpielen; ein Drama, deſſen Kataſtrophe, durch ein Wunder verhindert, der Aufſtand einer Stadt und die Niedermetzelung ihrer Einwohner hätte ſein können. Die Elſaſſer waren neuen Gladiatoren gewid[illegible].

•Wir hörten, wie Caron und Roger als Ueberwundene von derſelben Schwadron Chaſſeurs fortgeſchleppt wurden, deren Abfall man erſt verkündigt hatte. Die obern Behörden waren ſeit ſechs Wochen benachrichtigt, daß zwiſchen Caron, ehemaligem Oberſtlieutenant, und mehrern Unteroffizieren von zwei Kavallerieregimentern, von denen das eine zu Colmar, das andere zu Neu-Breiſach in Garniſon lag, Verbindungen ſtatt fanden. Von welcher Art die letztern urſprünglich waren, wer ihnen ihr Daſein gegeben und durch weſſen Schuld ſie verbrecheriſch geworden, iſt uns zur Zeit noch unbekannt. Nicht beſſer ſind wir von dem wirklichen Zwecke unterrichtet, den ſich der Oberſt Caron vorgeſetzt hatte. Einige glauben, er habe einen Aufſtand à la Quiroga verſuchen wollen; Andere, er habe bloß die wegen der Belforter Angelegenheit Beſchuldigten befreien wollen. Das Miniſterium hat ihn, als der Falſchwerberei ſchuldig, einem Kriegsgericht übergeben. Dem ſei nun, wie ihm wolle: die Unteroffiziere, welche, im Einverſtändniſſe mit ihren Befehlshabern, mit Caron Verbindungen unterhielten, bekamen Befehl, ihm zu verſprechen, „daß ſie die Soldaten bearbeiten wollten.“ Nach dieſem Verſprechen, und nach den von den Herren von Chabannes und Courtier ertheilten Verhaltungsbefehlen, hielt man häufigere Zuſammenkünfte, und die Unterhandlungen zwiſchen dem vormaligen Oberſten und den Unteroffizieren wurden mit Eifer betrieben. Die letztern hatten auſſerdem von den Behörden die Erlaubniß, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in die Stadt zu kommen und hinauszugehen, ſo ſtreng übrigens auch, ſeit der Gefangennehmung der Angeſchuldigten von Belfort, die militäriſchen Vorſchriften zu Colmar beobachtet wurden. Gewöhnlich zur Nachtzeit fanden die Zuſammenkünfte in einem Walde zwiſchen Colmar und Breiſach ſtatt. Man verſichert, daß Carons Eifer zuletzt ſehr erkaltet war, und daß er gewiſſermaßen von den Chaſſeurs gezwungen ward, das zwiſchen ihnen verabredete Projekt auszuführen. Die Chaſſeurs behaupteten, daß der mindeſte Verzug ſie einer großen Gefahr ausſetzen würde, da ſie ſich ſchon vielen ihrer Kameraden entdeckt hätten *).

*) Caron ſoll, wenn man glaubwürdigen Verſicherungen trauen darf, zu ſeinem Freunde Roger geſagt haben: „Unſere Abſicht, die unglücklichen Gefangenen zu retten, hat, wider unſern Willen, eine höhere Wichtigkeit erlangt. Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr ſehe ich ein, daß wir, ſelbſt wenn Alles nach unſerm Wunſch ginge, unſer Ziel verfehlen würden, weil wir wahrſcheinlich den Eingekerkerten, die vielleicht am Vorabend ihrer Beurtheilung uns nicht folgen, mehr Schlimmes als Gutes erzeigen werden. Ein

Digitized by Google

Demzufolge, und wahrscheinlich um neuen Zögerungen zuvorzukommen, marschirte eine Schwadron des Regiments vom Allier, etwa neunzig Mann mit Inbegriff mehrerer als Soldaten verkleideter Offiziere, aus Colmar zum Belforter Thore hinaus. Dieser Abmarsch fand etwas länger als eine Stunde vor jenem Lärm, wovon wir vorhin sprachen, ohne Hinderniß zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags statt. Die Schwadron, in Reitkitteln und bloß mit Säbeln versehen, ward von dem Quartiermeister Thiers, der nachher zum Unterlieutenant befördert worden, angeführt.

Thiers stand mit Caron auf dem vertrautesten Fuße; nicht weniger genoß er der ganz vorzüglichen Gunst seines Obersten, des Herrn Marquis von Thabannes. Als die Mannschaft eine Viertelstunde weit von der Stadt auf die Landstraße kam, begegnete ihr Caron in bürgerlicher Kleidung zu Pferde. Jetzt marschirte man mit einander nach den Höhen von Hattstatt. Caron bog in einen Hohlweg ein, der nach Vögtlinshofen führt, und kehrte bald nachher in Dragoner-Uniform mit dem Casquet und den Epauletten seines Grades zurück. Als er wiederkam, ließ Thiers Halt machen, und wandte sich an ihn mit den Worten: „Oberst, übernehmen Sie das Kommando der Schwadron. Ich und meine Soldaten schwören, Ihnen treu zu sein, und allen Befehlen, die Sie uns geben werden, zu gehorchen.“ Caron trat näher hinzu, und antwortete auf diese Einladung und diesen Eid mit einer kurzen, den Umständen angemessenen Anrede, welche er mit dem Ausrufe: „Es lebe Napoleon der Zweite!“ beschloß. Augenblicklich stimmte die ganze Schwadron in diesen Ausruf ein *), und wiederholte denselben mehrmals, während sie durch Hattstatt zog. Am Ende des Dorfes angelangt, rief sie dasselbe. Einige setzten hinzu: Es lebe der Herzog von Orleans! Andere Stimmen schrien: Nieder mit den Bourbons! Noch andere: Es lebe der König! — Eine seltsame, aber nicht unerklärbare Vermischung. Zwei dieser Ausrufe waren nur Varianten der Aufforderung; man mußte suchen, dem Geschmacke Aller zu gefallen, um die glücklichen Erfolge zu vermehren. Der dritte Ausruf kam ohne Zweifel von Soldaten her, die man vorher nicht eingeweiht hatte, und die, erstaunt über die Rolle, welche man von ihrem leidenden Gehorsam begehrte, noch nicht wußten, was dies bedeuten sollte. Mitten in der Spiegelfechterei waren sie über die gute Absicht zweifelhaft, und fürchteten, sich selbst preiszugeben, indem sie zur

---

haben eine Familie und eine alte Mutter zu ernähren; bleiben Sie zu Hause. Was mich betrifft, wenn die Verschwornen mir über die Stimmung ihres Regiments die Wahrheit sagten, wenn sie offen handeln, so bin ich ihnen mein Leben schuldig: die Ehre und meine übernommenen Verpflichtungen heischen es; die Leute können sich bloßgestellt haben. Wenn sie mich täuschten, und ich meinen Kopf auf das Schaffot tragen muß, so habe ich den Trost, die Schändlichkeit derer zu beweisen, die mich zu einem niedrigen Werkzeuge der Polizei gebrauchen wollten.

*) Bauern versichern, daß man bei diesem Ausrufe gelacht habe. Dies ist möglich. Das Erstaunen der Soldaten, welche die Weisung bekommen hatten, pünktlich dem Beispiele zu folgen, welches man ihnen geben würde, mußte lebhaft genug sein, um sich auf diese Weise zu äussern. Vielleicht war jenes Gelächter auch dasselbe, welches man zuweilen vernimmt, wenn von Schlachtopfern die Rede ist.

Digitized by Google

Täuſchung Anderer dienten. Man erzählt, daß einer dieſer Unglücklichen wenige Tage nachher, als er ſeinen Sold zum Rauſche verwandt hatte und dadurch ſeinem Gewiſſen zurückgegeben ward, tauſendmal diejenigen verwünſchte, welche ihn entehrt hatten; daß er ſich für unwürdig erklärte, die Uniform zu tragen, und ſich ſogar das Leben nehmen wollte.

Hingeriſſen oder verführt ahmten die Soldaten ihren Anführern nach. In einiger Entfernung von Hattſtatt verließ man die bis dahin befolgte Straße nach Belfort, und ſchlug den Weg nach dem Dorfe Mayenheim ein, wo die erſte Poſthalterei auf der Landſtraße nach Mühlhauſen iſt. Als man eben in das Dorf einrücken wollte, erſchien plötzlich eine Schwadron Chaſſeurs von der Charente, welche ſich mit der des Oberſten Caron vereinigte. Dieſe Chaſſeurs waren eben ſo wie jene des Regiments vom Allier gekleidet und bewaffnet. Ein Quartiermeiſter, Namens Gerard, der nachher nebſt Thiers zum Unterlieutenant ernannt ward, führte ſie an, und mehrere als Soldaten gekleidete Offiziere hatten ſich in die Reihen gemiſcht. Sie hatten Carons Freund Roger bei ſich, der ſie in bürgerlicher Kleidung, eine Mütze auf dem Kopfe, und ſtatt aller Waffen eine Reitgerte in der Hand tragend begleitete. Nach Vereinigung der beiden Haufen begann das Freudengeſchrei und das Ermahnen zum Aufruhr von neuem mit auſſerordentlicher Heftigkeit. Caron gebot Halt zu machen, und ging mit einigen Chaſſeurs in das Dorf, denn man ließ ihn keinen Augenblick allein. Er begab ſich in das Wirthshaus der Poſthalterin, Wittwe Pfulb, und forderte gegen Bezahlung eine hinreichende Menge von Eßwaaren, Wein, Bier und Fourage für ſeine Mannſchaft *). Die Gaſtwirthin mußte alle Poſtillione in der ganzen Gemeinde ausſenden, um das Begehrte herbeizuſchaffen und zu beſtellen; es ward Alles unter die Weiden, wo man Halt gemacht hatte, hingeliefert. Die Feldwächter, durch das Gerücht herbeigezogen, kamen gleichfalls herbei, und ſchenkten den Soldaten zu trinken ein, wobei ihnen der Schwager der Wittwe Pfulb, ehemaliger Huſarenhauptmann, half, der von ſeiner Schwägerin beauftragt war, für die Austheilung zu ſorgen. Einige verkleidete Offiziere traten zu dem Hauptmann und fragten: „Nun, was denken Sie davon? Es lebe der Kaiſer! Es lebe Napoleon der Zweite! Wir wollen die dreifarbige Fahne in Ihrem Dorfe aufpflanzen. Sollten wir hier wohl nicht gute Burſche finden, die ſich mit uns verbänden?“ — „Weil es ſo iſt,“ erwiederte Pfulb lachend, „bin ich Ihnen gut dafür, daß morgen die ganze Gemeinde auf Ihrer Seite ſein wird.“

Hierauf fragte man ihn, wer Meiſter im Dorfe ſei. Pfulb, immer lachend **), erwiederte:

*) Achtzig Laib Brod, drei Maas Weins, Bier im Ueberfluſſe, verſchiedene Eßwaaren und achtzig Rationen Fourage. Alles ward baar von Caron bezahlt. Dies war nicht das erſtemal, daß die Gäſte und der Wirth, den man verrieth, an einem Tiſche ſaßen.

**) Ein Glück für den Hauptmann, daß er gelacht hatte. Als er nachher auf die Anzeige eines der verkleideten Offiziere, denen er zu trinken eingeſchenkt, verhaftet ward, und man ihn fragte: wie er mit den Soldaten, die auf Napoleons des Zweiten Geſundheit tranken, habe einſtimmen können? antwortete er dem In-

Digitized by Google

„Die alten Weiber und der Pfarrer.“ Man ließ den letztern kommen; allein den Inhalt dieſer Unterredung kennen wir nicht. Wir wiſſen bloß, daß der Pfarrer, als er ins Dorf zurückkam, einige achtungswerthe Bürger verſammelte, und durchaus darauf beſtand, die Sturmglocke ziehen zu laſſen, um alle Einwohner des Orts und der Umgegend gegen die Aufrührer zu bewaffnen. Was willſt du, Freund des Thrones, Diener des Altars? Dieſe Aufrührer ſind getreue Knechte; die Soldaten, welche rufen: es lebe der Kaiſer! ſind die beſten Royaliſten. Wenn die Bauern mit Waffen ihnen begegnen, werden ſie mit Säbelhieben zurückgetrieben werden; wenn ſie ſich zu ihnen geſellen, wird man ſie auf das Blutgerüſt führen. Allen droht der gleiche Tod, ſie mögen rufen: es lebe Napoleon! oder: es lebe der König! Bloß dieſer Haufe auf der Landſtraße hat das Vorrecht, zum Bürgerkriege aufzureizen, ohne ein Verbrechen zu begehen, und ſeine Eide zu brechen, ohne meineidig zu werden. Dies ſind rechtliche Unterthanen, tapfere Soldaten, Krieger voll Ehrgefühl. Nicht die Sieger von Jena, nicht jene von Auſterlitz erhielten das Lob und die Belohnungen, welche dieſen vorbehalten ſind, deren Zug du als einen Räuberzug betrachteſt.

Glücklicherweiſe war die Denkart der notabeln Herren nicht die Denkart des Pfarrers, dem ſie alſo den Kummer erſparten, die ſeiner Sorge anvertraute Heerde auf die Schlachtbank geführt zu haben.

Die Bande hatte keine Zeit zu verlieren; ſie ſchwang ſich wieder zu Pferde, durchſprengte im Galopp das Dorf, wiederholte ihre vorigen Ausrufe, und wandte ſich gen Mühlhauſen, wo eine große Anzahl Arbeiter und ehemaliger, in den Manufakturen der Stadt angeſtellter Krieger ſie hoffen ließ, einen guten Fang zu machen. Sie treffen auf das Städtchen Enſisheim, welches von einem Detaſchement Reiterei und einem Detaſchement Fußvolk, die zur Bewachung der Gefängniſſe dienen, beſetzt iſt. Caron wollte, wie es heißt, dieſe Truppen mitnehmen. Einer der Unteroffiziere ſchlägt ihm jedoch vor, erſt rekognoszíren zu laſſen; der Oberſt bewilligt es, und derſelbe Unteroffizier leitet das Geſchäft. Vor den Thoren von Enſisheim findet er die Garniſon unter den Waffen, und ſie macht Miene, ſich zu widerſetzen. (Vor ſechs Wochen war ſie verſtärkt worden.) Der Unteroffizier ſteigt vom Pferde und geht gerades Weges zum Kommandanten, dem Hauptmann Lafont, der ſogleich in dem falſchen Unteroffizier den Hauptmann Nicol erkennt. Er benachrichtigt hiervon den Brigadier der Gensdarmen, und ſagt dieſem, daß nichts zu beſorgen ſei. Der Brigadier, welcher nicht in das Geheimniß eingeweiht war, befand ſich in großer Verlegenheit. Denn er hielt ſich der Garniſon nicht ganz verſichert, und fürchtete, ſie könnte mit den Empörern gemeine Sache machen.

Wenn ungeachtet der Maasregeln der Oberbehörde, welche, das muß man ſagen, den nachher für ſeine Feſtigkeit amtlich belobten Kommandanten geraume Zeit voraus auf Alles vor-

---

ſtruktionsrichter: „Ich ſah, daß man Komödie ſpielte, und ich glaubte, ſie auch ſpielen zu müſſen.“ Nach zwei Tagen ward er freigelaſſen. — Welcher Grund zur Anklage, welcher Grund zur Loslaſſung!

Digitized by Google

bereitet hatte; wenn ungeachtet jener Maasregeln dennoch durch eine erheuchelte Empörung eine wirkliche verursacht worden wäre; wenn die beiden Detaschementer die dreifarbige Kokarde aufgesteckt und sich mit den beiden Schwadronen vereinigt hätten: was würden die letztern gethan haben? Sollten sie auf die Gefahr hin, Alle in Verlegenheit zu bringen, sich noch länger verstellen? Oder sollten sie die Larve abnehmen, und sich der Gefahr bloß stellen, mit den Andern in ein Gefecht zu gerathen? — Man schaudert über die Folgen, welche dieses scheußliche Schauspiel in jeder Rücksicht haben konnte.

Nach den Verabredungen zwischen dem verkleideten und dem von der Verkleidung unterrichteten Hauptmann kehrten die Rekognoszirenden zum Obersten Caron zurück; man berichtete ihm, man habe das Losungswort vergessen, sei dadurch dem Kommandanten verdächtig geworden; dieser, beunruhigt durch die nächtliche Erscheinung, sei unerschütterlich gewesen, und habe sogar gedroht, Feuer geben zu lassen, wenn man nicht weichen würde.

In mehrern Aeusserungen zeigten sich Carons Zweifel, der, von den verkleideten Offizieren gedrängt, sich beklagte, daß er nicht frei handeln könne. Die Mannschaft wiederholte ihre aufrührerischen Ausrufe, und eilte, die Stadt zu umgehen, um den Weg nach Mülhausen einzuschlagen. Dort dachte man auf eine tragische Weise den Knoten der Handlung zu lösen. Mülhausen ist, ungeachtet seiner Ruhe, längst durch seinen Kunstfleiß und seine Vaterlandsliebe verdächtig. Es nährt eine durch Arbeit und Handel unabhängige Einwohnerzahl. Seine Werkstätten bieten dem Bedürftigen und Arbeitsamen, der lieber sein Brod im Schweiße des Angesichts als in der Schande sucht, einen Zufluchtsort dar. Vor Kurzem beging es das Verbrechen, seinen Wählern einen Mann als Abgeordneten zu bezeichnen, der kein Auserwählter der Minister war. Auch hatte es noch mehr, als das Elsaß überhaupt, das Mißgeschick, von seinen dem Lande ganz fremden Ortsbehörden, deren Interesse von dem seinigen durchaus verschieden war, eher bewacht als verwaltet zu werden; und überdies war es einer exemplarischen Züchtigung geweiht. Seit mehrern Tagen fachte man durch Beleidigungen, durch dunkle Gerüchte und durch geräuschvolle Vorkehrungen der Polizei das Feuer des Aufruhrs an *). Die Offiziere eines Detaschements Chasseurs vom Allier, welches am Tage vor jener Expedition durch Mülhausen marschirte, zeigten sich gegen die Unteroffiziere gar zuvorkommend; sie luden diese zu einem Gastmahl ein, wozu auch der Polizeikommissär gebeten ward; man flüsterte sich ins Ohr, und sparte nichts, um die Gemüther zu bewegen und zu erhitzen. Alles ließ vermuthen, daß die Flamme zünden, daß die Feuersbrunst sich nach dem Wunsche derer verbr iten würde, die sie anlegten, um sie mit Blut zu löschen. Wie konnten selbst die Ungläubigsten hier wohl an dem Dasein einer ausgebreiteten Verschwörung noch zweifeln? Wer konnte hier, wie zu Lyon und Grenoble, unter der Menge der auf frischer That Betroffenen wohl

*) Fünf oder sechs Tage vor dem 2 Juli war Tag und Nacht jeder Posten mit einem Gensdarmen besetzt. Man streute das Gerücht aus, es werde ein Reisender erwartet, der signalisirt sei; alle Wagen wurden vor den Thoren, auf der Heerstraße und auf den Gassen angehalten.

die Unſchuldigen von Schuldigen unterſcheiden? Wer konnte eine Aufforderung beweiſen? Wer ſie behaupten, ohne dafür beſtraft zu werden, wenn er angeſehene Beamtete dem Unwillen und der Verachtung preisgab? Iſt die öffentliche Gewalt wohl ſo thöricht, wohl ſo feindlich gegen ſich ſelbſt, ganze Schwadronen im Namen Napoleons des Zweiten marſchiren zu laſſen? Einige von Aufrührern verführte Soldaten ſind ja zu ihrer Pflicht zurückgekehrt; man muß ſelbſt Aufrührer ſein, um die Regierung anzuklagen, als hätte ſie Bürger gegen Bürger bewaffnet! Die Erfindung ſolcher Verleumdungen iſt Aufwiegelung zur Empörung! — So hätte es geheißen, wenn das Unternehmen geglückt wäre; die Beſtrafung der Verſchwornen hätte dieſer Sprache Wahrſcheinlichkeit gegeben, und die Wahrheit ſelbſt würde lange mit dem blutigen Schleier bedeckt geblieben ſein.

Doch die Vorſehung waltet über die Elſaſſer, die von ihren natürlichen Beſchützern dem Mordſtahl geweiht waren. Das Geheimniß der Niederträchtigkeit wird entdeckt, ehe ſie vollendet iſt; das Einverſtändniß der Anreizer ſcheitert vor den Thoren von Mühlhauſen. Zu Battenheim macht die Bande abermals Halt; ſechs Auserwählte gehen in das dem Maire des Orts gehörige Wirthshaus, um Einquartierungszettel zu fordern. Der Maire weigert ſich der Ausſtellung, bevor er nicht die Marſchroute geſehen. Ein Soldat ruft ihm zu: „Wir ſind nicht mehr Soldaten des Königs; wir ſind Soldaten Napoleons des Zweiten! — Was ſagen Sie dazu, Herr Maire?“ ſetzt er hinzu.

Während dieſer der Antwort möglichſt auszuweichen ſucht, treten bei hundert Chaſſeurs ein; das Begehren von Quartier für zweihundert Mann, für ihre Pferde, für zwanzig Offiziere und ihren Oberſten wird auf ſolche Weiſe wiederholt, daß das Abſchlagen unmöglich iſt. Der Wirth bietet ſein Haus an und die Häuſer von zwei Nachbarn. Unterdeſſen kommt die Mannſchaft, die ſich anfangs in Schlachtordnung ſtellt, nachher abſteigt und ſich auf den Höfen, in den Ställen und Scheunen zerſtreut, wo ſie ſich nebſt Roger mit den Pferden beſchäftigt. Die Unteroffiziere und der Oberſt Caron trinken mit einander oben in einem Zimmer. Mitſchuldige oder wenigſtens Ausgeſandte von Mühlhauſen werden erwartet. Als Niemand erſcheint, ſchlägt man vor, die Sturmglocken zu läuten, welches jedoch, Dank ſei es der Klugheit des Pfarrers! nicht geſchah *). Ein öffentlicher Beamter hat nachher bedauert, daß die Aufwiegler nicht näher zur Stadt kamen; man habe das nicht recht gemacht, man hätte ohne Gefahr ſich nahen können. Das war aber nicht die Anſicht der Anführer des Zuges, welche wahrſcheinlich fürchteten, mit ihren zweihundert Mann von einigen Tauſend Arbeitern zu gut oder zu ſchlimm empfangen zu werden. Sie wollten lieber in der Ferne ihren Hinterhalt ſtellen; denn ſie waren überzeugt, daß die Ueberſpannteſten von ſelbſt herbeilaufen würden. Solche unzweideutige Aeuſſerung hätte

*) Mehrere an der Straße befindliche Kreuze wurden von den beiden Schwadronen mit dreifarbigen Kokarden geziert. War dieſe Aufforderung zur Empörung wohl chriſtlich?

Digitized by Google

dann genügt, am andern Tage die Stadt zu umringen, die Werkſtätten zu verſchlieſſen, die angeſehenſten Einwohner zu verhaften und die übrigen unter die Zucht der Klinge zu ſetzen.

Man kann nicht läugnen, der Plan war gut entworfen; aber er ſcheiterte. Niemand erſchien; kein Unglücklicher bot ſich den Ketten der Satelliten dar. Dieſe verlieren die Geduld, und ſtürzen ſich, voll Zorn über das Mißlingen ihres Anſchlags, auf die Beute, die ſie bereits in Händen haben. Zwei Unteroffiziere ſpringen plötzlich vom Tiſche auf, und werfen den Oberſten Caron, der mit ihnen trinkt, zu Boden. Bei dieſem Loſungszeichen ziehen zwanzig Chaſſeurs ihre Säbel und ihre Piſtolen, und fallen mit dem Ausruf über ihn her: „Wir wollen ihn umbringen, den Böſewicht! Wir wollen ihm eine Kugel durch den Kopf jagen!“ Einer von ihnen öffnet hierauf das Fenſter und ruft Roger zu, daß Caron ihn zu ſprechen begehre. Roger eilt herbei; allein kaum betritt er die Schwelle, als er daſſelbe Schickſal hat, welches auch Carons Bedienter theilt. Der Maire, welcher nicht länger Zeuge dieſer Szene ſein will, nimmt ſeinen Sekretär, den er zu ſich berufen hatte, beim Arm, und will fortgehen. Ein Chaſſeur hält ihn zurück. „Das iſt nichts! Sie bleiben hier!“ heißt es. Ein anderer beſchuldigt ihn, die Verſchwornen benachrichtigt zu haben. Zugleich bringt man einen Menſchen herein, der ſich für einen Abgeordneten von Mühlhauſen ausgibt. Es war ein armer Holzhauer des Maire. Man frägt ihn: wie er denkt? Ein anderer Mann, welcher vorbeiläuft, wird angehalten, als verdächtig, er wolle die Verſchwornen in der Stadt warnen. Es war aber einer von den Leuten aus dem Wirthshauſe, der einen Strick ſuchte, um die drei von zwei Schwadronen niedergeworfenen Unglücklichen zu feſſeln. Man bindet ihnen Hände und Füße, und gibt jedem zehn Chaſſeurs zur Wache *). „Spitzbube,“ rufen ſie dem Oberſten zu, „du haſt uns betrogen. Wir ſehen keine von deinen Verſchwornen. Man hat ihnen Warnung gegeben. Wo iſt das Geld, was wir finden ſollten? Du verdienſt, daß man dich todtſchlägt.“ Und dabei wetzten ſie ſcherzend über ihm ihre Säbel. Einer riß ihm eine Epaulette ab, die man erſt bei der Abfahrt, um ſechs Uhr Morgens, als der Sekretär der Mairie von Mühlhauſen ankam, wieder befeſtigte **).

---

*) Hierauf hörte die Unordnung, welche man früher unter den Truppen bemerkte, ſehr bald auf. Einer von den Chaſſeurs in Uniform ſagte dem Maire, daß er der Kapitän Nicol ſei; er ließ alle Truppen bei den Bewohnern einquartieren, und unterzeichnete eine Quittung über zweihundert Rationen für Menſchen und Pferde, welche am folgenden Tage in Colmar bezahlt werden würden. Drei andere Chaſſeurs forderten Papier, Federn und Tinte. Einer wollte an den Oberſten, der andere an den General, der dritte an den Präfekten ſchreiben.

*) Herr Marion. Er erkundigte ſich, ob Perſonen aus Mühlhauſen vor oder nach jenem Auftritt nach Battenheim gekommen wären. Der Maire erzählte ihm, er habe in ſeinem Hauſe einen Beutel mit ſiebenundzwanzig Päckchen Patronen gefunden. Herr Marion wollte ſie mitnehmen; allein der Maire, nachdem er ſich etwas bedacht hatte, antwortete: er würde ſie ſelbſt dem Prokurator des Königs zuſtellen.

Dieſer und der Unterpräfekt wiederholten jene Fragen des Herrn Marion in Betreff von Mühlhauſen. Als der Unterpräfekt jene Erzählung des Maire vernommen, ſagte er zu dem Prokurator und dem Gensdarmerie-Lieutenant: „Das iſt es! Das iſt eben die Sache!“

Der Unterpräfekt, mit einer heitern, ſelbſt lächelnden Miene, der Lieutenant der Gensdarmerie und der Prokurator des Königs begaben ſich gleichfalls an Ort und Stelle, und nun folgte die Zivilunterſuchung den militäriſchen Auftritten.

Dies geſchah, während ganz Colmar in Beſtürzung war! Dies alſo war der Feldzug, der den Siegern amtliche Glückwünſche, Geld, Beförderungen und Ehrenzeichen eintrug! Am Tage der Rückkehr der Schwadron vom Allier ließ der Präfekt, Herr Graf von Puymaigre, bekannt machen: er ſei bei dieſem Ereigniſſe mit dem guten Geiſte der Elſaſſer zufrieden. Wir glauben es gern; aber ſind die Elſaſſer auch zufrieden mit dem Herrn Präfekten? Sind ſie wohl Beamten viel Erkenntlichkeit ſchuldig, die, als fremd dem Lande, es wie eine eroberte Provinz behandeln? Werden ſie wohl Glückwünſchungsadreſſen an das Miniſterium ſenden, deſſen Agenten ſie in Verſuchung führen, ſtatt ſie zu beſchützen; deſſen Soldaten auf Befehl einen Bürgerkrieg anregen müſſen, der leicht das Einrücken ausländiſcher Macht herbeiführen konnte? Denn wenn das Elſaß, das man zum Prüfungsſtoff wählte, ſo zündbar geweſen wäre, als man vorausſetzte; wenn das Feuer des Aufſtandes, welches von Behörden ſelbſt angefacht wurde, ſich immer weiter und weiter verbreitet hätte: würde nicht eine benachbarte Macht, die von den geringſten Gefahren beunruhigt wird, ſich eingemiſcht und ihre gewöhnlichen Heilmittel angewandt haben? Man hat, bloß zum Verſuch, bloß zum Spiel, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit des franzöſiſchen Gebiets in Gefahr geſetzt; man hat keinen Anſtand genommen, den Ausländern einen ſcheinbaren Vorwand zum Einfall in ein Land zu geben, nach welchem ſie ſchon öffentlich genug gelüſtet haben. Und das Miniſterium überlebt eine Handlung, die doch weit unſinniger, weit ſchuldvoller iſt, als jede andere, die man täglich unſerm Unwillen darſtellt? — Man hat geſagt, treuloſe Rathgeber in der Geſtalt von Höflingen hätten Napoleons Fall beſchleunigt; wahrlich, mit noch größerm Rechte könnte man heute die Feinde der öffentlichen Gewalt anklagen, die Maske ſeiner Schmeichler angenommen zu haben.

Betrachtungen von der höchſten Wichtigkeit drängen ſich uns in Menge bei dieſer Erzählung auf, wo wir nur kurz ſein müſſen. Wie? Hört ein Verbrechen auf, Verbrechen zu ſein, wenn man es auf höhern Befehl begeht? *) Dürfen Soldaten, gleich Jeſuiten, ohne Gewiſſensbiß meuchelmorden, ſobald ihr General es befiehlt? Kann eine Behörde nach Gefallen Böſes in Gutes, und Schande in Ehre verwandeln? Schlafen die Geſetze, ſobald es dem Miniſterium beliebt, zu ſeinen Agenten zu ſagen: verletzt die Geſetze!? Hat die Gerechtigkeit zwei verſchie-

*) Se. Exc. Herr Peyronnet, Siegelbewahrer, ſagt: „Wir geſtehen, es würde empörend ſein, zum Verbrechen anzureizen, um ſich das grauſame Vergnügen zu verſchaffen, es beſtrafen zu können.“ (Moniteur, Freitag 19 Juli 1822.) Und was den höhern Befehl betrifft, ſo ſagen wir mit Herrn de la Bourdonnaye: „Warum ſollte, was ſo ſtrafbar bei geringen Bürgern wäre, es nicht mehr ſein, oder ſelbſt Pflicht werden, wenn die Rede von Männern iſt, die durch hohe Aemter an die Spitze einer öffentlichen Meinung geſtellt ſind?“ (Sitzung vom 5 Auguſt 1822.)

Digitized by Google

dene Arten Maas und Gewicht? Iſt Caron ſchuldig und Nicol unſchuldig? Wenn man öffentlich zu Mord und Plünderung aufforderte, iſt es dann genug, nur zu ſagen: ich habe bloß ein Luſtſpiel aufgeführt? — Ein Mann, der gleichfalls Luſtſpiele aufführte, ein Mann ſchauderhaften Andenkens, durchſtrich des Nachts nebſt ſeiner Mannſchaft verkleidet und vermummt die Straßen von Rom, und mißhandelte und ſchlug die Bürger; wenn dieſe, durch den äuſſern Schein getäuſcht, ſich auf gleiche Art vertheidigten, ſo wurden ſie mit dem Tode beſtraft. Dieſer Mann hieß Nero *). Ein Anderer, ein bekannter Jünger eines vortrefflichen Lehrers, aber geheimes Werkzeug der Feinde deſſelben, verrieth aus Treue gegen ſeine Obrigkeit den Wohlthäter, der ihn noch an demſelben Tage zu Tiſche geladen hatte, und überlieferte ihn ſeinen Henkern. Dieſer Mann war ein ergebener Diener der Machthaber; er hieß Judas; er empfing auch eine Belohnung. Sind das alſo eure Muſter, o ihr eifrigen Prediger der öffentlichen und religiöſen Tugend? Beruft euch doch nicht auf die Verſchiedenheit der Zeiten und Perſonen! Verrath bleibt immerdar Verrath, Meineid immerdar Meineid, Verbrechen bleibt ſtets ein Verbrechen! Darum hat die Geſchichte jene Zeiten gebrandmarkt, die von damals Beglückten als glückſelig geprieſen waren. Darum iſt der erlauchte Sprößling der Cäſarn in unſern Augen ein Böſewicht, ein Räuber; darum erhielt Domitian, der während ſeiner Regierung als ein Gott angebetet ward, wenige Jahre ſpäter ſeinen rechten Namen, den Namen eines unſinnigen Tirannen, der ihm, nach Plinius, vor Allem gebührte, weil er Abſcheu erregende C[illegible]ſpiele veranſtaltete; weil er auf dem Circus Anklagen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät einſammelte; weil er durch ſchreckliche Spiele Leidenſchaften aufregte, die ſogleich mit dem Tode beſtraft wurden; weil er das Heer der heimlichen Angeber ſtiftete, ein bewundernswerthes Heer, ein Heldenheer unter Domitian, welches unter Trajan an den Pranger geſtellt und als eine Diebes- und Mörderbande beſtraft ward.

Möchte doch wenigſtens nur noch politiſches Intereſſe diejenigen rühren, welche keine andere Rückſichten gelten laſſen! Die beſten Saiten erſchwachen und erſchlaffen durch zu gewaltigen Gebrauch; die beſten Grundſätze verlieren, wenn man ſie übertreibt, Zauberkraft und Macht. Subordination iſt ohne Zweifel ein unentbehrliches Erforderniß aller militäriſchen Einrichtungen; der Gehorſam muß durchaus leidend ſein. Wenn ihr aber den Soldaten zwiſchen Widerſetzlichkeit und Schande, zwiſchen Ungehorſam und Verbrechen ſtellet, ſo wird er ſich gewöhnen, eure Befehle zu unterſuchen, ſie zu beurtheilen, und eure und ſeine Rechte, ſo wie ſeine militäriſchen Pflichten und ſein Gewiſſen gegen einander abzuwägen. Thut er dies nicht, ſchlägt er jeden ſeinem Ehrgeize und ſeiner Begehrlichkeit geöffneten Pfad ein; dann wehe euch, wenn ihr zur Zeit der Gefahr auf ſolchen Vertheidiger rechnet! Wenn einſt die Reihe an ihn kommt, wird er eure Lehren benutzen, und ihr werdet durch den Verräther, den ihr gebildet habt, ſelbſt verrathen werden. Seht, das habt ihr am Soldaten unter der Fahne! Welchen Begriff

*) Wenigſtens ließ er nicht rufen: Es lebe Britannicus!

Digitized by Google

ſoll ſich aber der, den man zur Fahne ruft, von einem noch unlängſt ſo ehrenvollen Stande machen, der ihm nichts als Ausſicht auf Verrätherei und Mord ſeiner Mitbürger darbietet? Welche Schule für ihn beim Austritt aus dem väterlichen Hauſe! Gehe, Unglücklicher, lege jedes Gefühl für Tugend und Großmuth ab, wenn du die Uniform anziehſt; gehorche, gehorche jedem Befehl; kehre dann heim zu deiner ehrlichen Familie, bekleidet nun mit einem Range, den du durch Niederträchtigkeiten, den du um den Preis von franzöſiſchem Blute erwarbſt, und nimm dann an der Seite des Kriegers Platz, deſſen Muth ſich nur mit dem Ausländer maß. — Wahrlich, den Elſaſſern gab man das Recht, ſo zu ihren Kindern zu ſprechen.

Indem die öffentliche Gewalt den edeln Stand des Kriegers verkennt, verderbt ſie zugleich die verwaltenden Behörden, die ſie aus Beſchützerinnen, was ſie doch ſein ſollen, in Feindinnen der Bürger umwandelt; und was noch trauriger iſt, ſie pflanzt Mißtrauen und Unruhe in die Seelen derjenigen Bürger, die über ein Staatsvergehen richten ſollen. Mit welchen Zweifeln muß ihr Gewiſſen ringen; was ſollen ſie thun, wenn ſie ein Verdammungsurtheil ſprechen müſſen? Werden ſie nicht vielleicht eine Ungerechtigkeit begehen, die dereinſt offenbar werden wird? Müſſen ſie nicht fürchten, Verſuchern, welche die Strafe verdient hätten, wozu die Schlachtopfer verurtheilt werden, dienſtbare Hand zu bieten, oder das Schwert der Gerechtigkeit den Händen der Meuchelmörder zu überliefern? Denn alle dieſe Beſorgniſſe ſind pflichtgemäß, ſeit das Miniſterium die Verſchwörungswerke der Polizei anerkennt und belohnt.

Jene Beſorgniſſe werden verſtärkt und die Bekümmerniſſe vermehrt, wenn man das Zuſammentreffen der Ereigniſſe im Elſaß mit den Unruhen von Nantes, mit den zahlloſen Angriffen auf die perſönliche Freiheit, mit der Verletzung aller verfaſſungsmäßigen Rechte, mit den gegen die Deputirten der Nation gerichteten Anfällen, mit den Reden ihrer Gegner, mit dem in Spanien (welches man noch mit einem äuſſerlichen Kriege bedroht) angefachten innerlichen Kriege zuſammenhält. In dem Departement des Oberrheins ſollte vielleicht der heiß erſehnte große Tag anbrechen, der von Leuten gewünſcht wird, welche über den Widerruf des Edikts von Nantes lächeln, die Bartholomäusnacht entſchuldigen und die den neuen Einrichtungen befreundete Jugend mit Pferden niederreiten und zertreten laſſen; gewünſcht von Leuten, die zum erſtenmal in der Geſchichte das Beiſpiel von aufwiegelnden Schwadronen aufſtellten, deren Regierung bloß eine lange Verſchwörung iſt, und die dem Richterſchwert alle diejenigen bezeichnen, deren Stimme ſie auf der Rednerbühne überſchreien.

Sehet da die Grundſätze, die Handlungen, die Thatſachen! Sie ſind öffentlich! Aber wenn wir auch nur den Beweis des tückiſchen Streiches im Oberrhein-Departement für uns hätten, ſo wäre es ſchon hinreichend, und wir könnten auch dann ſagen: *ab uno disce omnes.*

Digitized by Google

Petition an die Kammer der Deputirten, von hundert und dreißig Elsassern.

Eine Thatsache, durch welche man allein schon ein Zeitalter und seine Denkart bezeichnen könnte, hat das Departement Oberrhein mit Unruhe und Verwirrung erfüllt. Sie ist das Ergebniß der verhaßtesten Umtriebe, die sich unter den Augen der obern Behörde bildeten, von ihr aufgemuntert wurden und sich jetzt öffentlich entwickelt haben. Diese Handlung war sichtbar gegen die Einwohner des Departements gerichtet, welche man zu Verbrechen aufforderte, die man späterhin ohne Zweifel nur mit Betrübniß würde haben unterdrücken können. Wenn sich die tadelnswürdigsten Bestrebungen wider ein Land äussern; wenn die Ortsbehörden, ihre Bestimmung verkennend, sich vorsetzlich eine Lust daraus machen, Unordnungen und Gefahren herbeizuführen, und eine große Volksmenge auf Proben zu stellen, die mit Ehrgefühl und Menschlichkeit im Widerspruch stehen: dann ist es Pflicht aller Freunde der Ordnung, die Aufmerksamkeit der Regierung auf dergleichen Mißbräuche zu leiten, die nur geeignet sind, die öffentliche Ruhe zu stören und das Band zu zerreissen, welches die Verwaltenden mit den Verwalteten vereinigt.

Nach dem, was die öffentlichen Behörden vom Oberrhein selbst bekannt gemacht haben, scheint es gegründet, daß die Militärkommandanten seit längerer Zeit von Verhältnissen unterrichtet waren, die sich zwischen den Unteroffizieren von zwei Regimentern Kavallerie, nämlich den zu Colmar in Garnison stehenden Chasseurs vom Allier und den zu Neu-Breisach befindlichen Chasseurs von der Charente, und dem Herrn Caron, Oberstlieutenant der Dragoner ausser Dienst, gebildet hatten. Wer hat diesen Verhältnissen zuerst ihr Dasein gegeben? Wer hat sie aufgesucht? Wer hat die ersten Schritte zur Anknüpfung gethan? Das kann man noch nicht wissen. So viel ist indessen sicher, daß die obern Zivil- und Militärbehörden jene Verbindungen kannten, daß sie dazu aufmunterten, und daß die bewaffnete Macht gehorsam der Anleitung folgte, die man ihr über ihre nachfolgenden Handlungen ertheilte.

Am 2 Juli, um fünf Uhr Abends, theilte sich eine große Regsamkeit der amtlichen Behörden zu Colmar den übrigen Einwohnern mit; bald herrschte eine allgemeine Unruhe. Die angesehensten Beamten durcheilten die Stadt in allen Richtungen; die äussern Thore wurden geschlossen; Niemand konnte nach der Vorstadt Rufach hinkommen; der Präfekt besuchte, von Gendarmerie begleitet, alle Wachen, um sich über den Zustand des Platzes zu versichern. Der Generalkommandant des Departements machte mit bewaffneten Soldaten die Runde auf den Wällen; Streifwachen, mit dem Tornister auf dem Rücken, durchzogen die Gassen und die umliegende Landschaft. Während dessen werden mehrere Bürger ganz willkührlich ihrer Freiheit beraubt; ihre Wohnungen werden gewaltsam erbrochen, und ohne gesetzliche Ordnung stellen sich Wachen vor die Hausthüren, um jeden Ausgang zu sperren.

Am Abend wurde das Gerücht verbreitet, die Ursache dieses ausserordentlichen Verfahrens,

dieſer gewaltſamen Maasregeln wäre die Deſertion einer Schwadron des Chaſſeurregiments vom Allier; und Caron, Offizier auſſer Dienſten, habe auf der Straße von Colmar nach Ruffach den Befehl über die Schwadron übernommen. Dieſe Deſertion erfüllte Jedermann mit Verwunderung; am andern Tage aber ward Alles klar.

Man erhielt Gewißheit, daß die Deſertion der Schwadron Chaſſeurs vom Regiment Allier, an das ſich nachher eine Schwadron Chaſſeurs vom Regiment von der Charente, aus Breiſach deſertirt, angeſchloſſen hatte, das Ergebniß von Vorkehrungen geweſen wäre, welche die Behörden recht gut gekannt hätten, und deren Endzweck und Karakter man leicht errathen könne. Man vernahm, daß Alles, was am Abend des 2 Juli in Colmar geſchehen war, bloß darum ſtatt gefunden habe, um die Wirklichkeit der Deſertion glaubwürdig zu machen; daß die obern Behörden vorher darum gewußt hätten; daß ſie bloß erdichtet geweſen ſei, und daß bei jeder der beiden Schwadronen ſich mehrere als gemeine Chaſſeurs verkleidete Offiziere befunden hätten. Allein was man mit noch größerm Erſtaunen hörte, war das Betragen der Truppen nach ihrer ſcheinbaren Deſertion. Die von Colmar abgegangene Schwadron war unweit der Stadt dem Oberſtlieutenant Caron begegnet, und ein Unteroffizier, der ſich an der Spitze befand, bot ihm unter den Ausrufungen: Es lebe der Kaiſer! es lebe Napoleon der Zweite! das Kommando an. Vor und nach der Vereinigung mit der Schwadron von Breiſach ließ man in fünf oder ſechs Gemeinden, welche man durchzog, überall dieſelben Ausrufe ertönen; ja in einer Gemeinde ſchrien dieſe Soldaten ſogar: Nieder mit den Bourbons! In zwei Gemeinden machten ſie noch dazu Anſtalt, die Sturmglocke zu ziehen, offenbar in der Hoffnung, eine große Anzahl Schuldiger zu finden. Auſſer dieſen allgemeinen Verſuchungen, womit man ſich an die ganze Volksmaſſe wandte, bemühte man ſich, auch einzelne Bürger aufzureizen und zu verführen. In einer Gemeinde zum Beiſpiel fragten die Chaſſeurs einen Grundbeſitzer und ehemaligen Militär: wie man im Lande geſinnt ſei? wie viel waffenfähige Mannſchaft das Dorf wohl ſtellen könne? wodurch ſie ſich wohl möchte bewegen laſſen, ſich zu bewaffnen und die dreifarbige Fahne aufzuſtecken? Zum Beſchluſſe forderten ſie ihn auf, die Geſundheit Napoleons des Zweiten zu trinken. Dieſer Bürger wurde am andern Morgen von den als Chaſſeurs verkleideten Offizieren angegeben, mit großen militäriſchen Zurüſtungen gefangen, und nach eintägiger Haft wieder in Freiheit geſetzt.

In einem andern Dorfe bildeten ſechs Chaſſeurs, unter denen ſich ohne Zweifel ein verkleideter Offizier befand, die Vorhut, und begehrten vom Maire Quartier für zwei Schwadronen. Als dieſer Beamte erwiederte: er könne, ohne eine Marſchroute geſehen zu haben, ihnen keine Quartierbillets ertheilen, rief ihm einer der Chaſſeurs zu: „Wir ſind keine Soldaten des Königs mehr; wir ſind Soldaten Napoleons des Zweiten. Was ſagen Sie dazu, Herr Maire?“ — In dem Hauſe eben dieſes Maire ward der Oberſtlieutenant Caron, als er nachher mit den beiden Schwadronen ankam, nebſt noch einem Manne, der ihn begleitete, mitten in der Nacht verhaftet; und in demſelben Hauſe lieſſen die Chaſſeurs, ohne Vorwiſſen des

Digitized by Google

Wirths, einen Reitersack, worin sich siebenundzwanzig Päckchen mit Patronen befanden, zurück. Endlich am folgenden Tage, den 3 Juli, nachdem man dreizehn bis vierzehn Stunden weit im Lande umhergestrichen war, kehrten beide Schwadronen unter Anführung der Offiziere, welche übrigens die Uniformen gemeiner Chasseurs beibehielten, mit dem Ausruf: Es lebe der König! nach Colmar zurück. Ihre Gefangenen folgten ihnen gefesselt auf einem Wagen. Der Herr Graf von Puymaigre, Präfekt des Departements, ließ gleich nachher mittels einer Proklamation bekannt machen, er sei bei dieser Gelegenheit mit dem guten Geiste der Elsasser zufrieden, und zeigte ihnen zugleich an, daß zwei Betrüger, zwei Unsinnige, die keine Elsasser wären, versucht hätten, die Truppen in ihrer Treue wankend zu machen.

Das waren die Vorgänge, welche am 2 und 3 Juli das Elsaß in Erstaunen setzten, und in den Herzen rechtlicher Bürger die wehmüthigsten Gefühle zurückließen. Aber obgleich das ganze Departement vom Oberrhein befugt ist, sich über diese Ereignisse zu beklagen, so ist hier eine Stadt, die zuerst ihre Stimme erheben muß, weil eine Menge von Umständen beweiset, daß besonders sie es war, gegen welche jene Versuchungen, die wir eben erzählten, gerichtet waren. Es scheint wirklich, daß der Stadt Mühlhausen die vorzüglichste Rolle in dieser schändlichen Zusammenzettelung zugedacht war, und daß man es einem glücklichen Zufall zuschreiben muß, daß die Versucher nicht in die Stadt kamen. In mehrern Gemeinden erkundigten sich die Chasseurs gleich bei ihrer Ankunft, ob dort keine Bürger von Mühlhausen wären. In einer andern Gemeinde durchliefen diese Krieger die Wirthshäuser, um zu erforschen, ob sich dort keine angeblichen Emissäre von Mühlhausen befänden. Nach dem Abmarsche der Chasseurs aus dem letzten Dorfe, wo sie auf ihrer Rückkehr nach Colmar waren, kam dort ein Abgeordneter der Polizei von Mühlhausen an, um sich nach den Bürgern dieser Stadt, welche man etwa im Dorfe vor und nach Carons Gefangennehmung möchte gesehen haben, zu erkundigen; dieselben Nachforschungen fanden von Seiten des Unterpräfekten, des Prokurators des Königs und des Lieutenants der Gendarmerie des Arrondissements statt.

Nach den angeführten zahlreichen Thatsachen fürchten wir uns nicht, zu erklären, daß die obern Behörden unsers Departements fehlbar sind, da sie im Voraus von Allem, was geschah, unterrichtet waren, und sich dennoch in dem Moment der von ihnen vorher genehmigten Desertion den Schein des Schreckens und der Bestürzung gaben, wodurch sie überall Unordnung und Unruhe verbreiteten. Stimmt es wohl mit der Würde jener Behörden zusammen, ihr öffentliches Ansehen zu solchen verabscheuenswerthen Ränken herzugeben? Geziemt es ihnen, so mit der Ruhe einer ganzen Landschaft zu spielen und alle Familien zu erschrecken? Geziemt es denen, welche das Land doch mit großen Kosten ernährt und unterhält, um von ihnen Sicherheit und Schutz zu erwarten?

Die obern Behörden dieses Departements sind schuldvoll, weil sie es duldeten, daß ein Theil der französischen Armee sich in ein bis dahin in unsern militärischen Jahrbüchern ganz unerhörtes Geschäft hingeben durfte. Bis jetzt glaubte man, daß nur die armseligen Werkzeuge

Digitized by Google

einer durch Nichtswürdigkeiten irregeführten Polizei, die Chignards und Vauversains, sich erlauben könnten, Menschen in eine ruchlose Versuchung zu verlocken, deren Mißvergnügen sie vorher selbst erst geschärft hatten; nur Jenen hielt man es erlaubt, verbrecherische Handlungen und Wünsche aufzuregen, und gesetzliche Verbrechen bei Andern zur Reife zu bringen, um dann diese Unglücklichen auf das Blutgerüst zu liefern. Aber daß die obern Behörden dieses Departements wollen konnten, es solle ein Korps von Kriegern in die Fußstapfen jener Elenden treten — wahrlich, das ist Entweihung der Erinnerungen von Fontenoy und Austerlitz. Welcher Familienvater muß nicht bei der Vorstellung der verschiedenen Rollen schaudern, die man seinen Sohn spielen lassen könnte, den er vielleicht wider Willen unter die Fahne stellt? Kann er nicht Rechenschaft über die Dienste begehren, die man von seinem Sohne fordert, der ihm durch die Konskription entrissen wird? Geziemen alle Arten Dienstes dem Karakter des Kriegers? Die Ehre des Heeres übrigens ist ein Eigenthum der ganzen Nation, dessen Verletzung Niemanden erlaubt ist; diese Ehre ist eine Bürgschaft für die öffentlichen Freiheiten, für welche hingegen irregeleitete und entsittlichte Truppen das furchtbarste Werkzeug der Gewalt sind. Nun denn, wir sagen es mit Ueberzeugung: noch niemals sah man eine der edeln Rechtlichkeit des Soldatenstandes gefährlichere Unternehmung, als jenes Verfahren der Behörden.

Die obern Gewalten dieses Departements sind auch deshalb fehlbar, weil sie es litten, daß Aufmahnungen zum Verbrechen auf unserm Lande laut ausgesprochen werden durften. Man denke sich nur, daß ein Arbeiter oder ein ehemaliger Kriegsmann, der durch die täglichen Beschwerden und Bedrückungen vielleicht unwillig geworden ist, zwei ganze Schwa[illegible]nen sieht, welche die Ausrufe: Es lebe Napoleon der Zweite! es lebe der Kaiser! erschallen lassen; man nehme an, daß ein solcher Mann dies sähe und hörte, und durch die mittelst jenes Geschrei's geweckten Erinnerungen fortgerissen würde, daß er seine Arbeit verliesse und seine alten Waffen wieder ergriffe, um sich an die Verschwornen anzuschliessen. Ohne Zweifel würde die ganze Strenge der Gesetze gegen ihn in Anwendung gebracht werden; aber hätte dann die oberste Gewalt sich gar nichts vorzuwerfen? Und würde das vergossene Blut nicht um Rache schreien gegen Versuchungen, denen allezeit, als Merkmal, Schmach und Unmenschlichkeit anklebt? Und wie viel furchtbarer würden diese Folgen geworden sein, wenn es den Versuchern geglückt wäre, einige unglückliche Landleute mit fortzureissen, und vorzudringen bis nach Mühlhausen, einer Manufakturstadt, wo mehrere Tausend Arbeiter leben, von denen einige ehemalige Soldaten, einige aber Ausländer sind, und größtentheils keine Bürgschaft für ihre Handlungen darbieten; bis zu einer Stadt, die seit mehrern Jahren alle Bitterkeiten ruhig und mit Würde erduldet, womit man sie überschüttet; einer Stadt, welche fortwährend der Gegenstand der niedrigsten Verleumdungen, der gehässigsten Lästerungen und der täglichen Bedrückungen untergeordneter Agenten ist? — Die Pflicht öffentlicher Behörden erheischt es, Mißvergnügen zu besänftigen, aber nicht, es durch übergroßes Mißtrauen zu schärfen; und die Menschlichkeit fordert, von dem, der den Gesetzen gehorcht, er möge übrigens denken, wie er wolle, Alles zu entfernen,

Digitized by Google

was ihn dazu bringen könnte, Gesetze zu verletzen. Haben nicht unsere ersten Beamten diese Wahrheiten verkannt?

Wir müssen hoffen, daß das Elsaß nie Ursache habe, je Ergebnisse zu beklagen, die wir nur voraussetzen. Das Volk blieb ruhig in Gegenwart seiner Versucher; es verachtete ihre Aufwieglungen, so wenig es auch um ihr Geheimniß wußte; es hat ohne Zweifel das Lob der Behörden verdient; aber haben diese das Lob der Elsasser verdient? Die, welche jene Handlungen, die wir erwähnt haben, gestatteten, müssen, wenn auch nicht wegen ihrer Hoffnungen, doch wenigstens wegen einer Unklugheit zur Verantwortung gezogen werden, welche für die Menschheit so traurige Folgen hätte haben können.

Die unterzeichneten Bürger sind überzeugt, daß die Thatsachen, welche sie hier klagend anbringen, die ganze Aufmerksamkeit der Regierung verdienen; sie bitten die Kammer der Deputirten inständig, zu verlangen, daß eine förmliche Untersuchung der Ereignisse des 2 und 3 Juli, so wie auch des Betragens der obern Behörden, welche zu jenen Handlungen Erlaubniß und Auftrag gaben, veranstaltet werde.

Sie sind mit tiefer Verehrung u. s. w.

(Folgen die Unterschriften.)

Anmerkung.

Die Stadt Mühlhausen, bekannt durch ihre Vaterlandsliebe und ihren Kunstfleiß, befand sich, nach manchen politischen Wechseln, im Jahr 1819 unter der Verwaltung eines Maire, den sie selbst gewählt hatte, und der wenigstens ihr den Vortheil sicherte, seinem Amte mit Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit vorzustehen. Dieser Maire war liberal im ganzen Sinne des Wortes; er genoß die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihm den schmeichelhaftesten Beweis davon gaben, indem sie ihm vorschlugen, ihn zum Wahlkandidaten zu ernennen. Diese Ernennung hatte jedoch wahrscheinlich nicht den Beifall der obern Behörden; denn sobald sie, etwa vierzehn Tage vor den Wahlversammlungen, Nachricht davon erhielten, ließ ein sehr vornehmer Mann, der gerade in diesem Departement war, dem Maire durch eine dritte Person anzeigen, sein politisches Betragen sei der Regierung nicht angenehm; er und mehrere Mitglieder seiner Familie wären nicht allein des königlichen Vertrauens unwerth, sondern sie würden auch für unfähig erklärt werden, jemals ein öffentliches Amt zu bekleiden. Ihm bliebe nur das einzige Mittel, ein unangenehmes Aufsehen zu vermeiden, daß er sogleich seinen Abschied nähme. Der Maire erwiederte: er habe seine Stelle bloß angenommen, um seinen Mitbürgern zu dienen, und sie sich zu verpflichten; er würde die Niederlegung seiner Stelle also verschieben, bis ihm seine Mitbürger den Wunsch dazu äusserten. Einige Tage vor den Wahlen kam der Herr Präfekt des Departements nach Mühlhausen, wo er, ohne Vorwissen des Maire, einige Mitglieder des Munizipalraths und mehrere Privatpersonen, die damals mit der Verwaltung noch nichts

Digitized by Google

zu thun hatten, zusammenberufen ließ, und ihnen einen königlichen Befehl mittheilte, in welchem der Maire seines Amtes entsetzt ward; hierauf setzte er den neuen Maire, dem er jährlich fünftausend Franken aus der Stadtkasse anwies, und einige neue Mitglieder des Munizipalraths ein, ließ sie einen Eid leisten, und stieg zu Pferde, indem er dem Polizeikommissär die Ehre überließ, dem gewesenen Maire auf einem Stückchen Papier seine Entlassung anzukündigen.

Einige Zeit nachher ward der abgesetzte Maire von dem Wahlkollegium des Departements zum Mitgliede der Deputirtenkammer ernannt, und der neue Maire blieb mehrere Monate, ohne Adjunkte finden zu können, die mit ihm die Geschäftsführung hätten übernehmen wollen, und ohne einen Munizipalrath, denn fast alle übrig gebliebenen ältern Mitglieder desselben hatten freiwillig ihre Entlassung genommen. Noch bis jetzt kann der Munizipalrath nicht auf die durch das Gesetz bestimmte Anzahl von Mitgliedern gebracht werden; auch werden dem ganz gemäß Justiz und Einkünfte der Stadt verwaltet.

Statt sich zu bemühen, die politischen Pflichten, welche ihre Aemter ihnen auflegen, mit den Interessen ihrer Mitbürger zu vereinigen, scheinen der jetzige Maire und sein würdiger Kollege, der Polizeikommissär, keine andere Sorge und keinen andern Zweck zu haben, als bei den obern Behörden das Betragen und die Gesinnungen ihrer Untergeordneten zu verleumden und selbst den unschuldigsten Dingen die schlimmsten Absichten und Folgen anzudichten. Einige Beispiele werden genügend darthun, wie diese Geschäftsmänner das Gemeinwesen verwalten.

Durch ungewöhnlich häufige Diebstähle wurden die Fabrikanten genöthigt, die Waffen ihrer Bleichen zu verdoppeln. Einer von ihnen kaufte zu dem Ende ein Feuergewehr von einem Mann, der bei der ehemaligen Nationalgarde der Stadt stand. Der Polizeikommissär erfuhr es; er berichtete es dem Prokurator des Königs, und wußte die Sache so geschickt zu leiten, daß der Fabrikant, in Gemäßheit einer Verordnung vom Jahr 1814 in Betreff der Kriegswaffen, verurtheilt ward, hundert Franken Strafe zu bezahlen, obgleich bewiesen ward, daß jenes Gewehr von jeher ein Privateigenthum des Verkäufers gewesen war.

Einige Monate später erfuhr eben dieser Fabrikant, daß mehrere seiner Arbeiter auf die Polizei gefordert worden waren, wo man sie durch Drohungen und Verheißungen bewegen wollte, ein Protokoll zu unterzeichnen, worin versichert ward, man habe in den Werkstätten des Fabrikanten eine Büste Napoleons und dreifarbige Fahnen in feierlicher Prozession umhergetragen. Die Arbeiter weigerten sich, und obgleich durch ihre Aussagen die Falschheit der Anzeigen, welche man der Polizei gemacht haben mochte, hinlänglich bewiesen ward, so erstattete doch der Herr Kommissär dem Prokurator des Königs einen Bericht, demzufolge dieser sich an Ort und Stelle begeben, eine Untersuchung anstellen, Zeugen abhören mußte u. s. w. Das Ergebniß war der Berg, welcher eine Maus gebiert. Einer der Arbeiter hatte eine kleine Büste des Kaisers Napoleon, etwa einen halben Zoll hoch; er hatte sie mit einer kleinen Fahne umwunden, welche an einem Strohhälmchen befestigt war, und sie einem seiner Mitarbeiter in der

Digitized by Google

Werkstätte gezeigt. Ein junger Lehrbursche sprach in der Stadt davon. Daher die ganze Geschichte, woraus man bei weniger rechtlichen oder bei gefälligern Zeugen eine Verschwörung hergeleitet haben würde.

Bei den Wahlen von 1822, wo die angesehensten Einwohner sich in ihrer Eigenschaft als Wahlmänner nach dem Hauptorte des Departements verfügten, ahnete der Herr Maire ohne Zweifel, daß das Ergebniß der Wahlen einige Beifallsbezeugungen bei seinen Untergebenen veranlassen könnte; er ließ deshalb zwei Brigaden Gensdarmerie von anderswoher kommen, welche den ganzen Tag mit dem Säbel in der Hand herumstreiften, und am Abend bei der Heimkehr der Wahlmänner die Einwohner hüteten, damit sie nicht auf die Straßen gehen und sich bei einem Feuerwerke belustigen möchten, welches auf dem eine Viertelstunde von der Stadt befindlichen Landhause eines Fabrikanten abgebrannt wurde. Es gab Säbelhiebe, Verhaftungen u. s. w. Die Gerechtigkeit that ihre Pflicht: der Fabrikant, der das Feuerwerk veranstaltete, ward zu einer Strafe von drei Franken verurtheilt, und drei Einwohner mußten, weil sie mit Säbelhieben gemißhandelt und verhaftet worden, drei Tage im Gefängnisse büßen, obgleich die Abhörungen und zahlreiche Zeugen bewiesen, daß mehrere Gensdarmen betrunken gewesen waren, und die Bürger sich ihnen nicht im mindesten auf eine tadelnswerthe Weise widersetzt hatten. Die drei vom Friedensrichter zu dreitägigem Gefängnisse verurtheilten Einwohner wollten appelliren; allein kein Advokat wagte es, ihre Vertheidigung zu übernehmen, und sie mußten also die Strafe erdulden.

In der Angelegenheit, welche die Petition der Einwohner von Mühlhausen veranlaßt, mögen diese gar nicht bezweifeln, daß die Versuchung und Aufreizung zum Aufruhr besonders gegen sie gerichtet war, weil der Herr Sekretär der Mairie von Mühlhausen am 3 Juli früh sich nach denjenigen Gemeinden hinbegab, durch welche das angeblich insurgirte Bataillon gezogen war, um zu erfahren, ob man keinen Mühlhauser gesehen hätte. Dieselbe Spezial-Untersuchung ward auch an demselben Tage noch von dem Herrn Unterpräfekten und dem Arrondissements-Prokurator des Königs wiederholt.

In der Gemeinde Habsheim stellte ein Detaschement Offiziere und Soldaten Nachfragen und Nachsuchungen wegen einer Summe von fünfundzwanzigtausend Franken an, welche dort von einem Fabrikanten aus Mühlhausen zur Verfügung des Oberstlieutenants Caron niedergelegt sein sollte, u. s. w.

Zu diesen besondern Beschwerden der Stadt Mühlhausen fügen wir noch die Klagen der Elsasser im Allgemeinen.

Es ist notorisch, daß seit 1814 die Elsasser wegen ihrer Ergebenheit gegen die konstitutionelle Regierung verlästert werden. Personen, die dieser Provinz fremd sind, die hier ansehnliche Aemter bekleideten, wollten sich gleich bei ihrer Ankunft allerlei Stützen verschaffen. Statt sie durch ein unparteiisches, offenes und rechtliches Betragen in der achtungsvollen Ergebenheit ihrer Untergeordneten zu suchen, wandten sie sich lieber an die politischen Leidenschaften von

Digitized by Google

uns entfernter Personen. Sie schilderten uns bei dem Ministerium, als ob wir, vom Geiste des Aufruhrs und der Empörung besessen, beim ersten Signal aufstehen würden. Durch diese treulose Taktik schwärzten sie uns in den Augen der Regierung an, und schlossen uns von allen einflußreichen Aemtern aus. Nachher glückte es ihnen, durch das Vorgeben, sie müßten nothwendig Unterbeamten haben, auf die sie rechnen könnten, alle erledigte Stellen mit ihren Geschöpfen zu besetzen. Jetzt gleicht Elsaß einer von fremder Macht besetzten Provinz. Wenn ein Amt irgendwo erledigt wird, so ist die erste Bedingung, um es zu erhalten, daß man kein Elsasser sei. Die Opposition, welche sich bei den letzten Wahlversammlungen zeigte, hat die Erbitterung dieser Männer, die uns stets als ihre Feinde betrachteten, auf den höchsten Grad gesteigert. Seit jenem Augenblicke ist unser Untergang beschlossen und das Unternehmen vom 2 Juli dazu verabredet worden.

Geschichte einer Pestalozzischen Bildungsanstalt in Neapel.

(Als Beitrag zur Sittengeschichte des heutigen Neapels.)

Die öffentlichen Bildungsanstalten — die niedern und höhern Bürger-, Kunst- und Wissenschaftsschulen — sind der sicherste Licht- und Wärmemesser eines Staates: sie bezeichnen genau dessen höhern, mittlern oder niedern Stand der Kultur, nach dem Grade der einwirkenden, belebenden und befruchtenden Kraft der Sonne, in wärmern oder kältern Zonen und Regionen.

Will man nach eben diesem untrüglichen Maasstabe den Stand der Kultur von Neapel in den letzten Jahren der französischen Regierung — die wichtigste Epoche für die neuere Kulturgeschichte dieses Landes — ermessen, so ergeben sich Resultate, die unfehlbar anzeigen, daß in der damaligen und kaum vergangenen Zeit unter der neuen Regierung eben so wenig, als in der längst vergangenen Zeit unter der altköniglichen Regierung, für Volksbildung gethan worden ist, — Resultate, die den Menschenfreund betrüben. Freilich hätte auf einem, obgleich für alle geistige Kultur empfänglichen Boden, der aber aus einer vom Priesterstande provozirten oder sanktionirten Staatsmaxime absichtlich vernachlässigt wurde, der unverdrossenste und beharrlichste Fleiß nicht so leicht die Hindernisse, welche sich dem Anbau entgegensetzten, beseitigen, die alten Vorurtheile und Gewohnheiten überwinden und Früchte hervorbringen können. Allein wer hätte nicht nach zehn Jahren der dortigen französischen Regierung, die sich zu dem großen Werke der Staatsumwälzung und zu dem noch größern der allseitigen Staatsverbesserung berufen glaubte, und diesen Beruf immer auf hoher Stirne trug, schon viele dahin gerichtete Vorarbeiten und zweckmäßige Anlagen, und wohl auch einige Fortschritte erwarten sollen? In diesen bescheidenen Erwartungen sah sich jeder Freund der Menschheit, der um

Digitized by Google

dieſe Zeit nach Neapel kam, ſehr getäuſcht. Ueberall fand man noch blutende Wunden der gewaltthätigſten Umwälzung, äuſſerſt ſelten wahre Heilmittel zur Beſſerung. Hier zeigte ſich's am auffallendſten, wie leicht das Niederreiſſen und wie ſchwer das Wiederaufbauen zumal unter einem Volke ſei, das jede Aenderung haßt, die ſeinen alten und verjährten Gewohnheiten und ererbten Sitten und Gebräuchen, oder ſeinen Lieblingsneigungen und Sinnesgenüſſen, denen er ſklaviſch fröhnt, oder gar ſeinen nationellen Meinungen und Anmaßungen zuwider iſt oder nur einigen Abbruch thut. Und wie viel ſchwerer noch iſt es, wenn das Volk glaubt, daß die fremden, unberufenen Reformatoren nicht an ſeinem eigenen, ſondern an ihrem eigenen Felde bauen, und nur ihren Garten des üppigen Vergnügens beſtellen unter dem ſchönen Himmel, den es ausſchließlich ſeinen Himmel nennt. Und wenn es dann noch mit eigenen Augen ſieht, wie die Fremdlinge in den mit ſeinem Gelde und Kunſtwerke geſchmückten Gärten ſchwelgen, mit ſtrotzendem Uebermuthe! wie kann dem zuſchauenden zurückgeſetzten und verſchmähten Volke zu Muthe ſein? Wie kann es glauben, es ſei um ſein Wohl zu thun? *) Wie kann es dann den väterländiſchen Männern und wahren Volksfreunden einfallen, in die Reihen der Fremdlinge zu treten, um mitzuwirken zu den vorgeſchlagenen Veränderungen? Woher kommen ſie, fragen dieſelben, und wohin zielen ſie? Und bei der einſtimmigen Antwort Aller zieht ſich ein Jeder zurück, der ſein Vaterland und ſeine Ehre liebt. Was aber kann ins Werk geſetzt werden, zumal in Abſicht auf Nationalbildung, ohne die Mitwirkung der Gebildetern und Beſſern der Nation? Wem anders, als dieſen, ſoll und kann das Volk vertrauen? In ihnen allein erkennt es ſeine Wortführer und Stellvertreter, und nur aus ihrem Munde und nur aus ihren Händen mag es noch das nicht mehr abzuwendende Neue hören und empfangen. Je mehr nun dieſe, auf welchen das meiſte Vertrauen ruht, ſich zurückziehen; je mehr Andere ſich aus bloßer Abneigung gegen das Neue und Fremde gegen jede Aenderung erklären; und je mehr dann die Freunde und Verfechter deſſelben unter ſich ſelbſt uneinig und in mehrere Parteien getheilt ſind, die ſtreitend einander gegenüber ſtehen, einander öffentlich und heimlich mit Leidenſchaft bekämpfen: deſto ſchwieriger wird das Unternehmen der auswärtigen Reformatoren, und deſto zweifelhafter der Erfolg aller Anſtrengung. Die Kräfte werden gelähmt; die Abſichten, ſo gut ſie auch ſein mögen, werden verdächtigt; und je weiter die Emporkömmlinge vorwärts und aufwärts ſchreiten im neuen Bauwerke, mittelſt der Gewalt, deſto größer wird die täglich wachſende Gefahr des frühen Einſturzes: denn es fehlt demſelben die nöthige befeſtende Grundlage in dem Zutrauen des Volkes und der Volksführer. Was anders könnte auch dem neuen Staatsgebäude, in welchem eine ganze Nation Ruhe und Sicherheit und Sicherſtellung ihrer

*) Als der Verfaſſer dieſer Blätter im Jahr 1810 nach Neapel kam, befanden ſich im ganzen Königreiche ungefähr ſechstauſend Franzoſen, die meiſtens in Zivildienſten, theils in der Hauptſtadt ſelbſt, theils durchs ganze Land zerſtreut, faſt alle lukrative Stellen und die erſten am Hofe ſelbſt einnahmen, und wovon wohl keiner von vaterländiſchen Geſinnungen zu vaterländiſchen Zwecken beſeelt, jeder aber in der Abſicht gekommen war, *à faire sa petite fortune.*

Digitized by Google

Bürger- und Menſchenrechte finden ſoll, die den Stürmen der Zeit trotzende Feſtigkeit geben, als eben dieſes Vertrauen, das im Sturme gewonnen ſich im Sturme bewährte? — Keine eiſerne Macht kann es ſich erzwingen: es will erworben ſein.

In dem Mangel des öffentlichen Zutrauens ſuche man demnach die Haupturſache, warum unter der franzöſiſchen Regierung in Neapel, ſelbſt in der Blüthezeit ihrer Macht, noch ſo wenige Werke vorhanden waren, die von ihrem Berufe, Staaten und Völker durch beſſere Geſetze und Einrichtungen zu beglücken, gezeugt hätten. Kaum war damals hie und da der Anfang dazu durch Wegräumung der ſtärkern Hinderniſſe gemacht. Aber auch dabei verfuhr man meiſtens nicht mit der nöthigen Rückſicht und Klugheit, und noch weniger mit der Menſchenfreundlichkeit, die überall nur Gutes will und hoffen läßt, ſondern mit militäriſcher Gewaltthätigkeit, ſo daß faſt überall der ſchwere Arm des ſtolzen Eroberers, der ſich wenig um das Beſtehende kümmert, aber ſelten die ſchonende Hand des weiſen Siegers, die das, was beſtehen kann und ſoll, unberührt läßt und erhält, ſicht- und fühlbar wurde. Am wenigſten achtete man der herrſchenden Vorurtheile, und ſelbſt ſolcher nicht, die dem leicht- und abergläubigen Volke, das die profanſten Dinge in religiöſe Beziehung bringt, heilig geworden waren. Was ſpäter auch geduldet und gethan und geopfert wurde im ſchmeichleriſchen Dienſte der Nationalvorurtheile, was man auch in Tempeln und vor Altären laut gelobte und betheuerte, um ſich auszuſöhnen mit den beleidigten Volksgöttern, that wenig oder gar keine Wirkung mehr. Alles ward für Schein und Trug gehalten; und wenn auch zuweilen dieſer von jenem ganz bedeckt, und das Volk einige Zeit getäuſcht und geblendet wurde, ſo fehlte es nie an Hellerſehenden, oder an verſchmitzten Schlauköpfen, die den Schwachen die Binde von den Augen riſſen, und die ungläubigen Heuchler (ſo nannte man die Fremdlinge), die den Gottheiten im Tempel Weihrauch ſtreuten, und auſſer ihm ihrer ſpotteten, in ihrem wahren Lichte zeigten, und ihnen allen Glauben benahmen.

So kam es denn auch, daß Alles, was geſchah, um öffentliches Zutrauen zu dem Willen der Regierung in Abſicht auf Volks- und höhere Bildung einzuflößen, und die Gebildetern und Beſſern zu Mitwirkung und Förderung zu ermuthigen, — daß Alles, was immer die im Dienſte und reichen Solde der Regierung ſtehenden Parteimänner, und insbeſondere der feilſte und niedrigſte unter allen Gedungenen, der damalige Kompilator des *Monitore delle due Sicilie*, thaten, nichts half und nicht einmal Aufmerkſamkeit, viel weniger Theilnahme erregte. Man traute einmal den Franzoſen und ihren Anhängern nicht die guten Geſinnungen und Abſichten zu, wovon Heil und Ehre der Nation erwartet werden ſollte. Erſchienen auch zuweilen einige redliche, vaterländiſche Männer, die, durch Geiſt, Kenntniſſe und Karakter hervorragend, mit vollwichtiger und geltender Stimme ſprachen: ſo ſchwächte ſie bald der Verdacht, daß ſie mehr der Fremden Sache als der des Vaterlandes das Wort ſprächen.

Es gab gewiß unter den vaterländiſchen Freunden der Revolution redliche Männer von hellen Einſichten und edelm Eifer für Staatswohl und Bürgerglück, — Männer, die zur wahren

Digitized by Google

und lebendigen Erkenntniß der Lage und Noth ihres Vaterlandes gekommen, ſich überzeugt hielten von der Nothwendigkeit einer Staatsreform; und doch nahmen dieſelben an der gewaltſam eingeführten neuen Staatsverwaltung keinen Antheil, ſo ſehr man ſich auch von Seiten des Hofes bemühte, ſie zu gewinnen. Ihre Anſichten und Grundſätze waren von denen der Machthaber ſo verſchieden, als deren Abſichten von den ihrigen. Sie wollten ganz Anderes, als die Franzoſen. Dieſen war es um's Herrſchen und um die Vortheile der Gewalt und Eigenmacht, und jenen um die Wohlthaten einer verbeſſerten, dem Lande und der Nation anpaſſenden, zeitgemäßen und vaterländiſchen Regierung, und wohl auch um die Ehre zu thun, nicht von Fremden nach fremden Geſetzen, ſondern von Männern des Vaterlandes nach eigenen Geſetzen regiert zu werden. Wie konnten Solche, die Solches wollten, ſich unter die Fahne der durch Waffenglück ſiegenden Weltbürger ſtellen, die nur ihre Waffenbrüder und Landsleute zu würdigen Mitbürgern erklärten, und dies ſelbſt im Staatsrathe und im Angeſicht des Königs, als dieſer einmal mehr der Partei der Eingebornen ſich zu nähern ſchien, im ungebührlichſten Tone des übermüthigen Stolzes behaupteten, *ſie ſeien die wahren Freunde des durch ſie geretteten Vaterlandes?* — Auch der wichtige Umſtand, daß nur ſolche Männer aus den erſten Ständen des Landes ſich den fremden Zuſchnitt gefallen ließen, die in dem Wechſel ihre beſſere Exiſtenz zu finden hofften, und die wirklich theils aus einem engen düſtern Stubenkreiſe in die weite Sphäre des Hofglanzes verſetzt, theils aus dem Chaos zerrütteter Finanzen gezogen, theils aus einer ſchimpflichen Niedrigkeit, zu der ſie durch ein ſibaritiſches Leben geſunken waren, zu den erſten Stufen des Thrones erhoben wurden, und deſſen Sonne ſie durchaus bedurften, um ihr beſchattetes Leben wieder in einiges Licht zu ſetzen, — auch dieſer Umſtand hielt unſtreitig manchen braven Mann von Ehre und Verdienſt ab, ſich dem nicht rein gehaltenen Throne zu nähern *).

So ging eine neue Inſtitution nach der andern vorüber, ohne daß die öffentliche Aufmerkſamkeit ſie feſtgehalten hätte. Sie wurden kaum dem Namen nach bekannt, weil man die Sache nicht wollte; und ſo erging es auch der neuen *Inſtitution für den öffentlichen Unterricht des geſammten Königreichs*, die im Anfang des Jahrs 1811 im Druck erſchienen war. Sie war das Werk einer Spezialkommiſſion, die, vom Könige ernannt, aus Mit-

*) Es iſt eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit, daß von dieſen bedeutenden und damals ſehr geachteten Männern, die ſich während der franzöſiſchen Regierung von aller Theilnahme an öffentlichen Geſchäften enthalten und ſich in die Stille des Land- oder Familienlebens zurückgezogen hatten, weil ſie als neapolitaniſche Staatsbürger mit ihren franzöſiſchen Mitbürgern keine Gemeinſchaft machen wollten, *mehrere auf dem Schauplatze der Revolution des vorigen Jahres* und zwar als *Hauptperſonen* erſchienen ſind, als ob ſie, von patriotiſchen Gefühlen und Hoffnungen getrieben, ſich für verpflichtet gehalten hätten, dem ſogenannten neuen Bunde vaterländiſcher Männer für die Sache des Vaterlandes beizutreten. Daß ſolche Männer auch von andern unrühmlichen Motiven der Herrſch- und Selbſtſucht geleitet worden ſeien, bezweifeln Diejenigen ſehr, die ihren perſönlichen Karakter und ihr Privatleben früher kannten!

gliedern des Staatsrathes und andern gelehrten Männern bestand, und den aufgeklärten Erzbischof von Tarent zum Präsidenten hatte. Die eigentliche vom Staatsrath ausgegangene Aufgabe der Kommission war, einen Entwurf zur vollständigen Organisation des Gesammtunterrichts im ganzen Königreiche zu bearbeiten, die alle Land- und Stadt-Schul- und höhere Bildungsanstalten in gleichförmige gesetzliche Bestimmung und Ordnung, in fortschreitende Verbindung und in wissenschaftlichen festen Zusammenhang brächte. Der Entwurf erschien, und wurde als ein schätzbares Produkt heller Einsichten und liberaler Gesinnungen — als ein Erzeugniß der bessern Zeit — von einem großen Theile des besser denkenden Publikums gut aufgenommen. Er sollte den Beifall der Regierung um so eher erhalten, da ihn der in großem Ansehen stehende Gouverneur der Söhne des Königs, Ritter von Vaudus, welcher selbst ein sehr thätiges Mitglied der Kommission war, bei derselben gleichsam einführte. Hier aber fand das neugeborne Kind der Vaterlandsliebe neben mehrern Freunden auch feindlich gesinnte Gegner, die ihm, weil es nicht von Orthodoxen erzeugt war, das Recht der Legitimität und sogar der Gastfreundschaft streitig machten. An der Spitze der Gegner stand Zurlo, der damalige Minister des Innern, vormals ein gewaltiger Advokat, jetzt ein gewaltthätiger, mit dem besondern Vertrauen des Königs bekleideter Staatsmann, ein erklärter Feind des Erzbischofs von Tarent, seines Vorfahrers im Ministerium.

Zurlo, ein Mann mit einem Doppelgesichte, das zu gleicher Zeit den Freunden der alten und der neuen Ordnung Huld zulächelte, wie ein Advokat der Rechten und der Linken, drang auf genauere Prüfung des Entwurfes; und dieser ward hierzu einem Ausschusse von Männern, meistens Geistlichen, übergeben, von welchen nichts Anderes als Verketzerung und Verdammung zu erwarten war. Unter dem Vorwande der allzugroßen Kostspieligkeit, die, bei dem Mangel an hinreichenden Schul- und Studienfonds, der Ausführung des Planes im Wege stände, ward er verworfen, und statt seiner ein auf die Mittel des Staates und auf das Bedürfniß des Volkes besser berechneter Vorschlag von dem Ausschusse des Ministers versprochen.

So scheiterte an der Klippe des Hof- und Ministereides von der einen, und des Mißtrauens und Hasses gegen das Neue und Fremde auf der andern Seite, das Werk patriotischer Männer, das, hätte es die verdiente Aufnahme bei der Regierung und durch sie bei dem gebildetern Theile des Klerus erhalten, die Grundlage zur Nationalbildung des Königreichs Neapel hätte werden können.

Was von dem Ministerausschusse zu erwarten stand, erfolgte: eine neue, wenig veränderte und unverbesserte, nur mit schärfern Schuldisziplinen stark vermehrte Auflage des alten Jesuitenwerkes *). Demnach kam das ganze Unterrichts- und Bildungsgeschäft wieder in

*) Der Glaube an die Wiedererscheinung der Jesuiten, an ihre Uebersiedlung von Sizilien, wo sie nie zu hausen aufhörten, nach Neapel, hatte sich hier stärker als anderswo erhalten, und in ihm hatte man

Digitized by Google

die Hände der Geiſtlichen; nur die oberſte Leitung deſſelben ward unter eine Generaldirektion geſetzt, und an deren Spitze ein weltlicher Staatsbeamteter geſtellt, welcher jedoch nur mit den Zügeln des Miniſters und der Geiſtlichkeit das Ganze zu leiten hatte *). Es wurden ihm aber die Zügel ſelbſt nicht einmal recht anvertraut; ſie übergab vielmehr der Miniſter einem mit der Geiſtlichkeit mehr einverſtandenen und ſinnverwandten Exmönch aus Frankreich, Namens Bonfond, deſſen Erſcheinung mit ſo viel Vertrauen und Einfluß, wie keinem andern Günſtling des Miniſters zu Theil wurde, ein unaustilgbares Schandmal in der neapolitaniſchen Geſchichte jener Zeit iſt. Er kam als franzöſiſcher Emigrant, folglich als Feind der neuen Ordnung der Dinge, aus einer Kapuzinerzelle nach Neapel, und ſuchte auf dem Gemeinwege der kriechendſten Mönchsbettelei, unter verändertem Gewande, Unterkommen in dem Hauſe eines glücklichern Landsmannes. Hier fand er Aufnahme, Schutz und Gunſt, und ward bald dem Miniſter Zurlo zur Huld empfohlen, und von dieſem zuerſt zum geheimen Werkzeuge bei ſeinen miniſteriellen Umtrieben, dann zum vertrauten Agenten im Schul- und Kirchenweſen, und dann öffentlich zu Ehre und Amt — zu dem Amte des Generalinſpektors der niedern und höhern Schulen des ganzen Königreichs erhoben. — Es war damals nichts Ungewöhnliches, unfähige und unbedeutende, ja ſelbſt unſittliche, verdorbene und gebrandmarkte Franzoſen zu hohen Stellen erhoben zu ſehen, — Menſchen, die zu den großen Auszeichnungen der Ehre und des Glückes, wozu ſie, kaum angekommen, ſchon gelangten, kein Recht und keinen andern Titel hatten, als daß ſie den Namen Franzoſen trugen **). Aber einen Menſchen, dieſem Kapuziner gleich, auf einer ſo wichtigen Stelle und mit Vollmachten bekleidet, die ſelbſt das Organiſationsgeſetz weit überſchritten, mit dem unbeſchränkten Vertrauen des Miniſters beehrt, zu der ſchwierigſten Zeit des fortdauernden Kampfes der Meinungen und Parteiwuth, — einen Menſchen ohne alle Kenntniſſe, ſelbſt ohne die der gemeinen Mönchsſchule, dem nicht einmal die bloße Benennung der gewöhnlichen Unterrichtsgegenſtände geläufig und nichts als die Kunſt eigen war, in die Miene oder Gebehrde des Schulgelehrten, oder in eine ausweichende Frage, oder auch in ein bedenkliches Schweigen, ſeine rohe Unwiſſenheit zu verſtecken, — einen Mann, von Pasquillen an öffentlichen Plätzen gebrandmarkt, der, um dem muthwilligen Spotte junger Verächter auszuweichen, die Hauptſtraßen meiden und das Tageslicht ſcheuen mußte, — einen ſolchen Mann zum Generalinſpektor der öffentlichen Schulen des ganzen Königreichs erhoben zu ſehen, empörte Jedermann. Man ſah in dieſer Erhebung eine höhnende Frevelthat

---

wohl jetzt ſchon grabnet, daß ſie bald wieder kommen werden. Daher wohl die freundnachbarliche Sorge für die Erhaltung des geliebten Werkes!

*) Zum erſten Generaldirektor ward der Ritter von Galdi ernannt, ein vielſeitig gebildeter, kenntnißreicher Mann, der ſtets hohe Staatsämter bekleidete, und auf ſeinem neuen Poſten im günſtigſten Lichte erſchien als entſchiedener Freund der wahren Geiſteskultur.

**) „*J'ai l'honneur d'être Français!*“ hörte man Manchen aus dem Schooſe des Glückes, ohne Ehre ſich hoch brüſtend, ausrufen, um den Vorwurf der Nichtswürdigkeit zu entkräften.

Digitized by Google

der eisernen Hand, wie sie die feile und schamlose Ministergunst der öffentlichen Ehre und der Vaterlandsliebe zugefügt hat. — Und diesem Nichtswürdigen mußten Schulen, Kollegien und Seminarien in öffentlichen Versammlungen huldigen und Weihrauch streuen! Und dies thaten wirklich der alte und junge Klerus und eben die Männer, Vorsteher und Professoren, die seiner sich schämten und seiner spotteten in Zerrbildern und Spottliedern, nach gemeiner Landessitte. Er war aber auch der Liebling des Ministers, und konnte zu Brod- und Ehrenstellen verhelfen, und sogar selbst Gnaden spenden! Und was thut man nicht um der Ehre und des bessern Lebens willen?

Aber ward denn nicht von der neuen Generaldirektion dem Minister-Kapuziner-Unfuge gesteuert? Man kannte zwar ihre Abhängigkeit von dem Minister und seinem mächtigen Anhange, und wußte, daß beide das bessere Wissen und Wollen derselben zu entkräften suchten. Aber man traute ihr doch so viel selbstständige Kraft zu, als da nöthig war, um ihr eigenes Ansehen als Autorität der Regierung und als eine von dieser ausgegangene und nur von ihr abhangende Staatsbehörde zu behaupten; und wirklich that sie dies eine Zeit lang mit Würde. Aber bald sah man in ihr mehr das gefällige Werkzeug und das geschmeidige Organ einer höhern Macht, als die freie, feststehende Schutzwehr gegen die steigende Sündfluth dieser Macht. Ja, es schien, die neue oberste Schuldirektion habe sich nach einigem Widerstande, selbst der Fluth überlassen, und lange an nichts Höheres gedacht, als an ihre Selbsterhaltung.

Dies sei genug, um den Zustand des niedern und höhern Schulwesens unter der französischen Regierung in Neapel, in dem Zeitraume von 1811 bis 1815, den Stand der Geisteskultur in dieser Epoche und das Verdienst der von Wesen gekommenen Reformatoren vorläufig anzudeuten, und insbesondere den Geist der damaligen Regierung bei ihren auf Volksbildung gerichteten Operationen zu bezeichnen.

Wandte sich jedoch der Beobachter jener Zeit von den öffentlichen Staatsanstalten zu einigen Privatunternehmungen, so erheiterten sich seine Blicke wieder in der Anschauung theils fest begründeter, theils glücklich begonnener Institute zur Bildung der Jugend des männlichen und weiblichen Geschlechts. Höchst merkwürdig waren die ersten, von der Königin selbst gestifteten Anstalten, wovon die eine, sehr reichlich dotirt, Töchtern der höhern und gebildeten Stände, und die andere armen Mädchen gewidmet war. Diese, fünfhundert an der Zahl, wohnten in dem großen Spitalgebäude, *Seraglio* genannt, und wurden durch die Fürsorge der Königin gepflegt, in den ihrem Geschlechte und Stande gemäßen Schulkenntnissen und in vielen weiblichen Arbeiten, auch in Seiden-, Silber- und Goldstickereien unterrichtet und völlig erzogen, unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung einer sehr gebildeten Frau aus Frankreich, Namens Hind. Diese war eine Jugendfreundin der Königin, und ließ sich aus alter Liebe und neuer Ehrfurcht gegen sie und ihre wahrhaft fürstliche Humanität zu dem mit den größten Aufopferungen verbundenen Erziehungs- und Bildungsgeschäfte bewegen. Mit frohen Hoffnungen, daß den ganz verlassenen, sonst dem Bettel und Müssiggang ergebenen Geschöpfen

Digitized by Google

Heil an Leib und Seele widerfahren werde, verweilte man in diesem Hause der Menschenfreundlichkeit und der hingebendsten Mutterliebe. Aus ihm gingen in der Folge sehr geschätzte Produkte des weiblichen Kunstfleißes hervor, die selbst bei öffentlichen Kunstausstellungen bewundert wurden *). Was für ein Loos die Armen dieses Hauses, nachdem sie ihre königliche Pflegerin verloren hatten, getroffen, und wie es ihnen besonders in der Zeit der Theurung und Noth, die im ersten Jahre der neuen Thronbesteigung Ferdinands das ganze Land drückte, ergangen, wird in der Folge dieser Blätter gesagt werden.

Die andere Anstalt der Königin von beinahe zweihundert Töchtern, wovon fast die Hälfte aus den ersten adelichen Familien war, bestand früher in Aversa unter dem bescheidenen Namen: *Casa Carolina d'Aversa*, und unter diesem Namen erschienen auch im Drucke die Statuten, Anweisungen und Einrichtungen, die ein wohl organisirtes und vollständiges Erziehungshaus für Töchter aus gedachten Ständen bis zum Alter von achtzehn Jahren ankündeten. Die Ausgezeichneten des Adelstandes sollten nach vollendeter Erziehung zu den höhern weiblichen Hofstellen gezogen, und die aus der unadelichen Klasse von der Königin ausgestattet werden zur anständigen Versorgung. Das Haus stand unter der Oberaufsicht des Erzbischofs von Tarent und unter der unmittelbaren Direktion einer französischen geistreichen Dame, unter der jedoch die Oekonomieverwaltung und die physische Pflege der Eleven den Erwartungen der Aeltern und den Forderungen der Königin selbst nicht entsprachen. Das Institut ward daher nach Neapel verpflanzt, unter bessere Leitung und Pflege gesetzt, von der Königin und dem Oberaufseher öfters besucht und aufs neue belebt, in Vielem vereinfacht, und im Ganzen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Bei der im Jahr 1815 eingetretenen Regierungsveränderung ward diese Anstalt unter verändertem Namen, doch unverändert in der Hauptsache, erhalten, und unter die Obhut eines ehrwürdigen Greises gesetzt, der mit väterlicher Liebe wachte und sorgte, daß das schönste aus dem Sturm der Zeit hervorgegangene Werk, das jedes Land und jeden Fürsten ehrte, keinen Schaden leiden möchte. Es war ihm auch darum das ganze Haus mit dankerfüllter Ehrfurcht ergeben; aber die vorherrschende Liebe zur Stifterin blieb noch überall, besonders unter den ältern Töchtern, sichtbar und unauslöschlich. Sie sahen aber auch die Holdeste so oft, fast jede Woche einmal in ihrer Mitte, und fühlten sich so glücklich in den Strahlen der königlichen Mutterliebe.

Vornehme Reisende und Freunde der Erziehung kamen zu allen Zeiten, und nahmen genaue Kunde von dem Innern dieser königlichen Anstalt zur Nachahmung, und in der letzten Zeit thaten dies auch Russen auf höchsten Befehl.

---

*) Bis zum Jahr 1814 hatten jährlich öffentliche Ausstellungen der Kunst- und Gewerbsprodukte in der *Villa Reale* statt, zur Aufmunterung des vaterländischen Kunstfleißes, der sich hier im schönen Beginnen zeigte. Es fehlte aber der väterliche Sinn und Willen, der Alles beleben sollte, und folglich die reellen Mittel zur Aufmunterung; und die Ausstellungen wurden wieder eingestellt!

Digitized by Google

Unter den Privaterziehungsanſtalten für männliche Jugend, deren mehrere von Franzoſen, Deutſchen und Italienern mit Bewilligung der Regierung neu errichtet wurden, zeichnete ſich vor allen die des G. F Hofmann, der, nach einem vierjährigen Aufenthalte bei Peſtalozzi in Yferten, mit ſeiner Familie im Jahr 1810 nach Rom und ſechs Monate ſpäter nach Neapel gekommen war, durch ihre eigenthümlichen Einrichtungen, ihren eigenen deutſchen Karakter, und bald durch ihre Erweiterung und Vollſtändigkeit aus. Sie beſtand von Anfang des Jahrs 1811 bis zum Ende des Jahrs 1815, faſt fünf Jahre unter der Regierung Murats und über ein Jahr unter der Regierung des aus Sizilien zurückgekehrten Königs Ferdinand. Sie erregte bald durch ihr inneres Leben die öffentliche Aufmerkſamkeit, und blieb ſelbſt der Königin, die ſich für Alles, was auf dem Gebiete der Kunſt- und Geiſtesbildung Erhebliches geſchah, lebhaft intereſſirte, nicht lange ungekannt. Schon nach einiger Kunde, die ſie von Aeltern mehrerer Zöglinge des Inſtituts erhalten, ſprach ſie ihr Wohlgefallen an dem deutſchen Hauſe vor einzelnen Perſonen des Hofes und bei Hofverſammlungen aus, und nannte es auch ausſchließlich vor andern männlichen Erziehungshäuſern *la casa d'educazione*. Dieſe und ähnliche Auszeichnungen hoben in kurzer Zeit die Anſtalt ſtark hervor, und führten ihr viele Söhne aus den höhern Ständen und vorzüglich die der franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hofbeamteten zu, und zwar größtentheils ſolche, die bis jetzt in andern geprieſenen und von dem Miniſter des Innern protegirten Privatanſtalten oder ſelbſt in königlichen Kollegien waren. Aber eben dieſer Vorzug erweckte ihr viel Mißgunſt und brachte den Blöd- und Argſinn gegen ſie auf. Sie hatte viel zu kämpfen vom Anfang bis zum Ende. Ihr Daſein war eine öffentliche Thatſache, an der ſich der traurige Kulturzuſtand dieſes Landes auf mancherlei Weiſe und an verſchiedenen Seiten erwahrte. Sie iſt aber auch als Thatſache einer großen ins Leben getretenen pädagogiſchen Idee — der Idee Peſtalozzi's — zu betrachten, und als ſolche gehört ſie der deutſchen Erziehungsgeſchichte an *).

Hauptſächlich um der Kunſtbildung ſeiner eigenen mit entſchiedenen Kunſttalenten begabten Kinder willen kam Hofmann im Jahr 1810 nach Rom, wo er mehrere Jahre zu bleiben und ausſchließlich ſeiner und der Seinigen Bildung zu leben geſonnen war. Er erhielt aber nach einigen Monaten ſchon von ſehr geachteten Männern und Freunden, und durch einen derſelben,

*) Der Stifter der Anſtalt, ſeit fünf Jahren aus Italien zurückgekehrt, hatte längſt die Schickſale derſelben und die dabei gemachten eigenen Erfahrungen und Beobachtungen niedergeſchrieben, und am Ende ſeiner Arbeit ſo viel hiſtoriſchen und pädagogiſchen Werth daran gefunden, daß er ſich entſchloſſen, ſie den vaterländiſchen Freunden der Erziehung und der Kulturgeſchichte öffentlich mitzutheilen. Es hielten ihn aber immer verſchiedene Rückſichten und Umſtände ab, das Geſchriebene dem Drucke zu übergeben. Jetzt aber ſoll dies ohne weitern Anſtand und Aufſchub geſchehen, ſo, daß das Ganze längſtens in der künftigen Oſtermeſſe bei H. R. Sauerländer in Aarau erſcheinen wird.

Digitized by Google

Herrn Doktor Meier *), von der rühmlich bekannten Frau von Filangieri **), welche der damaligen Königin in ihrem Schaffen und Wirken für Erziehung und Bildung mit rathendem und leitendem Geiſte und Edelſinne an der Seite ſtand, die vertrauenvollſten Einladungen nach Neapel. Er glaubte in denſelben einen Wink der Vorſehung zu erkennen, folgte dem Rufe, und kam noch vor dem Frühjahr 1811 in der Hauptſtadt des ſchönſten Landes an.

Es war eben damals in Neapel zur Verbeſſerung des Erziehungs- und Schulweſens wirklich viel Eifer rege, und es ſchien feſter Wille der Regierung zu ſein, der tiefgeſunkenen Nation durch Bildung und Vermenſchlichung aufzuhelfen. Das Beiſpiel der Königin war ſchon vorausgegangen. Schon beſtanden in voller Kraft ihre zwei oben erwähnten muſterhaften und wahrhaft königlichen Töchteranſtalten. Aber nicht bloß verbeſſert, ſondern gänzlich umgeſchaffen und neu angepflanzt ſollte jetzt das Feld der Erziehung und Volksbildung werden. Dahin zweckten die Bemühungen und Arbeiten der früher gedachten auſſerordentlichen Kommiſſion, deren umfaſſender Plan kurz zuvor im Drucke erſchienen war. In ihm ward auch der Peſtalozziſchen Methode mit Ruhm gedacht, und ein Verſuch mit ihr vorgeſchlagen. Zu dieſem Verſuche glaubte man Hofmann vom guten Geſchicke herbeigeführt, und es erging an ihn von mehrern Mitgliedern der Kommiſſion und insbeſondere von ihrem Präſidenten, dem Erzbiſchof von Tarent, und dem Gouverneur der Söhne des Königs, Ritter Baudus, die dringendſte Aufforderung, eine öffentliche Erziehungsanſtalt nach gedachter Methode zu errichten, unter Verheißung ihres ganzen Beiſtandes. Bei den desfallſigen Unterredungen ſprach der Erzbiſchof die denkwürdigen Worte: „Die ganze Erziehung und Jugendbildung liegt, leider! bei uns noch in den Händen der Geiſtlichkeit; und dieſe iſt dem Geſchäfte nicht gewachſen, und ſollte ſich ihm gar nicht unterziehen: denn wer Kinder nicht bloß unterrichten, ſondern auch erziehen will, muß ſelbſt wohl erzogen, und ſollte ſelbſt Vater ſein.“ Goldene Worte aus dem Munde eines Erzbiſchofs!

Solche Aufforderungen und Ermunterungen konnten den an der Seite Peſtalozzi's ſelbſt gebildeten Freund von deſſen Methode nicht lange unentſchloſſen laſſen, das Schwierigſte zu unternehmen. Er errichtete eine Anſtalt für Menſchenbildung in Neapel.

---

*) Dieſer von allen reiſenden und in Neapel wohnenden Deutſchen ſehr geſchätzte Arzt und Menſchenfreund, aus Baden-Durlach am Rheine, wurde unter der vorigen Regierung Ferdinands von Wien nach Neapel berufen, erwarb ſich durch ſeine praktiſche Heilkunde und ſeine humane Dienſtbefliſſenheit die Achtung und Liebe Aller, die ihn näher kannten, und ſtarb im Jahr 1812, in der Blüthe des männlichen Alters, an der Lungenzehrung.

**) Als ein durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichnetes Fräulein aus dem ungariſchen adelichen Geſchlechte von Fränkel wurde ſie zur Erziehung der königlichen Prinzeſſinnen nach Neapel berufen, ward in der Folge die Gemahlin des berühmten Staatsraths von Filangieri und Mutter zweier Söhne, die ſie nach dem frühen Tode des Vaters ſelbſt erzog, und wovon der eine Zivilintendant einer Provinz des Königreichs, und der andere Murats verdienteſter Generaladjutant und nach der Rückkehr Ferdinands Mitglied des neu errichteten Kriegsrathes war, mit Generalswürde.

„Eine Anſtalt zur Bildung des Menſchen“, ſagte ihm ein geiſtreicher Mann, der ſeine Nation und den herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit kannte, „iſt das gewagteſte Unternehmen in unſern Tagen und in unſerm Lande, wo der Menſch nichts gilt, in keinem Stande erſcheint, und faſt in keinem zum Vorſchein kommen darf; wo nur die eigentliche Berufs- und Erwerbsbildung — die des Geiſtlichen, des Staatsmanns, des Advokaten, Soldaten, Kaufmanns, Künſtlers und Handwerkers, meiſtens um der Ehre und des lieben Brodes willen, geſchätzt und geſucht wird; wo der Eifer für Menſchenbildung zur Humanität ſo leicht verkannt und ſogar verdächtig gemacht wird. Den Feinden des Menſchlich-Schönen iſt Humaniſirung ein leeres oder verhaßtes Wort.“

Aber im feſten Glauben an die Menſchheit ward die neue Anſtalt am 1 Mai eröffnet, und es bildete ſich ſchon im erſten Monate ein ſchöner Kreis von Kindern aus franzöſiſchen, neapolitaniſchen, engländiſchen und deutſchen Häuſern der höhern und mittlern Stände. Söhne des Adels vom erſten Range *) fanden ſich mit Söhnen von Beamteten, Gelehrten und Kaufleuten beiſammen, die, ohne allen Standesunterſchied mit des Stifters eigenen Kindern zu einer Familie vereinigt, kein anderes Verhältniß kennen ſollten, als das zur Erziehung des Geſellſchaftsmenſchen allein taugliche Familienverhältniß. Aber eben dieſes war ein gefürchteter Gegenſtand des Anſtoßes für manchen von Mönchen oder andern Geiſtlichen erzogenen Neapolitaner. „Wie,“ riefen ſie, „in Geſellſchaft der Frau und ihrer Töchter von eilf und mehrern Jahren ſollen unſere Knaben von gleichem Alter leben, mit ihnen am gleichen Tiſche ſpeiſen, Umgang haben? Das gäbe eine ſaubere Erziehung!“ **), Solchen ward theils mit dem Mitleiden, das die Schwachen verdienen, theils mit dem Ernſte begegnet, der ſich gegen Unreine ziemt, denen nichts, auch die Unſchuld nicht, rein und heilig iſt.

Mit jedem Tage vermehrten ſich die Zöglinge, aber auch die Schwierigkeiten, ſie recht zu beſchäftigen, ob der großen Verſchiedenheiten an Alter und Sprache, an Fähigkeiten und Vorkenntniſſen. Dies machte Abtheilungen nöthig, und führte das Bedürfniß mehrerer Gehilfen herbei. Man mußte ſich für einmal mit der ſchwachen Hilfe einiger Lehrer des formellen Theils der Sprachen und für den mechaniſchen Dienſt in der Kunſtbildung begnügen. Für das Reelle der Lehrgegenſtände, ſo wie für Alles, was methodiſch behandelt werden mußte — für die Elemente der Zahl, Form und Sprache und für alle organiſche Uebungen — hatte der Stifter der Anſtalt keine andere Unterſtützung und Mithilfe, als die von Joſeph Pfyffer aus Luzern, den er zur Ausbildung ſeines vorzüglichen Kunſttalents mit ſich nach Italien brachte ***).

---

*) Söhne von ſogenannten Fürſten, Herzogen, Grafen und Marquis, die aber, da ſie mit dem deutſchen höhern Adel im Allgemeinen mehr den Namen als die Würde gemein haben, beſſer *Principe*, *Duca*, *Conte* und *Marchese* heißen.

**) Wie ganz anders dachte der Erzbiſchof von Tarent!

***) Es war der vielgeliebte Sohn des Herrn Alois Pfyffer, ehemaligen Staatsſchreibers vom Stande Luzern und nachherigen Mitgliedes des helvetiſchen Direktoriums.

Digitized by Google

Pfyffer, ſelbſt einer der ältern ausgezeichneten Schüler Peſtalozzi's, ward bald die Seele der Elementarklaſſe, und lehrte zugleich in der höhern Klaſſe die Fächer der Arithmetik und Geometrie mit dem Eifer des leidenſchaftlichen Freundes der Mathematik.

Mit Pfyffer, ſagt der Verfaſſer, unternahm ich das Allerſchwerſte, nämlich die Ueberſetzung der Peſtalozziſchen deutſchen Elementarlehre ins Franzöſiſche und Italieniſche. Theils fehlte uns ſelbſt noch die Fertigkeit in den fremden Sprachen, in die wir unſere Lehre einkleiden ſollten, theils mangelte es dieſen an den paſſenden Formen, um unſere Ideen und Gefühle genau, vollſtändig und lebendig darzuſtellen. Wir ſahen bald, daß weder die franzöſiſche noch die viel reichere italieniſche Sprache zur beſtimmten und deutlichen Darſtellung der Ideen über Entwickelung und Bildung der geiſtigen, ſittlichen und religiöſen Natur des Kindes, nach den ſtrengen Forderungen der Methode, ausgebildet genug iſt, und daß es hierzu keine andere als die der Deutſchen, und folglich nur eine einzige wahre Erziehungsſprache gebe. — Haben ja auch nur die Deutſchen auf ihrem eigenthümlichen Gebiete der Philoſophie eine Erziehungswiſſenſchaft geſchaffen und gegründet, eine Wiſſenſchaft, die den Franzoſen und Italienern ſo neu und fremd iſt, als das auf ſie gebaute Werk der Methode. Wie kann nun die Sprache einer Nation, wäre ſie auch die reichſte und bildſamſte für die Erweiterung eigener Sachbegriffe, einer fremden Sprache paſſende Formen leihen? Die Sache ſelbſt muß zuerſt ſchöpferiſch aufgefunden und der Nation eigenthümlich werden; und es ergeben ſich dann aus dem Innern der Sache ſelbſt auch die neuen Wortbezeichnungen, mit oder ohne Nachhilfe fremder, alter oder neuer Sprachen. Es verſteht ſich, daß hierbei der ſchaffende und gleichſam ſchöpferiſche Denker aus den beengenden Grenzen der Sprachakademien frei heraustrete, und da, wo es um neue Natur- und Sachbezeichnungen zu thun iſt, ſich nicht von Herkommen und fremder Autorität beſtimmen laſſe.

Es waren aber noch andere gleich große Hinderniſſe, die den Unterricht erſchwerten, und zu deren Beſeitigung die Anſtalt nicht ſo bald Mittel ſchaffen konnte. Es fehlten für alle poſitive Lehrgegenſtände die nöthigen oder nur brauchbaren Bücher und Hilfsmittel. Auſſer dem geiſt- und geſchmackloſeſten Machwerk der Mönchsſchule aus der finſtern Vorzeit fand man in der großen und berühmten Hauptſtadt Neapel keine der Jugend angemeſſene Sprachlehre, kein brauchbares Wörterbuch für fremde Sprachen, kein geographiſches Handbuch, keine geographiſche Karte nach neuern Ländereintheilungen, keine Naturgeſchichte und keine Naturlehre für's jugendliche Alter, kein Leſe- und Erbauungsbuch — nichts, gar nichts, als was der Aberglaube und die Unwiſſenheit erzeugten und die ſchamloſe Gewinnſucht zu Markte trug. Später ward aus Frankreich manchem literariſchen Bedürfniſſe durch beſondere Begünſtigung der Regierung abgeholfen. Aus Deutſchland hin. egen konnte nur mit vieler Mühe und großen Koſten Hilfe geſchafft werden. Unterdeſſen machte man in der Anſtalt aus der Noth eine Tugend, und behalf ſich mit geringen und halben Mitteln und den eigenen Manuſkripten. Die geographiſchen Karten, beſonders die der phyſiſchen Geographie, wovon man in Neapel noch keinen Begriff hatte,

zeichneten die Lehrer selbst; und es zeigte sich bald in vielen Stücken, daß die Noth oft eine fruchtbare Mutter, oft die geschickteste Lehrerin und nicht selten, bei aller Strenge und Härte, doch die beste Meisterin ist.

Die Anstalt erwarb sich fast täglich neue Freunde und Gönner. Unter diesen traten selbst einige Machthaber mit hoher Protektion hervor, und erboten sich zu großen Begünstigungen des Unternehmens, vorausgesetzt, daß man gewisse Personen des ersten Ranges, unter welchen auch die schöne Freundin des Ministers sich befände, zu gewinnen wüßte. Ein geräumiges schönes Lokale, meinten sie, wäre das Geringste, was man von Seite der Regierung der neuen Anstalt, gleich andern Instituten, abtreten würde. Allein der Stifter derselben fürchtete die beschränkende Abhängigkeit von der Regierung. Er lehnte daher, trotz des wiederholten Zurufes einiger Freunde: Bisogna battere il ferro, mentre ch'egli è caldo, alle Anerbietungen von sich ab, und erhielt so seine Freiheit und Selbstständigkeit im engern Wirkungskreise.

In dieser Zeit war es, als das gute Geschick der Anstalt einen Mann von großer Wichtigkeit zuführte. Mithois ist sein Name, der in den ersten Zeiten der französischen Revolution sehr gekannt war. Er selbst, verdrängt aus seinem Vaterlande durch Napoleons Ehr- und Herrschsucht, lebte in den letzten Jahren in Neapel und seinen Umgebungen in stiller Abgezogenheit den Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik und insbesondere der Astronomie. Längst aufmerksam auf die Anstalt, die er zuweilen besuchte, trat er nach und nach ein in die aufgestellten Ideen und Grundsätze, und fing an, für die Zwecke des Hauses mit Lust und Wärme zu arbeiten, theils als Lehrer der französischen Sprache, theils als Elementarlehrer in der untern Klasse. Bald erweckte er auch durch seine vorherrschende Liebe zur Astronomie das lebendigste Interesse an dem gestirnten Himmel bei den ältern Zöglingen und allen erwachsenen Personen des Hauses. Vorzüglich ward Pfyffer von ihm für seine Lieblingswissenschaft begeistert *).

Auf dem Gebiete der Elementarbildung waren jetzt schon Kräfte vereinigt, von deren steter und harmonischer Wirksamkeit der beste Erfolg zu erwarten stand. Aber es drohte der Anstalt schon jetzt eine furchtbare Unterbrechung. Unser treuer und geliebter Pfyffer erkrankte zum zweitenmal; und es sank diesmal seine lange zehrende Lebenskraft so tief herab, daß er bei aller Lust und Liebe zu seinem Geschäfte bald keiner Anstrengung mehr fähig war. Ihn konnte kein anderer Lehrer in dem Unterrichte der mathematischen Fächer ersetzen: denn nur er wußte sie

*) Oft sprach Mithois, unter gestirntem Himmel auf dem Lastrico des Hauses stehend, umgeben von seinen jüngern und ältern Schülern, in frommer Begeisterung: „Wie selten führt man die Jugend zur Anschauung des Himmels und seiner Herrlichkeiten, während man sie Jahre lang herumtreibt auf der Erde, um von ihr eine starre Menge fremder Namen und trockener Notizen zu ertragen, die größtentheils wieder entrinnen. Schaut aufwärts zum Himmel, seht hier seine Wunder, und denkt euch den unendlichen Raum mit seinen Millionen Welten! Hier schauet Gott; und stark wird eure Seele werden in der Verehrung und im Dienste Gottes!“

Digitized by Google

methodisch zu behandeln. Groß und peinlich — schreibt der Verfasser — war meine Verlegenheit, und quälend der Gedanke an eine unvermeidliche Stockung. Ach, es sollte bald der gefürchteten Unterbrechung ein schmerzlicher ewiger Stillstand edler Kräfte folgen! — Zu spät gestand Pfyffer sich selbst, daß schweizerisches Heimweh an seinem Herzen nagte, in seinem Blute zehrte. Zur Rückreise ins Vaterland, zu der ich ihn nach seiner ersten Krankheit aufforderte, hatte er damals, die Ursache davon nicht anerkennend, nicht Lust, und jetzt nicht mehr Kraft genug. Ein hypochondrisches Nervenfieber — so nannten die Aerzte seine Krankheit *) — hatte seine physische Lebenskraft schon so sehr geschwächt, daß er nicht einmal das für ihn bestimmte Landhaus im nahen Sorento, dem anmuthigsten Sitze der großen und feierlichstillen Natur, wo ihn schweizerische Ländlichkeit anheimeln und erheitern sollte, beziehen konnte. Doch hob sich seine sonst kräftige und starke Natur noch einmal am Ostersonntage 1812, und er verlangte mit uns das Ostermahl zu nehmen am gemeinschaftlichen Tische. Nach einigen Tagen, während welcher alle Arzeneimittel die beabsichtigten Wirkungen versagten, ließ ich ihn, in tiefere Schwermuth versunken, in das von ihm ersehnte Haus eines Freundes bringen, aus dem er, selbst im Bette liegend, sich seiner Lieblingsansichten des offenen Meeres und des herrlichen Posilippo's freuen sollte. Diese Ortsveränderung und der fortgesetzte Gebrauch stärkender Bäder thaten ihm wohl an Seele und Körper: mit jeder Stunde stiegen unsere Hoffnungen. Sie aber sanken wieder und — gingen unter am dritten Tage. Er schloß sein Leben, das nicht das zwanzigste Jahr erreicht hatte, im ruhigsten Selbstgespräche über seine Heimath und die häuslichen Freuden seiner frühern Jugend.

Es war dieser schmerzliche Verlust nicht das einzige Unglück, das jetzt die Anstalt treffen sollte: ihr drohte auch der Verlust eines großen Theils der Zöglinge. Die Krankheit des Verstorbenen wurde theils aus Irrthum, theils aus Bosheit mit dem in Neapel so sehr gefürchteten Karakter der Lungenschwindsucht bezeichnet. Doch die über die Krankheit des Verstorbenen ausgestellten Zeugnisse der beiden Aerzte; die Bemühungen einiger von Angst und Vorurtheilen freien Väter **); der Umstand, daß der Todte nicht im Hause der Anstalt gestorben ***), und

*) Seine Aerzte waren Giovanni Sanfevero, einer der geschätztesten neapolitanischen Aerzte, und der oben erwähnte Doktor Meier, dem als Hausarzte, nach dessen eigenem Vorschlage, ersterer beigeordnet wurde. Beide, selbst als Freunde verbunden, thaten einstimmig als Aerzte Alles, was sie aus Liebe zum Kranken und zum Hause thun konnten.

**) Die öffentlichen Erörterungen der wichtigen Streitfrage: ob die Auszehrungskrankheiten in dem wärmern Klima Neapels so leicht und in dem hohen Grade ansteckend seien, wie man in ältern und neuern Zeiten glaubte, machten, daß bei den hierüber verschiedenen Ansichten der Aerzte auch die Meinungen des Publikums getheilt wurden. Ein großer und wohl der vernünftigere Theil derselben glaubte nicht mehr an die große Gefahr. Indessen bestanden noch immer die Hauseigenthümer, unterstützt von der Polizeibehörde, mit unerbittlicher Strenge darauf, daß das Zimmer, in dem der Auszehrende starb, neu bekleidet, und dessen Effekten und Hausgeräthe verbrannt würden.

***) Ein glücklicher Umstand! Denn es stellten sich bereits zwei Abgesandte ein, die im Namen des Hauseigenthümers und des Gesetzes zum Einreissen und Verbrennen schreiten wollten.

Digitized by Google

dazu auch die Genesung einer gleichzeitig erkrankten Tochter, stellten das vorige Zutrauen zum Gesundheitszustande des Hauses wieder her.

Was während der harten Prüfungen den Stifter der Anstalt vorzüglich aufrecht erhielt, war die Hoffnung naher Hilfe, die aus der Schweiz kommen sollte. Er war nämlich schon vor mehrern Monaten an Pestalozzi die Bitte ergangen, noch einige Gehilfen zu senden. Es kamen Baumgartner aus dem Kanton Glarus, und Schneider von Langenau im Kanton Bern, im Anfange Mai's 1812 am Orte ihrer Bestimmung an. Gab es je — schreibt der Verfasser — einen herzlichen Willkomm unter guten Menschen, die, nach langer Trennung, im fremden fernen Lande sich wieder finden zu gemeinschaftlichen höhern Zwecken, so war es der unsrige.

Mit neubelebtem Muthe ging es nun ans Werk; und es ergriffen die neuen Gehilfen mit voller Schweizerkraft jeder das ihm zugetheilte Lehrgeschäft, und mit Lust und Liebe übernahmen sie gemeinschaftlich auch das schwierigste und wichtigste Amt der sittlichen Aufsicht. Zwar noch immer auf dem Gebiete der Elementarlehre der Zahl und Form, waren doch die ältern Zöglinge den Grenzen desselben näher gerückt und beinahe vorbereitet zum Uebergange auf das Feld der Wissenschaft. Sie wurden dem den mathetischen Fächern vorzüglich gewachsenen Baumgartner ganz übergeben, und von ihm, in mehrern Abtheilungen, für diese ernstern Gegenstände so belebt, daß bald der größte Theil seiner Schüler das Studium der Zahl- und Formverhältnisse jedem andern vorzogen. Unter diesen befanden sich selbst Solche, die früher in andern Schulen an der Mathematik, deren formelles Erlernen ihnen dort gewiß viel leichter als hier das reelle Selbstschaffen gemacht wurde, keinen Reiz und keinen Geschmack, sondern nur Widriges und Abschreckendes fanden. Es ward daher die über diesen wichtigen Gegenstand bereits gemachte Erfahrung der Anstalt, die sich hierin den andern Schulen im offenbaren Gegensatze zeigte, für eine ausserordentliche, fast wunderbare Erscheinung gehalten.

Eben so gut führte und besorgte Schneider die jüngern Zöglinge, ebenfalls in verschiedenen Abtheilungen, in den ersten und fortgesetzten Anschauungslehren der Zahl, Form und Sprache, womit er vielseitige aus dem täglichen Leben und der sichtbaren Natur genommene Uebungen zur Entwickelung und Bildung des Sprachorgans, des Gedächtnisses, der Verstandes- wie der Sinneskräfte verband, und so die geistigen Anschauungen in den höhern Klassen anbahnte. Er war es auch, der mit seinem Eifer für sein Lieblingsfach, die Botanik, in dem größten Theil der Zöglinge das schlummernde Interesse an den Schönheiten der Pflanzennatur weckte, sie in dieses Reich der unter Neapels Himmel immer blühenden Wunder einführte, unter sichtbaren Sinn- und Gemüthserhebungen, und so auch die unschuldigen Genüsse der reinsten Freuden mehrte. — Gemeinschaftlich übernahmen beide Freunde die Einrichtung und Leitung der Elementarzeichnungsklasse, und bereiteten in ihr die Schüler zu der schon bestehen-

Digitized by Google

den Klasse der Kunstzeichnung vor. Auch belebte Schneider die gymnastischen Uebungen aufs neue, und mit ihnen wurden gewisse Militärübungen unter der Leitung Baumgartners verbunden, in Absicht auf Stellung, Haltung, Gang und Bewegung. Beide Uebungen sollten die Entwickelung und Bildung der physischen Kräfte der Kinder — ein in Neapel ganz vernachlässigter Zweig der Erziehung — und die körperliche Gesundheit, Stärke und Gewandtheit befördern, der Tanz- und Fechtkunst vorangehen, diese wie jene erleichtern und begünstigen, oder auch ganz überflüssig machen, wenigstens in pädagogischer Rücksicht.

In Allem, was körperliche Uebung und Leibesbewegung in oder ausser dem Hause betraf, hatte die Anstalt einen schweren Kampf mit Launen, Schwachheiten und Vorurtheilen zu bestehen, vorzüglich mit dem Hoch- und Niederadel. Sie meinten, Pestalozzi, der von der physischen Erziehung ausgehend solche körperliche Uebungen aus Grundsätzen systematisch einführte und zur Hauptbedingung der Lebenskraft, der Lebensfreiheit und der Lebenswohlfahrt machte, müßte ursprünglich ein Springmeister gewesen sein. Man begehrte, daß die Kinder, statt dem schweizerischen Springer, dem französischen Tanzmeister und dem italienischen Fechtmeister übergeben würden. Allein die allgemeine Regel, der sich so viele Aeltern gern und freudig unterzogen, litt hier keine Ausnahme, am allerwenigsten zu Gunsten der schwächlichen und verzärtelten Kinder; und es mußten sich die Muttersöhnchen des Marchese und Conte wie des Duca und Principe gefallen lassen, Alles mitzumachen, und mitzuziehen, wohin es immer ging. Dabei wurden einzig und allein die Verschiedenheit der Tages- und Jahreszeiten, aber keine der Person und des Standes in Betracht gezogen, und man achtete nicht der Schwachen und Elenden, die da aus vollem Halse schimpften auf die schwerfälligen, hartköpfigen und hartherzigen Deutschen.

Es war aber nicht allein die Bewegung, sondern auch die Ruhe des Körpers, die der Anstalt viel zu schaffen machte. Der Neapolitaner, von Kindheit an gewöhnt an den Mittagsschlaf, gewöhnt auch seine Kinder daran von Jugend auf, so, daß Alt und Jung nach Tische regelmäßig zu Bette gehen, ruhen oder schlafen. Man achtete gleich anfänglich dieser Sitte des Landes, und ließ sich die von Aerzten unterstützte Aufforderung mehrerer Aeltern, die Kinder zur Siesta anzuhalten, gern gefallen. Es gingen Alle zu Bette. Aber bald nahm man wahr, daß die Wenigsten zur Ruhe und noch weniger zum Schlafe, wohl aber zu Scherz und Muthwillen geneigt waren. Nun überließ man es der freien Wahl der Zöglinge, nach Tische entweder zur Siesta ins Schlafzimmer zu gehen, oder im Gesellschaftssaale sich still und ruhig zu vergnügen. Die Meisten wählten das Letzte, und das Erste nur die trägen, geschwächten und der Selbstbefleckung verdächtigen Knaben. Jetzt hob man die Bett-Siesta ganz auf, und gestattete nur, daß in den Lehrzimmern, wo Stille und Ruhe herrschen mußten, der schläfrige Knabe auf einem Stuhle sitzend oder auf einer Bank liegend ruhen oder schlafen mochte, und die Schlafsäle blieben den ganzen Tag geschlossen. Dies erregte bei zärtlichen Müttern laute Kla-

Digitized by Google

gen. Gönnt er doch, hieß es, den armen Kindern nicht einmal die nöthige Ruhe mehr, achtet nicht auf Landessitte, will Alles germanisiren, und wird noch die Gesundheit unserer Söhne seinen schweizerischen Experimenten und seinem Eigensinne zum Opfer bringen. Besser ein Opfer, erwiederte man, dem guten Gewissen, als der Sünde! Und die Siesta blieb aufgehoben für den Sommer des ersten Jahres.

Im zweiten Sommer kam dieser Gegenstand wieder zur Sprache, wurde aber durch eine lebhafte Standrede des Vorstehers an die versammelten Väter, wovon mehrere des Verderbens viel an ältern Söhnen zu beweinen hatten, auf immer beseitigt. Es wurden nämlich die Hauptursachen der Unsittlichkeit und des Verderbens der Jugend in den öffentlichen Kollegien und Privatschulen, deren es eine Legion in Neapel gab, aufgesucht, und man fand sie theils in dem gänzlichen Mangel alles dessen, was dem Verderben des Kindes, als positives Mittel zu seiner Versittlichung, entweder zuvorkommen sollte, oder Einhalt thun könnte; theils in der Unmoralität und Verdorbenheit seiner Führer, die man Präfekten nennt, und wovon die bessern doch Menschen ohne alle Bildung, rohe und gefühllose Priester, damals meistens losgelassene Mönche waren; theils und hauptsächlich in der barbarischen Organisation des täglichen Lebens in den sogenannten Erziehungs- und Bildungshäusern. Nach dieser versammelten sich die Zöglinge — Jünglinge, Knaben und Kinder von zartem Alter — am Morgen und Abend, und oft auch in später Nacht, im Studiensaale zur Nach- und Vorlese und Bearbeitung der Schulaufgaben; dies nannte man studio camerale, und ward für so wichtig gehalten, daß auch das Kind von sechs Jahren sich dabei einfinden, Stunden lang fest und still sitzen und — studieren mußte, unter Aufsicht des Präfekten. Dieser aber, nur dem Leibe nach da, um des elenden Bissen Brodes willen, den er auf keine andere Weise zu erwerben fähig ist, schläft entweder mit den schläfrigen und abgespannten Kindern, oder sieht halbwachend nicht, was die Wachenden treiben in dem gebannten naturwidrigen Zustande. Es dauert ihm aber dieser bald selbst zu lange; er selbst schmachtet nach Freiheit und frischer Luft oder auch nach andern Dingen; er verschließt die Thür des Studiensaales, damit ihm kein Junge davon laufen und Unfug treiben kann, und eilt, den Schlüssel in der Tasche, nach Toledo, der Hauptstraße des nächtlichen Lustwandels. Daß unterdessen die eingekerkerten Jungen, von unmenschlicher Gewaltthätigkeit überwältigt und an die Fesseln der härtesten Subordination geschmiedet, jetzt im Kerker sich selbst überlassen und frei vom schwarzen Hüter sich sehend, keinen Unfug treiben, daß die unterdrückte Feuernatur sich noch im Zaume halten, sich nicht rächen und nicht der Prießertirannei spotten mag — dies kann der geweihte Präfekt selbst von seinem Schutzheiligen, dem er die junge Heerde empfohlen, kaum erwarten.

Weit weniger noch vermag er dies von dem Schutzheiligen in den Stunden der Siesta, wozu die gesammte Jugend sich bequemen muß, damit die alten Knechte der Gewohnheit und Sinnlichkeit ruhig und ungestört ihres Körpers pflegen können. Um ihres Schlafes willen sollen sich alle Augen schliessen im großen und finstern Saale. Ach, schlössen sich auch alle im ruhigen

Digitized by Google

Schlafe! — Hingeſtreckt auf's weiche Bett, mit erhitztem Blute in friſch gereizten Adern, Nerven und Muskeln, angeſchwellt von neuen Nahrungsſäften zur neuen Lebenskraft, getrieben oft vom Uebermaaſe zu ſtrotzenden Wallungen, die zu dem erwärmtern Marke dringen, zum Gehirn ſteigen, die Phantaſie erhitzen und zur Wolluſt lockende Bilder ſchaffen, die der aufgereizten thieriſchen Sinnlichkeit ſchmeicheln, und dieſe — begünſtigt vom nächtlichen Dunkel, und zur Uebermacht geſtiegen bei der Ohnmacht der Vernunft und ihres in tiefen Thierſchlaf verſunkenen Stellvertreters: was vermag ſie nicht? Und was vermag gegen ſie der Knabe, der ſchwache, keiner Selbſtbeherrſchung, keines Widerſtandes, keiner Erhebung zum Edeln und Göttlichen fähig, ohne Schamhaftigkeit, die längſt erblaßt iſt mit ſeiner Unſchuld, — was vermag der Arme gegen den Andrang der Gewalt der Wolluſt? O, es zeugen zu laut und zu ſtark von ihrem zerſtörenden Gifte die gräßlichen auf der gelbbleichen ſchlappen Jugend tief gegrabenen Furchen der Selbſtverwüſtung, als daß nicht überall ihre ſchreckbare Uebermacht erkannt würde! Ja, die Sieſta iſt es hauptſächlich — ſchloß die Rede —, die unter dem wärmern Himmelsſtriche Neapels das Mark der männlichen Jugend verzehrt, und iſt hier unſtreitig die Haupturſache der frühen Entmannung und Geſchlechtsverkrüppelung *). Die Abſicht, die Sieſta verhaßt zu machen, wurde erreicht ſowohl bei den Vätern, die da einſahen, daß aus ihr das frühere Unglück älterer Söhne und die Leiden der ganzen Familie entſprungen waren, als auch bei denen, deren Söhne durch keine Jugendſünde befleckt, noch mit den ſchönſten Reizen der Unſchuld geſchmückt, in jugendlicher Kraftblüthe ſtanden. Sie blieb auf immer aus der Anſtalt verbannt.

Unter den geſchärften Augen der allgemeinen und beſondern Aufſicht, der ſich kein Zögling zu keiner Zeit und an keinem Orte leicht entziehen konnte, waren die Abweichungen von der einmal eingeführten Lebensweiſe und Tagesordnung immer ſeltener, und es fügten ſich alle täglich mehr ſelbſt nach den ſtrengern Weiſungen zum geſchäftigen und züchtigen Leben, ohne ſpezielle Zuchtgeſetze und ohne alle Zuchtruthe. Es beſtätigte ſich auch hier die goldene Wahrheit, daß da, wo das Böſe mit freundlichem Ernſte abgehalten wird, das Gute ſich von ſelbſt und gern einſtellt. Es zeigten ſich bei der ſehr gemiſchten Menge der verſchiedenartigen Temperamente, Neigungen und Gewohnheiten bald ein ſtärkerer Hang zum ſtillen, ſittſamen und

*) Größer als je waren die Verheerungen unter der männlichen Jugend in der damaligen Zeit durch die ausgetretenen und ausſchweifenden Geiſtlichen, welche das ſogenannte Joch des Mönchthums und des Aberglaubens abwarfen, zur Fahne des Unglaubens übergingen und den kirchlichen und ſittlichen Geſetzen Hohn ſprachen. Ein Theil von ihnen trieb Arges, ja ſelbſt das Gewerbe der öffentlichen Schande; Andere ſtempelten ſich zu Philoſophen, lernten von Deutſchen überſetzte Stücke der Kantiſchen Philoſophie auswendig, und erhitzten damit junge Köpfe, oder errichteten Inſtitute für philoſophiſche Studien, und — wenn dieſe Winkelſchulen ſchon im Laufe des erſten Jahres geſchloſſen werden mußten, weil ſich an ihren Schülern der Weltweisheit ſchändliche Luſtkrankheiten zeigten, eröffneten ſie — Bordelle im eigentlichen Schand- und Gräuelſinne des undeutſchen Wortes.

Digitized by Google

geregelten Leben, mehr kindliche Anhänglichkeit und Ergebenheit, mehr Offenheit und Aufrichtigkeit, mehr Wahrheitsliebe und wahres Ehrgefühl unter den ältern Zöglingen, mehr Schätzung des innern und absoluten Menschenwerthes und mehr Achtung gegen die geistigen und sittlichen Vorzüge — die wahre Menschenachtung. In ihr sah man der Anstalt eigentliches Erwachen zum höhern Leben. Die Hauptsorge war nun, den Zöglingen ihre eigene Persönlichkeit, ihr eigenes Dasein und Leben, dessen schönere Seiten und edlere Zwecke, ihre Verhältnisse, Beziehungen und Berührungen mit andern Menschen und der menschlichen Gesellschaft, den Einfluß der physischen Natur auf ihr tägliches Leben und Gedeihen recht anschaulich zu machen, und sie vorzüglich zur Betrachtung und Empfindung der Wohlthaten und Wunder Gottes zu führen. Hierzu wurden die täglichen Morgen- und Abendunterhaltungen mit den Kindern in mehrern Abtheilungen vorzüglich bestimmt, und diese Bestimmung gab ihnen eine sittlich-religiöse Weihe. Es waren wahrhaft Stunden der Andacht, gefeiert durch ununterbrochene Stille im großen Hause. Mit Erhebungen zu Gott in herzlichen Gebeten schloß sich jede Unterhaltung. Auch hierin spiegelte sich so gern die Anstalt in dem Urbilde des patriarchalischen Hauses von Pestalozzi.

Ausser der täglichen Vereinigung in engern Kreisen wurden an jedem Samstage Abends allgemeine Versammlungen gehalten, worin alle Zöglinge und alle Lehrer der Anstalt sich einfanden, diese mit der Verbindlichkeit, von dem Zustande ihrer Klasse und Schüler allgemeine und spezielle Berichte zu erstatten, und Vorschläge zu thun zur Verbesserung des Ganzen und des Einzelnen; und jene mit dem Rechte, ihre Wünsche, die ihr Wohl zum Gegenstand hatten, vorzutragen, aber auch mit der Verpflichtung, Alles ohne Rückhaltung anzuzeigen, was sie während der vergangenen Woche sahen und hörten gegen die häusliche Zucht und Ordnung, gegen Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, in Worten oder Gebehrden oder Handlungen *). So sollte Jeder frühzeitig lernen Andere mit Billigkeit und Schonung und sich selbst mit Strenge zu beurtheilen, und Hand zu bieten zur Besserung seiner Brüder und zur Erhaltung der Moralität des Hauses.

So stand die Anstalt am Ende des zweiten Sommers, von aussen angewachsen auf sechszig Zöglinge, aus sich selbst emporgekommen und erstarkt durch ihre eigene Kraft; und so konnte sie sich jetzt schon als ein geordnetes Ganzes betrachten von vielen Zweigen und wirksamen Kräften im eingreifenden Zusammenhange. Das Ganze ging einen ruhigen, steten und sichern Gang,

*) In einem Lande, wo die meisten Kinder, vorzüglich die der ersten Stände, unter der schmutzigsten und pöbelhaftesten Dienerschaft aufleben, und dieser Sprache und Gebehrden, Sitten und Laster ablernen, ist strenges Gericht nöthig über Worte, Zeichen, Winke, Stellung und Bewegung: denn hier ist Alles sprechend, Alles bedeutend, oft gedanken- und sinnreich, aber reicher noch an unsittlichen und ekelhaften Deutungen.

Digitized by Google

und nichts hinderte seinen Fortgang. Dieser ward vielmehr durch einen Zuwachs neuer Kräfte sehr befördert, der für die Anstalt so wichtig als ihren Freunden erfreulich war.

Vom Norden her kamen die Brüder Wittich aus der Gegend von Tilsit nach Neapel, und wurden bald Freunde des Hauses, in dem sie sinnverwandte Deutsche fanden. Beide sehr unterrichtete und kraftvolle junge Männer, die das schöne Gepräge ächter Deutschheit auf der Stirn trugen, nahmen bald lebhaftes Interesse an der Anstalt, und zeigten sich geneigt, Theil zu nehmen an ihren Arbeiten. Aber kaum in Neapel angekommen, wurden sie als Preussen, die man eben jetzt — beim Anzuge Napoleons gegen Rußland — lieber unter den nordischen Bundesbrüdern und Waffenträgern, als unter den reisenden Zuschauern im Süden gesehen hätte, unter die strengste Polizei gesetzt, und alle drei Tage vor die obere Behörde derselben gefordert, um Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen zu geben. Endlich erklärte man ihnen, daß sie sich über ihre Geschäfte und Verhältnisse ausweisen und Kaution für ihre Person leisten müßten, im Fall sie länger im Lande bleiben wollten. Wir vertrauten — sagt der Verfasser — der deutschen Männlichkeit, die bei dem Aeltern in stolzem Ernste und bei dem Jüngern in bescheidenem edelm Selbstgefühle sich besonders aushob, und zählten sie zu den Unsrigen. Hierüber ward eine schriftliche Erklärung gegeben, und die Polizeiplage hatte ein Ende.

Der Diensteifer der neuen Freunde wurde sogleich in Anspruch genommen zur Ergänzung und Erleichterung des geographischen Unterrichts. Kaum war mit der mathematischen Geographie ein schwacher Anfang gemacht, und zur weitern Fortsetzung des physischen reichten die früher gezeichneten noch sehr mangelhaften Karten nicht mehr aus. An Lehrbüchern der einen wie der andern fehlte es immer noch; sie mußten auch ferner durch Manuskripte ersetzt werden. Dieser doppelten Noth wollten die Brüder Wittich abhelfen, und legten sogleich Hand ans Werk. Es dauerte nicht lange, und es erschien zur allgemeinen Freude der Anstalt die erste, von dem jüngern Bruder gezeichnete, ganz nach der Idee des Instituts ausgeführte Karte von Europa, nach genauen und bestimmten Ausmessungen und Eintheilungen, mit vollständigen und stark in die Augen fallenden Sachbezeichnungen ohne Namen, nach einem großen Maasstabe für eine zahlreiche Klasse. Sie erhöhte ungemein das schon lebendige Interesse für den physisch-geographischen Unterricht: er ward bald Lieblingsgegenstand der ganzen Anstalt. So wie von Europa, lieferte Wittich in Zeit von einem Jahre auch die Generalkarte von jedem andern Welttheile, einige sehr ausgeführte Spezialkarten von europäischen Staaten und von Alt-Griechenland, und zuletzt einen Planiglob in gleich großem Formate. Seinen Arbeiten lag das große Werk von Malte-brun zum Grunde, aus dem auch das für jede Karte besonders bearbeitete Sach- und Namenverzeichniß genommen war. — Groß war sein Verdienst um die Anstalt, die durch ihn zu einem kostbaren Besitze geographischer Hilfsmittel kam, denen sie einen Theil ihrer Auszeichnung und Nützlichkeit auf einem bis jetzt unangebauten Felde zu verdanken hatte.

Mit gleichem Eifer bearbeitete der ältere Wittich die mathematische Geographie für die reifern, in der Mathematik vorgerücktern Zöglinge. Es gelang ihm, diesen höhern und ernstern

Digitized by Google

Lehrgegenstand jüngern Fassungskräften anzupassen, durch Worte und Zeichnungen zur Anschauung zu bringen, und in natürlicher Stufenfolge, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen fortschreitend, so zu verdeutlichen, daß mit steigender Wißbegierde auch die Neigung zum schwerern Studium des Faches stieg. — Ihm verdankte die Anstalt auch eine treffliche Einleitung in die alte Geschichte nach Bredow, und eine geographische Karte der alten Welt, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Züge Alexanders, und nach dessen Eroberungen vom Indus bis an den Nil.

Bei dem sichtbar guten Erfolge aller Bemühungen in allen Zweigen der Anstalt gewannen Lehrer und Vorsteher, von höherm Selbstgefühle belebt, den Gedanken lieb, die erste öffentliche Probe von ihrem Thun und Wirken zu bestehen. Eine öffentliche Prüfung, die erste der jüngsten unter allen Erziehungsanstalten, bei so hoch gespannten Erwartungen ihrer Freunde und vieler nicht befreundeter Neugierigen, bei den lauten Verdächtigungen mißtrauischer Feinde des Neuen und Bessern und blinder Anhänger des Alten und Gemeinen, und bei den starken Regungen des Neides und der Selbstsucht, — vor einem wahrscheinlich sehr zahlreichen und sehr gemischten Publikum, wovon kaum ein kleiner Theil sich auf den rechten Standpunkt zur wahren Ansicht und richtigen Beurtheilung versetzen, ein desto größerer aber sich für berufene Kritiker und kompetente Schiedsrichter halten möchte, — zu einer Zeit, wo der Kampf zwischen der für Verbesserung des Schulwesens eifernden Kommission und ihren mit den Waffen der lichtscheuen Geistlichkeit streitenden Gegnern am heftigsten war, — wahrhaft ein gefährliches Unternehmen! Doch was unternimmt nicht der Eifer für eine theure, geliebte Sache? Die Prüfung ward beschlossen, und alle Lehrer schritten mit Lust und Ernst zur Vorbereitung.

Sich selbst gab der Vorsteher der Anstalt die Aufgabe: das Publikum vorläufig in die Anstalt gleichsam einzuführen, und mit Allem, was da geschieht, mit den Gründen, warum es geschieht, und mit den Absichten, wozu es geschieht, umständlich bekannt zu machen, damit es wüßte, was an den Deutschen wäre und nicht sein könnte, was man von ihnen zu erwarten und nicht zu fürchten hätte, und was sie hingegen von Seiten der Aeltern und der Gesellschaft voraussetzen, wünschen und fordern müßten zur Beförderung ihrer Zwecke. Er schrieb sein erstes und ausführliches Wort über die Anstalt, ihre Grundsätze, Absichten und Einrichtungen, eine fast acht Bogen starke Schrift, die mit Bewilligung der Regierung gedruckt ward, und einige Tage vor der auf den 1 Oktober festgesetzten Prüfung erschien *).

Das, was den Gehalt der Schrift gleich beim Anfang ankündigen und den Geist und das Wesen der Anstalt karakteristisch bezeichnen sollte, war (sagt der Verfasser) die Erklärung beim Eingang, daß wir uns zur Pestalozzischen Methode bekennen, und daß wir hauptsächlich

*) Unter dem Titel: Idee generali sulla educazione per servir di base all' organizzazione dell' istituto di *Giorgio Francesco Hofmann*. Napoli 1812.

auf die Grundsätze und Ideen derselben, als auf die einzig wahre und feste Grundlage der Menschenbildung, unsere Anstalt errichtet, und nach ihnen die Mittel und Zwecke derselben bestimmt und festgesetzt haben, zufolge unserer eigenen vieljährigen höchst theuern, in der Mutteranstalt zu Iferten selbst gemachten Erfahrungen. Bei dieser Erklärung wies ich vorzüglich auf das in französischer Sprache abgefaßte, in Mailand gedruckte und in Neapel eben erschienene Werk des Hrn. Julien *), das sich schon in den Händen der Königin befand, und von dem Gouverneur ihrer Kinder, dem Ritter Baudus, schon gelesen und nach Verdienst gewürdigt war. Auch erwähnte ich in der Einleitung des allerdringendsten Bedürfnisses der Menschenbildung, wofür bei vielem Thun und Treiben der Schulen noch nichts geschah **), des daraus geleiteten starken Motivs zu unserm pädagogischen Unternehmen, und endlich auch der dazu ermuthigenden Thatsache, daß die öffentliche und Privaterziehung zum Gegenstande der Staatssorgen erhoben, und dieser insbesondere das mütterliche Herz der Königin einnehme ***).

Der kurzen Einleitung folgten nun die allgemeinen Ideen über Erziehung in gedrängter Kürze und in der Ordnung, wie sie die im bestimmtesten Stufengange fortschreitende naturgemäße Entwickelung und Bildung der verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten herbeiführt; und es ergaben sich nothwendig die den ganzen Menschen umfassenden Bestimmungen, zuerst der physischen, dann der intellektuellen und zuletzt der sittlich-religiösen Entwickelung und Bildung. Damit schließt sich der erste Theil der Schrift. Der zweite stellt die bestehende, auf die vorausgeschickten Ideen gegründete Organisation der Anstalt dar, und zwar zuerst die des Unterrichts in den drei verschiedenen, nach eben dem progressiven Naturgange von den Anschauungen der äussern Sinne zu denen des Verstandes und der Vernunft, gebildeten Hauptklassen, und die Organisation des täglichen Lebens. Dieser sind freimüthige an die Aeltern gerichtete Erklärungen angereiht, die auf das bestimmteste kund thun sollten, daß es der Anstalt um Menschenbildung zu thun sei.

Sehr verschieden war, wie vorauszusehen, das Urtheil über den Inhalt der Schrift. Vielen war der darin aufgestellte Begriff der Erziehung, die Bestimmung der Mittel und Haupt-

---

*) Unter dem Titel: Esprit de la méthode d'éducation de M. Pestalozzi, par M. *A. Julien*, chevalier de la légion d'honneur, membre de la société philotechnique de Paris, de l'académie celtique, de la société académique des sciences et des arts de Paris etc. Milan 1812.

**) Die hierüber ausgesprochenen Worte sind folgende: „E ben doloroso l'osservare che, malgrado tutti gli sforzi, le cure e le intraprese, che si son fatte per l'educazione, non si raccolgiono che scarsi frutti, di cui *l'umanità* non può rimaner soddisfatta. La maggior parte ricorre all' educazione sola per aver di che vivere, o per poter aspirare agli onori, o far una luminosa comparsa sul teatro di questo mondo. Ma tutti costoro che fanno per *l'uomo* et la sua *dignità*? Nulla: poichè manca ad essi lo spirito dell' educazione, cioè i suoi principj, i suoi mezzi e le sue intenzioni."

***) Die Worte dieser Erwähnung, denen man in der Folge eine gehässige Deutung geben wollte, lauten also: „Mi trovo tanto più animato a questa impresa, quanto che si vede la pubblica e privata educazione diventar l'oggetto più interessante dello stato, e *tutto occupare il cuore veramente materno della nostra Augusta Sovrana.*"

Digitized by Google

zwecke derſelben, beſonders aber das Kapitel über ſittliche und religiöſe Bildung, gar anſtößig. Es ärgerte ſie vorzüglich die unumwundene freie Behauptung, daß die Geiſtesfreiheit und die ſittlich-religiöſe Selbſtſtändigkeit das einzige abſolute Gut des Menſchen und die wahre Frucht der Erziehung und Menſchenbildung ſei. Man fand in ihr gefährliche Neuerungs- und Aufklärungsſucht, franzöſiſchen Revolutionseifer u. dgl., und es hieß: „Wenn dem Miniſter des Innern die Schrift, ehe ſie gedruckt wurde, zu Geſicht gekommen wäre, ſo würde ſie die Bewilligung des Druckes nicht erhalten haben.“

Es gewann aber das günſtige Urtheil über das ungünſtige bald ein ſtarkes Uebergewicht. Männer von Bedeutung und Einfluß erklärten ſich laut für die aufgeſtellten Grundſätze, und ihre öffentlichen Erklärungen geboten Stillſchweigen. Vorzüglich ſprach Herr Baudus, der im Erziehungsfache die entſcheidendſte Stimme hatte, das günſtigſte Urtheil zur großen Freude der Anſtalt ſchriftlich aus *), und wider alles Vermuthen erſchien ein ausführliches Urtheil über die Schrift in öffentlichen Blättern, das die erwünſchte Wirkung auf's Publikum hoffen ließ; ein Urtheil, das einen tiefdenkenden und hochherzigen Mann und einen warmen Freund der Anſtalt verrieth. Als ſolchen gab er ſich nach der Prüfung zu erkennen.

Der Tag der Prüfung erſchien. Sie wurde in der erſten Stunde des geſchäftfreien Abends vor einer ſo zahlreichen Verſammlung eröffnet, daß der weite Raum des großen Saales ſie kaum faſſen konnte. Nach dem feſtgeſetzten Plane ſollte in dieſer erſten Prüfung hauptſächlich der Geiſt und das Weſen der Methode an den Kindern ſelbſt recht offenbar werden. Zu dieſem Ende ging man bei jedem methodiſch behandelten Unterrichtsfache von den erſten Elementarpunkten aus, und zeigte, daß und wie an ihnen ſelbſt die Elementarkraft von Stufe zu Stufe recht entwickelt und bethätigt, als Produktivkraft hervortritt und die Erkenntniß ſchafft. Auf jedem Gebiete der Sprache, Form und Zahl traten zuerſt die jüngſten, nach ihnen die mittlern und dann die älteſten Zöglinge auf, den gleichen Gegenſtand anfangend, fortſetzend und ausführend. Mit dieſem Stufengange ſtieg das Intereſſe der Verſammlung; ſichtbar ward das Wohlgefallen, laut der Beifall. Schon ſchien die Erwartung übertroffen. Es überraſchte ſie aber das Unerwartete. Auf einmal zeigten ſich die ältern Zöglinge auſſer den Schranken der Elementarlehre auf dem freien Felde der Mathematik mit einer Sicherheit, Klarheit und Fertigkeit in ihren arithmetiſchen und geometriſchen Auflöſungen, die Bewunderung erregten, um ſo mehr, da Alles mit dem Bewußtſein eigener Ueberzeugung vorgetragen, den Stempel der Eigenthümlichkeit und Originalität an ſich trug. Es erprobte hierbei vorzüglich Baumgartner die Fülle ſeiner Kraft und ſeine Gewandtheit in der Anwendung ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe auf's praktiſche Leben.

„Weit über unſere eigene Erwartung“, berichtet einer von den ſchweizeriſchen Lehrern, „gelang dieſe erſte Probe der Anſtalt in Allem, was methodiſch behandelt wurde, und dazu

*) In einem männlich-ſchönen Briefe, der in ſeinem ganzen Inhalte dem Werke ſelbſt beigefügt werden wird.

Digitized by Google

gehörten auch die Geographie und Botanik. Aber auch in den Fächern des positiven Unterrichts der italienischen, französischen, deutschen und englischen Sprache und der alten Geschichte blieben unsere Wünsche nicht unbefriedigt. Ganz befriedigend waren die Fortschritte in den Kunstfächern. Was aber unsere Zufriedenheit am meisten erhöhte, waren die in den drei Tagen der Prüfung fortdauernde Heiterkeit und Lieblichkeit der Kinder, ihre Unbefangenheit und Zuversicht auf ihr Wissen und Können, und ihre bescheidene Theilnehmung am verdienten Lobe. Hierin erkannten wir der Anstalt schönste Seite und unsere erfreulichste Hoffnung."

Von eben dieser wichtigsten Seite ward sie auch von vielen Freunden vorzüglich ins Auge gefaßt und richtig beurtheilt. Dies sprach auch ein nach zwei Tagen schriftlich eingesandtes Urtheil aus — das Urtheil eines der wichtigsten Staatsmänner der damaligen Zeit, des Generalsekretärs des Staatsrathes, Hrn. Manfi, eines Toskaners, des nämlichen ausgezeichneten Mannes, der das oben erwähnte Urtheil über die Schrift, wie dieses über die Prüfung, in öffentliche Blätter einrücken ließ, sich nun zu erkennen gab, und für den erklärtesten Freund der Anstalt gehalten wissen wollte.

In Folge der gelungenen ersten Probe wurden der Anstalt von mehrern Seiten neue Zöglinge zugeführt. Die meisten davon kamen aus königlichen Kollegien und aus andern Privatanstalten; wurden zwar aufgenommen, mußten aber, obgleich in Jahren vorgerückt, auf eine ihrem Bedürfnisse angemessene niedere Stufe der Geistesentwickelung zurückgeführt werden; andere von ihnen, mit den sichtbarsten Zeichen des Selbstverderbens, in einem Alter, das wenig Rettung erwarten und desto mehr Gefahr für Andere fürchten ließ, wurden unter dem bestmöglichen Vorwande abgewiesen. Solche hingegen, die noch Hoffnung zur Besserung zuliessen, erhielten bedingten Zutritt auf kürzere oder längere Zeit, in der sie die Reinigungsprobe zu bestehen hatten in der nun eingeführten Gesundheitsquarantaine. Bestanden sie die Probe, so traten sie in die Reihe und Rechte der Uebrigen, blieben aber doch noch lange unter spezieller Aufsicht; im widrigen Falle wurde auf ihre Entfernung angetragen, und beschleunigten diese die Aeltern nicht, so that es die Anstalt ohne alle Nebenrücksicht. Hier galt kein Ansehen, als das des allgemeinen Sanitätsgesetzes. — Der Macht dieses strengen Gesetzes mußten mehrere Söhne von gewaltigen mit Stern und Kreuz dekorirten Vätern weichen, und unter ihnen auch der Sohn des von Reichthum und Ahnenstolz aufgeblähten Kalabresen, der auf jeden Widerspruch mit der rohesten Brutalität nach der Landeswaffe, dem Dolche, griff; so wie der Sohn des durch Bravour und Beute großmächtig gewordenen französischen Obergenerals. Ja, es mußte auch dem Gesetze weichen der einzige Sohn des edeln Vaters und geliebten Freundes der Anstalt, der in dem frühern Verderben seines Lieblings sein eigenes Grab sich öffnen sah *).

*) Unglaublich, aber auch unbeschreiblich sind oft die Verwüstungen an Kindern des zartesten Alters männlichen und weiblichen Geschlechts. Der einzige Sohn des zärtlichsten Vaters hatte kaum sieben Jahre, und

Digitized by Google

Es hatte sich aber auch die Anstalt durch die strenge Handhabung des Sanitätsgesetzes manche harte Kränkung und selbst Schaden zugezogen; aber sie wurde dafür aufs schönste mit dem Besten belohnt — mit dem unbedingten vollkommensten Vertrauen: sie ward für das einzige wahre Erziehungshaus gehalten, und hieß das deutsche Asyl der Unschuld. Konnte sie sich einen schönern Namen erwerben? Wahrlich, sie bedurfte keiner andern Aufmunterung zu neuen Anstrengungen im neuen Schuljahre!

Erst im Laufe des Jahres 1813 wurde über die im ganzen Königreiche einzuführende neue Schul- und Studienordnung entschieden, und zwar nach dem Plane der vom Minister Zurlo begünstigten Priesterzunft. Das Erste, was der Anstalt von der neuen obersten Schulbehörde zukam, war ein Reglement für alle öffentliche und Privatanstalten, das die Erfordernisse, Bedingungen und Verpflichtungen sowohl derjenigen, die eine Schule oder Pension errichten wollten, als auch der bloßen Gehilfen und Lehrer, festsetzte; — Statuten, die auch auf die schon bestehenden Anstalten rückwirkend ausgedehnt wurden. Kraft dieser Statuten hatte jeder Vorsteher und Lehrer sich vor Allem als Katholik mittelst seines Taufscheins auszuweisen, eine strenge Prüfung seiner Kenntnisse und Fähigkeiten zu bestehen, die Sittlichkeit seines Wandels durch gültige Zeugnisse zu beurkunden, und, wenn er tüchtig und würdig befunden, der allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche den Treu- und Glaubenseid zu schwören, und endlich als Vorsteher sein Patent und als Lehrer sein Diplom gegen die gesetzlich stipulirte Geldtaxe zu erheben.

Obgleich dieser Vorbote der kommenden Ordnung das Gepräge des Mönchthums aus dem Mittelalter an der Stirne trug, und gar nicht das Licht verkündete, das die früher eingetretene, freilich nicht ganz heitere Morgenröthe erwarten ließ; so brachte er doch die Hoffnung mit, daß dem gröbsten Unfuge auf dem Gemeinplatze des schimpflichsten Gewerbes — dem schändlichen Treiben der vielen Winkelschulen ein Ende gemacht, und so durch Beseitigung des Schlechten und Gemeinschädlichen die Bahn gebrochen würde zum Guten und Gemeinnützigen. Aber wie bald verschwand nicht auch diese Hoffnung wieder! Die über die Fähigkeit und Würdigkeit entscheidenden Prüfungen, worauf jetzt Alles ankam, wurden auf mehrere Jahre verschoben, und — man denke! — es wurde, ohne Frage und Unterschied, Jeder, der da war und kam — der ganze große Haufen Pfuscher und Verderber im Reiche Gottes, bei seinem Gewerbe bestätigt oder dazu auf- und angenommen, der den Taufschein vorzeigte und den Kircheneid schwur. Darauf erhielt er von der betreffenden Fakultät der Universität das in aller Form ausgefertigte, mit dem eingekapselten Großwappensiegel versehene, von dem Generaldirektor und

---

seine Geschlechtstheile waren schon so abgeschwächt, empfindungslos und verwüstet, daß man auf ein viel früheres Verderben schließen mußte. Es fand sich auch wirklich, daß dieses schon im fünften Jahre seines Alters begann, unter den Händen eines Mädchens von zehn Jahren. Der Knabe war unheilbar.

Digitized by Google

einem Divisionschef der obersten Schulbehörde, dem Rektor der Universität, dem Fakultäts-Dekan, dem Generalsekretär und andern Schreibern unterzeichnete stattliche Lehrerdiplom, gegen baare Bezahlung von sechszig Franken. Eben so leicht konnte man auch gegen einen alle Jahre zu erstattenden Geldtribut das sogenannte Pensionatspatent erhalten, gleich dem Schuster, Schneider und Krämer, dem Quacksalber, Marktschreier und Possenreisser, die in jedem Winkel der Stadt ihre Boutique, Zelte oder Schaubühne aufschlagen und ihr sauberes Gewerb treiben können, wie und wann sie wollen, unter dem Schutze des obrigkeitlichen Patentes. — Die Diplom- und Patent-Operation nannte man laut und öffentlich eine niedrige Geldspekulation, und nach ihr würdigte man den Eifer der neuen Schulreformatoren.

Dem Geiste des bessern Theils der Statuten zum Hohne mußte man jetzt der bloßen Macht geistloser Formalitäten fröhnen. Da wir aber — sagt der Verfasser — das zur Gesetzeskraft erhobene erste Gebot der Tauf- und Glaubenszeugnisse nicht erfüllen konnten, indem ich zwar Katholik, aber mit keinem Taufscheine versehen, und meine schweizerischen Freunde Protestanten waren: so sahen wir jetzt, da die Nebensache zur einzigen Hauptsache gemacht worden, große Schwierigkeiten vor uns, die wir zu bekämpfen hatten, sehr zweifelnd an dem glücklichen Erfolge.

Von der obersten Schulbehörde an die der Universität gewiesen, fanden wir an dem damaligen Rektor, der Professor der Rechte war, und an dem Kanzler zwei Männer von edler Denkart. Ohne die Verschiedenheit der Religion zu berühren, nahmen sie die ins Italienische übersetzten Taufscheine meiner Freunde auf Treu und Glauben an, legten ihnen die gedruckte in lateinischer Sprache abgefaßte Eidesformel vor, und liessen sie mit halblauter Stimme ablesen. Nachdem dies geschehen, war Alles geschehen, und die beiden Schweizer erhielten ihr Diplom als Lehrer, gegen hundert und zwanzig Franken. Nicht so geschwind war meine Person abgefertigt. „Sie haben", sagte der Rektor in freundlichem Scherze zu mir, „weder Tauf- noch Geburtschein, und doch glauben wir, daß Sie geboren sind — nam qui existit, natus est — und zweifeln nicht, daß Sie auch getauft sind. Es handelt sich aber hier von Formalitäten, die wir wie Sie zu beobachten haben. Allein das erforderliche Zeugniß könnte leicht durch eine hier akkreditirte obrigkeitliche Person Ihres Landes ersetzt werden, mittelst einer Erklärung, daß Sie von katholischen Aeltern geboren und in der katholischen Kirche getauft seien. Diese Erklärung legen Sie dem Minister des Innern vor, und er wird Sie ohne Anstand für geboren und getauft halten, wie es in ähnlichen Fällen oft geschah."

Nach einigen Tagen — erzählt der Verfasser weiter — hatte ich eine solche Erklärung von dem damals in Neapel residirenden Minister der baierischen Regierung, Bischof von Häfelin, erhalten und dem Ministerium übergeben. Hier aber erhoben sich große Bedenklichkeiten, angeregt von verborgenen Feinden unserer Anstalt. Diese Feinde waren ein sizilianischer Priester und sein mächtiger Anhang im Ministerium. Es stand nämlich der Priester auch an der Spitze einer Privaterziehungsanstalt. Man erkannte aber den Baum an seinen Früchten, und — viele

Digitized by Google

Aeltern zogen ihre Söhne zurück, und mehrere davon wurden von uns aufgenommen, aber auch mehrere abgewiesen als unheilbare Schüler der berüchtigten Anstalt. Der beschimpfte Priester ward unser grimmigster Feind, und mit ihm zürnte auf uns sein an dem Geldinteresse seines sehr einträglichen Gewerbes theilhabender Freund im Ministerium, der Chef des Departements des öffentlichen Unterrichts, — ein Mann, der, wegen Gräuelthaten dem Schwerte der Gerechtigkeit kaum entgangen, sich nur mit den Waffen der Bestechung und der Macht der Weiberintrigue noch behaupten konnte. Und dieser Mensch war es nun, der mein Anliegen dem Minister vorzutragen hatte. Nach seinem Antrage sollte ich, in Ermanglung des ersten und wichtigsten Dokuments, weder Diplom noch Patent erhalten, und die Anstalt sollte provisorisch geschlossen werden. Davon benachrichtigt, eilte ich zu meinem Beschützer, dem Ritter Baudus, und erhielt, doch erst auf dessen wiederholte Aufforderungen und Drohungen, Diplom und Patent.

Es trat nun die Anstalt in die Reihe der vom Staate anerkannten und privilegirten Institute, und in das besondere für Privatinstitute bestimmte Amtsverhältniß mit der obersten Schulbehörde und den Schulinspektoren. Diese sollten nach den Statuten die bestehenden Anstalten von Zeit zu Zeit besuchen, um ihren scientifischen und moralischen Zustand genau kennen zu lernen und die Generaldirektion in gehörige Kenntniß davon zu setzen. Es mußten zu diesem Behufe tabellarische Verzeichnisse der Lehrgegenstände, Lehrbücher, Lehrstunden und Lehrer eingereicht werden, zur Uebersicht des Ganzen. Die Anstalt that sogleich das Ihrige, und erwartete nun den Amtsbesuch der Inspektoren von einem Tage zum andern, von einer Woche zur andern, von einem Monate zum andern: vergebens. Das Einzige, was auf die Einsendung der Tabelle erfolgte, war die ernstliche Aufforderung, den von der Regierung vorgeschriebenen neuen Katechismus in alle Klassen des Instituts einzuführen *), und den Lehrer der italienischen Sprache und den Schreibmeister anzuhalten, die Lehrbewilligung einzuholen und die Statutengebühr zu entrichten. Kein anderes Lebenszeichen der neuen Schulbehörde war der Anstalt im Laufe des ganzen Jahres zugekommen.

Was war auch vom Leben derer zu erwarten, die ihr zur Beförderung der Geistes- und Menschenkultur unternommenes Reformationswerk mit einem elenden Katechismus begannen, und diesem in anderthalb Jahren nichts als einige noch weit elendere Schulbücher folgen ließen?

---

*) Lange ward in den öffentlichen Schulen, und besonders in den von Franzosen errichteten Privatanstalten, mit dem ins Italienische übersetzten Napoleonischen Katechismus Götzenunfug getrieben, mit der niedrigsten Schmeicheleі, womit man, wie fast überall, auch in Neapel dem Uebermächtigen huldigte, so in dem Tempel der Gottheit wie in den Tempeln der Musen, den Buden der Mode und allen Gewölben des feinern oder gröbern Sinnengenusses. Die Regierung glaubte nun dem Unfug mit dem Kaiserkatechismus steuern zu müssen, und führte statt dessen einen Königskatechismus ein, dem man es aber, bei allen Veränderungen, doch ansah, daß bei der neuen Gestaltung der neue Kaiser dem neuen Könige zum Model gesessen.

Digitized by Google

Darunter war auch ein neues Lehrbuch der Philosophie von einem Manne, dessen Auge, nur an den Schimmer geweihter Kerzen, nicht an Gottes Tageslicht gewöhnt, selbst nicht die sanften Strahlen der Morgenröthe ertragen konnte. Er sammelte, was des Aufhebens längst nicht mehr werth geachtet — zerbrochene Formen und alte Scherben von Mönchstöpfen, und bildete und kittete ein neues Gefäß daraus für die studierende Jugend: aus ihm sollte sie Weisheit schlürfen, den modernen Philosophen zum Hohn und Trotz *). Was war von dem hochgelehrten Vereine zu hoffen, dem es nicht einmal gelang, eine von ihm ausgegangene literarische Zeitschrift, die erste und einzige in Neapel während der französischen Oberherrschaft, weiter als auf einige äusserst magere Hefte fortzuführen, und dieses sein erstes und eingebornes Kind bald nach der Geburt unbedauert dahin sterben sehen mußte, gleich einem verunglückten Kinde verbotener Liebe? **)

Und doch — wer sollte es glauben! — erschien von eben diesem Vereine am Ende des ersten Jahres seiner Amtsführung schon ein gedruckter ausführlicher Bericht, etwa hundert Quartseiten stark, — ein offizieller Bericht von Allem, was er in so kurzer Zeit mit Gottes Beistand gethan und geleistet, und noch thun und leisten werde. Es lohnete sich wirklich der Mühe, diesen Bericht mit den Beleuchtungen der notorischen Wahrheiten und offenbaren Thatsachen der Zeit und des Tages, der Menschen- und Kulturgeschichte unsers Jahrhunderts zu überliefern. Gelehrter Prunk, redneriſche Künste, poetische Zierrathen, Schmuck mit fremden Federn, eigener Flitter und prahlerisches Eigenlob waren es, womit man Alles, was Andere in andern Ländern Rühmliches und vor aller Welt Leuchtendes thaten, zu verdunkeln oder in Schatten zu stellen suchte.

Unter den neuern Früchten der Anstalt sollten nun auch die ersten Proben der Gesangbildung erscheinen. Gesang soll und darf in keiner Erziehungsanstalt fehlen; denn nichts belebt und erfreut, erhebt und veredelt mehr, als seine Zauberkraft. Es trat daher, gleich beim Anfange der Anstalt, die Gesanglehre als Bildungsmittel in die Reihe der Lehrgegenstände, dessen elementarische Behandlung der Vorsteher selbst um so zuversichtlicher übernahm, da ihm

*) Die dickste Finsterniß waltete noch in Neapel auf dem Gebiete der Philosophie. Diejenigen, die sich aus dem heimischen Kreise der Mönchsscholastik auf ein fremdes Feld verirrten, führten beständig Locke, vorzüglich ihren Liebling Condillac im Munde, und lachten herzlich über die deutsche weltweise Schwerfälligkeit. Ueber den Haufen erhaben sprach einmal ein Staatsrath über das, was am meisten noth thäte, über die Ausreinigung der philosophischen Lehrsäle, und sagte französischen und neapolitanischen Großen ins Gesicht: „Es gibt jetzt nur eine Nation, die sich der Philosophie rühmen kann; zu ihr müssen alle wallfahrten, die dazu gelangen wollen; und diese Nation ist die deutsche.“ Der ehrliche Mann hatte Mühe, sich die Erzürnten vom Halse zu schaffen.

**) An guter Aufnahme dieser Zeitschrift, wäre sie nur lesenswerth gewesen, hätte es doch nicht wohl fehlen können, da in der großen Hauptstadt und im ganzen Lande kein anderes periodisch-literarisches Blatt, und überhaupt, ausser dem französischen Parteiblatte, nur eine einzige Zeitung (der Monitore delle due Sicilie) bestand, in der zuweilen literarische Anzeigen erschienen.

Digitized by Google

früher im Peſtalozziſchen Inſtitute der erſte Verſuch in dieſem Fache vollkommen gelungen war. Er folgte ganz der Anleitung der neuen, ihm von ſeinem Freunde Pfeiffer im Aargau mitgetheilten und liebgewordenen Geſangbildungslehre, die bereits an dem in Neapel eben anweſenden berühmten Tonſetzer Simon Maier aus Bergamo einen großen Gewährsmann gefunden hatte. Aber wie, rief man bald mit niederm Spotte, ein Deutſcher unter uns mit einer neuen Geſangbildungslehre?! — Man ſchrie über dieſe Vermeſſenheit ſo heftig, als wäre die Nationalehre und das ſtolze Vorrecht der erſten und einzigen Muſikſchule bedroht. Indeſſen ward der Geſangunterricht ſchon zum Lieblingsgegenſtande vieler Zöglinge, und ſelbſt der mehrſtimmige Geſang kleiner deutſcher Lieder, wovon Text und Muſik, meiſtens vom Kinderfreund Pfeiffer komponirt, für's jugendliche Alter paßten, zur Lieblingsunterhaltung der freien Abendſtunden im frohen Kreiſe von Schülern und Lehrern geworden, den oft Aeltern und Jugendfreunde erweiterten, die der muntere, oft auch rührende Geſang anzog. So vorbereitet ſollten nun die Schüler zum Kunſtgeſange nach Grundſätzen und Regeln geführt, und zu dieſem Ende der Leitung eines gebildeten Muſikers übergeben werden.

In Neapel, unter dem Heere von Tonkünſtlern, den Mann aufzufinden, deſſen die Anſtalt zu ihren Zwecken bedurfte, war unmöglich; ihr Bedürfniß erheiſchte ja einen Mann, der, das Kindliche und Menſchliche im Zögling erkennend und ſelbſt das Göttliche ahnend, daſſelbe durch Muſik und Geſang zu ergreifen und zu erheben wüßte mit pädagogiſchem Sinne und Gemüthe. Solcher fand ſich auſſer Neapel an den Grenzen des Königreiches, in einem Thale von Monte Caſſino. Hier lebte ſeit vielen Jahren Reinhard, ein Sachſe, meiſtens im Umgange mit den muſikaliſch gebildeten Mönchen dieſer ſonſt ſo reichen als berühmten Abtei, hauptſächlich der Tonkunſt. Man hörte Rühmliches von ihm, ſuchte ihn, fand ihn geneigt, ſich mit den Deutſchen in Neapel zu vereinigen, und in wenigen Tagen befand er ſich in ihrer Mitte. Gründlich und ſehr erweitert waren ſeine Kenntniſſe in der Muſik, beſtimmt und heiter ſeine Anſicht der muſikaliſchen Bildung, und bald war er gewonnen für die neue Geſanglehre. Die geübtern Schüler wurden nun von den Anfängern getrennt und dem neuen Lehrer übergeben zum gründlichen theoretiſchen Unterrichte, verbunden mit vielſeitigen Uebungen zur Bildung des ſchönen Geſangs.

Dem Ende des dritten Schuljahres entgegen rückend, hatte ſich die Anſtalt für die zweite öffentliche Prüfung vorzubereiten, die ihr, neben mehrern andern Gründen, auch darum noch wichtiger als die erſte ſchien, weil ſie auch der neuen Schulbehörde Rechenſchaft von ihrem Thun und Wirken zu geben hatte. Eine befriedigende Rechenſchaft aber war kaum denkbar, wenigſtens ſehr erſchwert durch die von der neuen Behörde längſt geäuſſerte Abneigung gegen die Anſtalt. Sie fand in ihrer Abweichung vom allgemeinen Schulplane eine Vermeſſenheit und ſchrankenloſe Willkühr. Man rieth uns daher — ſchreibt der Verfaſſer — die diesjährige

Digitized by Google

Prüfung nicht so gar öffentlich, sondern in der Stille abzuthun im Kreise der Aeltern und Verwandten. Wir verschmähten aber diesen Rath und folgten unserm bessern Gefühle.

Diese zweite öffentliche Probe der Anstalt, die man ebenfalls ganz gelungen nannte, war es vorzüglich, wodurch sie das bereits gewonnene Vertrauen unerschütterlich befestigte, aber auch manchem Vorurtheile und Zweifel kräftig begegnete. Zu ihren Freunden erklärte sich nun mehr als Einer, der aus Unkenntniß oder Mißverständniß sie für ein bloßes Elementarinstitut hielt, das nicht geradezu oder zu langsam zur wissenschaftlichen Bildung führte. Auch äusserten mehrere bedeutende Glieder der Generaldirektion, die, obgleich dem Scheine nach nicht von Amts wegen, der Prüfung beiwohnten, ihre Zufriedenheit, welcher Aeusserung man das Gewicht des obrigkeitlichen Beifalls gab.

Zu den erweiterten Lehrgegenständen der Anstalt trat, beim Beginnen des vierten Lehrkurses, auch die lateinische Sprache für diejenigen Schüler, die zu einer literarischen Bildung vorbereitet werden sollten. Daß dieser so wichtige Gegenstand erst jetzt und nicht früher eingeführt worden, war dem Grundsatze der Anstalt gemäß, ihre Zöglinge nicht eher mit todten Sprachen zu beschäftigen, bis sie in ihrer lebenden Muttersprache die nöthigen und zum Erlernen jener unentbehrlichen Kenntnisse erlangt haben würden. Galt es doch auch zugleich der Bekämpfung des gemeinschädlichen Vorurtheils, das in Neapel die sämmtliche Jugend noch festhält in den drückendsten Fesseln des lateinischen Unwesens. Hier wurde noch ganz im Geiste der geisttödtenden Schulpedanten der finstern Mönchszeit der arme Knabe, ehe er noch zur klaren Quelle seiner Muttersprache einen Schritt gethan, aus der ihm sein erstes geistiges Leben quellen sollte, zum unlautern Teiche des verdorbensten Lateins geführt. Aus ihm allein mußte er viele Jahre lang sich täglich übersättigen an der kraftlosesten Nahrung, den Verstand zerrütten und den Geschmack verderben *). Der Muttersprache ward nicht gedacht. Um ihrer selbst willen, die an Anmuth und Wohlklang alle ihre lebenden Schwestern weit übertrifft, an Bestimmtheit, Bündigkeit und Kraftfülle keiner nachsteht, und nur an Bildsamkeit, Reichthum und an lebendiger, das Innere und Innigste treffender Natur- und Gemüthsbezeichnung der deutschen den Vorzug zugestehen muß, — noch mehr aber um ihres pädagogischen Nutzens willen, indem sie als Muttersprache, wo nicht das kräftigste, doch das reichhaltigste Entwickelungs- und Bildungsmittel, und zur Erlernung anderer Sprachen als Verständigungsmittel unumgänglich nöthig ist, räumte

*) Es hatte zwar der um die Jugend verdiente Pater Soave durch seine lateinische Sprachlehre auch das gründliche Lernen der italienischen in die Schulen einführen wollen, indem er beide, so nahe verwandt, auch vereint auftreten ließ; allein sein Werk fand in Neapel bei Wenigen gute Aufnahme. Die Meisten blieben bei der längst hergebrachten und überall eingeführten Grammatik von Porto-Reale, in der alle Regeln in reimende lateinische Knittelverse gebracht und auswendig gelernt werden zum lauten Ableiern. Man denke sich eine solche vielstimmige Lateinschule, worin der schwarze baßbrummende Maestro mit neapolitanischem Gebehrdenspiele den Takt schlägt mit Händen und Füßen auf Tische und Köpfe!

Digitized

man ihr unter allen Lehrfächern den erſten Platz ein, und achtete nur den ſeiner Mutterſprache kundigen Zögling für befähigt und vorbereitet zum ernſtern Studium der lateiniſchen Sprache. Wie viel aber auch derſelbe von der Sprache des angrenzenden Latiums, wenigſtens der Bedeutung nach, ſchon verſtand, ward in der erſten Stunde des lateiniſchen Sprachunterrichts auffallend erwieſen. Man fing denſelben mit dem ſchon bekannten und beliebten Gegenſtande der römiſchen Geſchichte nach Eutrop an, und die Schüler wunderten ſich, daß ihnen die Bedeutung der meiſten vorkommenden lateiniſchen Wörter und ganzer Sätze verſtändlich war, wie die Erzählung ſelbſt. Sie verwunderten ſich aber noch mehr darüber, daß die Erlernung dieſer Sprache für eine ſo ſchwere Sache gehalten, und ihr faſt ausſchließlich die ganze Jugendzeit gewidmet und geopfert werde *). Feſt ſtand unſer Grundſatz: daß die Vorkenntniß der italieniſchen Sprache das Studium der lateiniſchen ungemein erleichtere, dieſer alſo vorhergehen müſſe, und letztere durch den Reiz eines intereſſanten Gegenſtandes dem jugendlichen reifern Alter ſehr anzüglich gemacht werden könne.

Noch ward der Wunſch nach einem geräumigern, bequemern Lokale genährt. Theilnehmenden Freunden der Anſtalt gelang es endlich, ein ſolches zu finden, das leicht zu dem, was es ſein ſollte, umgeſchaffen und mit allen erwünſchten Erforderniſſen verſehen, gekauft werden konnte. So ſchwer und gewagt auch dieſer Ankauf ſchien, ſo ſtark waren die Reize ſeines Be-

---

*) Und welchen Gewinn brachte gewöhnlich dieſes grauſame Opfer? Im Allgemeinen keinen andern, als den für die Wiſſenſchaft wie für das Leben unnützen Erwerb todter Wortformen. Wären es nur noch wahre Formen der klaſſiſchen Römerſprache! Aber man denke: in mehrern Klaſſen der ſogenannten Lateinſchulen ſtand noch die bibliſche Geſchichte alten und neuen Teſtaments, nach der Vulgata im ſchlechteſten Küchenlatein, in mehrern Bänden fortgeſetzt, als Muſterbuch für ächte Latinität! Nach ihm folgten erleſene (*selecta*), d. i. von heidniſchem Geiſte und Gifte gereinigte, Auszüge aus lateiniſchen Werken als höhere Muſter. Dieſe wurden, wie früher jene, von fleißigen Schülern auswendig gelernt und nachgeahmt; und es entſtanden daraus die lateiniſchen Chrien und Orationen, Elegien und Sonnetten, die in öffentlichen Verſammlungen, die man auch *Accademie delle belle arti* nennt, vorgetragen und deklamirt wurden auf neapolitaniſche Weiſe, d. h. unter gaukleriſchem Gebehrdenſpiele und närriſchem Gurgelgetöne. — Lächerlich genug kleidet dabei dieſe Halblateiner der übermüthige Stolz, womit ſie die Sprachgelehrtheit anderer Nationen, beſonders der deutſchen, abſchätzen. Sie, die von deutſchen Philologen und ihren Werken nichts wiſſen und von eigenen philologiſchen Lehrſtühlen keinen Begriff haben, glauben in ihrer literariſchen Blindheit, daß die Deutſchen, aus Mangel an Kenntniß der alten Sprachen, noch ganz im Finſtern auf dem Gebiete des klaſſiſchen Alterthums herumtappen, und daß von ihnen die Lernbegierigen und Reiſeluſtigen nach Italien und vorzüglich nach Neapel kommen, um ſich da ſo viel Licht zu holen, als ihre blöden Augen ertragen mögen. Sie meinen dann und ſagen es laut, daß die der neuern Sprachen kundigen Deutſchen, gegen welche ſie ihre gänzliche Unkunde hierin entſchuldigen möchten, ſich nothgedrungen die Sprachen anderer Nationen eigen machen müſſen, um ſich ihre Kenntniſſe aneignen zu können, da ihnen hierzu die Urquellen der alten Sprachen noch nicht geöffnet oder nur in trüben Abflüſſen zugeleitet ſind. Wir, ſchlieſſen ſie, bedürfen der modernen Sprachen nicht, indem wir im Beſitze des reichen Erbes der Alten, unſerer Vorväter, ſind, und folglich nicht nöthig haben, um unſerer Bildung willen, ins Ausland zu reiſen. — Es gibt daher auch neapolitaniſche Gelehrte, die kaum einmal in ihrem Leben die Reiſe nach dem wieder erſtandenen Pompeji machten.

ſtes in aller Rückſicht. Zwei Häuſer, durch einen Zwiſchenraum von ſechsundfünfzig Fuß getrennt und folglich mittelſt zweier Seitenmauern leicht vereinbar, mit zwei großen zuſammenhängenden und zwei kleinern Terraſſegärten, die ſämmtlich beinahe zwei Morgen Landes betrugen, mit Reben-, Zitronen- und Pomeranzenlauben, einem Luſtwäldchen von immer grünen Duftgeſträuchen und Bäumen, mit höher gelegenen von Muskatwein-Reblaub beſchatteten Logen, einem ſehr geräumigen Hofplatze, in einer der geſündeſten, St. Elmo ſich anhügelnden Gegenden, mit immer reiner Luft und gutem Waſſer, des Lebens erſten Elementen, mit den herrlichſten Ausſichten auf den Golf von Neapel, die Küſten von Sorento, den Veſuv, die Inſel Capri u. ſ. w., in einer nicht zu weiten Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt, doch fern genug von ihrem ſtörenden Lärmen — was hätte reizender und einladender für das ganze Perſonale der Anſtalt und für ſie ſelbſt erſprießlicher gedacht und aufgefunden werden können? Auf ſie vertrauend ſchloß der Stifter im Dezember den Kauf für 6600 Ducati, wovon ein Drittel ſogleich und die zwei andern in zwei Terminen von ſechs zu ſechs Monaten zu bezahlen waren.

Nach einigen Monaten ſchon, als die ſchönſte Frühlingswitterung früher als ſonſt eingetreten war, ſchritt man zu den nöthigen Ausbeſſerungen und Einrichtungen in den beiden Häuſern, wovon das größere von zwei Etagen theils zu Lehr- und Studien-, theils zu Wohn- und Schlafzimmern für die Zöglinge von mittlerm und höherm Alter und ihre Aufſeher, und das kleinere theils für die jüngern der weiblichen und mütterlichen Pflege mehr bedürftigen Zöglinge, theils für die Familie des Vorſtehers und die Wirthſchaft beſtimmt wurde. Das die beiden Häuſer verbindende, noch zu errichtende Gebäude ſollte zu einem großen Speiſe- und Verſammlungsſaale für öffentliche Prüfungen, häusliche Feſte und die täglichen Andachtübungen vor einer in ihm anzubringenden kleinen Hauskapelle, die man öffnen und ſchlieſſen könnte, ausgerüſtet werden. Von den kleinern Gärten wurde einer dem Lehrer der Botanik zur Anlegung einer botaniſchen Pflanzenſchule, und der andere den Zöglingen zur beliebigen Blumenpflanzung überlaſſen; die beiden größern aber wurden theils dem gemeinſchaftlichen Vergnügen in Erholungsſtunden beſtimmt, theils zum wirthſchaftlichen Nutzen angelegt. — Schon in der Mitte Mai's ward das neue Lokal von der Anſtalt bezogen, und ſchon war das Fundament zu den Hauptmauern gelegt zum Verbindungsſaale oder zur großen Gallerie, die am Ende Sommers unfehlbar vollendet ſein ſollte.

So ward die Anſtalt, in Allem erweitert und zu einem geſchloſſenen, unabhängigen und ſelbſtſtändigen Ganzen gebildet, zur deutſchen Kolonie, deren ſämmtliche Glieder gleichſam unter einem andern, freiern und ſchönern Himmel, und im weitern und lieblichern Schooſe der Natur, ſich inniger und feſter an einander ſchloſſen zum gemeinſchaftlichen frohen Familienleben.

Was immer auf dem friedlichen Gebiete der Kolonie im erſten Frühling und Sommer geſäet und gepflanzt werden konnte, geſchah mit Luſt und Liebe unter ſichtbaren Segnungen des Himmels. Ueberall war reges, frohes und ſchaffendes Leben, vom früheſten Morgen, der vom Veſuv herüber jubelnd zur Arbeit rief, bis zum ſpäten Abend, der über St. Elmo ſeine Erquickungen

Digitized by Google

goß auf den fröhlichen Verein von Jung und Alt, bei gemeinschaftlichen Spielen oder vertraulichen Unterhaltungen im kühlenden Grün duftender Lauben. Unbeschreiblich waren unsere Freuden — sagt der Verfasser — am Morgen und Abend, und unaussprechlich unsere Gefühle bei den nächtlichen erhabensten Schauspielen des vor unserm Angesichte Feuer und Flammen speienden Vulkans. Selbst des Tages drückende Südhitze war auf unserm höher gelegenen und dem Meere und seinen erfrischenden und periodisch eintretenden Winden zugewandten Luftsitze auch dann noch erträglich und gemäßigt, wenn sie in den untern Theilen der Stadt lähmend und erstickend war. Daher bei uns, auch in heißen Sommertagen, die anhaltende Muskelkraft und stete Thätigkeit, ohne Stillstand und ohne Unterbrechung des gewöhnlichen Tagewerks: denn der freie Kreislauf des Blutes war in diesem höhern und reinern Dunstkreise nicht gehindert; erleichtert ward vielmehr jede Kraftäusserung. Nur zur Mittagszeit im hohen Sommer wurden die täglichen Spiele im Freien und die Gartenarbeiten ausgesetzt; sonst wurden zu aller Zeit in allen freien Stunden, selbst mit Anstrengung, theils der Garten- und Pflanzenbau betrieben, theils deutsche Kegelkugel geschoben auf langer Bahn, theils die stärkere Körperkraft geübt in gymnastischen und militärischen Uebungen. Jedes Alter hatte seinen eigenen Kreis, in dem es sich beschäftigend oder belustigend herumtrieb, oft und so viel als möglich das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, das Sinnliche mit dem Sinnigen und das Gute mit dem Schönen.

Mit täglich neuem und steigendem Vergnügen — fährt der Verfasser fort — sahen wir der Vollendung des neuen Baues zur großen Gallerie entgegen. Nur noch wenige Wochen waren nöthig zur gänzlichen Ausrüstung und letzten Bekleidung mit einfachem Kunstgewande.

Da starb Baumgartner. Mit ihm fiel eine Hauptstütze des kaum entstandenen, so oft erschütterten, aber desto fester gegründeten Gebäudes: denn auf ihm ruhten, wie auf einem Grundpfeiler, Bestandtheile, die nur von ihm, von seiner ächt schweizerischen Kraft und Stärke festgehalten werden konnten. Und dieser an Leib und Seele erstarkte junge Mann, von etwa vierundzwanzig Jahren, ein Zögling und Liebling Pestalozzi's, in dessen Schöpfung er noch vor Kurzem wie ein fruchtschwerer Baum unter Vielen erhaben stand mit Auszeichnungen des Geistes und Herzens, unterlag einer Krankheit von wenigen Tagen. — Zu sehr auf seine nie gestörte Gesundheit vertrauend, war er an einem heißen Sommertage aus der Hitze des überfüllten Theaters S. Carlo ohne Bedenken in die kühlende Frische der Mitternacht getreten, und hatte auf dem weiten Wege nach Hause, vorzüglich in der höhern Gegend, wo fast beständig freie Winde streichen, sich erkältet. Schon am folgenden Tage empfand er die schädlichen Folgen davon, und hätte wahrscheinlich dem Uebel Einhalt thun und bald ganz abhelfen können, hätte er sich selbst weniger getäuscht, und in der Mattigkeit seiner Glieder, in der Heftigkeit seiner Kopfschmerzen und in der Schwäche und dem Stillstande seiner Verdauungswerkzeuge die Vorboten der gefährlichsten Krankheit erkannt und Andere erkennen lassen. Er

Digitized by Google

gestand aber weder sich noch Andern sein Uebelbefinden, setzte noch drei Tage seine Geschäfte und gewöhnliche Lebensweise fort. Erst am vierten Tage eröffnete er seinen Freunden und dem gerufenen Arzte seinen Zustand, und dieser erkannte anfänglich, daß die Krankheit wirklich von Hemmung der Transpiration entstanden, noch zu keinem bedenklichen Grade gestiegen und durch die einfachsten Mittel zu heben sei. Er verordnete daher die in ähnlichen Fällen allgemein beliebten Brechmittel und auflösende, schweißtreibende Kräuterbäder. Jene thaten in den ersten Tagen keine Wirkung, und durften nicht wiederholt werden, weil die Brust des Kranken angegriffen und zu leiden schien. Es stellten sich auch bald schmerzliche Brustkrämpfe ein, wobei der Leidende Besinnung und Bewußtsein verlor. Die ganze Gegenwart verschwand vor seiner Seele, und sein Geist irrte verworren ausschweifend umher im finstern Reiche der kranken Phantasie; er kehrte aber bald wieder zurück zu halbklaren Vorstellungen von Lieblingsgenständen — zu einigen seiner Freunde und Schüler, die ihm vor andern lieb waren, und denen er dann, sie an seiner Seite wähnend, mathematische Lehrsätze vortrug mit scharfsinniger Bestimmtheit des Einzelnen, das ihm wie eine lichtvolle Verstandesthatsache, doch ausser allem Zusammenhange, vorschwebte. Viel beschäftigt übrigens mit Schneider, seinem Jugendfreunde und Lebensgefährten, der ihm nicht von der Seite kam, und mit Pestalozzi, seinem väterlichen Wohlthäter, an dem seine ganze Kindesseele hing, sprach sein Mund fast nichts als Worte der Freundschaft und Liebe aus ruhigem Gemüthe, dessen innern tiefen Frieden weder Leiden störten noch Gewissensvorwürfe. Und dieser Zustand seltener Seelenruhe ward während fünf Tagen und fünf Nächten durch keine Klage unterbrochen.

Am sechsten Tage der erkannten Krankheit, gegen Mitternacht, hörte Baumgartner im leisen Schlafe die Schritte des eilenden Todes.

Die tiefste Trauer des ganzen Hauses, der Lehrer, vieler Zöglinge, die in Zimmern und Gärten zerstreut wie vom Schmerze getrieben umherliefen, während andere, vorzüglich die ältern, die einsamsten Orte und Plätze aufsuchten, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, — die Trauer von Aeltern und Freunden der Anstalt, die den Verstorbenen näher kannten, sagte, wie viel wir an ihm verloren! — daß wir Alle sehr viel an ihm verloren haben!

Geschieden von uns sollte die Hülle des verklärten Geliebten auf unserm Gebiete ruhen. Hier, im kleinen Haine von Lorbeer-, Zitronen- und Pomeranzenbäumen, unter ihren immer grünen Gesträuchen und stets duftenden Blüthen neben stets reifen Goldfrüchten, sollte der Leichnam unsers Freundes eine Ruhestätte finden. Er gehörte ja ganz uns und unserer Anstalt an; warum sollte er nicht auf eigenem, durch die Liebe geheiligten und ihr geweihten Boden, unter den Seinen die verdienteste Ruhe finden? Wem mochte auch, ausser uns, daran liegen, wo die entseelte Hülle eines Protestanten beerdigt werde? Galt er ja als solcher dem Christianerpöbel im Leben nichts und weniger als der Türke *). Man fragte den Polizeikommissär

*) Von jedem Nichtkatholiken sagt der neapolitanische hohe und niedere Pöbel: *non è Cristiano*; und ist er Protestant, so wird er im Allgemeinen weit geringer geschätzt, als der Mahomedaner, und für gefährlicher

um Erlaubniß an, und erhielt die Antwort: „Die Regierung hat auſſer der Stadt für die todten Proteſtanten einen Begräbnißort angewieſen; dahin ſoll auch euer Freund begraben werden“ Es ward nämlich vor nicht langer Zeit auſſerhalb der Stadt, auf einem an der Nordweſtſeite des Poſilipps gelegenen weit entfernten Rebhügel, ein eigener, auf mehrern Seiten offener Platz zur Beerdigung der Proteſtanten beſtimmt. Hier ward für jeden, gegen die Bezahlung der beträchtlichen Summe von vierundzwanzig Ducati, ein tiefes Loch gegraben, in das er, doch nur zur Nachtzeit, beſtattet werden durfte *).

Es ward demnach in der zweiten Stunde der Nacht der Leichnam unſers Freundes der ſchützenden Wache vertrauter Männer übergeben, und unter dem Geleite ſämmtlicher Hausfreunde der weit entfernten Ruheſtätte zugeführt. Beim Abzuge regte ſich wirklich die Wuth des auf dem freien Platze vor dem Hauſe verſammelten Pöbels, und es erhob ſich ein herzzerreiſſendes Kannibalengeſchrei. Man denke ſich den Schmerz unſerer tiefgeſchlagenen und jetzt auf's neue blutenden Wunde, den Schauer der nächtlichen Finſterniß, den dumpfen Lärm der Wagen, und hinter uns losgebundene tigerartige Menſchen, denen das *non è Cristiano*, als das ſchrecklichſte Loſungswort zur kalabreſiſchen Grauſamkeit, auf der Zunge ſchwebte, zumal in einem entlegenen, vom roheſten Geſindel bewohnten Theile der Stadt, und an einem Sonntage, wo ungeſtörter den wildeſten Leidenſchaften gefröhnt wird! — Mit Eile entkamen wir jedoch glücklich dem erſten Haufen, und fuhren, unangefochten durch die ganze Stadt, von der ſüdöſtlichen bis zur nordweſtlichen Grenze, wo ſich die fahrbare Straße verlor und der Zug am Fuße des Hügels halten mußte. Hier erwartete uns ein zweiter Haufen des ſchmutzigſten Pöbels, und vor ihm ſtanden ſechs halbnackte Kerl mit langen dampfenden Pechfackeln, und vor dieſe drängten ſich ſechs andere, die ſogleich den erſten Wagen beſtiegen, den Sarg herausholen und mit ihm unter wildem Lärm des mitziehenden Haufens ſchnell den Hügel hinangingen.

---

als er gehalten. Dieſe gehäſſige Geringſchätzung der Proteſtanten ſoll ihren beſondern Grund darin haben, daß dieſelben in Neapel wenig auf religiöſen Kultus halten, und, wie der damalige Miniſter des Innern öffentlich ſagte, gleichgültig gegen ihre eigene Religion, ſich eigentlich zu keiner bekennen, und darum für irreligiöſe Nichtchriſten zu halten wären, als welche ſie auf die öffentliche Achtung und das Zutrauen der Regierung im Allgemeinen keinen Anſpruch machen könnten. Dieſe Behauptung über die Geſammtheit der Proteſtanten, in Neapel ausgeſprochen, war höchſt ungerecht, und aus dem Munde des Miniſters um ſo auffallender, da er wohl wußte, daß die Bildung einer proteſtantiſchen Chriſtengemeine und Einführung ihres religiöſen Kultus längſt der heißeſte Wunſch der angeſehenſten proteſtantiſchen Familienhäupter Mörikofer, Falconet, Reymond u. a. war. Der Miniſter ſelbſt hatte ihnen auch Hoffnung zu der dazu nöthigen beſondern Bewilligung des Königs gemacht, von dem ohnehin in Religionsangelegenheiten die duldſamſte Freigebigkeit zu erwarten war.

*) Zu berichtigen wäre demnach aus der ſpätern Zeit die früher (im Jahr 1805) niedergeſchriebene Stelle in dem von Hrn. Hofrath Böttiger herausgegebenen Tagebuche der Frau van der Recke, wo es im dritten Bande S. 277 heißt, daß das Auguſtinerkloſter in Neapel ſich der Leichen der Lutheraner beſonders annehme, und auf dem Kloſterkirchhofe für ſie ein eigener Raum beſtimmt ſei — aus Achtung der Mönche gegen den großen Mann, der aus ihrem Orden hervorgegangen iſt!

Kaum konnten wir zu Fuße auf dem ungebahnten steinigten Wege nachkommen. Mit Mühe erreichten wir die Thür des von dieser Seite mit einer niedern Steinmauer umgebenen Rebhügels. Hier stand eine Polizeiwache, die den andrängenden Haufen abhalten sollte, ihm aber nicht gewachsen war. Dieser, theils über die niedere Mauer gestiegen, theils durch die Thür eingedrungen, umstellte das Grab fast von allen Seiten, und wir fürchteten auf's neue grobe Mißhandlungen. Doch unsere Furcht verschwand, als beim Einsenken des Sarges in ein über acht Schuh tiefes Grab einige Ruhe unter dem Haufen eintrat, der bald eine Todesstille folgte. Es trat nun aus unserer Mitte der Freund hervor, der des Verstorbenen reinmenschliches Wesen, Leben und Streben mit einem kurzen deutschen Worte bezeichnete, sein Verdienst, unsere Achtung und unsere Liebe versiegelte. Ununterbrochen bis zum Ende blieb die feierliche Stille, und es war uns, als nähme der horchende und gaffende Haufen Antheil an unserm Schmerze. Wir verweilten jedoch noch mit einigem Mißtrauen so lange, bis das tiefe Grab mit Erde ausgefüllt und gänzlich geschlossen war. — Am andern Tage pflanzte Schneider Rosenstöcke auf die Ruhestätte seines Gefährten, und lange grünte und blühte das Sinnbild der Liebe.

Digitized by Google

Des

Schweizerlands Geſchichten

für das

Schweizervolk

von

Heinrich Zſchokke.

Ladenpreis auf weißem Papier, geheftet, 1 fl. 48 kr. oder 2 Fr. 7 Bz.
Desgleichen auf ordinärem Papier, geheftet, 1 fl. — oder 1 Fr. 5 Bz.

Aarau 1822.
Im Verlag bei H. R. Sauerländer.

Im Jahrgang 1820 des Schweizerboten, eines bekannten Volksblattes, erſchienen bereits die erſten Verſuche dieſer Volksgeſchichte, die damals der Hr. Herausgeber ſelbſt noch bezweifelte je vollenden zu können, wohl fühlend das äuſſerſt Schwierige ſolcher Aufgabe. Und fürwahr, es bedurfte aller Aufmunterung von Seite hochherziger Freunde des Vaterlandes, ihn zu vermögen, nicht mehr abzuſtehen von der Vollendung dieſer ſo glücklich begonnenen und für Mit- und Nachwelt ſegensvollen Arbeit. So geſchah es, daß die Jahrgänge 1821 und 1822 beſagten Volksblattes nach und nach die Fortſetzungen dieſer vaterländiſchen Geſchichten enthielten, die immer mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und lauter von dem allgemeinen Wunſche begleitet wurden, eine beſondere Ausgabe zu beſitzen. Dies iſt die Entſtehung gegenwärtigen Volksbuches, das einzig beſtimmt iſt für die geſammte Schweizernation, die dadurch einem gefühlten Bedürfniſſe begegnet ſieht. Der geſchäftsvolle Bürger und Landmann findet nicht Zeit und Muße, ſich dem Studium vaterländiſcher Geſchichte in bändereichen Werken zu widmen. Aber dennoch wichtig iſt es für ihn, mit der Geſchichte ſeiner Heimath einigermaßen vertraut zu werden. Daher iſt es unſtreitig ein verdienſtvolles Unternehmen, in gedrängter Darſtellung die folgereichen ſeit Jahrhunderten im Vaterlande ſtatt gehabten Ereigniſſe dem heutigen Schweizervolk in verſtändiger und belebender Sprache vorzutragen, damit in jeder Hütte die höchſte Liebe zum Vaterlande wieder mehr erwache, und jeder Genoſſe der freien Schweizerfamilie für künftige Tage der Gefahr und Noth zu neuen heldenmüthigen Thaten ſich geſtärkt fühle, auch einſehen lerne aus den Begebenheiten der Vergangenheit, was dem Vaterlande nützlich und ehrenvoll, und was ihm verderblich wurde, und daß nur die Tugenden guter Bürger ihm heilſam werden können. Dies iſt die unverkennbare Abſicht bei der Herausgabe des gegenwärtigen Volksbuches, das mehr als einmal geleſen zu werden verdient, und von Vielen auch gewiß nie ohne warmes Dankgefühl für den würdigen Verfaſſer geſchehen wird. Was ich zur Erleichterung des Ankaufs immer möglichſt beitragen kann, wird gern geſchehen, und ich bin ferner bereit, für eine beträchtliche Anzahl von hundert Exemplaren einen Parthiepreis von 1 Fr. oder 40 kr. pr. Exemplar auf ordinärem Papier anzuſetzen; bei Beſtellungen von einigen Dutzend erlaſſe ich das Exemplar auf ordinärem Papier zu 12 Batzen oder 48 kr. Es iſt wünſchenswerth, daß ſich auch fernerhin für die Verbreitung dieſer Volksſchrift wackere Schweizer vereinen mögten, um ſolche zur nähern Kenntniß in allen Volksklaſſen zu bringen, wie dies bereits in verſchiedenen Gegenden ſchon geſchehen iſt. Auch findet man in allen Buchhandlungen der Schweiz einen Vorrath von beiden Ausgaben, wo man ſich nach Wunſch damit verſehen kann. Für die Parthiepreiſe aber wendet man ſich an den Verleger.

Inhalt.

1. Wie es im Anfang gewesen. 2. Die ersten Thaten der alten Helvetier und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind (100 Jahre vor Christi Geburt). 3. Alles Land wird römisch (50 J. v. C. G.). 4. Von der römischen Botmäßigkeit im Lande (1 — 300 n. Chr. G.). 5. Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird (300 — 550). 6. Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande (550 — 900). 7. Der christliche Glaube dringt herein. 8. Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut werden (900 — 1200). 9. Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande (1200 — 1290). 10. Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis. 11. Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht (1290 — 1307). 12. Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli (1307). 13. Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitschlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenossen (1307 — 1334). 14. Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich (1335 bis 1340). 15. Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft (1340 — 1360). 16. Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben (1360 bis 1385). 17. Die Freiheitschlacht bei Sempach (1385 bis 1387). 18. Die Freiheitschlacht bei Näfels und die Folgen (1388 — 1402). 19. Der Appenzeller Heldentage (1403 bis 1411). 20. Wie die Eidsgenossen sich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrschaften errichten (1412 — 1418). 21. Die Mahr von Wallis gegen Naron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Hrn. Jovvo Kunst (1419 — 1426). 22. Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit (1426 — 1436). 23. Der Streit um die Toggenburger Erbschaft (1436 — 1443). 24. Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zurich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede (1443 — 1450). 25. Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei (1450 — 1468). 26. Verein der drei Bünde in Rhätien; Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Kriegs (1469 — 1476). 27. Ausgang des burgundischen Kriegs. Freiburg wird frei (1476 — 1477). 28. Der Heldentag bei Giornico. Niklaus von der Flue. Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. Hans Waldmanns Untergang in Zürich (1478 — 1489). 29. Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich (1490 — 1500). 30. Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben (1500 — 1525). 31. Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt (1519 — 1527). 32. Die Zwietracht in Kirchensachen nimmt überhand (1527 — 1530). 33. Der Kappeler Krieg. Zwingli's Tod. Schultheiß Wengi von Solothurn (1531 — 1533). 34. Genf trennt sich von Savoien. Bern bemeistert sich des Waadtlandes (1533 bis 1558). 35. Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalenderstreit und der Borromäische Bund (1558 — 1586). 36. Aufstand in Mühlhausen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen sich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln (1587 — 1603). 37. Unruhen in Biel. Verschwörung gegen Genf. Der schwarze Tod. Anfang der Bürgerkriege in Bünden (1603 — 1618). 38. Entsetzlicher Untergang von Plurs. Der Veltlinermord. Bürgerkrieg in Bünden (1618 — 1621). 39. Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht (1621 — 1630). 40. Die Bündner erretten ihre Freiheit (1630 — 1640). 41. Von den Unruhen der Eidsgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist (1618 bis 1648). 42. Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel Aufruhr beginnen und darin verderben (1648 — 1655). 43. Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Die Pestilenz (1656 — 1665). 44. Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden (1700 — 1712). 45. Der Toggenburger Krieg. Die zweite Schlacht bei Villmergen. Der Aarauer Friede (1712 — 1718). 46. Zustand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Thomas Maßners Streithandel (1701 — 1714). 47. Unruhen in Zürich, Schaffhausen und dem Bisthum Basel gegen Willkühr (1714 — 1740). 48. Aufstand der Werdenberger gegen Glarus (1714 — 1740). 49. Parteiwuth und Unruhe im Zugerland. Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück (1714 — 1740). 50. Der Harten und Linden Streit in Appenzell Ausser-Rhoden (1714 — 1740). 51. Henzi's Verschwörung in Bern (1740 — 1749). 52. Von dem Aufruhr im Livinerthal (1750 — 1755). 53. Warum die alte Eidsgenossenschaft immer in größern Verfall gekommen. Die helvetische Gesellschaft (1755 — 1761). 54. Wie König Friedrich der Große, als Fürst von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig ist (1762 — 1770). 55. Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell Inner-Rhoden (1770 bis 1784). 56. Unruhen und Volksaufstand im Kanton Freiburg (1781 — 1790) 57. Unruhen im Bisthum Basel, im Waadtlande und Bündnerlande (1790 — 1794). 58. Geschichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf (1707 — 1797) 59. Von der alten Landschaft St. Gallen und dem weisen Abt Beda; auch wie am Zürichsee Unruhen ausbrechen (1794 bis 1797). 60. Untergang der alten Eidsgenossenschaft. Einbruch der Franzosen ins Land (1797 — 1798). 61. Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es sich zu einer Eidsgenossenschaft herstellt (1798 — 1803). 62. Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde (1803 — 1813). 63. Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zweiundzwanzig Kantonen (1813 bis 1815). 64. Das Schlußwort.

Digitized by Google

Ueber die vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1818 bis 1820.

1.

Der ſchwimmende Eisberg. Neu-York. Amerikaniſcher Volksgeiſt.

Die Beſchreibung, welche Miß Wright von ihrer Reiſe nach Amerika jüngſt bekannt machte, hat in Amerika ſelbſt ſchon drei, in England zwei Ausgaben erlebt; ein Beweis, daß die Bemerkungen der unbefangenen und hellaugigen Beobachterin nicht zu den alltäglichen gehören. Darum heben wir gern das Weſentlichere hier davon aus. Von Jahr zu Jahr verwandelt ſich ſchneller, als man glaubt, Geſtaltung und Leben jenes Welttheils, den ein Held entdeckte, den Räuber, Eroberer und Glaubenswüthlinge beſudelten, und den jetzt die europäiſche Menſchheit als eine große Zufluchtſtätte der Freiheit ſegnet.

Unſere Britin trat ihre Fahrt im Herbſt jenes Jahres (1818) an, in welchem ſich ungeheure Eismaſſen vom Nordpol losgeriſſen hatten und dem Süden zuſchwammen. Eine ſolche Maſſe, ein ganzer Eisberg, begegnete auch unter dem 43 Breitegrade, in der Nähe der mittäglichen Bank von Terreneuve, dem Schiffe. In der Abenddämmerung erſchien der ſchwebende Berg wie ein ſchwarzer Felſen, deſſen dreifacher Gipfel ſich am blauen Himmelsgrunde ſcharf bezeichnete und ſchwankte. Nicht eben deswegen ſtieß der Schiffshauptmann plötzlich einen heftigen Schrei aus, der die Blicke Aller zum Eisberge hinleitete; ſondern auf dem höchſten der Gipfel ſah man mit Entſetzen ein helles Feuer leuchten. Woher dies? Wahrſcheinlich war es das Nothzeichen, welches von einigen Schiffbrüchigen gegeben wurde, die an der ſtarren Maſſe hinaufgeklettert waren; die, den Wellen zu entrinnen, droben ihr Leben verlängerten, um es in Hunger und Verzweiflung zu enden. So dachte Jeder auf dem Schiffe, und der Hauptmann war ſchon im Begriff, ein Boot auszuſetzen, die Nothleidenden abzuholen, als ſich die Täuſchung offenbarte. Ein hellglänzender Stern war's, der ſich endlich über die dunkle Kriſtallmaſſe erhob und von ihr trennte.

Am Abend vom dreißigſten Tage der Fahrt ſtiegen die Geſtade von Neu-York aus den Fluthen des Meeres, belebt durch Schiffe aller Art, von der leichten Pirogue an bis zum majeſtätiſchen Dreimaſter, aus Europens und Aſiens entfernten Häfen hier verſammelt. Die Gebäude längs dem maleriſchen Ufer der Bai, mit weißen Mauern durch die Bäume hervorſchimmernd, ſo wie die heitern Wohnungen auf Long-Island, gewähren den freundlichſten Anblick. Bei tauſend kleiner Landſitze verkünden den Wohlſtand der Menſchen. Zahlloſe Nachen ſchwimmen umher, in denen die von der Sonne gebräunten kräftigen Ruderer die Ankommen-

Digitized by Google

den fröhlich begrüßen und befragen. Alle ſind leicht gekleidet, die offenen Hemdkragen über die breiten Schultern zurückgeſchlagen, die hellen Augen von breiten Stroh- oder Binſenhüten beſchattet.

Man betritt das Ufer der neuen Welt; aber Alles iſt europäiſch. Neu-York entfaltet ſich dem erſtaunten Blicke; hier die Batterien; dort das Gewühl wohlgekleideter Luſtwandelnden; drüben die Gipfel hoher Pappeln hinter den Dächern; da der breite Hudſonskanal und die mit Dörfern und Landhäuſern beſtreute Küſte von Jerſey. Dieſer reiche Anbau, dieſe feinere Geſittung der Menſchen hat ſich von den Küſten des Ozeans nun ſchon tief in das Innere des unermeßlichen Welttheils ausgedehnt. Noch vor zwanzig Jahren war zum Beiſpiel das Land am Ohio ein ewiger Wald, eine ungeheure Einöde, hin und wieder von einem Jäger, einem Abentheurer belebt. Wer die Wildniß vor zwei Jahrzehnden ſah, und jetzt dort den blühenden Ohioſtaat mit ſeinen neuen Städten, Dörfern, Weilern und Landgütern, dem muß zu Muthe ſein, als habe er zwei Jahrhunderte geſchlafen, und finde nun im Erwachen Staaten und Reiche über die Erdſtriche ausgebreitet, deren Namen er vorher nie ausſprechen gehört hat.

Auch die Stadt Neu-York wächſt noch nach allen Richtungen. Immer wird neu gebaut, immer aber nach beſtimmten Entwürfen für Breite und Form der Straßen. Die bürgerlichen Wohnungen ſind oft ſehr geſchmackvoll, immer bequem gebaut; die öffentlichen Gebäude hingegen ſelten ausgezeichnet.

Manche von den neuern Reiſenden aus Frankreich oder England haben über die Liebloſigkeit und Selbſtſucht des gemeinen Mannes in Amerika geklagt. Können ſie die Tugenden des europäiſchen Pöbels rühmen? Und doch iſt auch hier in den geringſten Familien eine freundliche Menſchlichkeit, eine Umgänglichkeit, die nothwendig ſchon aus dem häufigen Verkehr mit vielen Fremden hervorgeht. Freilich eine hieſige Magd, ein hieſiger Bedienter läßt ſich nicht ſo grob behandeln und anpelfern, wie in Europa. Er antwortet. Er iſt ein freier Mann, der wohl ſeinen Dienſt, aber nicht ſein ganzes Weſen um Geld vermiethet.

Auch iſt es eine Meinung, die man gern verbreiten möchte, als wäre in Nordamerika kein rechter Vaterlands- und Freiheitsſinn mehr. Aber es ſind doch zwei Züge, die hier an der Volksmaſſe auffallen. Erſtens, wenn man ſich ſelbſt mit Leuten unterhält, die Axt und Schaufel tragen, um ihr Brod zu verdienen, wiſſen ſie von der Geſchichte, von den Einrichtungen und Stiftungen ihres Landes ſo beſtimmt zu reden, wie bei uns Schulknaben auf Fragen vom Lycurgus und dem peloponneſiſchen Kriege zu antworten wiſſen, die aber in dem, was Sache des Tages iſt, ſo unerfahren wie ihre Schulmeiſter und Profeſſoren ſind. Zweitens, wenn der gemeinſte Amerikaner von Landesſachen ſpricht, läßt er beſtändig ſein Wir hören, als wenn er mit zur Armee, zur Flotte, zum geſetzgebenden Rathe gehörte; als wenn er Alles mitgethan hätte. Da iſt's: „unſer Präſident", — „wir haben den Geſetzesvorſchlag angenommen", — „wir geben nicht nach." Dieſes Wörtchen bezeichnet, wie ſehr das ganze Volk ſich mit der Regierung zur gleichbedeutenden Sache macht, weil die Regierung ganz im Geiſte des Volkes lebt und webt.

Digitized by Google

Das weibliche Geschlecht in Neu-York ist bis zum vierundzwanzigsten Jahre ungemein schön; dann verblüht es schnell. Es verheirathet sich früh. Junge Mütter von siebenzehn bis achtzehn Jahren sind nichts Seltenes. Aber in der geistigen Ausbildung ist es verwahrloset. Das Mädchen verliert sich aus dem Flitterstande des jungfräulichen Lebens in alle Sorgen und Geschäfte der Hausmutter. Der Mann hingegen ist im Ganzen weit gebildeter. Nicht daß er Mode-Schriftsteller oder gelehrte Sachen läse: nein, er ist durch seine Verhältnisse gezwungen, sich fortwährend mit den Gesetzen und öffentlichen Verfügungen, mit dem allgemeinen Gang der bürgerlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Das ist der Gegenstand aller Zeitungsblätter, aller Gespräche. Das reinigt und berichtigt das Urtheil, das schärft die Erkenntniß des Zweckmäßigen. Wie einseitig und linkisch man in dieser Hinsicht in Europa ist, wo es gewöhnlich höchstens auf fades Kannegiessern über die Potentaten, auf poetische Freiheitsphrasen, auf metaphysische Abstraktionen ohne Anwendung im Leben hinauslauft, ist bekannt. Man muß London und ein paar Seestädte nur nicht für England halten. In Frankreich ist schon allgemeineres höheres Volksleben, so wie auch bei den Schweizern, besonders in den Demokratien. Der Amerikaner, eins mit seiner Regierung, kann diese nicht beleidigt sehen, ohne sich selbst angegriffen zu fühlen. Das ist ein Unterschied von der sogenannten väterlichen Regierung über die Unmündigen, in deren kindlicher Dankbarkeit sich die Landesväter gewöhnlich verrechnen.

2.

Philadelphia. Die amerikanischen Verfassungen. Joseph Buonaparte in seiner Villa.

Der gesellschaftliche Ton in Philadelphia ist etwas kälter, als in Neu-York; er schmeckt etwas quietistisch, aber nicht so gar quakerisch, als man gemeinlich glaubt. Noch lebt hier der freundlich-stille, menschenliebende Geist William Penns, eines der weisesten und tugendhaftesten Männer, die je unterm Monde wandelten. Die Jünger Penns, die sich hier Mitglieder von der Gesellschaft der Freunde nennen, haben viel Aehnliches im äussern Wesen mit den Herrnhutern, große Einfachheit, große Reinlichkeit, dabei aber minder Betbruderei und Kopfhängerei, mehr wohlthätiges Einwirken ins Leben. Die Liebe religiöser und bürgerlicher Freiheit des großen Penn erbte fort unter seinen Nachfolgern, und bildet einen schroffen Gegensatz zu der Bigoterie der Lutheraner in Virginien und der Puritaner in Neu-England. Pennsylvaniens Wälder wurden das Asyl aller christlichen Sekten. Zu diesem erhabenen, ächtchristlichen Gedanken konnen sich kaum noch die zivilisirtesten Staaten der alten Welt erheben. England selbst gibt das empörendste Beispiel der fanatischen Politik gegen Katholiken, wie die katholischen Länder gegen vermeinte Ketzer.

Unsere tiefgelahrten europäischen Juristen müssen billig erstaunen, wenn sie den milden Kriminalkodex von Pennsylvanien studieren, der durch Weisheit und Menschlichkeit auch die übrigen amerikanischen Freistaaten zur Nachfolge bewog. Hier ist Todesstrafe nur auf vorsätzlichen Mord gesetzt, sonst ganz abgeschafft. Alle öffentliche Züchtigungen, alle körperliche

Strafen beſchränken ſich auf Gefängniß und Zwangarbeit. Und das in einem Lande, das man ſich von den Hefen Europa's bevölkert einzubilden beliebt. Und doch ſind hier der Verbrecher nicht mehr, ja nicht ſo viel, als bei uns, wo man um Kleinigkeiten hängt, rädert, füſilirt, Stockprügel, Halseiſen, Pranger, Brandmarkungen u. ſ. w. hat. Sind wir am Ende nicht recht grundgelehrte — Barbaren? — Kein unklugeres und abſcheulicheres Wort, als: „Man muß Exempel ſtatuiren, um abzuſchrecken!“ Gerade die vielen Exempel, die man ſtatuirt, rauben denſelben das Schreckende. Es iſt eine heilloſe Verkehrtheit, wenn man in Gerechtigkeitsſachen mehr als gerecht, ſondern noch politiſch ſein will. Gerade das iſt der Weg zur Ungerechtigkeit und Unpolitik.

Penn lebte bekanntlich vor beinahe zweihundert Jahren. Damals hatte man bekanntlich noch nicht alle die gelehrten Bücher und Syſteme, wie heutiges Tages. Penn hatte nichts, als ein religiöſes Gemüth und einen ſehr geſunden Menſchenverſtand und den Muth dazu, religiös und vernunftmäßig zu reden und zu thun, ohne Menſchenfurcht, aber beſcheiden und ohne Beleidigung Anderer. Und doch leiſtete er mit ſeiner Geſetzgebung Dinge, zu denen ſich heutiges Tages kaum nur eine der geſetzgebenden Verſammlungen Europa's emporwagt. Das verruchte Gewerbe des Negerhandels ſchaffte er ſchon damals ab. Seine Nachfolger und Jünger arbeiteten fortgeſetzt dagegen; leider bildeten ſie nicht die Mehrheit immer. Daß die Neger wirkliche Menſchen ſind, haben die Europäer endlich mit Mühe und Noth anerkannt; aber es gibt noch Stubengelehrte, die uns mit vielen Zitaten beweiſen, ſie ſtänden in geiſtiger Hinſicht eine Stufe tiefer, als der weiße Menſchenſchlag. Man ſollte dieſe Profeſſoren nach Haity oder nach Afrika auf Reiſen ſchicken oder ihnen wenigſtens nebenbei auch des Abbé Gregoire Werkchen über die Literatur der Neger empfehlen.

Die Stadt Philadelphia bietet den Anblick einer reichen und prächtigen Hauptſtadt dar. Wie verwandelt iſt ſie, gegen damals, als Franklin in ſeiner Jugend hierher kam, ohne einen Freund, ohne ein Stückchen Geld, in das geringe Städtchen, das noch keine Bibliothek, keine öffentliche Anſtalt beſaß! Hier kann man wohl von den „Wundern der Freiheit“ ſingen. Philadelphia wäre unter Alt-Englands königlichem Zepter wohl noch heutiges Tages nichts anderes denn ein Landſtädtchen. Es herrſcht hier ein hoher Grad der Sauberkeit. Alljährlich werden die Häuſer friſch übertüncht. Die Thüren ſind weiß. Dies und dann die grünen Bäume längs den Fußgängen neben den Häuſern geben dieſen ein heiteres, zierliches Anſehen, welches ſie von den rußigen, unreinlichen Gebäuden europäiſcher Haupt- und Landſtädte ſehr vortheilhaft unterſcheidet. Die öffentlichen Gebäude zu Philadelphia ſind großartig, oft in wahrhaft klaſſiſchem Styl gebaut.

Das ehemalige Haus des Kongreſſes der vereinigten Staaten iſt jetzt nur noch ein ehrwürdiges geſchichtliches Denkmal, von Amerikanern und Fremden beſucht. Und welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Zimmer und Säle! — „In dieſem Saale hier verſammelte ſich unſer erſter Kongreß!“ heißt es: „Dort drüben ward unſere Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet!“

Digitized by Google

„Von jenen Stufen herab ward die Unabhängigkeitserklärung dem verſammelten Volke vorgeleſen!“ — In der That bleibt der Gedanke an jenen erſten Kongreß nie ohne in der Bruſt des amerikaniſchen Freimanns und des Fremden Gefühle der Rührung und Bewunderung zu wecken. Ein Senat, von einem jungen Volke erwählt, ohne Erfahrung in Kriegs- und Staatshändeln, tritt kühn der größten Macht Europens entgegen, nicht ſtürmiſch, nicht hochfahrend, ſondern ſeine und des Gegners Kraft ruhig vergleichend, dann erklärend: „Er verhehle ſich nicht, was ſolch ein Kampf koſten möge, finde aber doch nichts Schrecklicheres, als freiwillige Knechtſchaft.“

Die Geſchichte der amerikaniſchen Staatsumwälzung glänzt mit Zügen, die neben den ſchönſten Griechenlands und Roms noch groß erſcheinen. Wenn das Land verwüſtet, das Heer geſchlagen war, ſank der Muth nicht. Wenn Alles verlaſſen werden mußte, Haus und Gut: man ließ Alles fallen, fand alle Opfer gering; nur die Unabhängigkeit hielt man feſt.

Im ſiebenten Jahre des Freiheitkrieges trennten ſich die pennſylvaniſchen Milizen vom Hauptheere, und verlangten trotzend Kleider, Schuhe, Lebensmittel, Sold von den Offizieren. General Wayne, Kriegszucht zu handhaben, wollte ſie ſchrecken, redete ſie mit vorgehaltener Piſtole donnernd an. Sie fällten die Bajonette gegen ihn und ſchrien: „Wir haben alle Achtung für Sie; aber ein Schuß auf uns, und Sie ſind des Todes. Wir verlangen nur, was recht iſt.“ Damit zogen ſie ſammt Waffen und Geſchütz nach einer kleinen Stadt, in beſter Ordnung. Die Engländer erfuhren davon, und ſchickten ſogleich Leute an ſie ab, um ſie für ſich zu gewinnen. Statt aller Antwort nahmen ſie die engliſchen Ausgeſandten, die ſie hatten verführen ſollen, gefangen, und ſchickten ſie wohlbewacht demſelben General zu, dem ſie vorher das Bajonett gezeigt hatten. Der Kongreß ließ nachher dieſen Leuten volles Recht widerfahren. Ein Land, mit ſolchen Braven bevölkert, kann man wohl verwüſten, aber nicht unterjochen.

Die Konſtitutionen der vereinigten Staaten haben alle eine Schweſtern-Aehnlichkeit. Die geſetzgebende Gewalt iſt in den Händen einer Repräſentantenkammer und eines Senats; nur in Pennſylvanien, Georgien und Vermont gibt es keinen Senat. Die vollziehende Gewalt iſt einem Gouverneur bald ausſchließlich allein, bald mit Zuordnung eines Staatsraths übergeben, der aber die Vollziehung und Verwaltung gewöhnlich mehr hemmt, als befördert. Der Gouverneur hat auf die geſetzgebende Gewalt zwar durch ſein Recht zum Veto einigen Einfluß, aber es iſt kein abſolutes Veto. Der Gegenſtand wird nur von neuem berathen, und eine Mehrheit von zwei Dritteln in beiden Kammern erhebt dann den Geſetzesvorſchlag zum wirklichen Geſetze. Wer vom Gouverneur oder von der Zentralregierung des Bundesſtaates eine Staatsſtelle empfangen hat, kann nicht zugleich Mitglied einer der geſetzgebenden Kammern ſein. Anhäufung von Stellen in einer und derſelben Perſon iſt mit Recht ſchwer verboten. Die Mitglieder der Repräſentantenkammern werden jährlich neu gewählt, in den Staaten Süd-Karolina, Teneſſee und Illinois aber alle zwei Jahre; die Amtsdauer im Senate erſtreckt ſich höchſtens (in Maryland nämlich allein) auf fünf Jahre.

Eine der weiſeſten Verfügungen in allen Verfaſſungen der amerikaniſchen Freiſtaaten iſt die

Digitized by Google

grundgesetzliche Anordnung, wie die Verfassungen selbst nach und nach verbessert und von dem befreit werden können, was sie in Widerspruch mit der öffentlichen Wohlfahrt und dem gesunden Menschenverstande setzt. Das ist das Mittel, gewaltthätige Revolutionen zu verhüten. Die amerikanischen Konstitutionen haben dabei den Vorzug, daß sie sich weder auf Charten noch auf altherkömmliche Gebräuche, sondern auf die unveränderlichen Grundsätze der Vernunft stützen, die jeden Menschen ansprechen. Diese Grundsätze bleiben ewig; das Organische für sie ist wandelbar. Die Weisheit des Tages ist oft Albernheit des Uebermorgens. Das sah man in Amerika wohl ein. Die europäische Klugheit hat es aber noch nicht überall so weit gebracht. Da gibt es Staatsmänner, die wohl selbst die alten, mit dem Bedürfnisse der Nation unverträglichen Formen brechen halfen, und dennoch mit neuen Konstitutionen unwandelbare Ketten für die Nachkommen schmiedeten, als wenn sie der Nachwelt alles Selbstdenken erspart haben wollten.

Man sollte unsern Schulknaben nicht immer die Verfassungen Griechenlands und Roms preisen. Die jungen Leute glauben das, weil es die Verba magistri sind, während der Magister von der Staatenorganisation ganz unreife, verschrobene und unausführbare Begriffe hat. Griechen und Römer waren in dem, wie ein Volk durch Stellvertreter repräsentirt werden muß, durchaus zurück. Daher mußte bei ihnen beständig Alles zwischen Anarchie und Despotismus her und hin schwanken. England gab von Volksvertretung das erste vielbewunderte Beispiel; in Amerika ward, was in England unvollkommen blieb, zur Reinheit gebracht und dem Vollendeten, Natürlichen, Vernunftgemäßen näher geführt.

In Europa arbeiten die Einen mit den Armen, die Andern denken dafür nun für Jene. In Amerika arbeiten alle Arme, und alle Köpfe denken; denn jeder Bürger ist ein Bruchtheil des Souveräns. Die Staatsmänner leben hier nicht bloß vom Regieren, und das ist schon etwas, das keinem europäischen Staatsmanne gefallen kann. Bei schlichter Einfalt und Volksthümlichkeit dennoch Würde, und bei aller Bescheidenheit Achtung gebietenden Ernst zu behalten, ist ebenfalls eine Glorie, mit der sich selten so viele Geschäftsmänner bei uns, wie in Amerika, zu umgeben verstehen. Europäische Gesandte, wollen sie hier gelten, müssen sich in diesem Tone geltend machen, wenn sie beliebt zu sein wünschen. Der portugiesische Minister Correa de Serra wird daher allgemein geschätzt. Er spricht von den Verfassungen der amerikanischen Staaten oft mit wahrer Begeisterung.

„Aber fürchten Sie sich nicht ein wenig," sagte Miß Wright zu ihm in Philadelphia, „diese Republiken mehr, als Sie sollen, zu lieben?"

Er erwiederte: „Hat man's dem artigen Neville verargt, daß er die Königin Elisabeth für das schönste Weib von England, und die Königin Maria für die Schönste in Schottland erklärte? — So halte ich auch dieses Land für die trefflichste der Republiken, und Portugall, mit Recht, für die trefflichste der Monarchien."

Unweit dem Städtchen Bordentown am Delaware in Pennsylvanien wohnt jetzt, als „alter Republikaner, der Bruder Napoleons, der ehemalige Monarch von Spanien, Joseph Buona-

Digitized by Google

parte. Er trägt hier den Namen eines Comte de Survilliers. Seine artige Villa liegt in ziemlich unfruchtbarer Gegend, iſt aber mit Magnolien, Kalmien und andern hübſchen Gebüſchen der amerikaniſchen Forſten umpflanzt und durch eine Menge Bildſäulen von Göttern und Göttinnen umſtellt und entſtellt. General Moreau, der ehemals auch in Pennſylvanien wohnte, hinterließ, als er nach Europa gegangen war, auf ſeinem Gute eine große Menge ſolches Götter- und Heldentroſſes, der, jetzt verkauft, auf vielen Landgütern der Nachbarſchaft umher prangt.

Graf Survilliers läßt noch immer auf ſeinem Sitze bauen. Im Saale, wo er Beſuche empfängt, ſtehen die Bruſtbilder von den meiſten Mitgliedern ſeiner Familie, und zwar Alles Arbeiten von Canova. Er ſelbſt hat die Schlichtheit der Amerikaner in ſeinem Aeuſſern angenommen, weil einem dabei wohler als in dem geſpannten Weſen der Schönthuenden iſt, ohne dabei die zarten Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten zu verlieren, die den Mann von Welt und Gewandtheit bezeichnen. Er hat eine angenehme Geſtalt, nur wird er jetzt faſt zu ſtark und voll. Er hat mit ſeinem erlauchten Bruder auffallende Aehnlichkeit im Geſichte, nur mehr Sanftes und Gütiges.

Wegen ſeiner Wohlthätigkeit iſt er in der ganzen Umgegend geſchätzt. „Ich fühle mich hier ſehr glücklich,“ ſagte er zu Miß Wright, vor der er, von ſeinen Arbeitern kommend, in einem alten Ueberrocke erſchien, von dem er den Kalkſtaub leicht abgeſchüttelt hatte, „und ich bin mit dem Looſe wohl zufrieden, das mich hier feſtmachte. Dieſes freie Land iſt das Vaterland zahlreicher, und nicht das Eigenthum einzelner Menſchen; gibt Allen die Freiheit, und Keinem die Gewalt allein. Darum wird's Jedem hier behaglich.“

Man hat ſo viel über die Erziehung junger Fürſten geſchrieben, und bei dem allen werden ſie übel erzogen. Die Beweiſe liegen vor Augen. Man laſſe ſie eine Reiſe in Nordamerika machen. Es gibt keine beſſere Fürſten- und Premierminiſter-Schule.

3.

Albany. Die Kriegsſchule von Weſtpoint. Die Stadt Baltimore. Die Ehrenſäulen.

Jetzt iſt, aber wohl nicht mehr für lange Zeit, Albany die Hauptſtadt des Freiſtaates Neu-York. Die Regierung wird, gleich der von Pennſylvanien, ohne Zweifel ihren Sitz früher oder ſpäter mehr in den Mittelpunkt des Staates verlegen. Einige ſehr artige Häuſer und Straßen ausgenommen, hat dieſe Stadt ein altes, ſchlechtes Ausſehen.

Anziehender iſt im Staate Neu-York die herrliche Kriegsſchule von Weſt-Point, deren Gebäude auf einer Berghöhe am Hudſon liegen. Dieſe Anſtalt, welche jetzt unter der Obhut der Zentralregierung des Bundesſtaates blüht, ward auf Befehl des Kongreſſes vom General Williams im Jahr 1802 angelegt. Die Zahl der Jünglinge, die man hier aufnimmt, beträgt 230 bis 250. Die jährliche Ausgabe für jeden derſelben belauft ſich auf 336 Dollars, und die Unterhaltung der Anſtalt iſt auf 115,000 Dollars angeſchlagen. Schon haben

Digitized by Google

hier ungefähr tausend Jünglinge aus allen Theilen des Bundesstaates einen Unterricht in den höhern mathematischen und in den Kriegswissenschaften empfangen, ungefähr wie er in der polytechnischen Schule zu Paris oder zu Woolwich ertheilt wird. Viele der hier Gebildeten dienen jetzt dem Staate beim Genie, bei der Artillerie und andern Korps der kleinen Armee, die in Friedenstagen einige Tausend Mann stark ist. Die Meisten aber ziehen die Annehmlichkeiten des Privatstandes öffentlichen Anstellungen vor. Inzwischen fährt die Regierung ununterbrochen fort, die Jünglinge des Bundesstaates in den Kriegswissenschaften ausbilden zu lassen. Es kann der Tag kommen, wo Jeder zu den Waffen für das Vaterland eilen muß.

Auch hat die Anstalt von Westpoint noch einen andern wesentlichen Nutzen. Die aus allen vereinten Staaten beisammenlebenden Jünglinge, angeleitet, das große Ganze des Vaterlandes vor Augen zu haben, vergessen in dieser Gesellschaft alle die kleinlichen Eifersüchteleien und örtlichen Interessen, welche sonst immer Eidsgenossenschaften so verderblich zu sein pflegen. Von Westpoint wieder zurückgehend in die entlegensten Landschaften, nehmen die jungen Männer die Grundsätze der Freiheit, der Vaterlandsliebe und des Interesse für alle Bundesstaaten mit sich, in denen sie erzogen wurden, und die sie früh oder spät in den Senaten oder auf Schlachtfeldern zu behaupten haben. Es sind gegenwärtig unter den Zöglingen zu Westpoint auch zwei Söhne indianischer Stammhäupter, die sich durch ihr Talent so auszeichnen, daß sie bei der letztern Prüfung mehrerere Preise davon trugen.

Es hat die ganze Weltgeschichte kein Beispiel vom schnellen Aufblühen eines so unermeßlichen Reiches, als das freie Reich der amerikanischen Staaten in unsern Tagen aufstellt. Nichts kann damit verglichen werden. Hier geschehen Gründungen für die kommenden Jahrtausende. Es ist Alles eins der erhabensten Menschenwerke, woneben die monströsen Napoleonsthaten doch nur wie flüchtige Seifenblasen weggleiten.

Nichts lustiger, als die alberne Selbstgefälligkeit unserer europäischen Staatsmänner, die, mit Sternen, Bändern und Kreuzen überdeckt, in ihren dumpfen Residenzen groß und klein sich treuherzig einbilden, es sei unmöglich, daß ein Staat wohl regiert werde, wenn nicht Leute von ihrem Herkommen Hand ans Werk legen. Und doch sehen und hören sie mit einer ärgerlichen Verwunderung täglich der amerikanischen Staaten Wachsthum im Wohlstand, Wohlsein, in Reichthum und Macht, und das alles durch schlichte Männer ohne Stern und Band, ohne Stammbaum und Titel, durch Landeigenthümer, Fabrikanten, Gelehrte und Künstler bewirkt.

„Ja," hörte ich einen sagen, „das ist dort etwas Anderes! Da bewegt sich noch Alles im Werden; es ist neue Schöpfung. Es macht sich gewissermaßen noch Alles von selber." — Gut. Aber warum gediehen denn diese Staaten nicht, so lange unsere großen britischen Staatsmänner und Gouverneurs über sie walteten? Waren Mexiko und Peru, St Domingo und Ostindien nicht auch unter den Kabineten von Madrid und Versailles und St. James neue Staaten, neue Schöpfungen?

Die Stadt Baltimore gehört zu den bewundernswürdigsten Zeugen dessen, was die

Weisheit und Kraft einer helldenkenden Regierung, gepaart mit gesetzlicher Freiheit des Volks, zu leisten im Stande sei.

Baltimore in Maryland war zur Zeit der amerikanischen Revolution, also vor ungefähr vierzig bis fünfzig Jahren, ein ärmlicher Ort. Man sah da höchstens dreißig Häuser von Zimmerwerk, und ungefähr eben so viel hölzerne Hütten. Heute erblickt man auf derselben Stätte eine große, artige Stadt, mit einer Bevölkerung von 65,000 Menschen. Sie ist auf drei Hügeln gelegen. Ihre Straßen, ohne die ermüdende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit zu haben, wie die zu Philadelphia, sind ungemein freundlich, sauber und mit Schattenbäumen verschönt. Auch hier, wie zu Philadelphia, findet man Häuser von Backsteinen, wohl übertüncht, die Thüren weiß, deren Messinghämmer glänzend polirt. Die öffentlichen Gebäude zeichneten sich bisher minder durch die Bauart als durch Bequemlichkeit und Reinlichkeit aus. Jetzt aber ist man daran, verschiedene pallastartige Gebäude aufzuführen. Auf einem der öffentlichen Plätze wird so eben eine Denksäule zum Gedächtnisse der tapfern Bürger aufgeführt, die gegen das Ende des letzten Krieges in Vertheidigung der Stadt umkamen. Das Fußgestell des hohen, einfachen Denkmals enthält eine Tafel von weißem Stein, worauf einige Hundert Namen eingegraben sind.

Bei uns zu Lande würde der Staatsmann, wie der Soldat von Beruf, zu der langen Namenliste lächeln. Hier lächelt Niemand. Es sind theure Namen, die noch mit Stolz und Rührung von Verwandten und Freunden gelesen werden. Es gibt hier keine Soldaten von Profession, sondern freie Bürger, die das Kriegesgeschäft nur dann, und mit nicht geringerer Kunst und Tapferkeit wie die Söldner in Europa, führen, wenn für ehrenwerthe Sachen, für Unabhängigkeit und Recht das Schwert gehoben werden muß. Man muß es dem amerikanischen Bürger verzeihen, wenn er einerseits ein wackerer Krieger ist, anderseits doch den Soldatenstand verachtet.

Ein amerikanisches Korps hatte während des letzten Krieges die feindlichen Truppen zurückgeschlagen, und verfolgte dieselben gegen deren Schiffe, als der amerikanische Befehlshaber plötzlich die Verfolgung einstellen ließ. „Warum das?“ rief einer seiner Offiziere erstaunt: „Ich wette, wir können zwei Drittel des Feindes vor seiner Einschiffung gefangen nehmen oder niederhauen.“ Der Befehlshaber ließ sich nicht irre machen, und sagte nachher zu dem Offizier: „Sie haben Recht. Wir könnten, mit Verlust von einem Dutzend der Unsrigen, dem Feinde manches Hundert nehmen oder tödten. Was hätten wir davon? Wir hätten ein Dutzend nützliche Bürger, Söhne, Gatten, Väter verloren; und was wagen die Feinde daran? Menschen, die sich, für Geld gedungen, schlagen müssen. Wahrhaftig, der Verlust wäre auf beiden Seiten zu ungleich.“

Man muß wohl mit Recht zweifeln, daß die prunkvollen Denkmale in den europäischen Ländern dort mit so lebendiger Theilnahme betrachtet werden, wie hier zu Baltimore die Namen der für die Heiligthümer des Vaterlandes gestorbenen Bürger. In Europa wird die Ehre gemein-

Digitized by Google

lich nur dem Einzigen zu Theil, der aus persönlichem Ehrgeize, oder weil er seine Kriegergaben unbedingt der Ehrsucht eines Mächtigen vermiethete, Tausende von unbekannten Menschen in die Schlacht führte, gegen die Batterien schickte und das Glück hatte, zu siegen. Der Held, welcher am tiefsten und längsten im Herzen der Nation und der Menschheit lebt, ist nicht der lorbeerumwickelte General, sondern der Mann, welcher zum Glück und zum Wohlstand des Vaterlandes das Möglichste mitwirkt und dann für dasselbe stirbt. Was sind die Namen von Napoleon und Wellington neben dem Namen eines einzigen Washington? Was bekümmert man sich um den Tod von tausend und tausend unbekannten Lohnsoldaten, die da tödten und sich tödten lassen, sie wissen nicht, warum?

Zu Baltimore wird kein Kind geboren, dem man nicht nach Jahrzehnden mit gleicher Wärme und Begeisterung, wie jetzt, die Umstände erzählt, welche das Dasein dieser Denksäule veranlaßt haben.

Als die Engländer im Sommer 1814 in die Bundesstadt Washington einrückten, wo ihre größte That eine empörende Mordbrennerei war, indem sie alle öffentlichen Gebäude, das Kapitol, das Präsidentenhaus, das Schatzkammeramt, das Kriegsamt, die Werfte, das Arsenal u. s. w. einäscherten, sahen die Einwohner von Baltimore den Wiederschein von den Flammen der Bundesstadt am Himmel. Sie erwarteten, ebenfalls angegriffen zu werden. Die ganze Bevölkerung der Stadt wurde thätig, Bollwerke und Verschanzungen aufzuführen. Freiwillige kamen in Schaaren aus den benachbarten Staaten von Pennsylvanien und Virginien herbei. Die angesehensten Bürger vom Staate Maryland stellten sich in die Reihen der Schlachthaufen vor Baltimore.

Den Tag und die Nacht des langen Treffens war diese Stadt nur von Weibern und jungen Kindern bewohnt. Selbst die Greise, und Knaben, die kaum eine schwere Flinte tragen konnten, waren auſſer den Mauern und thaten Kriegsdienst. Man erzählt sich, daß im wilden Gefechte der englische General Roß durch einen unbärtigen Knaben niedergeschossen ward, der glücklich zielte. — Man kann sich denken, mit welcher Bangigkeit zu Baltimore die weiblichen Herzen schlugen, während draussen die Kanonen den ganzen Tag donnerten, ja endlich die Nacht hindurch. Jeder Schuß, den man hörte, schien den Tod eines Nachbars, eines Vertrauten, eines Geliebten anzukünden. — Der Feind ward zurückgeworfen. Die Bürger kehrten als Sieger heim. Sie brachten die Leichname ihrer gefallenen Brüder. Man pries die Lebenden, man pries die Todten. Man trug den verwundeten Vater in das Haus seiner Kinder, den blutenden Gatten an die Brust seines Weibes. Aber der Sieg über die Söldner war errungen, und — das versichern Alle — stolze Freude blickte aus der Thräne des Schmerzes.

Eine andere schöne Denksäule steht zu Baltimore am Ende einer der Hauptstraßen auf der Höhe eines umbüschten Hügels. Sie ist die Ehrensäule des großen, guten Washington. Wer möchte nicht beim Anblick von jedem Denkmal des trefflichen Menschen, der noch lebt, wenn die dunkeln Namen tausend europäischer Höflinge, Kämmerlinge, Minister und Feld-

Digitized by Google

marſchälle nicht mehr genannt werden, den Bürgertugenden des Unſterblichen Huldigung bringen? — Inzwiſchen geſtehe ich, wie herrlich der Mann auch geweſen ſei, oder die That, der man Gedächtnißmale erhöht: wohl nicht ſo erſchütternd iſt für das Gemüth die aufgeregte Erinnerung an die Vortrefflichkeit des einzelnen Menſchen oder der That, als die feierliche Anerkennung des Ewig-Guten und Edeln durch die geſammte Menſchheit, die ſich in ſolchen Denkmalen ausſpricht, die gleichſam Urkunden des Göttlichern in uns ſind.

4.

Bundesſtadt Waſhington. Der Kongreß. Amerikaniſche Redner in der Kammer der Repräſentanten. Anekdote vom Präſidenten Jefferſon.

Der Weg von Baltimore zur Bundesſtadt Waſhington iſt öde, ohne beſondere Fruchtbarkeit, ohne allen Reiz. Die Bundesſtadt ſelbſt verdient noch nicht den Namen einer Stadt; man erblickt nur den Entwurf einer Stadt, Bezeichnung ihrer künftigen Straßen, Paläſte, Tempel und öffentlichen Gebäude. Aber es iſt ein rieſenhafter Entwurf.

Der Kongreß iſt, ſeit der engliſchen Brandſtiftung, zum erſtenmal wieder im Jahr 1820 auf dem Kapitol verſammelt worden. Die beiden Flügel dieſes weitläufigen Gebäudes, in deren einem die Kammer der Repräſentanten, im andern der Senat und der oberſte Gerichtshof ihre Sitzungen halten, ſind etwas ausgedehnter, als ſie anfangs geweſen, wiederhergeſtellt. Noch iſt der Mitteltheil des Pallaſtes unvollendet. In dieſem befindet ſich der Saal, worin der neugewählte Präſident inſtallirt wird und der Kongreß ſich verſammelt, wenn die Umſtände eine Vereinigung beider Kammern erforderlich machen. Hier wird auch die Nationalbibliothek aufgeſtellt werden. Sie enthält bis jetzt nur die vom Herrn Jefferſon dazu gegebenen Bücher. Unter der Kuppel des Doms wird ein Mauſoleum errichtet, worin Waſhingtons Gebeine ruhen. Die Bildſäule dieſes ehrwürdigen Vaterlandsfreundes, ein Meiſterwerk des neuern Phidias, Canova, empfängt hier ihren Platz.

Wenn man in den großartig gebauten Verſammlungsſaal der Kammer der Repräſentanten eintritt, und von der Gallerie niederblickt auf die Stellvertreter des freien und ſelbherrlichen Volkes — man bleibt nicht unbewegt. Welche große Erinnerungen umgeben uns da! Und wenn man das Gebet hört, mit welchem jede Sitzung der Kammer eröffnet wird, und darin die Worte tönen: „Möge unter allen Völkern des Erdballs die Ruthe der Tirannen gebrochen werden!“ — welcher Europäer, welcher gute Menſch, aus welchem Welttheile er hierherkomme, mag da unerſchüttert bleiben? — Man ſah bei dieſen Worten auch die Augen der Engländer, die auf der Gallerie unter den Zuhörern ſtanden, von einer Thräne feucht werden.

In den Verſammlungen herrſcht Würde. Man hört keine Unanſtändigkeiten und perſönlichen Ausfälle. Es iſt keine Parteiung. Glieder, die heute mit der Majorität ſtimmen, bilden morgen die Minorität. Nur einmal geſchah es, daß ein Mitglied in der Leidenſchaft das

andere grob beleidigte, daß dieſes über jenes herfiel und es mißhandelte. Alle beide wurden von der Verſammlung ausgeſtoßen.

Die Zahl guter Redner in dieſer Verſammlung iſt bedeutender, als man meint. Die meiſten befleißen ſich einer gedrängten Begründung ihrer Meinungen; ſprechen klar, beſtimmt, frei, wie ihnen das Wort kommt, aber beſcheiden und doch eindringlich, und insgeſammt von ihren Plätzen. Es gibt hier keine Redebühne.

Zu den ausgezeichneten Rednern gehört Herr Clay, der ſeit mehrern Jahren immer einhellig zum Vorſteher der Kammer gewählt ward. Dieſer Staatsmann ſcheint in der That alle Eigenſchaften eines trefflichen Sprechers in ſich zu vereinigen: Feuer, Kraft, Gefühl, vaterländiſchen Hochſinn, brennende Freiheitsliebe, einen ſeltenen Reichthum von Gedanken und Worten, einen feinen Zug von Ironie, eine mit Würde verbundene Lebendigkeit des Weſens, eine bewundernswerthe Leichtigkeit, jede Leidenſchaft auf's zarteſte zu ſchildern und die mannigfaltigſten Formen der Beredſamkeit anzuwenden. Eine mächtige und doch dabei angenehme Stimme, die, ohne ſcheinbare Anſtrengung, den weiten Saal in klarer Verſtändlichkeit füllt, kommt ihm dabei zu ſtatten.

Herr Clay iſt als das Haupt einer ſtarken Oppoſition gegen die Regierung angeſehen worden, beſonders in Betreff ihrer Stellung, die ſie zu den neuen Freiſtaaten im ſüdlichen Amerika annahm. Dieſer feurige Republikaner drang unaufhörlich dahin, man müſſe die Staaten Süd-Amerika's, noch während ihres Freiheitskampfes, anerkennen. Wenn er nicht ſo ſchnell, als er zu wünſchen ſchien, ſein Ziel erreichte, war er es, der doch die öffentliche Meinung demſelben näherte. Und wenn die Staatsklugheit der vollziehenden Gewalt aus guten Gründen zögerte, verloren die Südamerikaner doch dabei wenig, weil den Freiheitskämpfern aus einigen großen Hafen des Bundesſtaates mancherlei Beiſtand kam, und zwiſchen den erſten Staatsbeamten zu Waſhington und denen zu Auguſtura insgeheim das freundſchaftlichſte Einverſtändniß gepflogen wurde.

Ein anderer Redner der Kammer, Herr Lowndes von Karolina, bildet durch ſeine kalte, alleszerſchneidende Dialektik einen auffallenden Gegenſatz zu Clay's Flammenſprache. Wenn Beide entgegengeſetzte Meinungen verfechten, ſo ſcheint es, als hätte Jeder eben nur diejenige Meinung ergriffen, die ſich nach ſeiner eigenthümlichen Art und Gabe von ihm am beſten vertheidigen laſſe. Herr Lowndes iſt im Vortrage äuſſerſt beſtimmt und rein; ſeine Worte ſind wohlgewählt, ſeine Phraſen gut gerundet; und doch merkt ihm Niemand Künſtelei und Sucherei an. Es iſt, als nähme er nur das erſte beſte Wort, und jeden Ausdruck, der ſich ihm von ſelbſt darböte.

Von den jüngern Mitgliedern ſprechen alle mit großer Leichtigkeit. Aber ſie ſprechen beinahe zuviel und nehmen ſich's auch gar nicht übel, ganz neue Worter zu machen, wenn ſich nicht gleich der rechte Ausdruck einſtellen will. Die Kammer aber hört auch die ſchwächern

Digitized by Google

Redner mit bewundernswürdiger Haltung und Ruhe an; und in der That findet man bei jedem wenigstens noch eine gesunde Philosophie, freien Sinn und Edelherzigkeit.

Selten weiß man mit Sicherheit voraus anzugeben, wohin der Entscheid der Kammer gehen werde. Erst beim Abstimmen erfährt man's, wenn auf den Stimmzetteln das Ja und Nein wechseln und sich Alles mit Ungeduld und Spannung um den Stuhl des Präsidenten beim Ablesen der Stimmen drängt. In England, in Frankreich ist dies nicht der Fall. Da weiß man Alles ziemlich voraus. Da haben die Minister ihre besoldete, wohldisziplinirte Mannschaft unter den Abstimmern und Rednern.

Im Senat der Amerikaner werden die Verhandlungen mit weit geringerer Heftigkeit, als in der Kammer der Repräsentanten, geführt. Hier muß jedes Mitglied wenigstens fünfunddreißig Jahre alt sein; die meisten Glieder aber sind wirklich betagt. Eins derselben war seit dem allerersten Kongresse anhaltend immer wieder neu erwählt worden. Der Saal des Senats ist kleiner, aber zierlicher. Alles hat darin mehr Würde und Feierlichkeit, ohne Ziererei.

Ueberhaupt ist bei den amerikanischen Staatsmännern nichts von der Ziererei zu sehen, mit der sich die europäischen so gern etwas breit machen. Es herrscht hier im Thun und Leben, selbst der höchsten obrigkeitlichen Personen, eine Einfalt und Natürlichkeit, die den zeremoniösen Europäer fast in Verlegenheit setzt. Jeder, auch wer in den höchsten Staatsämtern steht, erscheint im Umgang als schlichter Bürger, ohne alle Anmaßung, ohne Steifheit, nur durch seine Einsicht, seine Thaten und durch sein Streben nach Gefälligkeit ausgezeichnet. Wie man einst in dieser Hinsicht den edeln Washington und Franklin, dann Jefferson und Madison bewunderte: so nach allen auch den Obersten Monroe, diesen ehrwürdigen Veteran aus dem Freiheitskriege.

Das einfache Zeremoniel oder vielmehr die Abwesenheit alles Zeremoniels im Audienzsaale eines Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten muß die aus Europa kommenden Höflinge zuweilen in wahre Noth bringen. Nichts lustiger als die Pein des Herrn Bleker Olsten, der als Minister von Dänemark bei den vereinigten Staaten nach Washington kam, zur Zeit, da Jefferson Präsident war.

Der Minister hatte vernommen, der Präsident sei alle Tage nach zwei Uhr zu sprechen. Er beeilte sich also um diese Zeit, dem Haupte der amerikanischen Regierung seine Aufwartung zu machen. Herr Jefferson empfing ihn mit Herzlichkeit und Güte, und verwickelte sich bald mit ihm in eine so lebhafte Unterhaltung, daß eine Stunde verfloß, ehe der Minister bemerkte, daß sein Besuch sich fast über Gebühr in die Länge gezogen habe. Am Ende fing das Gespräch an zu ermatten. Der europäische Diplomat erwartete, daß man ihn entlassen werde, während der Präsident, wie man leicht denken kann, ebenfalls wünschte, der Minister mochte sich beurlauben. Jener aber hatte aus der Einfachheit des Empfangs nicht begriffen, daß es mit dem Abschiede eben so einfach hergehe. Der Stellvertreter des Königs von Dänemark blieb auf seinem Sitze wie angenagelt, und erwartete nur das Zeichen, sich zu entfernen. Er wartete

Digitized by Google

vergebens; der Präsident war zu höflich, er gab es nicht. Der Minister zählte ängstlich die Minuten; aber er wollte keinen so argen Verstoß gegen Etikette und Dekorum begehen und sich unaufgefordert wegbegeben. Seine Verlegenheit wuchs und erreichte den höchsten Grad, als die Zeit zum Essen kam und Herr Jefferson ihn fragte: „Erweisen Sie mir die Ehre, und nehmen an meinem Familientische mit einer Suppe vorlieb?“ — Herr Bleker Olsten stand bestürzt auf, stammelte eine Entschuldigung und ging nun davon.

Er begab sich auf der Stelle zu einem Amerikaner von seiner Bekanntschaft, der in der Regierung eine Stelle bekleidete, und erzählte ihm sein Abentheuer. „Warum sind Sie denn nicht fortgegangen, als Sie glaubten, daß es Zeit dazu sei?“ fragte dieser.

„Was?“ rief der Minister: „Ich fortgehen, ohne vom Präsidenten verabschiedet zu sein? Habt Ihr denn gar keine Etikette? Habt Ihr denn gar keinen Unterschied von Rang und Würden? Wie könnet Ihr denn als eine Nation bestehen? Wie benehmet Ihr Euch denn, um Euern höchsten Behörden die nöthige Ehrfurcht zu bewahren, um Eurer Regierung hoheitliches Ansehen und Gewicht zu erhalten? Beobachtet Ihr vielleicht Formalitäten, die ich nicht kenne, so machet sie mir bekannt. Was habe ich im Verhältnisse mit Euerm Präsidenten zu beobachten?“

„Nichts anderes,“ erwiederte man ihm, „als die Formalitäten zu vergessen, die an den europäischen Höfen gelten. Der Präsident der vereinigten Staaten genießt hier bloß das Vorrecht, Besuche, die er empfängt, nicht erwiedern zu müssen; und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil, wenn er einen Besuch zurückgäbe, er alle erwiedern müßte. Das wäre aber, bei der Menge seiner Geschäfte, ganz unmöglich.“

Als der dänische Minister einige Tage nachher beim Präsidenten zu Mittag aß, ermangelte er nicht, diesem wegen der Länge seines ersten Besuches Entschuldigungen zu machen, und indem er die Ursache davon erklärte, bezeugte er zugleich das Erstaunen, was ihm eine Sitte, die dem Europäer ganz neu sei, erregen mußte. „Ich weiß,“ fuhr er fort, „es steht mir als Fremdling nicht an, Uebungen eines Landes irgend zu tadeln, das ich eben besuche; auch bin ich überzeugt, daß der gegenwärtige Präsident sich ohne Gefahr über alle Formalitäten hinwegsetzen kann. Aber meine lebendige Theilnahme für Ihr Land muß mich entschuldigen, wenn ich dennoch die außerordentliche Einfalt der Lebensart nicht ganz gutheißen kann, die für einen Jefferson unbedenklich ist, aber doch wohl seinen Nachfolgern unvortheilhaft werden könnte. Es gibt gewisse Regeln und Formen, denen man sich doch unterwerfen muß. Glauben Sie mir, oder vielmehr der Erfahrung der Jahrhunderte, daß die Gesetze der Etikette nicht ungestraft verletzt werden können, und daß es zur Festigkeit einer bestehenden Regierung wesentlich dient, wenn sich das Haupt derselben mit einem Glanze und einer Feierlichkeit umgibt, die dem großen Haufen Gehorsam gebietet.“

„Was Sie mir da sagen,“ antwortete Jefferson, „mag im Bezug auf Ihre Könige ganz richtig sein. Aber wir wollen hier keine Könige, und ich bin keiner. Erlauben Sie mir, Ihnen

eine Anekdote zu erzählen. Sie kennen die Leidenschaft des Königs von Neapel für die Jagd. Eines Tages war diese angeordnet; aber Se. Majestät war genöthigt, noch ein Lever in großem Zeremoniel zu halten. Die Präsentationen waren weit zahlreicher, als der König selbst erwartet hatte. Er fürchtete, er werde, wenn es so fortdaure, auf sein Lieblingsvergnügen Verzicht leisten müssen. Endlich verlor er, da sich immer mehr Personen vorstellen ließen, die Geduld, und wandte sich seitwärts zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Caracciali. „Marquis," sagte er, „das sind Zeremonien zum Sterben langweilig." — Caracciali verbeugte sich tief und erwiederte: „Ihre Majestät vergißt, daß Sie selbst eine Zeremonie sind."

Herr Bleker Olster blieb zwei Jahre in Amerika, und schien, als er die Freistaaten verließ, ganz einverstanden zu sein, daß ein freier Staat keiner künstlichen Mittel zu seiner Stütze bedarf, keines Hauptes, das nichts zu verantworten hat, und nur glänzen muß: sondern eines Mannes, der wichtige, zahlreiche Pflichten mit großer Verantwortlichkeit übernimmt, und dessen Stelle nur durch die öffentliche Achtung glänzend wird, die er ihr durch seine Verdienste erwirbt.

5.

Vom Nationalkarakter der Nordamerikaner.

Die fortdauernden Einwanderungen der Europäer in Amerika bleiben der fortdauernde und unwiderlegliche Beweis, daß es unter jenen einfachen, ächtbürgerlichen Regierungen besser wohnen sei, als in dem erleuchteten Europa, wo man die Staatskunst auf's höchste — wenigstens glaubt man's — ausgebildet hat.

Man kann zwar entgegnen: „Nicht die Vortrefflichkeit der amerikanischen Verfassungen, Gesetze und Verwaltungen zieht die Leute so sehr an, als der Spekulationsgeist, die Wohlfeilheit des Landes, die Leichtigkeit, dort sein Leben zu fristen." — Allerdings. Aber man kennt doch auch in Europa Länder, wo der Boden wohlfeil ist, wo man gern Anbauer hätte, wo man ihnen sogar Begünstigungen zur Niederlassung macht.

Es könnte in Zukunft wohl gefährlich für europäische Mächte werden, mit den Amerikanern auf deren Grund und Boden Krieg zu führen. Bekanntlich hatte der ehemalige Landgraf von Hessen sechstausend seiner geliebten Unterthanen verkauft, um den Briten zu helfen, die Amerikaner todtzuschlagen. Von diesen sechstausend Hessen blieben viertausend in Amerika. Sie liefen hundertweise davon und verbargen sich in den Wäldern, um sich nicht wieder nach Europa einschiffen und sich da vielleicht noch einmal verkaufen zu lassen.

Man sagt: die Amerikaner haben keinen Nationalkarakter; sie sind keine Nation, weil sie nur ein Zusammenfluß von Menschen aus allerlei Nationen sind." — Es ist wahr, man erkennt noch in der dritten Geschlechtsfolge den Franzosen, den Engländer, den Schweizer, den Irländer, den Deutschen. Aber doch haben Alle etwas Gemeinschaftliches, das sie zu Verwandten macht und ihnen eben das gibt, was man Nationalkarakter nennt.

Digitized by Google

Niemand hat dies beſſer ausgeführt, als Warden in der Einleitung zu ſeinem Werk über die vereinigten Staaten. Alle Reiſende, ſagt er, ſtimmen darin zuſammen, daß man im Umgang mit den Amerikanern etwas gewahr wird, was ſie von den Europäern unterſcheidet. Der Amerikaner von engliſcher oder deutſcher Abſtammung iſt hier nicht mehr Engländer, nicht mehr Deutſcher. Er iſt etwas Anderes.

Wenn ſchon in Frankreich oder England mehr wiſſenſchaftlich gebildete Perſonen, als in Amerika, ſind: ſo hat hingegen hier die große Maſſe der Bevölkerung mehr Kenntniß und hellern Geiſt. Dies rührt nicht etwa von einer ſorgfältigern Erziehung her, ſondern iſt durchaus Folge der herrſchenden Verhältniſſe in dieſem Lande. Ueberhaupt kann man ſchon vorausſetzen, daß Leute, welche ſich über den Ozean wagen, um ein beſſeres Vaterland zu ſuchen, im Durchſchnitt keine Menſchen von ganz gewöhnlichem Schlage ſind. Entweder führt ſie die Luſt zu einem freiern Daſein, oder Begierde, ihren Wohlſtand zu vergrößern, her. In jedem Falle fehlt ihnen ſelten die Hauptſache: Muth und Verſtand. Dann erweitert ſelbſt das Reiſen, dann die Niederlaſſung in der fremden Gegend, dann das Studium von deren Eigenthümlichkeiten den Kreis ihrer Vorſtellungen, ſchärft ihre Beobachtungsgabe, reinigt ihr Urtheil und befreit ſie von jenen örtlichen Vorurtheilen und Anſichten der Welt, die bei Europäern herrſchend und heilig ſind, wo die Geſchlechtsfolgen mehrerer Jahrhunderte auf einer und derſelben Erdſcholle vegetiren und ſich immerdar in einerlei Ideenring herumdrehen.

Weil die Amerikaner insgeſammt Tagblätter und Zeitungen leſen und leſen müſſen, was ſchon das öffentliche Leben mit ſich bringt: ſo beſitzen alle eine, wenn auch nur oberflächliche, Kenntniß von dem, was in ihrem Lande und in der Welt überhaupt vorgeht, und eben dadurch ſchleifen ſie jene bäueriſche Plumpheit und Unwiſſenheit ab, die in den niedern Ständen europäiſcher Völker gemein iſt. Oft in Lagen verſetzt, wo ſie wegen ihrer Selbſterhaltung in Verlegenheit und Noth kommen, und das durch eigene Kraftanſtrengung erſetzen müſſen, was ihnen am Beiſtand von Andern abgeht, werden ſie erfinderiſch, ausharrend, reich an Hilfsmitteln in ſich ſelbſt und furchtlos gegen alle Hinderniſſe. Vorurtheile der Geburt und Herkunft, die in Europa die Induſtrie und den Verſtand feſſeln, die Albernheiten des Innungs- und Zunftweſens fallen hier von ſelbſt weg. In Europa ſchreibt man umſonſt dicke Bücher dagegen. Die Leute hier ändern daher ihr Gewerb und Treiben, ſo oft ſie es nützlich finden, und keine ehrliche Betriebſamkeit entehrt hier irgend einen Menſchen.

Im Schooſe des Wohlſtandes, unabhängig von Menſchengunſt, ſind ſie frei, offen, ohne allen Rückhalt, vielleicht nur manchmal etwas zu rund weg. Gewohnt, auf ihren Arm, wenn's gilt, zu zählen, und ſich zu helfen, wie es auch komme, ſind ſie kühn, unternehmend, unerſchrocken und feſtes Muthes. Die Niederlagen, welche ſie zu Anfang ihres Krieges erlitten, bewirkten gar keine Abſpannung; umgekehrt, ſie reizten nur zu größern Anſtrengungen. Und am Schluſſe des Krieges waren ſie zu Land und zu Waſſer ſiegreich. Ihre Seeſiege, von Männern ohne Erfahrung und über Feinde erfochten, die den Ruhm hatten, auf dem Meere die tapfer-

Digitized by Google

ſten und gewandteſten zu ſein, finden wenig Aehnliches in der Geſchichte. Sie mahnen an den Streit der Römer zur See gegen die karthagiſchen Flotten.

Nirgends auch, ſelbſt in England nicht, findet man in der Maſſe des Volkes ſo viel öffentlichen Geiſt, als in den vereinigten Staaten. Jeder täglich geübt, die Maasregeln der Obrigkeiten und Behörden zu beurtheilen, gewöhnt, ſich ſelbſt als wirkſames, theilnehmendes Mitglied des Staates zu betrachten, fühlt ſich Jeder perſönlich in die öffentlichen Angelegenheiten verflochten, hat Jeder ſeinen Theil am Nationalruhm, iſt Jeder eiferſüchtig darauf, und zwar in ſolchem Grade, daß es dem Ausländer nicht ſelten kränkend wird.

Das Volk iſt überall auf ſeine Regierung ſtolz; denn es betrachtet dieſelbe als Werk ſeiner Wahl, als lebendiges Zeugniß von der Ueberlegenheit der Amerikaner über andere Nationen. Es iſt dieſer Regierung ergeben und anhänglich, weil dieſelbe in ihrem Betragen, in ihrer Zuſammenſetzung, in ihren Anſichten durchaus mit Meinungen und Intereſſen der Nation eins iſt, indem ſie eben nur durch die Nation ſtark, und wider dieſelbe nichts iſt.

Und doch, welch eine mächtige Regierung! Vielleicht, mit Ausnahme einiger ſchweizeriſchen Freiſtaaten, iſt in Europa kaum eine, die furchtlos das ganze Volk bewaffnet ſieht, und dennoch, wie hier, vom Maine bis zum Miſſiſippi, den ſchnellſten Gehorſam findet und weckt, ohne andere Mittel anzuwenden, als den Stab eines Konſtablers. Sie bedarf keiner ſtehenden Heere im Frieden, keiner Zenſurgewalten, keiner auſſerordentlichen Gerichtshöfe. Sie ſpricht bloß zur geſunden Vernunft, zu den wirklichen eigenen Intereſſen des Volks, nicht zum Vorurtheil, nicht zur Leidenſchaft deſſelben. Sie ruft nie den Aberglauben zu Hilfe, unterſtützt nie falſche, wenn auch für den Augenblick vortheilhafte Anſichten und Stimmungen, und macht bei keinem Anlaſſe von jenen verächtlichen Mitteln und Gleißnereien Gebrauch, vermittelſt welcher man die Ausartung der Menſchen beſchönigt. Geheimnißkrämereien und Staatspfiffe ſind ihr fremd. Ihre Handlungen ſind offen und erfüllen ſich am heitern Tageslichte. Sie muntert zum Unterricht, zu den Wiſſenſchaften, zur Religioſität auf, ohne irgend einer Meinungspartei, irgend einer Sekte Vorzug zu geben.

Dieſes dem europäiſchen, krankhaften Verwaltungs- und Regierungsſyſtem ſchnurgerade Entgegengeſetzte, muß es nicht auf die Nation und deren Denkart und Handlungsweiſe ganz eigene Wirkungen machen?

6.

Einige Bemerkungen über die amerikaniſche Bundeseinrichtung.

Wir ſagen hier nichts von der amerikaniſchen Bundesverfaſſung. Sie iſt bekannt genug. Man hat in Europa darüber ſehr gelehrt gloſſirt; in Nordamerika haben Natur und Erfahrung Bemerkungen dazu und Beſtätigung gegeben, daß man mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft am ſicherſten fährt.

Die Artikel, welche während der nordamerikaniſchen Revolution etwas eilfertig zur Begründung einer Bundesſchaft der ſich frei erklärenden Staaten angenommen wurden, hatten, wie noch heutzutage in Europa die ſchweizeriſche Bundesordnung, das Unvollkommene, daß ſie in der That nur auf die verſchiedenen Staaten, nicht aber auf die Bewohner derſelben Einfluß und hoheitliche Kraft übten. Vermöge jener Artikel war der allgemeine Kongreß nur aus einer einzigen Kammer zuſammengeſetzt, und konnte keine Auflagen ausſchreiben, keine Truppen zuſammenziehen, ohne Dazwiſchenkunft und Mithilfe der Regierungen und geſetzgebenden Räthe von den verſchiedenen Republiken. Das Volk in jedem einzelnen Staate ordnete ſeine Handelsangelegenheiten durch ſeine unmittelbare Regierung, machte ſeine Auflagen, wie es dieſelben gut fand, und entſchied ſogar über die Nothwendigkeit, ob das verlangte Kontingent zu ſtellen ſei. Natürlich, dieſe Ordnung der Dinge brachte in Alles einen ſchleppenden Gang, in Kriegszeiten mancherlei Verwirrung und in Friedenszeiten vielerlei Zänkerei und Spannung.

Dem allen ward durch Einführung der Bundesverfaſſung vom 17 Sept. 1787 auf eine weiſe Art abgeholfen. Die Einwohner der verſchiedenen Staaten, indem ſie die Zentralgewalt ſtärkten, opferten darum keine ihrer bisherigen Rechte auf, ſondern ſie übertrugen ihren Stellvertretern beim allgemeinen Kongreſſe nur einen Theil von den Rechten, welche ſie vorher ihren örtlichen Obrigkeiten eingeräumt hatten.

Von dieſer Zeit an übte der Kongreß ſeinen Einfluß nicht bloß mehr auf die verſchiedenen geſetzgebenden Behörden der Bundesſtaaten, ſondern, in allgemeinen Bundesſachen, auf die Einwohner der Staaten unmittelbar ſelbſt, die dadurch zum erſtenmal eine einzige, ungetrennte große Familie wurden. Die Einrichtung und Verwaltung des Haushalts in jedem einzelnen Lande iſt jedem einzelnen Staate unbeſchränkt geblieben. Was aber gemeine Wohlfahrt des ganzen Bundes angeht, darüber haben nicht mehr einzelne Staaten zu entſcheiden, das iſt Sache des Kongreſſes. Er ſchließt Frieden, erklärt Krieg, ſchlägt Münzen, verordnet über das Heerweſen, legt Poſten und Landſtraßen an, u. ſ. w. Mißbrauch der Gewalt iſt darum nicht zu fürchten, weil hier Stellvertreter aus allen Staaten ſtehen und der Abgeordnete unmittelbar verantwortlich iſt.

Die beiden geſetzgebenden Kammern des Kongreſſes, mit ſo großer Vollmacht bekleidet, haben gewiſſermaßen einen ganz verſchiedenen Standpunkt, aus welchem ſie handeln. Die Kammer der Repräſentanten ſpricht, kann man ſagen, im Namen der geſammten amerikaniſchen Eidsgenoſſenſchaft, den Gedanken der Nation aus. Immer ſteht da ein Mitglied für vierzigtauſend Seelen, ſo daß wirklich jetzt hundert und fünfundneunzig Stellvertreter aus den verſchiedenen Freiſtaaten im Kongreſſe anweſend ſind. Es ſind auch Abgeordnete aus denjenigen Gegenden da, die den Namen Landſchaften führen und noch nicht zum Range der Staaten erhoben ſind; dieſe aber ſtimmen nicht mit.

Hingegen der Senat kann als Sprecher der örtlichen Intereſſen angeſehen werden, der dieſe mit dem allgemeinen Intereſſe auszugleichen hat. Denn ohne Rückſicht auf Bevölke-

Digitized by Google

rung ſtellt jede der amerikaniſchen Republiken zwei Stellvertreter in den Senat. Es kann daher kein Geſetz, keine Maasregel des Kongreſſes erſcheinen, wozu ſich nicht eine große Majorität der Bevölkerung, ſo wie anderſeits der Staaten, bekannt hat.

Man hat in Europa die hohe Wichtigkeit wohl begriffen, welche für Wohlfahrt und Glückſeligkeit eines Volkes in der ſcharfen Trennung der geſetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt liegt. Man hat in Europa die Muſterkarte von den Abſtufungen der verſchiedenſten Staatseinrichtungen, von der aſiatiſchen Gewaltherrſchaft der Willkühr hinweg, durch die abſolute Monarchie, beſchränkte Monarchie u. ſ. w. bis zur reinſten unmittelbaren Selbſtherrſchaft und Selbſtverwaltung des Volkes in einigen Kantonen der Schweiz. In England hat man die Trennung der Gewalten ſehr beſtimmt ausgeſprochen; aber thatſächlich beſteht ſie nirgends ſo, wie in den vereinigten Staaten Nordamerika's. In England ſind Vollziehung und Geſetzgebung nur dem Namen nach getrennt, aber wirklich mit einander verbunden, weil eine Majorität gekauft werden und der Staatsminiſter eine direkte Stimme bei jeder Verhandlung haben kann. Das iſt gewiß nirgends einem verſtändigen Volke, nirgends einem uneigennützigen, weiſen Menſchen, ſondern nur der ſelbſtſüchtigen Herrſchſucht und der feilen Kriecherei der Lohndiener gelegen und recht. — In Nordamerika iſt der Präſident nicht nur geradezu von jeder der beiden Kammern ausgeſchloſſen, ſondern alle von ihm angeſtellten Beamten ſind es zugleich. Der Präſident der vereinigten Staaten erſcheint nie im Umfang des Kapitols, als am Tage ſeiner Inſtallation. Wollte er ſonſt einmal den Verhandlungen beiwohnen, ſo könnte er es nur unter den übrigen Zuhörern, als Privatmann! Dies würde aber nicht für recht geziemend gehalten werden; es geſchieht folglich niemals.

Vielleicht iſt es nicht unnütz, dieſe Kleinigkeit hier anzuführen; denn ich kenne in Europa Staatsmänner, die den Präſidenten der vereinigten Staaten für den Präſidenten des Senates halten und ſo die verworrenſte Vorſtellung von den amerikaniſchen Inſtitutionen haben.

Die Gewalt des Präſidenten der vereinigten Staaten iſt groß, aber immerdar der Kontrole der geſetzgebenden Gewalt unterworfen. Er ernennt die Geſandten, Konſuln, Oberrichter und andere Staatsbeamte; allein es geſchieht dies nur mit Beſtätigung des Senats, wenn ihm nicht etwa in auſſerordentlichen Fällen beide Kammern die Vollmacht erweitern, ohne Anfrage zu ernennen. Er kann Verträge ſchlieſſen, doch nur mit Zutritt und Genehmigung von zwei Dritteln des Senats. Seine Unterſchrift macht einen Akt der Geſetzgebung erſt gültig; aber wenn er die Unterſchrift verweigert, gibt eine Majorität von zwei Dritteln beider Kammern demſelben Akte auch ohne Zuſtimmung des Präſidenten volle Geſetzeskraft. Er kann den Kongreß, wenn es die Umſtände heiſchen, während deſſen Vertagung zuſammenberufen, aber ihn nie auflöſen und zurückſchicken. Nur wenn beide Kammern über die Dauer ihrer Vertagung nicht einig ſind, entſcheidet er. Der Präſident hat den höchſten Befehl über Heer, Flotte und Milizen, aber nur, wenn der Kongreß ſie durch ein Geſetz zum Dienſte der Nation gerufen hat.

Ehemals glaubten Viele, der Präſident habe zu wenig, Andere, er habe zu viel Gewalt.

Heutzutage glaubt man beides nicht mehr. Eine höchste Obrigkeit, die nur vier Jahre dauert, und wegen Verschlagniß, Mißbrauch der Gewalt u. s. w. angeklagt werden kann, ist wohl nicht sehr gefährlich; von der andern Seite wird die furchtbare Verantwortlichkeit sehr gemildert, da er seinen Willen einem Zweige des gesetzgebenden Körpers unterordnet.

Der Obergerichtshof der vereinigten Staaten ist eine nicht minder wohlthätige Stiftung. Auch er hat seinen Sitz in der Bundesstadt Washington. Er schließt die Bundesbande enger zusammen, handhabt den Frieden zwischen den verschiedenen Freistaaten, so wie zwischen diesen Theilen des großen Ganzen und der Zentralregierung. Er urtheilt über die Streitigkeiten der Staaten unter einander, so wie über Streitigkeiten zwischen Bürgern eines Staates und Regierung und Bürgern eines andern, oder zwischen Partikularen und der Zentralregierung, oder zwischen Bürgern und Staaten, oder zwischen Bürgern und ausländischen Unterthanen. Seine Gerichtsbarkeit dehnt sich endlich auf alle diejenigen Fälle aus, welche durch die Bundesverhältnisse entstehen, nicht Sache eines einzelnen Staates, sondern nur der Gesammtheit sein können; über alle Admiralitäts- und Seegesetzgebungsfälle; über Streitsachen in Betreff von Gesandten, Ministern u. s. w.

Diese sorgfältige und einfache Scheidung der Gewalten ist, so wie durch die Bundesverfassung der vereinigten Staaten, auch durch die Grundgesetze der besondern Republiken unterstützt, „auf daß", wie es in der Erklärung der Rechte des Staates Massachusets wörtlich heißt, „auf daß da sei eine Herrschaft der Gesetze, und nicht eine Herrschaft der Menschen."

Unter allen Staaten Nordamerika's hatte bisher keiner einen so großen Einfluß auf den gesammten Bund, als der Staat von Virginien. Es versteht sich aber von selbst, dieser Einfluß konnte nur bloß moralisch und ungezwungen, aber weder durch Klugheit erschlichen, noch durch Ueberlegenheit der Bevölkerung und des Reichthums errungen sein. Selbst die Freisinnigkeit und Großmuth Pennsylvaniens oder des Staates Neu York, die beide durch ihre vortheilhafte Lage in der Mitte des Bundesreiches, durch ihren Wohlstand und ihre Volksmassen hervorragen, kommen dem Ansehen Virginiens nicht gleich.

Virginien gab durch den Mund des Patrik Henry die erste Losung zur Revolution; es führte das Heer der Freiheitskämpfer durch seinen Washington an; es entwarf durch die Feder seines Jefferson die Unabhängigkeitserklärung; es befestigte den ersten Ring zur Bundeskette durch die Hand seines Madison. Kurz, Virginien gab dem Bundesstaate vier der trefflichsten Staatsmänner vom reinsten Sinne, welche als Präsidenten die Angelegenheiten des ganzen vereinten Nordamerika's leiteten. Man hätte glauben können, daß die übrigen Republiken bei der Wahl eines neuen Präsidenten Eifersucht gegen Virginien zeigen würden, nachdem es schon drei Bundesvorsteher gegeben hatte. Mit nichten. Die öffentliche Meinung überall sprach für den Obersten Monroe von Virginien. Keiner seiner Amtsvorfahren (ausser Washing-

Digitized by Google

ton) hat eine so große, der Einhelligkeit nahe kommende Stimmenzahl für seine Wahl zur höchsten Würde vereinigt.

Die Politik des Staates Virginien war dabei immer großartig und rein. Wie hätte es ausserdem dieses Ansehen gewinnen können, welches unter freien Menschen und Staaten allein nur dem Edelsten freiwillig gewährt wird? — So gab Virginien den übrigen Mitständen das Beispiel zu Landesabtretungen, um die Zentralregierung reich auszustatten oder neue Republiken zu bilden. Durch die Landesabtretungen Virginiens entstanden die wirklichen Staaten von Ohio, Indiana und Illinois, so wie die Landschaft von Michigan. Noch edler war seine Freigebigkeit gegen ein ursprünglich von Virginiern bevölkertes und den virginischen Gesetzen unterworfenes Gebiet, nämlich das von Kentuky. Es befreite Kentuky von der virginischen Gerichtsbarkeit, aus dem einfachen Grunde, weil die Bewohner Kentuky's zu entfernt von der Hauptstadt Virginiens wären. Man muß gestehen, in Europa wäre solche Uneigennützigkeit zur Beförderung des Volkswohls unerhört. Sträubt sich doch selbst Spanien auf dem Gipfel seines Liberalismus, Südamerika von sich zu lassen; und die kleinen schweizerischen Republiken sah man noch unlängst mit einander um Landstriche zanken, die sie als unterthänige besitzen wollten. Erst Könige mußten diesen Republikanern sagen, daß sie freie Mitbürger, aber keine Unterthanen haben könnten.

In einigen nördlichen Bundesstaaten erhob sich wirklich vor wenigen Jahren ein Parteigeschrei über Virginiens Einfluß und Suprematie. Man lachte über den Einfall. Jeder fühlte, daß Virginien nichts vermöge ohne Uebereinstimmung mit der Majorität der Meinungen.

Diese wenigen Bemerkungen über die Bundesordnung Nordamerika's lassen sich am besten mit einem Gedanken Ramsay's über dieselbe schliessen. „Die Annahme jener Bundesverfassung", sagt er, „war der Triumph der Tugend und des unverdorbenen Verstandes über lasterhafte Neigungen und Geistesverirrungen der menschlichen Natur. Wohl können auch gemeine, schlechte Menschen zur Vertheidigung ihrer Rechte Gut und Blut recht heldenartig wagen; dazu gehört nicht viel. Aber es gehört ein höherer Grad sittlicher Kraft dazu, um freie Leute, im Besitze einer beschränkten Souverainetät, zu vermögen, einen Theil ihrer natürlichen Freiheiten freiwillig fahren zu lassen, bloß um sich gegen einander durch eine weise Gesetzgebung zu bezügeln. Nationen, die mit dem Degen in der Faust ihre Freiheit und Unabhängigkeit erobert haben, sind gar nichts Seltenes mehr. Aber wenig Beispiele gibt es von Nationen, die ihre errungene Freiheit so verständig und redlich zu benutzen wußten."

7.

Parteigeist. Föderalisten und Antiföderalisten.

Der höchste Ruhm der nordamerikanischen Freistaaten vor allen andern Republiken der alten und neuen Zeit besteht aber darin, daß sie mit ihren Verfassungen, Gesetzen und Einrichtungen gegenwärtig als ein glänzendes Muster, als ein Gegenstand der Bewunderung und Liebe aller

gesitteten Nationen des Erdballs dastehen. Diesen Ruhm hatten weder Griechenland noch Rom, noch die Schweizer, noch die Niederländer. Seit der nordamerikanische Bund vollendet stand in der Kraft und Natürlichkeit von Stiftungen, welche der Vernunft und dem Rechtsgefühl aller Völker einleuchtend sind, hat die Welt den Frieden mit sich selbst verloren, wie dies immer der Fall ist und immer sein muß, wenn irgend eine Wahrheit aus dem stillen Reiche der Geisterwelt in die Wirklichkeit lebend und schaffend übergeht. Man könnte alles Licht auslöschen; aber so lange Nordamerika leuchtet, würden die Nationen dennoch sehen, wohin der Weg zum Gerechten, Wahren und Zweckmäßigen geht. So lange die europäischen Ultra diesen Pharos der menschlichen Gesellschaften nicht zertrümmern können, sind alle Gewalt und Kunst eitel, ihre Nationen auf andere Bahn zu bringen.

Das Beispiel der Menschen in den Gebirgen von Uri, Schwyz und Unterwalden konnte auf die übrige Welt nie groß einwirken. Zwar gründeten sie ihre Freiheit mit demselben Heldenmuthe und mit derselben Einfachheit und Natürlichkeit, wie die Nordamerikaner. Aber sie waren nur Hirten, unbekannt mit den verwickelten bürgerlichen Zuständen reicher Staaten; sie waren kleine Völkerschaften, auf einen gar engen Flächenraum zusammengedrängt, und man beredete sich leicht, daß die Einfachheit ihrer Staatsform und deren Grundsätze nimmermehr großen Nationen von höherer Bildung anpassend sei. Zudem wichen selbst diese Hirtenrepubliken schon früh vom ursprünglichen Wesen ihrer freien Einrichtung ab. Sie liebten die Freiheit bei sich, aber nicht an Andern; sie eroberten sich Unterthanenlande, die ihnen dienstbar sein mußten, und verkauften bei denselben Recht und Gerechtigkeit, Ehren und Würden um Geld.

Anders stehen die Nordamerikaner da. Sie sind nicht bloß Hirten und Ackerbauer. Bei ihnen blühen Wissenschaften, Künste, Handel und Gewerbe in großen und volkreichen Städten, die mit den schönsten Europa's wetteifern. Sie sind eine große, jährlich in bisher nie gekannten Verhältnissen wachsende Nation, über weite Landstriche ausgebreitet, in deren Umfang sich europäische Königreiche verlieren würden.

Man sprach einst sehr bedeutsam und mit heimlicher Schadenfreude von Gährungen und Parteiungen der Föderalisten und Antiföderalisten in Nordamerika, um daraus das Mangelhafte der amerikanischen Konstitution zu erweisen. Aber Meinungsparteien sind die wahren Urkunden vom Leben der Freiheit; und wenn diese Parteien sich inner den gesetzlichen Schranken bewegen und sie nicht überschreiten können, sind sie Beweise von der Stärke der Verfassung und gesetzlichen Ordnung. Beides war der Fall mit den Föderalisten und Anti-Föderalisten.

Diese Parteinamen, wie gewöhnlich, zeigten gar nicht auf die eigentlichen Grundsätze derer zurück, denen sie gegeben wurden. Man nannte Föderalisten diejenigen, welche noch mehr Einheit in den Bund bringen und die Zentralregierung mit größerer Macht umringen wollten. Man nannte Antiföderalisten die demokratische Partei, welche an der bestehenden Ver-

Digitized by Google

faſſung nichts verlieren wollte. Der Name Antiföderaliſt war in der That alſo Unſinn; denn alle Amerikaner wollten den Föderalismus.

Die Parteiung entſprang aus der Oppoſition, welche ſich beſonders gegen das Finanzſyſtem bildete, das der Staatsſekretär Hamilton einführte und in dem Werke the Federaliste mit großer Gründlichkeit vertheidigte. Die Maasregeln dieſes ausgezeichneten Staatsmannes hoben den Kredit der Nation, weckten Gewerbe und Handel, belebten die Landwirthſchaft und ſchufen dem Bundesſtaate Einnahmen, wodurch er kräftiger wirken konnte. Einige Perſonen fürchteten, man gehe in dieſem Syſtem zu weit und ſtrebe dahin, die Zentralregierung in vielen Stücken der engliſchen Regierung ähnlich zu machen. Wie kindiſch dergleichen Beſorgniſſe heutiges Tages den Amerikanern ſelbſt vorkommen mögen: damals waren ſie ſehr natürlich.

Denn in der That muß nach dem langen amerikaniſchen Freiheitskriege, der die innern Ordnungen mehr oder minder verwirrt hatte, Vielen die Einführung einer mächtigern Zentralregierung nothwendig geſchienen haben, um Alles wieder in ein feſtes Geleiſe zurückzuführen. Die Partei der Föderaliſten, oder eines mächtigern Bundeshauptes, zählte in ihrer Mitte mehrere der edelſten Patrioten und Staatsmänner. Sie erkannten freilich hintennach ſelber, daß ſie ſich geirrt hatten; aber ihre Irrthümer quollen nicht aus Verderbtheit des Gemüthes, aus Herrſchſucht oder Knechtesſinn, ſondern aus Verwöhnung der Anſichten, aus Jugendvorurtheilen, die ſie noch unter britiſcher Herrſchaft eingeſogen hatten. Sie kannten ſelbſt noch nicht die ungeheure Macht, welche in den einfachen Elementen einer Regierung liegt, die offen und rein durch Stellvertretung beſteht, und nichts Anderes als das wirkliche Organ der ganzen Nation iſt und durchaus nichts Anderes ſein will. — An dieſe Männer ſchloſſen ſich nun wirklich mit minder reinen Abſichten die an, welche Einfluß, und beſonders denjenigen ſuchten, den der Reichthum geben kann. Der Handelsſtand vergrößerte beſonders die Partei. Dann traten alle diejenigen hinzu, welche durch die Revolution am alten Anſehen verloren und unter der engliſchen Regierung vormals bedeutende und einträgliche Stellen gehabt hatten. Beſonders hatte Neu-York eine zahlreiche und mächtige Verbindung von Tory's, die nun aus ihrem Mißgeſchicke noch den beſten Nutzen ziehen wollten. Dieſe ſchloſſen ſich ebenfalls an die Sache der Regierung, und wollten den Glanz und die größere Gewalt derſelben unterſtützen.

Hamiltons Kraft und Waſhingtons Klugheit hielten ſich das Gleichgewicht und griffen vortheilhaft für das Gemeinwohl in einander, ſo daß eine Regierung da ſtand, ſo thätig für das Innere des Staates, als Ehrfurcht nach Auſſen gebietend. Die Parteien haderten, aber die Maſſe der Nation ſchritt ruhig in ihrem Leben hin und die Regierung im Geiſte der Nation, weil ſie durch dieſelbe Alles und wider dieſelbe Nichts vermochte.

Endlich ward Jefferſon (1801) Präſident des Bundesſtaats. Jetzt wurde die ſtrengſte Sparſamkeit in jedem Verwaltungszweige eingeführt, jede entbehrliche Beamtung aufgehoben, das Bundesheer, ſchon an ſich ſchwach, noch mehr verringert, und die amerikaniſche Konſtitution in ihrer ganzen Einfalt zur Thätigkeit gebracht. — Es läßt ſich begreifen, wie darüber die

Digitized by Google

Föderaliſten in Sturm und Bewegung geriethen. Alle ihre Vorſchläge waren eitel, alle ihre Erwartungen getäuſcht worden. Vorher hatte man ſie weniger beachtet, als jetzt, wo ſie leidenſchaftlichen Lärm erhoben. Nun erſt begann der wilde Pamphletenkrieg, deſſen Getöſe man ſelbſt in Europa hörte, und woraus die Freunde der Ariſtokratie und abſoluten Monarchie triumphirende Folgerungen zogen. Einige Schriftſteller läuteten die Sturmglocke in den Ohren der Frömmlinge, und ſchilderten den Präſidenten als Deiſten und Atheiſten, Jakobiner, Aufklärer u. dgl. m.; andere ſchilderten ihn den Freunden einer „ſtabilen, ſoliden" Regierung als Anarchiſten.

Aber das Oberhaupt der vereinigten Staaten blieb den Schreiern gegenüber taub und ſtumm, und überzeugt, daß eine Regierung, deren Handlungen am Lichte des Tages offen da liegen, deren Glieder mitten unter den übrigen Bürgern leben, zu denen ſie reden, und vor deren Augen alle Maasregeln geheimnißlos vollſtreckt werden — daß eine ſolche Regierung durchaus nichts zu fürchten habe, als von ihrem eigenen unverfaſſungsmäßigen Betragen.

Miß Wright macht bei dieſem Anlaſſe eine Bemerkung, die allerdings etwas auffällt. „Sonderbar," ſagt ſie, „daß in Europa Regierungen umringt von ihren bewaffneten Heerſchaaren beim geringſten Knall einer Petarde erſchrecken, die ihnen aus dem entwaffneten Volke zugeworfen wird, während die amerikaniſche Regierung nackt und wehrlos unter dem wohlgewaffneten Volke da ſteht, und auf das Geſchrei und Getobe der Verleumdung ſo wenig als auf das Brauſen des Windes achtet, und ſich keines andern Mittels gegen die Angriffe bedient, welche man wider ſie richtet, als treu und feſt in der Bahn ihrer Pflichten zu bleiben und bei allen Maasregeln nur die großen Intereſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht aber die eigene Eitelkeit und Herrſchluſt um Rath zu befragen."

Der Präſident Madiſon (ſeit 1809) ging denſelben Gang, wie ſein Amtsvorfahr, mit derſelben Zuverſicht und derſelben Großmuth. Die Wuth der Partei der Föderaliſten erſchöpfte ſich nicht in bloßen Schmähſchriften, wie ſie nur je die Preſſen eines freien Staates entehrt haben mögen — nein, ſie verſuchte ſelbſt die Fahne des Aufruhrs gegen die Regierung zu heben, die ſie jakobiniſch und anarchiſch hieß. Das Gelärm der Minorität ward immer ausgelaſſener, je ſchwächer ſie ſich fühlte. Sie machte die Feinde Nordamerika's ſogar glauben, die Säulen des Bundes ſeien morſch und zum Umſturze im Wanken. Sie bot in ihrer Raſerei ſogar den Feinden die Hand. England nämlich ward noch einmal Amerika's Feindin Es legte dem amerikaniſchen Handelsverkehr Feſſeln an. Doch dies erbitterte das freie Volk noch nicht ſo gewaltig, als die Keckheit Englands, amerikaniſche Matroſen zu preſſen. Da warf der Bundesſtaat noch einmal dem britiſchen Deſpotismus den Fehdehandſchuh hin, und: Freiheit des Handels und der Schiffahrtsrechte! ward ſein Kriegsgeſchrei.

Die Begeiſterung der Amerikaner ſtieg, und in dieſer Begeiſterung ging aller Parteigroll ſchnell zu Grunde. Lord Caſtlereagh wies ſtolz Madiſons Forderung ab, England ſolle auf amerikaniſchen Schiffen keine Matroſen preſſen. Der Krieg brach aus. Von allen Seiten

Digitized by Google

eilten die amerikaniſchen Seeleute aus der Fremde ihrem Vaterlande zur Hilfe, ſelbſt unter den größten Lebensgefahren. Von einem dieſer Matroſen, der noch lebt, erzählt man folgenden Zug, der an die That des Mucius Scävola erinnert. Dieſer war von den Engländern ebenfalls auf einem Fahrzeuge der vereinigten Staaten gepreßt worden, und gezwungen, auf einem britiſchen Kriegsſchiffe zu dienen. Sobald zwiſchen Amerika und England der Krieg erklärt war, ſchlug er es ab, den Feinden ſeines Vaterlandes zu dienen. Er nahm ein Beil, hieb ſich ſelbſt die Hand ab, zeigte ſie dem Kommandanten und ſagte: „Glauben Sie, das ſei noch nicht genug, mich für die Feinde meines Vaterlandes undienſtfähig zu machen, ſo haue ich mir noch ein Bein ab!“

Die amerikaniſche Regierung wollte eine regelmäßige Landarmee organiſiren; es war aber unmöglich. Kaum ein Regiment konnte ſie errichten, ob ſie gleich nur für zwei Jahre anwarb und hohen Sold bot. Hingegen überall ſtanden die Milizen kampffertig, und Freiwillige boten ſich in Menge an. Die Regierung mußte alſo der Nothwendigkeit nachgeben und die Vertheidigung des Landes den Bürgern ſelbſt anvertrauen. Da wuchſen ſogleich Heere, man mochte ſagen, aus dem Boden hervor. Hingegen bloß für Geld, bloß als Soldaten von Profeſſion zu dienen, das flößte den Amerikanern unüberwindlichen Widerwillen ein. Alles war nahe und fern in Waffen; viel Verwirrung, viel Unerfahrenheit, viel Heldenmuth. Selbſt die, welche durch den Parteigeiſt zu verſtimmt waren, um mit der Maſſe der Nation zu ſympathiſiren und den Maasregeln der Zentralregierung raſche Hand zu bieten, wurden durch das Feuer der allgemeinen Begeiſterung nach und nach ergriffen, und ſahen ſich durch das Drohen der wachſenden Gefahr genöthigt, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzuſchlieſſen. Am Ende des Krieges herrſchte im ganzen Bundesſtaate die vollkommenſte Einmüthigkeit. Der Name der Föderaliſten war durchaus unpopulär geworden, und die achtbarſten Männer, welche ehemals ihn mit leidenſchaftlichem Eigenſinne getragen hatten, erklärten ohne Umſtände, ſie ſeien von ihrem Irrthum zurückgekommen.

Es verdient noch beachtet zu werden, wie in Bürgerſtaaten Demagogen und Faktionsmänner ſchnell in ihr Nichts zur Vergeſſenheit zurückſinken. Der ſtürmiſche Aaron Burr, welcher eine Zeit lang das Verwegenſte wagen wollte, verlor ſich zuletzt, da ihn die Maſſe der Nation nicht hören mochte. Miß Wright fand im Hofe des Maire zu York einen Greis, um den ſich Niemand bekümmerte (es war im Jahr 1820). Sie hörte, das ſei Aaron Burr.

Jetzt ſtreitet man nicht mehr um Verfaſſungsfragen. Es verſteht ſich überall von ſelbſt, daß die Souverainetät weſentlich im Volke beruht, deſſen gemeiner Wille iſt, dieſe Souverainetät durch Stellvertreter ausüben zu laſſen, die verpflichtet ſind, dem Willen derer gemäß zu handeln, von denen ſie ernannt ſind. Thun ſie es nicht, werden ſie bei der nächſten Wahl mit Verachtung auf die Seite geſchoben.

8.

Die ältern und die jüngern Freistaaten Nordamerika's. Der Oberst Daniel Boon und der Flibustier Lafitte.

Es sind gegenwärtig zweiundzwanzig Republiken im Bunde. Zwölf derselben haben sowohl Weiße als Schwarze gleich frei erklärt; die zehn übrigen entehren sich noch mehr oder minder durch Gestattung der Sklaverei. Zu diesen letztern gehören fünf ältere Staaten, und die fünf übrigen sind aus Zerstückelung von einigen ältern, oder aus Theilen der von den Franzosen erkauften Louisiana entstanden. Diese Unterscheidung ist nicht ganz unerheblich. Wie bei einzelnen Menschen, ist auch bei ganzen Völkerschaften und Staaten Vorurtheil und lasterhafte Gewohnheit leichter in der Jugend zu verhüten, als im Alter auszurotten. Daher mag es kommen, daß in europäischen Reichen, wo die mehrhundertjährige Verhärtung in barbarischen Formen statt findet, die schlichtesten Wahrheiten der menschlichen Vernunft und des ewigen Rechts schwerer zum Durchbruch kommen, während sie in ganz neu gebildeten Staaten die ihnen gebührende Herrscherstelle von selbst einnehmen.

Zu der Zeit, als sich die amerikanischen Niederlassungen vom britischen Zepter trennten und selbstständig erklärten, war das verruchte Sklavengewerbe, in Folge europäischer Grundsätze, schon in allen Kolonien verbreitet und mit allen Theilen des gesellschaftlichen Lebens verzweigt. Seit Einführung der gegenwärtigen Bundesverfassung konnte der Kongreß allerdings wohl in denjenigen Staaten, welche sich unter ihm erst neu bildeten, den Negerhandel verhindern, aber keineswegs, wo er schon bestand, aufhören machen. Die Vernichtung der Sklaverei in acht von den dreizehn alten und ursprünglichen Staaten des Bundes wurde nicht durch den Kongreß, sondern durch die besondern, örtlichen Gesetzgebungen bewirkt. Seit Erwerbung der Louisiana, in deren Einrichtungen noch der europäische Sauerteig vorschmeckte, ist auch wieder ein Theil Landes, worin die Sklaverei bestand, zum Bunde gekommen. Das Einzige, was geleistet werden konnte und zur Ehre der Menschheit geleistet worden ist, war Beschränkung und Verminderung der mit jenem Höllengewerbe verbundenen Gräuel.

Der Unterschied zwischen den ältern und neuern Staaten ist in vielen andern Verhältnissen fühlbar.

Der Ohio-Staat war der erste, welcher durchaus, mit Beseitigung europäischer, das heißt, halbbarbarischer Grundsätze, nach amerikanischen, das heißt, vernunftgemäßen organisirt ward. Der Kongreß stiftete ihn in jenen weiten Räumen, welche Virginien dazu im Westen des Stromes abgetreten hatte, dessen Namen er empfing. Bei Bildung eines neuen Staates auf unangebautem, der Nation gehörendem Boden ist die Verwaltung dem Kongresse der vereinigten Staaten und der Zentralregierung anvertraut. Diese bezeichnet dessen Grenzen, ernennt die öffentlichen Beamten und übernimmt die Verwaltungskosten, bis sich die Bevölkerung auf sechszigtausend Seelen erhebt. Dann hat der Bundespräsident Vollmacht, daselbst eine konstituirende Versammlung zu berufen, welche die künftige Verfassung des neuen Staates entwirft. Doch sind einige Landschaften von der allgemeinen Regel schon ausgenommen und selbstständig

Digitized by Google

erklärt worden, ehe sie noch die erforderliche Volksmenge besaßen. So z. B. der Illinois-Staat, der bei seiner Gründung kaum vierzigtausend Einwohner zählte.

Es war im Jahr 1787, als der Kongreß für die schwache Bevölkerung der Ohio-Landschaft eine provisorische Verfassung und Regierung anordnete. Diese blieb nachher das Muster für alle spätere Republiken, die sich in den unermeßlichen Einöden westwärts bildeten. Durch ein förmliches Gesetz der obersten Bundesbehörde wurde sowohl die Sklaverei, als jede nicht freiwillige Knechtschaft, verboten. So erstanden im Schooße der Einöden Ohio, Indiana, Illinois und Michigan. Die drei ersten sind schon unabhängig, und das letzte ist auf dem Punkte, von seiner Bevogtung freigesprochen und selbherrlich zu werden.

Diese Familie junger Republiken im Westen schwang sich mit einer Kraft und Reinheit des Karakters so rasch empor, daß die Weltgeschichte nichts Aehnliches kennt. Der Ohiostaat, welcher vor zwanzig oder dreißig Jahren noch eine weite, todte Wildniß war, zählt heute schon eine halbe Million Bewohner und schickt sechs Repräsentanten zum Kongresse.

Es erregt eine Empfindung ganz eigener Art, wenn man denkt, daß der abentheuernde Pflanzer, welcher den ersten Baum jenseits der Alleghany-Gebirge fällte, jetzt noch am Leben ist, während dort nun Städte mit Palläſten, zahllose Dörfer und Weiler, große Staaten unter herrlichen Gesetzgebungen in stolzer Freiheit blühen. Noch heute erhebt sich die hölzerne Hütte des Obersten Daniel Boon an den wilden Ufern des Missuri. Dieser „Herr der Wildniß", wie man ihn hieß, obgleich sein Auge schon matt und seine Kraft durch ein langes und abentheuervolles Leben geschwächt ist, schießt noch einen Vogel im Fluge, wie in jüngern Jahren, und erregt den Neid der indianischen Jäger.

Man scheint in Europa den Wahn zu haben, daß die amerikanischen Einöden bloß durch den Auswurf der menschlichen Gesellschaft zuerst angebaut werden. Die Reisenden, welche jene ungeheuern Einsamkeiten durchstreifen und zu den von aller Welt geschiedenen einzelnen Pflanzern kommen, urtheilen anders. Allerdings mögen sich zu der großen Zahl rechtschaffener Leute, die dahin auswandern, auch lockere Gesellen fügen, denen jeder Zwang der Gesetze, jede bürgerliche Ordnung zuwider ist. Aber Leute dieses Schlages sind selten arbeitslustige Pflanzer. Gewöhnlich streifen sie jenseits der Vorposten der Zivilisation hinaus, und bilden umherirrende Rotten von Jägern, deren Leben und Treiben sich dem der Indianer, ihrer Gefährten, annähert. Oder sie werden nomadische Hirten, die mit ihren Heerden von Weide zu Weide ziehen, wie es sie gelüstet, oder je nachdem das Wachsthum der Bevölkerungen rings um sie her ihr wildes Reich beschränkt.

Aber auch unter diesen kann man noch Leute finden, die, ihrem ehrwürdigen Vorgänger Daniel Boon ähnlich, immitten des Nomadenlebens ihre gesellschaftlichen Tugenden nie verläugnen. „Man sollte beinahe glauben," sagt ein Kenner dieser Abentheurer, Herr Brakenridge, „daß da die größte Summe des Muthes, der Redlichkeit und Uneigennützigkeit sich entfaltet, wo sich die Kraft der Gesetze am wenigsten hinstreckt. Unter den jungen Leuten, die

Digitized by Google

nach den äuſſerſten Grenzen auswanderten, ſind wenige ohne Verdienſt geweſen. Thätige und unternehmende junge Leute, redliche, vom Glück unbegünſtigte Perſonen, Leute von geringem Vermögen ziehen dorthin, ſtiften für ſich und ihre Familien Anlagen, überzeugt von der künftigen Wichtigkeit ihrer dortigen Niederlaſſungen. Als Beweis kann der wackere Oberſt Boon gelten, dieſer unerſchrockene Abentheurer von Nordkarolina, der in der Geſchichte des Staates Kentuky eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielt. Dieſer Greis wohnt noch in ſeinem fünfundachtzigjährigen Alter am Ufer des Salzfluſſes, der dem obern Theil des Miſſuriſtroms zufließt. Er iſt von ungefähr vierzig Familien da umgeben, die ihn als ihren Vater anſehen und unter einer patriarchaliſchen Einrichtung leben. Das ſind keineswegs elende Leute, ohne Eigenthum, die durch Unglück oder Verbrechen aus der geſitteten Welt weggeſchüchtert wären, wie jene, die ſich mit David in der Höhle Adullum verbanden. Sie führen ein ehrbares Leben, und beſitzen gemeinlich mehr als das bloß Nothdürftige. Sie wanderten aus freier Neigung dahin, vielleicht des Lärmens und der Thorheiten der Welt müde. Sie genieſſen dort in jener kleinen Geſellſchaft der vollkommenſten Ruhe und der höchſten Freiheit. Und das iſt wahrlich für den Amerikaner kein geringer Reiz, ſich im Innern der Wildniſſe zu vergraben."

Ein auffallendes Beiſpiel ſolcher Freiheitsliebe, Verwilderung und Seelengröße gab der Louiſianer Lafitte im letzten Kriege der Amerikaner. Einige Jahre vor Ausbruch deſſelben hatte er ſich an die Spitze eines Haufens von Verbannten aller Nationen geſtellt und ſüdweſtwärts der Miſſiſippi-Mündungen auf dem Gipfel eines uneroberlichen Felſens Wohnſtatt genommen. Von hier aus trieb er Seeräuberei. Unter der Flagge der ſüdamerikaniſchen Inſurgenten plünderten dieſe Flibuſtier alle Schiffe, wie es ihnen behagte, und brachten ihre Beute auf eine Weiſe in Sicherheit, daß ihnen Niemand beikam. Sie ſelbſt nannten ſich Barataxier, von der Inſel dieſes Namens unweit Neu-Orleans, in einer der Buchten des mexikaniſchen Meerbuſens. Hier hatten ſie ihren heimlichen Sammelplatz. Die Regierung der vereinigten Staaten, die den Freibeutereien der Flibuſtier nicht länger zuſehen konnte, ſchickte eine Seemacht gegen dieſes kleine Tripoli. Barataria wurde eingenommen, die Niederlaſſung der Räuber zerſtört, die wilde Bande zerſprengt. Es war im Jahr 1813. Kaum hatte ſich die amerikaniſche Flottille zurückgezogen, ſammelte Lafitte ſeine Gefährten ſogleich wieder und nahm von ſeinem Felſen Beſitz. Die Aufmerkſamkeit des Kongreſſes damals auf den Krieg gegen England gerichtet, hatte Lafitte nichts zu fürchten. Er konnte den mexikaniſchen Golf nach Herzensluſt wie ſeine Domaine benutzen, wenn ſchon der Gouverneur von Louiſiana, W. Clairborne, einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte.

Dieſer von der amerikaniſchen Regierung verfolgte und geächtete Flibuſtier, der alle Gänge und Zweige von den zahlloſen Mündungen des Miſſiſippi genau kannte, war den Engländern eben der rechte Mann, den ſie nöthig hatten, um die Stadt Neu-Orleans zu überfallen. Der britiſche Befehlshaber, der die Truppen zur Verheerung Louiſiana's bei Penſacola gelandet hatte, ließ ſich mit dem Oberhaupte der Barataxier in Unterhandlungen ein. Er bot dem Lafitte

Digitized by Google

eine Summe von 30,000 Dollars oder 150,000 Livres und Schiffskapitänsrang in der britischen Marine an. Lafitte horchte, stellte sich nicht ungeneigt, lockte dem Obersten Nicholls den Angriffsplan auf Neu-Orleans ab, und dem Bundesstaate treu schickte er auf der Stelle einen seiner treusten Gefährten an den Gouverneur von Louisiana ab, der einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte. Er unterrichtete ihn genau von den Entwürfen des Feindes, und bot ihm selbst den Beistand seiner tapfern Mannschaft an, unter der Bedingung von Amnestie für alles Vergangene. Der Gouverneur fand Lafitte's Großmuth allerdings schön, aber doch trug er Bedenken, seinen Beistand anzunehmen. Dieser hingegen hielt seine Korsaren bereit, auf den ersten Ruf vorwärts zu rücken. Unterdessen spürte er alle feindlichen Bewegungen aus. Die Gefahr ward dringender, und von der andern Seite verdoppelte Lafitte die Beweise seines großmüthigen Sinnes, so daß der Gouverneur nicht weiter zauderte, ihn zur Vertheidigung von Neu-Orleans rief und ihm und allen den Seinigen Verzeihung für das Vergangene ertheilte. Die Korsaren kamen und dienten mit einer Tapferkeit, Treue und Mannszucht, die von den besten Freiwilligen der Republik nicht übertroffen ward. Lafitte hat später die Flagge von Karthagena im Dienste des Aufstandes von Südamerika aufgesteckt, und gegen die Spanier einen regelmäßigern Krieg geführt, als vorher.

9.

Jeffersons Wort über die Freiheit der amerikanischen Presse.

Kommt man nach Amerika, findet man überall das ruhigste, friedlichste Volk von der Welt. Männiglich lebt und bewegt sich in freundlicher Ordnung. Aber wer gerade in eine Stadt und zwar an dem Tage einkehrt, da man Repräsentanten wählt, oder wenn man die öffentlichen Blätter und die Flugschriften lieset, bevor man die Menschen kennt — Jeder würde schwören, man sei am Vorabend vom Umsturze gesammter bürgerlicher Ordnungen.

Welch ein Leben an einem Wahltage! — Vor einem Gebäude ist eine hohe Stange errichtet, darauf die Freiheitskappe gesteckt. Ein Schwarm von Menschen drängt sich vor dem Hause, lärmend, schreiend. Jeder will hinein. Was gibt's? Es werden da die Stimmen abgegeben. Man geht zur einen Thür ein, zur andern heraus. Der Tumult, wie stürmisch er war, verschwindet.

Eben so verhält sich's mit den Zeitungen und Tagblättern. Nirgends kann die Zügellosigkeit der Presse ungebundener sein; nirgends wird sie mit schamloserer Frechheit zu pöbelhaften Persönlichkeiten und leidenschaftlichen Verleumdungen in öffentlichen Angelegenheiten mißbraucht. Da macht jeder Neidische, jeder bei den Wahlen Uebersprungene und sonst Zurückgesetzte seiner Galle Luft, und die Minorität rächt sich an der Majorität.

Es mag sonderbar scheinen, daß das Volk, nachdem es in Ausübung des Souverainetätsrechtes seine Beamten und Vorsteher erwählt hat, eben diese Männer seiner Wahl auf die unbarmherzigste Weise in öffentlichen Blättern mißhandeln läßt. Allein die Amerikaner achten

Digitized by Google

auf das Toben ihrer Tagblätter ſo wenig, als auf das Maſchinengeräuſch ihrer Dampfboote und Mühlen. Anſehen und Ehre der Beamten leiden dabei durchaus nicht, ſo wenig als durch das, was man anderer Orten, wo keine Preßfreiheit gilt, heimlich von ihnen denkt (ſtatt deſſen man hier von ihnen nur öffentlich denkt). Umgekehrt mag es den Staatsmännern und Beamten lieb ſein, zu erfahren, wie man über ihre Handlungen, wenigſtens von Seiten ihrer Gegner, urtheilt; ſie können danach ihre Stellung nehmen. Von der andern Seite gewinnt der Staat dabei, weil jeder Angeſtellte auf ſeiner Hut iſt, irgend einen Fehlſchritt zu thun; denn der würde ihm bald vor aller Welt aufgedeckt und gerügt werden. Beſtechlichkeit, Untreue, Nepotismus, Eidbrüchigkeit, Protektionsweſen und dergleichen Verderbniß in den Staatsbehörden kann nur da recht gedeihen, wo keine Oeffentlichkeit gilt, wo Alles im Geheimen und Finſtern getrieben werden kann. In den amerikaniſchen Freiſtaaten muß Alles ans Licht; darum ſündigen da die Angeſtellten am wenigſten, während ſie in Ländern, wo ſie die Preßfreiheit haben verpönen können, mehr für ſich, als für ihren Fürſten oder ihr Volk ſorgen können. Uebrigens iſt bei den Amerikanern die öffentliche Meinung die beſte und in der That die einzig wirkſame Zenſur der Schriftſteller. Wer ſeine Pflicht thut, fürchtet das Geſchrei der Tagblätter nicht. Das Publikum ehrt den Ehrenmann nach wie vor, und ſein gehäſſiger, leidenſchaftlicher Anbeller ſinkt in Dunkelheit zurück.

Nie waren die amerikaniſchen Zeitſchriften wilder auffahrend, als nachdem die Partei der Föderaliſten im Jahr 1805 verſpielt hatte; und nie machten die giftigen Ausfälle und Verleumdungen gegen obrigkeitliche Perſonen, denen das Volk damals ſein Vertrauen ſchenkte, weniger Wirkung.

Als Herr Jefferſon das zweitemal (1805) zum Präſidenten der vereinigten Staaten erwählt worden war, berührte er in ſeiner Rede auch das Unweſen, welches mit der amerikaniſchen Preßfreiheit getrieben wurde. Es iſt lehrreich, einen ſo ausgezeichneten Staatsmann darüber zu hören, und zu welchen Reſultaten er durch ſeine Betrachtungen und durch ſeine Erfahrungen geführt wurde.

„Während unſerer bisherigen Staatsverwaltung“, ſprach Jefferſon, „war auch das ſchwere Geſchütz der Buchdruckerpreſſen gegen uns gerichtet und mit allem Verderben geladen, was Frechheit erfinden oder wagen kann. Dieſer Mißbrauch eines Werkzeuges, das der Wiſſenſchaft und der Freiheit ſo hochwichtig iſt, verdient mit Recht beklagt zu werden; denn er ſtrebt doch nur, die Nützlichkeit der Preßfreiheit zu vermindern und ihre Anwendung bedenklich zu machen. Vielleicht wäre es gut geweſen, dieſen Mißbrauch durch heilſame Strafen zu vermindern, welche durch die Geſetze der verſchiedenen Staaten des Bundes gegen Läſterung und Verleumdung verhängt ſind. Allein die öffentlichen Beamten der Nation hatten dringendere Pflichten, und man ließ die Fehlbaren ihre Züchtigung in der allgemeinen Mißbilligung ihres Treibens finden.“

„Von der andern Seite aber iſt's für die Welt auch nicht ohne Intereſſe, daß die Erfah-

rung gemacht wurde, ob nicht eine freie Diskussion, ganz ungebunden, ohne Dazwischentritt der Gewalt, hinreichend zur Beschirmung und Verbreitung der Wahrheit sei; — ob eine Regierung, die sich streng an die bestehende Verfassung hält, Thätigkeit und redlichen Willen zeigt, und nichts thut, wovon nicht die ganze Welt Zeuge wäre, durch bloße Lästerung und Verschreiung gestürzt und des öffentlichen Vertrauens beraubt werden könnte. Diese Erfahrung ist gemacht! Sie haben den Erfolg davon gesehen. Unsere Mitbürger beobachteten Alles mit Ruhe und Kaltblütigkeit. Sie erblickten die geheime Quelle, aus welchen alle jene Beschimpfungen hervorströmten; sie standen fest bei den öffentlichen Beamten, den Männern ihrer Wahl. Und wenn die Verfassung sie aufrief, durch ihre Stimmen zu entscheiden, so entschieden sie ehrenvoll für den, der ihnen gedient hatte, und tröstlich für die Freunde desjenigen, von dem sie geglaubt hatten, daß sie ihm die Leitung ihrer Angelegenheiten anvertrauen könnten und sollten. Das war die Wirkung! — Wer Lust und Zeit hat, leistet allerdings den guten Sitten und der öffentlichen Ruhe einen Dienst, wenn er die Mißbräuche durch Zwangmittel abstellt, die ihm das Gesetz gibt. Aber die Erfahrung steht fest und groß vor uns, daß die Preßfreiheit in der That wenig gesetzlicher Beschränkungen bedarf, weil sich Recht und Wahrheit ohne Mühe gegen falsche Behauptungen, auf falschen Grundlagen beruhend, behaupteten. Das öffentliche, freie Urtheil berichtigt von selbst die falschen Schwätzereien, die irrigen Ansichten. Das geschieht, weil nicht eine Partei, sondern alle Parteien ihre Meinung äussern können; und so scheidet sich die unschätzbare Freiheit der Presse von der entsittlichenden Frechheit derselben scharf. Eine andere und bessere Demarkationslinie zwischen beiden, als die öffentliche Meinung, gibt's nicht."

So sprach ein amerikanischer Staatsmann. Wo sind die europäischen Staatsmänner, welche den tugendhaften Muth Jeffersons haben, ihm nachzusprechen? — Aber er geht auch von ganz andern Grundsätzen in der Leitung und Verwaltung des Staates aus, als die in Europa üblich geworden sind. Er sprach sie schon in der Rede aus, die er bei seiner ersten Installation zu Washington am 4 März 1801 hielt.

„Welches ist", fragte er, „die vortrefflichste Regierung? — Die ist's, welche, an sich selbst weise und ohne Prunk, die Menschen nur verhindert, daß sie einander nicht schaden; welche ihnen übrigens freie Hand zu Allem läßt, was sie für nützlich erachten, und welche den Händen des arbeitsamen Mannes nicht das Stück Brod entreißt, was er mühselig erworben hat. Verbreitung von Licht und Kenntniß, Anklage jedes Mißbrauchs vor dem Gericht der öffentlichen Meinung, Freiheit der Gottesverehrungen, Freiheit der Presse, persönliche Freiheit unter Gewährleistung des Habeas-Corpus, und Gerechtigkeitspflege durch unparteiisch erwählte Geschworne — das sind die hellen Sterne, welche uns so glücklich durch die finstern Stürme der Revolution und unserer Wiederherstellung geleitet haben. Der Aufstellung dieser Grundgesetze haben unsere Gelehrten ihre Nachtwachen geweiht gehabt; für ihre Vertheidigung vergossen ihre Helden ihr Blut; sie sollen unser politisches Credo bleiben, der Text unsers bürgerlichen Unterrichts, der Prüfstein des Sinnes derer, denen wir unser Zutrauen schenken.

Digitized by Google

Und wenn je in Augenblicken der Verwirrung und Verirrung wir das Unglück hätten, uns von ihnen zu entfernen, müssen wir zu ihnen wieder zurückeilen und den einzigen Weg wieder einschlagen, der zu Frieden, Freiheit und Wohlfahrt bringt."

Eben weil Amerika volle Preßfreiheit hat, weil jede Meinung freien Gang hat, treten Spruch und Widerspruch vor den Augen des Volkes neben einander. Die Leichtgläubigkeit, die dem Pöbel eigen ist, verliert sich. Jeder will selbst urtheilen. Der Schriftsteller, welcher das Gemüth des Amerikaners bewegen will, muß sich den Weg dahin durch den Verstand desselben bahnen. Seine Leser müssen erst, wie er, denken, ehe sie, wie er, empfinden können. Aber ist das einmal gelungen, und die Ueberzeugung, steht sie einmal allgemein fest: dann wirkt die öffentliche Meinung auf alle Verhältnisse. So war es Thomas Payne, der mit seiner Schrift Common sense (gesunder Menschenverstand) die Fahne der Unabhängigkeit auseinander rollte.

Die Schriften des großen und guten Franklin, des amerikanischen Sokrates, des Orakels weiser Staatsmänner, haben noch immerfort ihre Wirkung auf die Denkart des Volkes. Man findet schwerlich eine Niederlassung, kaum eine hölzerne Hütte (Log-House), worin man nicht von Franklins Werken erblickt. Seine Denksprüche, seine Gleichnißreden sind in das Gedächtniß der Kinder eingegraben; sein von ihm selbst beschriebenes Leben ist ein Handbuch der Jünglinge, die in die Welt treten; seine göttlichen Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Duldung, Geschäftigkeit, haushälterischer Sparsamkeit, Leutseligkeit und Freiheit sind noch jetzt die Richtschnur des vaterländischen Staatsmannes in der öffentlichen Verwaltung, wie im bescheidenen Privatleben des tugendhaften Bürgers.

Die gehaltreiche und von Hrn. Dikenson trefflich redigirte Zeitschrift „der Föderalist" beförderte die Annahme und ruhige Begründung der Bundesverfassung ausserordentlich. Carey's, des gelehrten Buchhändlers zu Philadelphia, Werk: „Der Oelzweig", brachte eine Wirkung hervor, die nur mit Thomas Payne's Buch verglichen werden konnte. Dreizehn Auflagen erschienen davon schnell hinter einander. Das Werk war in den Händen aller Bürger des Freistaates, stellte die Föderalisten in ihrer ganzen Schwäche dar, und trug zur Auflösung dieser Partei das Wichtigste bei.

England ausgenommen, erscheinen in keinem Lande der Welt so viele Zeitungen, als in den nordamerikanischen Republiken; es sind gegen vierhundert, englische, französische, deutsche, holländische, spanische. Alles lieset, Alles unterrichtet sich vom Gang der Dinge. Hier ist öffentliches Leben, öffentliches Denken, darum Gemeinsinn. Weil Jeder an der Sache des Vaterlandes den warmen Antheil nimmt, ist das Vaterland in Jedem lebendig.

Aber Alles, was die Freiheit angeht, das geht auch die Amerikaner wie Vaterlandssache an. Hätte Frankreich in seiner Revolution nicht die heilige Sache so gräuelhaft besudelt, die Amerikaner hätten sich zuerst feierlich, laut und thätig für Frankreichs Sache erklärt, die nachher so schnöde in Napoleons Militärregierung unterging, daß Niemand mehr davon hören mochte.

Digitized by Google

Jetzt iſt die Freiheit Südamerika's der große Lieblingsſtoff des öffentlichen Gedankens. Eine Menge edler Bürger hat Leben und Vermögen daran gewagt, den Nachbarn zu helfen, und die Zentralregierung hat wirklich verſchiedene Agenten mit freundſchaftlichen Miſſionen bei den Regierungen der neuen Freiſtaaten.

10.

Wie ſich bei den Nordamerikanern der öffentliche Unterricht macht.

Nichts iſt deſpotiſchen Regierungen gefährlicher, als Kenntniß und Geiſtesbildung im Volk. Man kann eine ganze Nation nicht zu ſtumm dienenden Sklaven Einzelner oder der Willkühr eines Einzigen machen, wenn man ſie nicht entmenſcht, wenn man nicht die Volksſchulen entweder ganz verſchwinden oder wenigſtens verwahrloſen läßt, oder ihnen das Maas vorzeichnet, was und wie viel in denſelben gelehrt werden dürfe.

Hinwieder nichts iſt weiſen und freien Regierungen gefährlicher, als Unwiſſenheit und Dummgläubigkeit der Unterthanen. Denn die Unwiſſenheit gehorcht dem Geſetze nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Zwang; hängt nicht dem Vaterlande, ſondern dem niedrigſten Eigennutze an, und folgt dummgläubig in den Stunden des Mißvergnügens den Prieſtern der Anarchie eben ſo blindlings, wie zu anderer Zeit dem Befehl der rechtmäßigen Obrigkeit, weil der Unwiſſende beide nicht verſteht, ſondern nur ſein perſönliches Intereſſe befragt.

Daher betrachtet die amerikaniſche Regierung den Unterricht der Jugend als National-Angelegenheit, als Baſis der Staatsſtärke. Nur durch die allgemein in der großen Volksmaſſe verbreiteten Kenntniſſe erklären wir uns die Wunder, welche wir in den ältern und neu aufblühenden Republiken erblicken: die allgemein hervortretende Erkenntniß und Beherzigung des Beſſern und Schönern in allen Einrichtungen des Lebens, die Anmuth der Dörfer, die Sauberkeit und Zweckmäßigkeit der Wohnungen, die Einfachheit in der Lebensweiſe ihrer Bewohner, die Aufrichtigkeit ihrer Religion, die Güte ihrer eingeführten Gebräuche, die Reinheit ihrer Sitten, die Menſchlichkeit ihrer Geſetze, die lebendige Theilnahme an Allem, was Sache des Vaterlandes iſt.

Der Staat Connecticut allein hat anderthalb Millionen Dollars zur Unterhaltung der öffentlichen Schulen ausgeſetzt; der Staat Vermont hat zu dem gleichen Behufe jeder Gemeinde eine beträchtliche Zahl Landſtücke gegeben, deren Ertrag keine andere Beſtimmung haben darf. Die jüngern Weſt-Staaten ſind von der Zentralregierung am reichſten für das Schulweſen ausgeſtattet. In einigen der ältern Staaten beſtreiten die Gemeinden die Schulkoſten durch Auflagen auf alle Bürger. In allen Dörfern unterrichtet man im Leſen, Schreiben und Rechnen. Der gegenſeitige Unterricht wird auch in den Landſchulen immer gemeiner. In Städten wird ſchon Geographie und Anfang der latiniſchen Sprache in den unterſten Schulen getrieben. In volkreichern Bezirken ſind Vorbereitungsſchulen der Jugend, um die höhern Kollegien beſuchen zu können. Jeder Staat hat wenigſtens eine der höhern Lehranſtalten.

Die Zahl der Universitäten im gesammten Bundesstaate beträgt gegenwärtig achtundvierzig. Die angesehensten sind die von Harward zu Cambridge, bei Boston, gegründet im Jahr 1698; das Kollegium von Yale zu Neu-Haven, im Staate Connecticut, seit 1701; Nassauhall zu Princetown, in Neu-Jersey, seit 1738; das Kollegium von Colombia, im Staate Neu-York, seit 1754; das Kollegium von Dartmouth in Neu-Hampshire, seit 1769; das Kollegium von William und Mary in Virginien, seit 1791. Von der Militärakademie zu Westpoint ist schon oben geredet.

Sämmtliche Universitäten, oder doch die meisten, sind von den Regierungen, zu denen sie gehören, reich ausgesteuert. Diejenigen der jüngern Staaten haben durch die Gesetze des Kongresses die glänzendste Ausstattung empfangen. Im Ohio-Staate, zum Beispiel, ist der sechsunddreißigste Theil aller Grundstücke dieses reichen Staates diesem Behufe gewidmet, und so vertheilt, daß sie den möglichsten Ertrag liefern können. In andern neuen Staaten, wie in dem von Illinois, ist die Aussteuer noch bedeutender geworden.

Der Fremdling erstaunt mit Recht, wenn er hier häufig beim gemeinen Manne, oft bei der Jugend schon eine Klarheit und Richtigkeit von Kenntnissen und Begriffen, die bürgerlichen und staatsthümlichen Verhältnisse berührend, antrifft, die man sonst erst aus den Schriften der Weltweisen oder aus dem Umgang mit sehr geistvollen Männern zu schöpfen pflegt. Miß Wright, die darüber ebenfalls betroffen war, machte dabei eine Anmerkung, die sich zwar vorzüglich auf England beziehen soll, aber in der That auch auf viele andere europäische Länder bezogen werden kann. „Der bessere Theil der Erziehung in der alten Welt", sagt sie, „beruht nicht im Lernen, sondern im Wiederverlernen des Gelernten. Wir müssen wieder verlernen, wenn wir von der Amme, von der Schule, von der Universität entlassen werden; oft haben wir das ganze Leben damit zuzubringen, um die falschen Ideen wieder loszuwerden, die man uns schon in zartester Jugend eingeimpft hat. Hier erspart man sich die Mühe. Der Unterricht, den man hier Kindern gibt, ist bloß wahr, und so einfach, wie es alle Elemente des gesunden Wissens sind; sie beruhen auf Grundsätzen, die oft der hochgelahrteste Herr in Europa nicht weiß."

Ein wesentlich wichtiger Zug in der amerikanischen Erziehungsart ist, daß körperliche Züchtigungen förmlich in allen Schulen verboten sind. Das weckt und nährt ein edles Selbstgefühl des Freien schon in der Jugend, Widerwillen gegen sklavische Behandlung. Aber die Schläge sind nicht nur in der Schule, sondern auch in der Armee, in den Gefängnissen und auf der Flotte verboten. „Es begegnete noch vor Kurzem," erzählt Miß Wright, „daß sich ein Schulmeister im Zorn vergaß und einem kleinen Buben Schläge gab. — Was? Schlagen? rief der Kleine: Sie sind mein Lehrer, und nicht mein Tirann! — Die ganze Schule stand auf; Alles ging fort. Die Sache ward untersucht, der Lehrer auf der Stelle abgesetzt. Er hatte das Schulreglement verletzt. Man erklärte ihm: ein Mann, der seine eigene Leidenschaft nicht bändigen könne, wenn er die Leidenschaft Anderer bändigen soll, kann der Jugend, deren Spott und Verachtung er werden muß, nicht dienen."

Digitized by Google

Die Ruthe, die Fuchtel, der Korporalſtock, die Spießruthe, die Knute u. ſ. w. ſpielen in der Erziehung der europäiſchen Menſchheit, wie bei allen Barbaren, noch immer eine Hauptrolle. Daher die Brutalität, der Mangel des Ehrgefühls in den untern Volksklaſſen! — Die Franzoſen ſchafften bei ihren Heeren die Prügel ab, und wo ſah man beſſere Mannszucht, ſtolzern Männerſinn, als bei ihnen? — Wenn man in Europa ſagt: es geht nicht, bei unſerm rohen Volke läßt ſich der Stock nicht abſchaffen! erklärt man damit, nicht daß das Volk roh geboren ſei, ſondern daß man es zur Rohheit erzogen habe, und daß die Erzieher, die Leiter der Nation ſelbſt, für die Würde ihres Berufes, zuviel Rohheit haben, zuviel Unkunde der menſchlichen Natur und ihrer Hoheit über thieriſche Natur. Das Thier muß Willkühr und thieriſche Behandlung verſchmerzen. Der Menſch verlangt im ganzen Weltall Gerechtigkeit und Menſchlichkeit.

11.

Etwas von der Mannszucht auf amerikaniſchen Schiffen. Der Commodore Perry.

Sogar auf ihrer Flotte herrſcht bei den Amerikanern dieſer Grundſatz, während man gewöhnlich glaubt, man könne eben nirgends weniger milde ſein, als bei Matroſen. Da die Rechtspflege, da die Mannszucht bei der Armee und auf der Flotte nur eine Fortſetzung der Volkserziehung iſt, ſo wollen wir hier als Beiſpiel die Behandlung der Matroſen auf amerikaniſchen Schiffen ausheben, und es wird uns klar werden, wie Menſchlichkeit und Gerechtigkeit fähig ſind, ein ſo treffliches Seevolk zu bilden, welches ſelbſt die Briten als ein ſolches anerkennen müſſen.

Niemand dient auf amerikaniſchen Schiffen, als mit eigener Zuſtimmung. Der Matroſe läßt ſich freiwillig annehmen, und verpflichtet ſich zu dreijährigem Dienſt. Verläßt das Schiff die vaterländiſchen Küſten, verbleibt die Schiffsmannſchaft doch unter dem Schutze der vaterländiſchen Geſetze. Selbſt am Bord eines Kriegsſchiffes kann Niemand nach Laune und Willkühr ſeines Vorgeſetzten beſtraft werden. Wegen geringer Vergehen wird der Matroſe vom dienſthabenden Offizier mit einer leichten Strafe belegt. Wegen Verbrechen und ſchwerer Vergehen kann er nie auf dem Schiffe, wo er ſich verfehlte, gerichtet werden. Seine Beurtheilung wird aufgeſchoben, bis man ein unparteiiſches Gericht finden kann, ſei es auf dem Feſtlande der vereinigten Staaten oder auf einem andern Kriegsſchiffe des Bundes. Sein Kommandant macht dann die Anklage, ſeine Gefährten legen Zeugniß ab, für oder wider ihn.

Es bedarf wahrlich weniger Menſchenkenntniß, um wahrzunehmen, wie ſehr die Abweſenheit körperlicher Züchtigungen und willkührlicher Urtheile die Denkart des Mannes veredeln und heben muß. Auch iſt am Bord amerikaniſcher Kriegsſchiffe der Aufruhr unerhört, den man ſo oft ſchon auf britiſchen Schiffen erfuhr, und Deſertion äuſſerſt ſelten. Dabei herrſcht auf den Schiffen die größte Reinlichkeit, Mannszucht, Thätigkeit und Tapferkeit. Aber in der That beſteht die Mannſchaft hier auch nicht aus allerlei gewaltſam zuſammengerafftem Geſindel,

ſondern aus Freiwilligen, aus Leuten von einer gewiſſen Erziehung, aus freien Bürgern, die, wenn ſie arm ſind, wenigſtens auf Koſten ihres Vaterlandes die Geſchichte deſſelben leſen, und die Geſetze kennen lernten, aus denen ihre Rechte ſtammen.

Gewöhnlich beſetzt man die Kriegsſchiffe mit Freiwilligen von den Kauffahrteiſchiffen. Aber auch dieſe ſind Ordnungen und Geſetzen unterworfen, die den Handelsfahrzeugen aller andern Nationen unbekannt ſind, und aus denen man ſich die ungemeine Ordnung, Gewandtheit und Einſicht erklären kann, die der Fremdling bewundert, wenn er zum erſtenmal den Fuß auf ein amerikaniſches Handelsſchiff ſetzt.

Ehe ein ſolches unter Segel gehen darf, erſcheinen beſondere beſoldete Beamte, und machen ein Verzeichniß aller und jeder eingeſchifften Perſonen, Namen, Alter, Geburtsort u. ſ. w. Der Kapitän iſt für jedes Einzelnen Leben verantwortlich, und eben ſo für ihre Ernährung. Sobald er zurückkommt, muß er alle Eingeſchiffte wieder vorweiſen, oder von amerikaniſchen Konſuln ausgeſtellte Zeugniſſe vorweiſen, daß die Fehlenden geſtorben oder freiwillig vom Schiffe gegangen ſind. Fehlt der Kapitän dagegen, hat er einen Seemann übertrieben hart oder mit Willkühr behandelt, geht der Mißhandelte als Kläger im erſten amerikaniſchen Hafen, wo gelandet wird, vor den Richter; Jeder am Bord wird zum Zeugen genommen.

Dieſe Ordnung, die mit Schärfe gehandhabt wird, eben weil man die Neigung der Machthabenden zur ungemeſſenen Willkühr kennt, macht gleichſam jeden Schiffskapitän zum Pflegevater und Vormund der Mannſchaft. Er, wenn er in fremden Hafen iſt, ſorgt für ſeine Leute mit einer Aengſtlichkeit, wie etwa ein Schullehrer für junge ihm anvertraute Knaben, mit denen er auf Reiſen iſt. Denn widerführe einem von ihnen ein Unglück, wüßte er wohl, die Republik lieſſe ſich nicht mit einer oberflächlichen Entſchuldigung beruhigen.

Ein Beiſpiel, welches Miß Wright von einem ihrer Bekannten, einem ſehr verſtändigen, rechtlichen und menſchlichen Schiffskapitän, meldet, macht dies noch heller *).

Der Kapitän ſaß und ſchrieb in ſeinem Zimmer auf dem Schiffe, als er ſich auf der Höhe von Lima befand. Sein Koch, ein Neger, brachte ihm den Kaffee, und fiel, wie er die erſte Taſſe darbot, plötzlich todt zur Erde nieder. Niemand war dabei zugegen. Der Kapitän ließ die Schiffsmannſchaft kommen, und nachdem alle mögliche Mittel zur Wiederherſtellung des Lebens umſonſt gebraucht waren, ſchrieb er im Schiffstagebuch den Hergang der Sache mit allen Umſtänden nieder. Er ſtattete ſeiner Mannſchaft den gleichen Bericht ab.

Zu derſelben Zeit hatte die Republik noch keinen Verkehr mit Lima, wo der Kapitän nur friſches Waſſer einnehmen wollte. Es war folglich kein amerikaniſcher Konſul da. Vermittelſt Geld und guter Worte brachte er einen ſpaniſchen Wundarzt auf ſein Schiff, zeigte ihm den Todten, bat ihn, den Leichnam zu öffnen und ins Schiffstagebuch, in Gegenwart der Schiffs-

*) Der Schiffskapitän, der dies der Britin erzählte, wollte ſich nur über die Unwiſſenheit der Spanier luſtig machen, und darum gab er die Anekdote zum Beſten.

Digitized by Google

mannſchaft, das einzutragen, was ihm die Urſache des Todes zu ſein ſchien. Dieſer Sangrado wunderte ſich, ſchüttelte den Kopf, behauptete, der Neger ſei nun einmal todt, und machte ſich wieder davon. Der Kapitän wandte ſich hierauf an den Prior eines dortigen Kloſters, und erhielt für den Todten um die Summe von fünfzig Dollars endlich ein ehrliches Begräbniß, nach katholiſchem Ritus, und ein Zeugniß von den Prieſtern, die das Begräbniß beſorgt hatten.

Als er nach Neu York zurückkam, legte er das Schiffstagebuch und das Zertifikat der ſpaniſchen Prieſter vor. Aber man fand ſeine Erklärung und dieſes Zertifikat noch nicht hinlänglich, ob man ihn gleich als rechtſchaffenen Mann kannte, und obgleich ſich Bürgen ſeiner bisherigen Redlichkeit genug in der Stadt fanden. Alle Leute, die auf dem Fahrzeuge geweſen waren, wurden, jeder einzeln, ins Verhör genommen, und ihre geſammten Ausſagen unter einander verglichen; dann erſt entließ man den Kapitän gerechtfertigt.

Man wundere ſich alſo nicht, wenn, bei ſolchen Anordnungen für Sicherheit und Recht jedes Bürgers auf dem Meere, achtungswürdige Familien ihre Söhne auf die Flotte geben, und es an Freiwilligen nie fehlt. Es iſt nichts Seltenes, Offiziere der Kriegsſchiffe zu finden, die ihren Dienſt als Schiffsjungen auf Handelsfahrzeugen begannen. Indeſſen das iſt auch bei andern Nationen.

Dieſe Marinegeſetze waren es, und nicht (wie man in England gern glaubt) die Deſertion britiſcher Seeleute, welche den Amerikanern im letzten Kriege ſo plötzlich eine wackere Seemacht ſchufen. Ja, es war und iſt ſogar verboten, Ueberläufer in Dienſt zu nehmen. Als die Feindſeligkeiten begannen, hatten die Amerikaner nicht mehr als etwa zehn Fregatten und ein Hundert Kanonenboote. Nach Verfluß mehrerer Monate ſchwamm eine große Flotte auf den Gewäſſern des Ozeans. Die Anſtrengungen der vornehmſten Seeſtädte und ſelbſt reicher Privatleute kamen der Regierung zu Hilfe. Im Verhältniſſe, wie ſich der Krieg verlängerte, vermehrten ſich die Korſaren, die in Lauf und Bewegung vortrefflich und mit beherzten Bürgern bemannt waren, welche ihre friedlichen Arbeiten verlaſſen hatten, um den Feind auf allen Meeren zu ſuchen.

Die britiſchen Seeleute ſelbſt erkennen die Gewandtheit, den Muth und, was noch mehr iſt, den Edelſinn der Amerikaner auf dem Meere an. Im letzten Kriege war dies vorzüglich bei dem Seegefecht auf dem Erié der Fall, wo der amerikaniſche Commodore (damals Kapitän) Perry gegen die Engländer den Sieg erfocht. Zwar man ſchlug ſich auf einem Meere ſüßen Waſſers, aber die Gefahr war darum nicht geringer. Die auf dem Ontario-See vereinigten Kriegsfahrzeuge waren den ſchönſten Fregatten, die je über den atlantiſchen Ozean ſchwebten, in Größe gleich oder übertreffend. Je weiter hin gegen die Mitte des großen ſüßen Binnenmeeres, je tiefer wird das Waſſer. Der Erié-See hingegen iſt von Untiefen durchſchnitten, deren Zwiſchenräume ſchwierig zu durchfahren ſind, ſelbſt für Dampfſchiffe, die heutiges Tages auf jenen Wellen hinfliegen.

Die Amerikaner ſtellten da neun Fahrzeuge, die zuſammen vierundfünfzig Feuerſchlünde hatten, ſechs engliſchen weit größern Schiffen entgegen, welche dreiundſechszig Kanonen trugen.

Der Commodore Perry hatte ſich ſchon zwei Stunden lang allein gegen zwei feindliche Schiffe geſchlagen, die dem ſeinigen an Stärke gleich waren. Ein Gegenwind verhinderte den übrigen Theil ſeiner Diviſion, ſich ihm zu nähern und Hilfe zu bringen. Er entſchloß ſich daher, ſein Schiff zu verlaſſen, das nicht mehr manövriren konnte. Er wickelte die Fahne unter ſeinem Arm zuſammen, ſprang in ſein Boot, und ſo fuhr er mitten durch die feindlichen Fahrzeuge hin, aufrecht ſtehend und ſeinen Degen ſchwingend, während ein Kugelregen um ihn her flog. Man verſichert, der britiſche Befehlshaber ſelbſt habe einen Schrei des Erſtaunens ausgeſtoßen, als er Zeuge der glücklichen Verwegenheit ſeines jungen und heldenmüthigen Gegners werden mußte, den keine der zahlloſen Kugeln traf.

Perry, der das ſtärkſte Schiff ſeiner Flotille erreicht hatte, kam ſogleich gegen die feindlichen Fahrzeuge zurück, durchbrach ihre Linie und ſchlug ſich allein gegen vier derſelben zugleich, bis, da der Wind günſtiger wurde, der Reſt ſeiner Diviſion nachkam. Da war ſein Sieg ſchnell entſchieden.

Nun ſah man auf den hartnäckigen Kampf Handlungen heldenhaften Edelmuths folgen. Der britiſche Kommandant, Kapitän Barclay, dieſer wackere Seemann, der in der Schlacht von Trafalgar einen Arm verloren hatte, machte ſich's zur Pflicht, öffentlich zu erklären, daß das Betragen des Commodore Perry gegen ihn und alle übrige Gefangene, Offiziere und Matroſen, hingereicht habe, ihn ſeinen Feinden unvergeßlich lieb zu machen.

Perry, der Amerika's ſchönſte Hoffnung war, ſtarb nachher (1819) zu Anguſtura am gelben Fieber. Er war von ſeiner Regierung damals mit einer Sendung zu den ſüdamerikaniſchen Inſurgenten beauftragt. Als die Nachricht ſeines allzufrühen Todes ganz unerwartet nach der Bundesſtadt Waſhington gebracht ward, legten die Mitglieder beider Kammern des Kongreſſes Trauer an; eine Ehre, die nur den ehrwürdigſten und ausgezeichnetſten Söhnen der Republik erwieſen worden war. Man beſtimmte auch für ſeine Wittwe einen Jahrgehalt, und ſeine Kinder wurden von der Nation adoptirt.

12.

Die Schlacht auf dem Champlainſee. Brand des Dampfbootes Phönix.

Nicht weniger ehrenvoll für die amerikaniſchen Seeleute bleibt die Schlacht auf dem Champlainſee. Man weiß, daß beim Ausbruch der Feindſeligkeiten, im Jahr 1812, die amerikaniſche Regierung den Verſuch wagte, Einfälle in Canada machen zu laſſen, um ihre eigenen Grenzen durch Angriff auf fremden Boden ſicher zu ſtellen. Aber die Amerikaner ſtanden geübten britiſchen Bataillonen gegenüber, während ſie ſelbſt in einem langen dreißigjährigen Frieden das Kriegshandwerk verlernt hatten. Sie beſaßen weder Armee noch Kriegsmarine. Aus dem unglücklichen Feldzuge in die Canadas lernte die Republik, was noth ſei. Schnell beſſerte ſie den Fehler aus.

Inzwiſchen war es faſt zu ſpät. Ein Heer britiſcher Veteranen aus Herzog Wellingtons

Digitized by Google

Kriegeschule kam nun im St. Lorenzoſluſſe an, die Sir Georg Prevoſt ſogleich in Bewegung ſetzte, um in den Staat Neu-York einzudringen. Gelang es ihm, des Champlainſees Meiſter zu werden und die Feſtenlinie wegzunehmen, die ſich gegen Süden ausdehnt: ſo konnte die Stadt Neu-York auch zugleich von der Meerſeite angegriffen werden. Der Plan ſchien leicht ausführbar Die Amerikaner hatten hier nicht mehr als fünfzehnhundert Mann, aus Invaliden und Rekruten zuſammengeſetzt. Mehrere Meilen weit von der Grenze wohnte die Bevölkerung in Bergen und Wäldern zerſtreut.

Die engliſche Kriegsmacht erſchien auf dieſem übel bewahrten Punkte plötzlich an der amerikaniſchen Grenze, und bemächtigte ſich des Städtchens Champlain. Nun erſt ward die zerſtreute Miliz der Amerikaner zuſammengerufen, nun erſt auf dem See in Eile eine Flottille geſchaffen. Alle Arme halfen an Befeſtigungen des Landes.

Der Feind rückte längs dem See vor, bis zum Flüßchen Saranac, an deſſen Mündung das Dorf Plattsburg an einen der Urwälder gelehnt iſt. Hier erfolgten tägliche Plänkeleien zwiſchen dem Feinde und Abtheilungen der Milizen, die ſich zu ſiebentauſend Mann vermehrt hatten. Der Staat Vermont, der das jenſeitige Seeufer beſitzt, ſchickte ſeine Gebirgsleute. Alles eilte in Waffen, gerufen und ungerufen, nach der kleinen artigen Stadt Burlington, oberhalb Plattsburg auf einem Hügel am Ufer des Sees, um von da aus die Linie am Saranac zu verſtärken, und in die Waldungen, um den Feind zu umgehen und im Rücken zu beunruhigen.

Jetzt erſt erſchien die engliſche Flottille, vom Kapitän Downie befehligt, mit mehr als tauſend Mann und fünfundneunzig Kanonen beſetzt. Die amerikaniſche Flottille, unter dem Commodore M'Donough, eilte ihr entgegen mit ungefähr achthundert Mann und ſechsundachtzig Feuerſchlünden. Achtzehn Tage vorher waren noch die Bäume im Walde geſtanden, aus denen eins der Fahrzeuge gebaut worden war.

Der erſte Kanonenſchuß von den Schiffen diente auch den beiden Heeren am Ufer zum Angriffszeichen. Die Engländer ſtürzten ſich mit verwegener Tapferkeit zweimal gegen die Saranacbrücken, und wurden zweimal zurückgeworfen. Sie gingen den Fluß weiter aufwärts, und eine ſtarke Abtheilung wollte den Fluß durchwaten. Aber ein Kugelhagel mitten aus den Wäldern trieb dieſelbe mit bedeutendem Verluſte zurück.

Jeder fühlte, der Ausgang dieſes Kampfes hange vom Treffen auf dem See ab, das im Angeſicht beider Heere geliefert wurde. Dahin wandte vom Ufer Alles die Augen. Zwei Stunden lang blieb das Gefecht der Schiffe unentſchieden, aber ſchrecklich. Das Fahrzeug des amerikaniſchen Befehlshabers fing zweimal Feuer; ſeine Kanonen waren demontirt, ſeine Schiffſeiten durchlöchert. Aber in nicht beſſerm Zuſtande befand ſich ſein tapferer Gegner. Der amerikaniſche Commodore warf ſich endlich durch eine treffliche Wendung mitten unter ſeine Feinde, als der britiſche Befehlshaber im nämlichen Augenblicke das Nämliche verſuchen wollte. Allein letzterm gelang es übel. Er ward ſo zugerichtet, daß er die Flagge ſtreichen mußte. Sogleich erhob ſich ein Freudengeſchrei am Ufer in der ganzen Ausdehnung der amerikaniſchen Linien. Die britiſchen Landtruppen aber fochten männlich, bis die Finſterniß der Nacht den Kampf endete.

Digitized by Google

Unterdeſſen ſchwebte zu Burlington Alles in banger Erwartung wegen des Seegefechts. Man hörte den Donner der Kanonen aus der Ferne, und ſah die Rauchwolken am Horizont. Ein Beweis, das Gefecht währe fort. Plötzlich hörte man keinen Schuß mehr. Aber mit den beſten Fernröhren ließ ſich nichts erkennen, als, nach Verſchwinden des letzten Pulverdampfes, daß nun die Sache entſchieden, Alles gewonnen oder Alles verloren ſein müſſe. Man hörte auch nicht das geringſte Geräuſch. Es kam der Abend. Kein Schiff brachte eine Botſchaft. Es kam die Nacht. Alles horchte ängſtlich am Ufer. Minuten ſchienen Stunden zu ſein. Jeder fragte, Jeder rieth umher.

Plötzlich um eilf Uhr Nachts ſcholl über den See her Siegesgeſchrei. Es wiederholte ſich. Man erſchrack am Ufer. Es ſcholl wieder. Man erkannte die Amerikaner. Sie hatten obgeſiegt. Im Augenblick war die ganze Stadt hell erleuchtet, Alles auf den Gaſſen, am Ufer, Jung und Alt, jauchzend, weinend, ſingend, lachend und wieder weinend. Der Sieg konnte nicht vollſtändiger ſein, als er war. Denn folgenden Morgens ſah man auch die engliſche Landarmee vom Saranac verſchwunden, nichts davon zurückgeblieben, als die Menge der Verwundeten, der Todten und des Geſchützes.

Nun zuletzt noch, bei Gelegenheit dieſes Champlainſees, der menſchlich-ſchöne Zug eines amerikaniſchen Seemanns, welcher freilich minder bekannt, als M'Donoughs Sieg, aber darum nicht minder ruhmwürdig iſt.

Eins der ſchönſten Dampfſchiffe, das je in den vereinigten Staaten erbaut worden iſt, der Phönix genannt, fuhr im September 1819 über den Spiegel dieſes großen Binnenmeeres. Der Kapitän des Dampfbootes war krank zurückgeblieben, und hatte das Fahrzeug ſeinem Sohne, einem jungen Manne von einundzwanzig Jahren, anvertraut. Auf dem Schiffe befanden ſich mehr als vierzig Reiſende. Nach einem überſtandenen Sturm hatte man glücklich gegen ein Uhr Morgens den breiteſten Theil des Sees erreicht. Alles ſchlief, auſſer den Wächtern.

Ein Matroſe, welcher ſein Nachteſſen holen wollte, ließ das angezündete Licht auf einem Brette im untern Raum ſtehen; davon entzündete ſich ein Brett darüber. Ein Mann, der bei der Dampfmaſchine beſchäftigt war, ſah im dunkeln Theile vom Innern des Bootes plötzlich eine große Helligkeit. Er näherte ſich dem Orte, hörte das Kniſtern des Feuers, ſah ſchon eine ganze Kohlenſchicht in Gluth. Plötzlich ſchlug rings um ihn die Flamme auf. Er ſtürzte ſich zur Kammer der Frauenzimmer. Die Thür war verſchloſſen. Er ſchlug und ſchrie umſonſt. Das Getöſe der Wellen und des Windes lieſſen ihn nicht hörbar werden. Er ſprang aufs Verdeck und machte den jungen Hauptmann wach. Während deſſen fraß die Flamme wüthend nach allen Seiten.

Der Hauptmann ließ alle Schläfer wecken und den Steuermann die Richtung zur nächſten Inſel nehmen. Dann verſammelte er die Matroſen, erklärte, Alles ſei verloren, man müſſe die Canots ausſetzen. Weil dieſe aber nicht alle Perſonen faſſen konnten, die ſich am Bord befanden, fragte er die Matroſen an, ob ſie einſtimmten, die Reiſenden auf den Kähnen zu retten, und mit ihm auf dem Dampfboote den Tod zu erwarten. Sie willigten ein.

Digitized by Google

Die Kähne wurden sogleich ins Wasser gelassen. In demselben Augenblicke brachen die Flammen durch das Verdeck, stiegen in die Höhe und bildeten eine ungeheure Säule, in deren Mitte sich der Steuermann, der Mastbaum und der Rauchgang der Maschine befand. Der Mann mit dem Steuer blieb standhaft auf seinem Platze, bis ihm Gesicht und Hände gebraten und die Kleider am Leibe brennend waren. Die ausserordentliche Gluth rings um den Siedekessel vermehrte die Gewalt und Geschwindigkeit der Dampfmaschine, so, daß das Schiff, gleich einem wilden Seeungeheuer, mit entsetzlicher Schnelligkeit durch die Wogen fuhr. Die Canots waren schon im Wasser, aber noch hielten der Hauptmann und seine Matrosen die zitternden Frauen und Kinder in den Armen. Da ging das Steuerruder ab. Das Schiff folgte dem Winde und wurde vom Ufer weggetrieben, indem es sich kreisend beständig um sich selbst drehte. Niemand hatte Muth, sich der Maschine zu nähern, um sie aufzuhalten. Bald verrichteten aber die Flammen den Liebesdienst. Und das Fahrzeug ward ganz der Winde und Wellen Spiel.

Mit unsäglicher Mühe waren die männlichen, halbnackten Reisenden in die Canots gestiegen. Sie empfingen die Frauenzimmer und Kinder aus den Händen des jungen Hauptmanns und der Matrosen. Diese, wenn schon die Flammen über ihren Köpfen prasselten, schlugen alle Einladungen ab, mit in die Kähne zu steigen; sondern sie stießen dieselben vom Dampfboote weg, welches immer mehr von den Flammen verzehrt ward.

Da ward man gewahr, es sei noch eine Frau und ein junger Mensch von sechszehn Jahren vergessen worden. Nachdem Beide mitten aus der Lohe und Gluth herausgerissen waren, band man den Jüngling auf ein Brett, und ein Matrose, ein gewandter Schwimmer, warf sich mit ihm in den See. Der Kapitän hielt indessen das arme, vor Entsetzen halb wahnsinnige Weib im Arm und blieb am Bord seines Schiffes, bis er den Allerletzten seiner Leute, mit einem Stück Holz versehen, ins Wasser springen sah. Dann warf er einen großen Tisch über Bord, den er sich schon dazu erwählt hatte, und sprang, seine Bürde im Arm, ihm nach. Die Unglückliche, im Uebermaase des Schreckens, ergriff ihn in dem Augenblicke bei der Gurgel, da er sie auf den Tisch befestigen wollte. Gezwungen, sich von ihr loszumachen, ward sie durch die Wellen von ihm gerissen. Er strengte sich an, sie einzuholen. Er sah sie einen brennenden Balken erfassen. Sie stieß einen letzten Schrei aus und verschwand zwischen Wasser und Feuer.

Der junge Hauptmann machte noch schwimmend die Runde um das brennende Schiff, und rief den Matrosen, die ihn noch hören mochten, zu, sich nicht vom Schiffe zu entfernen. Er selbst blieb da und wartete, daß ein Stück Holz herabfiele. Endlich ließ eins vom Fahrzeug. Er ergriff es und löschte den Brand daran, klammerte sich darum fest, und blieb in der Nähe des Fahrzeugs, weil er hoffte, die Canots, wenn sie vom Ufer wiederkämen, Unglückliche zu suchen, würden der leuchtenden Flamme nachfahren. Er hoffte umsonst. Die schwachen, schwerbeladenen Canots konnten durch das stark bewegte Meer nur sehr langsam bis zum entfernten Ufer gelangen. Als sie es endlich erreicht, dann die halbnackten Reisenden in stürmischer, dunkler Nacht an eine wüste Insel ausgesetzt hatten, kehrten die Matrosen zurück in den brau-

Digitized by Google

senden See, um ihre Gefährten wo möglich noch dem Tode zu entreissen. — Der Brand des Dampfbootes aber war erloschen und leuchtete ihnen nicht mehr vor, wohin sie die Richtung zu nehmen hätten. Der Tag brach an, da sie noch immer mit den Wogen kämpften. Endlich erblickten sie einen schwarzen Punkt auf der Spitze einer Welle. Es war ein Stück Holz, das einen Mann trug; und dieser Mann war der junge Kapitän, zwar schon der Besinnung beraubt, aber doch noch lebend. Auch noch ein Matrose wurde gerettet und wieder ins Leben zurückgerufen, nachdem er acht Stunden auf dem Wasser zugebracht hatte. Aber sieben andere von den wackern, großmüthigen Todesverächtern waren umgekommen.

Die Bürger von Vordentown wetteiferten, den Unglücklichen Kleider und Nahrung zu bringen, und sie von der wüsten Insel zu sich zu nehmen und ihrer mit der zärtlichsten Sorgfalt zu pflegen.

Man sah das halbverbrannte Gerippe des Dampfbootes noch lange nachher mitten im See auf einer Klippe hangen, wohin es vom Sturm geschleudert worden war.

Ueber die Glarnerische Armenanstalt an der Linth.

Wo in einem Volke die moralische Lebenskraft noch nicht erstorben, aber durch krankhaften Zustand gehemmt ist, da bewirkt die Noth eine schmerzliche, aber rettende Krisis, und es steht zu neuem, gesunderm Leben auf, wenn es gelingt, sei's langsamer oder schneller, den Krankheitsstoff durch innere Kraft und äussere Mittel aus dem Körper zu treiben. So erscheint dem Ref. das Volk des Landes Glarus.

Groß mußten die Verwüstungen der Linth werden, stundenweit das Land in Sumpf verwandeln, die Luft mit Fieberstoff aus ihren Morästen erfüllen, einen Landesstrich von mehrern Quadratmeilen mit Untergang bedrohen, und das Uebel so weit gehen, daß die Rettung nicht länger mehr verschoben werden durfte, wenn sie noch möglich sein sollte. Da trat die heilende Krisis ein: statt kraftlosen Seufzens und Klagens lebte der moralische Wille auf zum Kampfe mit der Noth und zum Gebrauche entscheidender Mittel der Rettung. Escher von der Linth war sein Arzt. Einst hielt man in Zeiten des Ueberflusses zu Abwendung dieses Uebels eine weniger als hunderttausend Franken betragende Summe für unbestreitbar. Jetzt, nach den Unglücksfällen der Revolution und des Krieges, fand man im Laufe weniger Jahre die Kraft, nahe an zweihunderttausend Franken an die Rettung zu wenden. Mit ähnlicher Selbsterhebung bekämpfte St. Gallen das verheerende Uebel. In edelm Wetteifer reichten mehrere Kantone ihre rettende Hand den versinkenden Mitteldsgenossen. — Indessen verbreitete sich in eben so furchtbar zunehmendem Vorschritte eine Versumpfung anderer Art über das Land Glarus, deren Gefahr eben so sehr Anstrengung aller Kräfte zu schleuniger Rettung forderte,

Digitized by Google

wenn nicht alles Gemein- und Privatwohl untergehen sollte. Die Ueberbevölkerung ward der Ueberschwemmung des Landes in ihren Folgen ähnlich.

Schon war um 1813 ein Viertheil der Landeseinwohner ohne Grundeigenthum, ohne Vermögen und durch die Revolution in der Handelswelt ohne nährenden Verdienst; in einem Zustande, der das höchste Mitleid, aber auch gerechte Furcht für eine nahe Zukunft einflößen mußte. Da schilderte ein Vaterlandsfreund den unglücklichen Zustand seines Volkes, und rief um Rettung und Hilfe. Die bittere Wahrheit schmerzte; aber sollte der Kranke gerettet werden können, so mußte die Apathie in Schmerzgefühl übergehen. Man zürnte auf den, der den Kranken zum Schmerzgefühl brachte: aber die Wahrheit drang ins Innere, und immer tiefer und wirksamer; sie ward von andern Vaterlandsfreunden wiederholt, und man zürnte nicht mehr; man fühlte nun, wie gefährlich die Krankheit sei. Die Regierung schilderte bald selbst, mit gleichen Farben, das immer furchtbarer sich äussernde Uebel in den Aufrufen ans Volk um kräftige Abhilfe der wachsenden Noth; mit nachdrücklichem Ernste betrieb sie die Umwandlung des Allmendbodens armer Gemeinden in Pflanzboden, als das erste und nächste Rettungsmittel; die Armensteuern flossen allmälig reichlicher, und die Darstellung des Elendes erweckte auch die theilnehmende Aufmerksamkeit der Eidsgenossen und regte sie zu Erweisungen liebevollen Beistandes auf.

Das Jahr 1817 brachte die Noth auf's höchste. Sie schien, wie die Landesversumpfung, unheilbar, die, wie man jammerte, so erschöpften Kräfte übersteigend. Aber die unerbittliche Noth rief: es muß, und schnell und mit Anstrengung aller Kraft, geholfen werden, oder Alles ist gefährdet; Hunger und Elend steigt zur Verzweiflung — und dann geht Alles zu Grunde, alles Eigenthum ist in Gefahr! — Und siehe, da half man nicht nur der augenblicklichen Noth, sondern entwarf gerade im Zeitpunkte des höchsten Elendes den Plan zu gründlicher Heilung, ohne die, wie früher durch die Linth, alle Jahre ähnliche Noth wiederkehren konnte, das Volk physisch, ökonomisch und moralisch immer mehr versinken und Alles gefährdet sein mußte.

Das Glarnerische Volk ermannte sich zu neuer Kraftanstrengung. Es flossen an freiwilligen Steuern durch Privaten, ausser 10,000 Gulden für die unmittelbare Stillung des Hungers im Jahr 1817, noch 26,783 Gulden baar und 155½ Linthaktien für die Stiftung der Armenanstalt an der Linth, zusammen über 57,000 Gulden, wobei nicht gerechnet ist, was der Landessekel aus den Vermögenssteuern hinzuthat, und daß fünf Gemeinden ihre eigenen zahlreichen Armen, auch großentheils durch Privatsteuern, erhielten. Das faß verzweifelnde Volk rief nun auch neuerdings seine Bundesbrüder um Hilfe an gegen den einen zweiten Untergang drohenden Feind — und fand sie da, wo es sie früher erhielt. Einige eidsgenössische Kantone gaben bei 17,000 Gulden baar, und an 273 Aktien den Werth von mehr als 54,000 Fr., die nun ein doppeltes Rettungsmittel wurden. Aus dem fernen Rußland kamen von der Huld theils der kaiserl. Majestät, theils der Glarnerischen und eidsgenössischen Handelshäuser in jenem Reiche 16,810 Gulden; aus Deutschland und Frankreich von den Schweizern 6654 Gulden; so daß der

Digitized by Google

Gesammtbetrag, für Abwehrung der Hungersnoth erst, und dann für die Stiftung der Armenanstalt — wenn meine Rechnung, aus den Berichten gezogen, sicher ist — sich über 130,000 Gulden belief. Es ist aber auch nicht zu vergessen, daß unter dem Drucke der eigenen Noth das Glarner Volk der Dankbarkeit und des Mitleids gegen unglückliche Miteidsgenossen, z. B. in Wallis und St. Gallen, nicht vergaß, sondern sie in schönen Beisteuern erwies.

Der erste Rettungsentwurf ging nun auf eine Ansiedelung verarmter Familien auf dem entsumpften Linthboden, die dann unter der Vormundschaft der Glarnerischen Hilfsgesellschaft stehen sollte. Man glaubte durch dieses Mittel der Ueberbevölkerung des Landes eine nützliche Ableitung zu verschaffen. Aber bald ergab es sich, daß die Verwirklichung dieses Entwurfes eben so wohl die ökonomischen Kräfte übersteigen, als in seinen Wirkungen von zu wenig wesentlichem Nutzen für die Landesrettung sein würde, indem sie zwar eine, doch immer nur kleine, Zahl von Haushaltungen retten könnte, die übrigen aber unverbessert liesse, und die Ersetzung der abgeleiteten armen Familien durch andere, gleich elende, nicht verhindern würde; auch zeigte sich wohl einem schärfer prüfenden Blicke auf das verarmte Volk, wie großen Schwierigkeiten die moralische Rettung und Verbesserung der Aeltern solcher zu rettenden Haushaltungen unterworfen wäre.

Zu rechter Zeit noch kehrte man von dem im Verhältnisse zu den gegebenen Mitteln viel zu großen Plane zu demjenigen einer Armenanstalt für Erziehung verwahrloseter Knaben zurück, die durch Arbeit und Unterricht zu nützlich-thätigen Menschen gebildet, in ihre Gemeinden meistens wieder zurückkehrend und in den Kreis ihrer Mitbürger wieder eintretend, als lebendige Beispiele des Segens guter Jugendbildung zur allmäligen Volksverbesserung wirksam werden können, besonders wenn mit der Zeit aus ihnen die Schullehrer genommen würden, wodurch die bessere Volksbildung schneller befördert werden könnte. Dadurch dürften dann auch die Entwürfe zu einem bessern Schulunterrichte mehr Vertrauen und willigere Ausführung finden. Ein wackerer Jüngling, Melchior Lütschy von Mollis, fühlte sein Herz erhoben durch den Wunsch, einem solchen edeln, wohl dem edelsten Zwecke, der Bildung einer dem Unglücke nach Leib und Geist zu entreissenden Jugend sein Leben zu widmen, und machte das Anerbieten, sich zum Erzieher und Lehrer dieser Armen bei Herrn Fellenberg bilden zu lassen. Man entsprach seinem Wunsche, und die Anstalt war so glücklich, daß der Mann, von dem das Gedeihen der Anstalt vorzüglich ausgehen sollte, sich in jeder Hinsicht auf's vollkommenste dazu durch Karakter und Bildung eignete. Indessen legte die Aufsichtskommission der Hilfsgesellschaft, besonders die vortrefflichen Brüder, Herr Zeugherr und Herr Rathsherr Schindler von Mollis und Herr Landesfähndrich Heer von Glarus, rastlos thätig Hand ans Rettungswerk. Sie kaufte bei fünfundachtzigtausend Quadratklafter Boden im entsumpften Lande an; begann die Urbarmachung desselben, wodurch einer beträchtlichen Anzahl blutarmer verdienstloser Männer im Hungerjahre Verdienst und damit ihren Haushaltungen Unterhalt verschafft ward; führte die nöthigen Gebäude auf und sorgte für die innern Einrichtungen der Anstalt.

Digitized by Google

Den 4 April 1819 ward die Armenschule mit fünf Knaben begonnen, deren Anzahl nun bis auf sechsunddreißig vermehrt worden ist. Alle sind aus Familien, welche im größten physischen und moralischen Elend versunken liegen; zwei sind Kinder hingerichteter Verbrecher. Wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden, die weitere Geschichte der Anstalt, und weisen auf die drei Berichte der Hilfsgesellschaft von Glarus, und vorzüglich auf die von dem Lehrer im verflossenen Jahre gegebene, besonders merkwürdige Rechenschaft von der Erziehung und dem Unterrichte und besonders vom sittlich-religiösen Zustande der ihm anvertrauten Zöglinge, und beschränken uns auf die Ergebnisse der am 21 Juni letzthin vorgenommenen Prüfung. Herr Kosmus Heer, Präsident der Hilfsgesellschaft, eröffnete dieselbe in Gegenwart von beinahe fünfzig Mitgliedern der Hilfsgesellschaft (worunter die Standeshäupter, mit Ausnahme eines Einzigen, sich vollzählig befanden), und einiger Fremden, mit einer eben so gemüthlichen als gedankenvollen herzlichen Anrede. Dann begannen Leseübungen, verbunden mit Verstandesübungen in Bezug auf Sprache und Inhalt; die Proben des Schönschreibens waren mit gelungenen Versuchen in Aufsätzen begleitet; Kopf- und Zifferrechnungen gingen bei den ältern Knaben bis zu Proportionsexempeln aus der Regel de tri, auch ward eine Heurechnung und ein einfaches Exempel aus der Feldmeßkunst ausgearbeitet; aus der Schweizergeschichte bewiesen sie ihre Kenntniß von der Begründung der vaterländischen Freiheit und der Rettung derselben im glorreichen Kampfe zu Näfels; endlich zeugten einige Proben von gründlichem theoretischem Unterricht im Gesang, der von besonders lieblicher Anwendung begleitet war. Aus der gesammten Prüfung ergab sich, daß die Knaben nicht zu einem hohlen Vielwissen geführt werden; daß aber jeder Lehrgegenstand verständig aufgefaßt, wohl behalten und das Erlernte fleißig geübt ward. Man mußte sich überzeugen, daß dasjenige, was ihrem Geiste zur Nahrung gegeben worden, in Saft und Kraft verwandelt war. Nachmittags besichtigte die Gesellschaft die Einrichtungen des Hauses und die übrigen zur Anstalt gehörigen Gebäude, wo Alles von genauer Ordnung und Zweckmäßigkeit zeugt. Der landwirthschaftliche Zustand ward so gut befunden, als es die Beschaffenheit des nur durch Zeit und Anwendung landwirthschaftlicher Kunst allmälig höhern Ertrages fähigen Bodens möglich machte; man sah die Knaben bei verschiedenen Feld- und häuslichen Arbeiten, welche letztern wo möglich doch noch, besonders für den Winter, vielfacher sein sollten; auch ward untersucht, was von Seite der Haushälterin zur Besorgung der Anstalt gethan werden muß. Die ganze Prüfung und Untersuchung befriedigte nicht nur die Erwartung Aller; auch diejenigen Männer, welche vermöge ihrer nähern Kenntniß der Anstalt sich wirklich viel versprachen, sahen die ihrige übertroffen.

Der Anblick dieser sechsunddreißig aus Elend und Jammer geretteten Knaben, die nun alle gesund *), kräftig an Leib und Geist aufblühen und in großer Mehrzahl auch viel natürliche

*) Nur Einer ward während der drei Jahre, welche die Anstalt dauert, lange und lebensgefährlich krank; durch die angestrengteste Sorgfalt der Aerzte, des Lehrers und der Haushälterin ward er gerettet, und ist nun vollkommen gesund.

Digitized by Google

Anlagen zeigen, die sich durch treue und weise Erziehung so hoffnungsvoll entwickeln; die Reinlichkeit und Ordentlichkeit, die in ihrem Aeussern sichtbar ist; die bescheidene Offenheit und Treuherzigkeit in ihrem Reden und Benehmen; das Zeugniß von dem sittlichen Betragen der weitaus größten Zahl derselben; der Gedanke: was wären und würden sie bei Hause, was sind und werden sie hier! erfüllten die ganze Versammlung mit sichtbarer Rührung. Und der Präsident sprach dem eben so bescheidenen und gewissenhaft treuen als geschickten Lehrer ein tief empfundenes Dankgefühl im Namen der ganzen Versammlung aus. Möchten doch nur diesem edeln Manne seine gar zu überhäuften Geschäfte, die er neben der Erziehung auf die Aufsicht und Leitung der Oekonomie auf sich trägt, erleichtert werden, damit die Last nicht bald seine eben nicht gar feste Gesundheit erdrücke; und möchten seine Verdienste auch durch eine nur mäßig zu nennende Besoldung (denn sechsundzwanzig bis dreißig Louisd'or sind es wohl nicht!) belohnt werden können, damit nicht diese Ursache ihn etwa nöthigen müsse, die Anstalt zu verlassen.

Ref. freute sich innig des glücklichen Zufalls, der ihn auf dieser Reise so unverhofft einen der schönsten Tage seines Lebens geniessen ließ. Er weiß sich einmal für den Menschenfreund keine frohere Stelle zu denken, als die Armenanstalt an der Linth. Da steht er auf dem alten Linthbette: wo er hinblickt um sich her, war vor wenigen Jahren nichts als Sand, Geschiebe, Dorngebüsch, und die Ebene weit und breit pestbauchender Sumpf, der wie ein Krebs weiter um sich griff und dem ganzen weiten Thale unvermeidlichen Untergang bereitete. Jetzt blühen da Saatengefilde; aus dem wüsten Chaos ist neues Leben hervorgegangen; gefangen in tiefem Bette strömen nun die ehemals verheerenden Wogen des wilden Flusses; rein ist die Luft und die Menschen athmen wieder Gesundheit ein. Und dieses Rettungswerk begründete ein anderes: zur Entwilderung und Rettung einer sonst immer mehr ökonomisch, physisch und moralisch versinkenden Volksmenge, der einzig durch bessere Erziehungsanstalten gründlich zu helfen ist.

Aber — wendet man vielleicht ein — was sind sechsunddreißig Menschen im Verhältnisse zu einer solchen Volksmenge? — Das, was ein wenig Sauerteig zu einer großen Masse Mehl! was der Obstkern zum Fruchtbaum! Wer schätzt und berechnet vollständig den Werth und die Wirksamkeit Eines einzigen Menschen in der Gesellschaft, der aus völligem Verderben gerettet und ein veredelter Mensch geworden ist? Hier werden jetzt sechsunddreißig Menschen an Geist und Herz gebildet, die nach aller Wahrscheinlichkeit sonst leichtfertige Müssiggänger und Bettler, wohl gar gefährliche Verbrecher geworden, gewiß aber unglückliche Menschen geblieben wären; und diese sechsunddreißig werden von Zeit zu Zeit mit andern ersetzt, und wie viele können auch bei der jetzt noch so engen Beschränkung doch in einem einzigen Menschenalter veredelt werden? Diese Menschen werden erst für sich selbst, zum eigenen Heil, veredelt; diese Menschen kultiviren den Boden, auf dem sie leben, und schmücken ihn mit den Früchten ihres Fleißes in wohlgeordneter Arbeitsamkeit, und sie geben ein Muster der Landes- und Geisteskultur für die Nach-

Digitized by Google

barschaft; diese Menschen kehren einst wieder heim in ihre Gemeinden als guter Same zu einem bessern Menschengeschlecht, und wer zweifelt, daß das Beispiel von zwei oder drei solcher Männer in jeder Gemeinde unberechenbar wohlthätig wirken kann? Und wenn erst solche Männer Schullehrer in ihren Gemeinden würden, was vermöchten sie dann zu wirken! — Sind solche Männer einst nicht die besten Fürsprecher für bessere Schulanstalten unter einem so ganz freien Volke, dessen Ueberzeugung und freier Wille erst mit der Zeit gewonnen werden muß, wenn etwas Gemeinnütziches zu Stande kommen soll, und bei dem oft die Stimme eines gemeinen Bürgers weit mehr ausrichtet in der Gemeindeversammlung, als die der Vorsteher und Lehrer, wo der Wirkung ihrer bestgemeinten Räthe die Oppositionslust, das Gefühl der freien Willkühr und oft Mißtrauen im Volke und bisweilen eine zu feine und edle Sprache, die nicht recht verstanden wird, nicht selten im Wege steht, und dagegen ein kräftig einfacher Ausdruck eines Mannes vom Volke mehr als alle künstliche Beredsamkeit wirkt.

Hier und da zeigt sich auch wirklich in einigen Gemeinden bei Vorstehern und einem Theil des Volkes ein besser für's Schulwesen gestimmter Geist, während die Unwissenheit und Versunkenheit eines großen Theils des Volkes immer noch dessen Fortschritte und Wirksamkeit mächtig hindert und sich an letzter Landsgemeinde den wohlthätigen und weisen Vorschlägen der Regierung mächtig entgegensetzte. — Sie steht da, diese Anstalt, als lehrreiches Beispiel auch für größere Staaten des eidsgenössischen Bundes: wie Kinder heillos verdorbenen Familien entrissen, gerettet und zu würdigen und nützlichen Staatsbürgern gebildet werden könnten, wenn Arbeitsschule und Erziehungsanstalt vereinigt werden; wie viele Kosten könnten überdies dadurch für gewöhnlich unheilbar verdorbene Züchtlinge in Zukunft erspart werden! Auch als Beispiel für Landschulen steht diese Anstalt da, und beweiset durch unwidersprechliche Erfahrung, daß, wo wohlgebildete treue Lehrer sind, auch wenn die Feldarbeiten im Sommer nur sehr beschränkte Zeit zum Unterricht gestatten, doch der Zweck des Schulunterrichts vollständig erreicht werden kann durch gute Lehrmittel und weise Zeit- und Lehreintheilung, und vor Allem durch Verbannung des heillosen blindmechanischen Auswendiglernens. Wie viel ist hier in drei Jahren mit ganz unwissenden Menschen bei sehr beschränkter Zeit zum Schulunterricht gethan worden! Und wie wenig wird noch in den meisten Schulen in zehn Jahren geleistet! Aber hier, wo weit mehr Religionskenntniß, die in Sinn und Leben übergegangen ist, sich zeigt, als in den Landschulen überhaupt (mit seltenen Ausnahmen!), wird die kostbare Zeit nicht durch todtes Maul- und Gedächtnißwerk im Auswendiglernen vernunftloser und großentheils unevangelischer Katechismen, wie der Zürcher und Heidelberger sind, verdorben.

An der Erhaltung und festen Begründung dieser Rettungsanstalt hängt Heil und Ehre des Glarnerischen Volkes und dessen Vorsteher vor den Miteidsgenossen und dem Auslande. Sie hat aber zu ihrem bleibenden Bestand Fortsetzung wohlthätiger Beiträge nöthig *). Denn

*) Auch dürfte der Wiederverkauf von einer Strecke weit abgelegenen Bodens rathsam sein. Es wäre denn, daß die Anstalt eine viel größere Ausdehnung erhalten sollte.

Digitized by Google

die Rettung des armen Volkes vom Hungertode; die um des ersten Plans einer Kolonieſtiftung willen gemachten zu großen Landankäufe; die Urbarmachung dieſes Landes, welche auf die nützlichſte Weiſe im Hungerjahre einer beträchtlichen Menge Arbeit und Unterhalt gewährte; die Bauten ſammt den Koſten der innern Einrichtungen für die Anſtalt — haben von den oben angegebenen Summen nahe an 90,000 fl. verſchlungen: ſo daß die übrige wenn ſchon noch beträchtliche Kapitalſumme doch die Anſtalt für die Zukunft nicht zu ſichern vermag. Wohl muß jeder rechtſchaffene Glarner fühlen, daß die Erhaltung derſelben eine heilige Pflicht, wie gegen ſein Land, ſo gegen die edelmüthige Wohlthätigkeit der Eidsgenoſſen und eines jeden Menſchenfreundes iſt, der ſeine kleinere oder größere Gabe ſo beſtimmt zu dieſem Zwecke gegeben und dafür auch die öffentlichſte und heiligſte Verſicherung erhalten hat. Iſt nun das Größere und Schwerere gethan; iſt nun das Land dem Untergang entriſſen; iſt der unausſprechlichen Noth des Hungerjahres geholfen worden und dieſelbe überſtanden; iſt nun eine wohlfeile Zeit eingetreten; iſt die Armenanſtalt nun als Entſumpfungsmittel der moraliſchen Verdorbenheit gegründet, und berechtigt ſie in dem, was ſie leiſtet, zu den ſchönſten Hoffnungen; iſt der Zweck derſelben nun einmal feſtgeſetzt und erreichbar, und fördert denſelben eine weiſe, thätige, vollkommen uneigennützige Aufſicht, die ihr unentgeldlich viel Zeit und Mühe opfert, und ein vortrefflicher Lehrer und Erzieher; ſieht man ſchon die Blüthen der kommenden Früchte: wie ſollte dann nicht das Kleinere und Leichtere noch gethan werden, um das, was iſt und werden ſoll, zu ſichern, und wo möglich die geſegnete Wirkſamkeit zu vermehren.

Aber man darf ja nicht den Stock des Vermögens angreifen, ſonſt geht die Anſtalt ſchnell zu Grunde. Wo in einem Landmann von Glarus Gefühl für Ehre und Segen ſeines Landes iſt, muß er nach Kräften ſeines Vermögens dieſe Anſtalt erhalten und befördern helfen. Es hat ja jeder Wohlthäter vollkommene Verſicherung, daß ſeine Gabe immer zweckmäßig angewendet werde, da die Anſtalt unbedingt der Verwaltung der Hilfsgeſellſchaft und ihrer Kommiſſion übertragen iſt, die aus den angeſehenſten, begütertſten und edeldenkendſten Männern des Glarneriſchen Volkes beſteht und nie von dem wechſelnden Willen des Volkes abhängt; auch haben dieſe Männer bisher Alles gethan, was in ihren Kräften lag, den Zweck des Unternehmens zu befördern. Nein, dieſe Männer ſammt der ganzen Hilfsgeſellſchaft können gewiß den Gedanken nicht ertragen, daß die heiligſten Verſprechungen, die ſie in ihrem und ihrer Landsleute Namen den Mitbürgern, den Eidsgenoſſen und dem Auslande gegeben, ſo öffentlich und feierlich gegeben haben, in Nichts zergehen. Sie vor Allen werden mit edelm Beiſpiel vorgehen, die noch ſo zahlreichen menſchenfreundlichen und vaterlandsliebenden Landsleute werden ihnen nachfolgen, und der eidsgenöſſiſche Gemeingeiſt und Edelſinn wird auch ferner Herz und Hand dann nicht verſchlieſſen: denn dieſe Anſtalt iſt das vorzüglichſte Rettungsmittel eines eidsgenöſſiſchen Brudervolkes aus dem ihm drohenden Untergang; ſie gewährt in ihren Vorſtehern und Lehrern, wie es die Erfahrung beweiſet, die Verſicherung, daß jede Unterſtützung, die ihr zufließt, einen an Leib und Seele ſonſt verloren gehenden Menſchen dem Verderben entreiſſen und zu ſeinem Glücke führen hilft. Dadurch wird das Gedeihen einer Anſtalt befördert, die als nachahmenswürdiges Muſter für die ſicherſte und vollſtändigſte Menſchenrettung da ſteht. Ja, dieſe Anſtalt ſei auch der eidsgenöſſiſch-vaterländiſchen Gemeinliebe empfohlen, da ſie die Frucht und Krone des Linthwerks, und dieſes das unſterbliche Denkmal eidsgenöſſiſchen Edelmuthes iſt.

Von einem Eidsgenoſſen.

Digitized by Google

Skizze einer Reiſe durch das Schweizerland in militäriſcher Beziehung.

Die Jurakette, dieſen Wall der weſtlichen Vertheidigungslinie der Eidsgenoſſenſchaft, zu unterſuchen, machte ich mich auf von Baſel am 29 Juli 1822. Der Freund des alten und die Plage des neuen Soldaten, ein Torniſter, ruhte auf meinen Schultern. Den Bergſtock in der Hand, die genagelten Schuhe mit Gamaſchen an den Füßen, die Feldflaſche zur Seite und den Kopf voll hoher Gedanken über Freiheit und Vaterland, und wie dieſelben in zukünftigen Stürmen mannhaft erhalten werden müſſen, trat ich die Wanderſchaft an. Das Gehen ſollte mir bisweilen ſauer werden; denn ſeit dem Anfang meiner militäriſchen Laufbahn, ſeit dem ſpaniſchen Feldzuge, war ich immer zu Pferde gereiſet, und ein Streifſchuß am rechten Fuße, im Jahr 1814 empfangen, wollte immer noch ſchmerzen, wenn die Anſtrengung zu groß war. Aber die Bergpfade konnten nur zu Fuß erſtiegen werden: alſo Glück auf!

Das Juragebirg erſtreckt ſich in beinahe gerader Richtung von Nordoſt gegen Südweſt. Bei Baſel, gegen Norden, wo die verſchiedenen Hauptäſte ſich in bewaldete Berge und fruchtbare Hügel verwandeln, wird es durch den Rheinſtrom von dem Schwarzwalde getrennt; weſtlich bei Pruntrut wird es durch den Höhenzug, der die Gewäſſer des Doubs von jenen des Rheins ſcheidet, mit den Vogeſen verbunden; ſüdlich auf ungefähr ſechs Stunden von Genf, bei Fort de l'Ecluſe, werden ſeine größten Erhöhungen abgeſchnitten von dem Mittelgebirg der hohen Alpen durch den Rhoneſluß, welcher ſich einen gewaltſamen Durchbruch gebahnt hat; gegen Oſten lauft ein Arm des Juraſſus von dem Knoten bei Pierre-Pertuis, längs dem linken Aarufer bis an ſeinen Ausfluß in den Rhein; endlich ſüdoſtwärts verbindet ſich dieſes Gebirg mit den Berner-Alpen durch den Höhenzug, welcher die Gewäſſer der beiden Seen von einander trennt, und deſſen höchſter Punkt Jorat genannt wird.

Die vortheilhafteſte Militärgrenze eines Landes wird durch ein Gebirg und ein mit demſelben parallel laufendes Gewäſſer gebildet. In dieſer Hinſicht iſt die Eidsgenoſſenſchaft gegen Frankreich gut daſirt, weil von Baſel aus das Birsthal, dann der Bieler- und der Neuenburger-See und endlich der Orbefluß, ſo wie mehrere Straßenverbindungen gegen den Lemaner-See, gemeinſchaftlich mit der Kette des Juraſſus die erſte Territorial-Vertheidigungslinie, und die in gleicher Richtung flieſſende Saane und Aar die innere Vertheidigungslinie oder Baſis bilden.

Die Schwäche dieſer weſtlichen Grenze geht aus der Nähe von Baſel gegen das franzöſiſche Gebiet, der beinahe abgeſchnittenen Lage der Stadt Genf und den vielen Straßen, welche das

Gebirg durchschneiden, hervor. Die Behauptung derselben gegen die Angriffe einer aus Westen kommenden Armee wird jedoch als eine Operation angesehen, welche die Kriegswissenschaft sehr ausführbar nennt und die Mittel darbietet, wenn die Eidsgenossen ihre Streitkräfte bereiten, wenn ihre geregelte Heeresmacht nach dem Grundsatze, in konzentrirten Massen zu agiren und in Zentralreserven aufgestellt zu werden, benutzt wird, und wenn die bewaffnete Landwehr bereit steht, auf jedem bedrohten Punkte die Anzahl der Vertheidiger augenblicklich zu verdoppeln.

Diese Grundlagen gesetzt, mit Zutrauen darauf zählend, daß das gesammte Schweizervolk die übeln Folgen seiner Uneinigkeit und Unentschlossenheit in den jüngsten großen Begebenheiten beherzige; daß es entschlossen sei, die Scharte, welche dadurch seine Nationalität erhalten hat, mannhaft auszuwetzen; daß es einsehe, wie nur durch festes Zusammenhalten an dem Bruderbande der Eidsgenossen und durch zweckmäßige Anordnung aller Widerstandsmittel Helvetien ein Staat, eine Nation sein und bleiben könne; — überzeugt, sage ich, daß jeder ächte Schweizer die Vertheidigung des Vaterlandes als die erste und heiligste Pflicht betrachten müsse, ergriff ich den Wanderstab, um die natürlichen Bollwerke zu rekognosziren, welche dem Schweizerlande gegen Westen hin gegeben sind, so wie auch die Militäreinrichtungen zu würdigen, welche diesen Sommer im Waadtlande durch Zusammenziehung einer eidsgenössischen Armeedivision in ein Uebungslager, und zu Thun durch die Artillerieschule, nach weiser Anordnung der obersten Bundesbehörde, ins Leben gerufen waren.

Die Linie der Birs ist die eigentliche Defensiv-Aufstellung zur Vertheidigung von Basel und desjenigen Theils des Kantons Bern, welcher auf dem westlichen Abhang der Jurakette liegt. Die Verbindungsstraße längs diesem Flusse bildet die innere Linie, auf welcher die Schweizertruppen sich kräftig derjenigen feindlichen Kolonne entgegenwerfen müssen, die zuerst von Belfort links über Altkirch, oder rechts über Pruntrut, eine offensive Bewegung machen würde.

Also der Birs entlang wird die Reise angetreten, und im Vorbeigehen die heilige Stätte von St. Jakob, die schweizerischen Thermopylen, wo sechszehnhundert Eidsgenossen gegen viele Tausende ruhmvoll unterlagen, sodann das Schloß von Dornach, vor welchem die Freiheit den letzten nothwendigen Sieg zu ihrer Gründung focht, mit Rührung begrüßt. Bei den Schloßruinen von Pfeffingen, zwei Stunden von Basel, verengt sich das Thal; rechts und links beginnen die Kalkfelsen sich zu erheben und die abgebrochenen Wände zu zeigen, welche das Gebirg des Jura karakterisiren. Zwingen ist bemerkenswerth, weil von dort die Straße über den Paßwangberg nach der Aar hin geht. Nachdem die Straße unter den Ruinen von Vorburg in enger Felsenschlucht durchgezogen, öffnet sich das Thal wieder gegen Delsperg.

Diese letztere Stadt, acht Stunden von Basel, ist der Knoten mehrerer Straßen. Die eine führt die Birs abwärts gegen Pierre-Pertuis, und theilt sich an den Ufern der Suze, um einerseits gegen Biel und Solothurn, anderseits durch das St. Immerthal nach Neuenburg und dem Doubs zu führen; die andere Straße geht von Delsperg aus nach Pruntrut, wo wie-

Digitized by Google

der direkte Kommunikation, jedoch schlechte Wege nach Basel, Belfort und Besançon führen. Ich wählte letztern. Die Straße ist merkwürdig schön angelegt, und besteigt im wunderbaren Zickzak den Bergrücken bis nach dem Wirthshause aux Rangiers, der den höchsten Punkt dieser ziemlich wilden Gegend krönt.

Mont-Terrible wird in vielen Karten der höchste Berggipfel genannt, welchen das Saugau darbietet, und selbst die Franzosen nannten nach diesem Namen das ganze rauracische Departement, als nach der Staatsumwälzung im Jahr 1792 der alte Beherrscher, Fürstbischof von Basel, daraus vertrieben und dieser Theil von Rauracien Frankreich einverleibt wurde. Allein es ist ein Irrthum; denn keiner der dortigen Berge führt den Namen Mont-Terrible, sondern bloß eine Meierei, nahe bei dem Cäsarlager, wird Monterap genannt, wie solches auf der vortrefflichen Spezialkarte von Herrn Buchwalter richtig dargestellt ist.

Die Stadt Pruntrut zur Rechten, zog ich durch einen Nebenweg nach St. Ursitz, im tiefen Thale des Doubsflusses gelegen, welcher dort im ruhigen Laufe seine bisher nördliche Richtung nach Westen lenkt. Der große Eisenschmelzofen zu Bellefontaine bezeichnet auf dieser Seite die Grenze der Schweiz, welche dann, einen Bogen um Pruntrut beschreibend, bei Lützel sich wieder an die Richtung des Hauptgebirgs anschließt. Von Delsperg bis Pruntrut sind sechs Stunden Weges, und eben so viel zählt man von erstern Orte in dem felsigen Birsthal, durch die Engpässe von Münster, bis an den Ursprung dieses Bergwassers, wo der schon genannte Durchbruch des Felswalles von römischer Arbeit zeugt.

Von St. Ursitz bis gegen Pontarlier bildet der Doubs ungefähr die Grenze; die Straße aber läßt den Fluß zur Rechten, und geht durch viele kleine, arm aussehende Dörfer über Saignelegier nach La Chaux-de-Fonds. Das Land scheint wenig fruchtbar; Weiden und Tannwälder bedecken abwechselnd seine Oberfläche.

Straßen und Grenzen sind zu militärischen Operationen überall wichtig; nirgends aber mehr als in dem gebirgigen Schweizerlande: denn seine durchschnittene Oberrinde und der Defensivkrieg, zu dem sich die Bewohner ganz ausschließlich vorbereiten, geben diesen Gegenständen eine ganz besondere Bedeutung. Hier ist es nicht, wie in ebenen und offenen Ländern, daß eine Armee zu jedem Unternehmen die Wahl vieler Wege hat, und mit ihren Kolonnen auch querfeldein marschiren kann; sondern sie wird an wenige Landstraßen verwiesen, oft nur an beschwerliche Fußsteige gebunden, in welchen der Feind leicht aufgehalten werden kann, wenn die Vorbereitungen hierzu getroffen, die Truppen geschickt aufgestellt, wenn diese leicht beweglich, zum Positengefecht wohl eingeübt und zum Choc entschlossen sind.

Die Thäler des Neuenburger-Gebiets beweisen, was eine thätige Industrie für Wohlfahrt in eine Gegend bringt, wenn Handelsfreiheit dieselbe unterstützt; aber auch geben sie das traurige Beispiel, wie unglücklich Mauthgesetze auf den Wohlstand eines Volkes wirken, wenn dadurch der Verkehr zwischen einem Lande und seinem Nachbarstaate beinahe ganz verhindert wird. Durch regsames Treiben in Uhrmacherarbeiten wurden die unfruchtbaren Berge von Neuenburg

Digitized by Google

bevölkert und mit einer Menge schöner Dörfer und Flecken geziert; jetzt aber hat die Waare keinen Abgang mehr nach Frankreich, weil die französische Regierung eine Sperre gegen die Schweiz angeordnet hat, und viele Tausende sind dadurch in Armuth versunken.

Weiter ging meine Reise über Locle den Grenzen nach bis Brevine, und von dort, der schönen Aussicht zu lieb, über den Berg bis Couvet. Der Val Travers ist die große Verbindungsstraße zwischen Bern und Besançon, über Neuenburg und Pontarlier. Der Weg ist schön und sehr befahren; oben wird noch die große Kette gezeigt, welche Karl den Kühnen abgehalten haben soll, durch diesen Paß ins Land zu rücken, und ihn nöthigte, einen Umweg zu machen, um bei Grandson geschlagen zu werden.

„Die wahre Kette, welche jetzt die Unabhängigkeit der Schweizer beschützen muß, ist Einigkeit unter den zweiundzwanzig Kantonen, festes Wirken der Regierungen, wohlberechnete Militär-Institutionen und die Entschlossenheit jedes Bürgers, als festes Glied des Ganzen, die angelobte Neutralität und mit ihr die Ehre und Selbstständigkeit des Vaterlandes mannhaft vertheidigen zu wollen gegen Jeden, der sie bedrohen würde — ohne Parteigeist, ohne Kantonal-Ansichten, ohne Gefährde!“ — Dies waren meine Gedanken, als ich an einem herrlichen Abend in dem Dorfe Motiers ankam, und durch das Andenken des großen Rousseau, welcher diesem Aufenthalt einige Ruhe vor seinen Verfolgern dankte, noch mächtiger ergriffen ward.

Früh Morgens wurde der Chasseron erstiegen, und von seinen Höhen herab die göttliche Aussicht über das schöne Waadtland, den Genfer- und den Neuenburger-See und in unabsehbarer Weite die Hochalpenkette genossen; dann hinab nach Grandson, das Schlachtfeld und den strategischen Punkt Yferten zu besehen.

Der Orbefluß ergießt sich in den See, und bildet zum Theil das Thal, durch welches eine schöne Straße von Orbe über Yougne nach Pontarlier angelegt worden ist. Von Yferten gehen die Straßen nach Genf, Lausanne, Neuenburg und ins Innere der Schweiz. Meine Richtung führte durch das romantische Gelände von Romainmotier nach Vaulion, und von da nach dem Val-de-Joux. Schön und erhaben ist die Aussicht auf die beiden Seen von Joux und Rousses, die das enge Thal beinahe ganz ausfüllen und die Gewässer der Orbe bilden, welche nahe bei Vallorbe ihren unterirdischen Durchgang beendigt. Die Berge von Mont-Tendre, Mont-Marchairu und Mont-Noir zeichnen schroff die Vormauern der Eidsgenossen.

Das sieben Stunden lange Thal gehört in seinem Ende Frankreich an, und ist dort wegen des Passes von Les Rousses wichtig. Dieses Dorf, welches in den letzten Kriegen zweimal abgebrannt wurde, ist der Verbindungspunkt der großen Straße, welche aus dem Innern von Frankreich einerseits über St. Cergue nach Nyon, und anderseits durch das Val-de-Dappes und Gex nach Genf führt, indem sie bei Les Fauceilles in den Weg von St. Claude nach St. Genis fällt.

Der Dole, dessen Gipfel den höchsten Punkt der ganzen Jurakette bildet, und 3900 Fuß über das mittelländische Meer erhaben ist, sollte nebst dem Dappenthal, dem letzten Friedens-

ſchluſſe zufolge, von Frankreich wieder an den Kanton Waadt abgetreten werden, indem es demſelben einzig in der Abſicht entriſſen worden war, um die bereits genannte Militärſtraße nach dem Pays de Gex anzulegen; allein die Hartnäckigkeit franzöſiſcher Diplomatie hat bis dahin immer noch über die gerechten Forderungen der Schweizer geſiegt, und dieſes Thal, welches einzig in militäriſcher Rückſicht einigen Werth hat, iſt noch immer von der fränkiſchen Regierung im Beſitze behalten worden.

Es ſind alſo ſechs Hauptſtraßen, zu militäriſchen Operationen geeignet, welche aus Frankreich nach der Schweiz führen; nämlich: 1) Diejenige von Straßburg oder Belfort direkt nach Baſel, welche das Schweizergebiet erſt auf eine Viertelſtunde von dieſer Stadt berührt. 2) Diejenige, welche nach Pruntrut und von dort auf die Birs führt. 3) Diejenige, welche von Pontarlier ſich in drei Arme theilt, wovon der mittlere direkt nach Neuenburg, der linke über La Chaux-de Fond in das St. Immerthal und nach Biel, der rechte aber über Jougne nach Orbe und Yferten gehen. 4) Diejenige, welche von Beſançon über Rouſſes führt und, wie bereits geſagt, in zwei fahrbaren Wegen die Jurakette überſteigt. 5) Diejenige, welche von St. Claude über Les Fauciſles ſich mit der Straße durch das Val-de-Dappes vereinigt und nach Gex lauft. 6) Endlich diejenige, welche von Lyon auf dem rechten Rhone-Ufer über St. Genis nach Genf leitet. — Wie würde es möglich ſein, ſo viele Operationslinien decken zu können, wenn nicht Erfahrung und Strategie die Mittel dazu anwieſen durch Aufſtellung der Streitkräfte in Zentralmaſſen längs der Vertheidigungslinie, durch ſchnelle Zuſammenziehung derſelben auf den bedrohten Punkten und durch Vorſchiebung von leichtbeweglichen Beobachtungskorps längs den Gemarkungen des Landes? Bewegungsfähigkeit und entſchloſſener Anfall gegen den Feind, welcher die Grenzen überſchritten hätte, ſind alſo die Grundfeſten der eidsgenöſſiſchen Vertheidigungstaktik.

Meine Reiſe ging am Fuße des Dole vorbei — ſchlechtes Wetter hinderte mich, dieſen Berg zu erſteigen — nach St. Cergue, von wo die Ausſicht gegen die reichen, wohlangebauten Ufer des Lemans wahrlich ſchön iſt. Die Straße von Nyon ließ ich rechts, und wanderte den Bergabhängen entlang dem Lager zu, welches bei Bierre, zwei Stunden von Aubonne, aufgeſchlagen war. Seid mir gegrüßt, Fahnen der Eidsgenoſſen, um das weiße Kreuz verſammelt, das im rothen Felde von der Lagerhütte des Anführers herabweht! Gegrüßet, wackere Schweizer, die ihr hier in Waffen erſcheinet, um euch zu rüſten zur Handhabung der National-Selbſtändigkeit! Heil euch, Väter des Vaterlandes, und euch, Anführer der Eidsgenoſſen, die ihr die Ruhezeiten weislich benuhet, um die Vertheidigungsmittel zu ordnen und die rüſtige Jugend mit dem Gebrauche der Waffen vertraut zu machen!

Sechs kernhafte Infanteriebataillone, eine Batterie Geſchüh, vier Kompagnien Scharfſchützen und eine Schwadron Reiter lagerten in einer weiten Ebene am Fuße des Gebirgs; den Kantonen Freiburg, Waadt, Genf, Wallis und Neuenburg gehörten ſie an; brüderlich vereinigt trugen ſie das eidsgenöſſiſche Feldzeichen. Hoch ſchlug meine Bruſt, als ich mich in der Mitte

Digitized by Google

wackerer Waffenbrüder befand und von mehrern der Befehlshaber — alte Kriegsgefährten, mit welchen ich unter französischen Adlern das Waffenhandwerk erlernt, und die jetzt gleich mir vom Auslande zurückgekommen, alle ihre Kräfte dem Wohl des geliebten Vaterlandes widmen wollen — mit alter Freundschaft empfangen wurde.

Die Truppen bildeten eine Armeedivision in zwei Brigaden getheilt. Sie hatten eine schöne Haltung und gutes militärisches Aussehen; sie waren mit den Waffengriffen und dem militärischen Aushängeschild viel vertrauter, als man es von Miliztruppen erwarten sollte, und der Dienst ward mit vorzüglicher Ordnung gemacht. — Sonntags den 4 August war große Inspektion im Lager. Die Truppen wurden zuerst zum Gottesdienste versammelt, dann zur Parade aufgestellt; sie defilirten darauf vor einem zahlreichen Generalstabe und einer ungeheuern Volksmenge, welche aus der ganzen Gegend hergeströmt war, die Soldaten und ihre Feldkocherei zu sehen. Morgens und Abends wurden die Waffen ergriffen und zum Exerziren ausgerückt. Die Truppen vollzogen alle Bewegungen und die kommandirten Feuer mit vieler Präzision, wobei mir aber zu bedauern blieb, daß sie mehr zu Linie- und Parade-Manövres — wie solche in dem Exerzier-Reglement vorgeschrieben und auf einer schönen Ebene bewerkstelligt werden können, wenn kein Feind zur Störung erscheint —, als zu Kriegs- und Gefecht-Evolutionen angezogen wurden.

In den letzten Kriegen hat sich zum Ueberflusse bewährt, wie wenig Manövres zum Kampfe nützlich und anwendbar sind. Von den vielen Tausenden, welche da fochten, wird schwerlich ein Einziger auftreten und sagen: die Aufmärsche auf der Diagonale und die künstlichen Frontveränderungen mit offener Kolonne, die Bildung der Linie durch zwei Bewegungen und das Durchziehen der Treffen plotonsweise, sodann die schönen, regelmäßigen Plotonsfeuer und andere Spielereien des Paradeplatzes, habe er hier oder da unter feindlichem Kugelregen ausführen sehen; sondern der geübte Krieger wird gestehen müssen, daß der entschlossene Angriff des Linien-Fußvolks mit der Handwaffe, durch das Richtigschiessen der leichten Truppen und des Geschützes begünstigt, überall die Elemente zum Siege waren. Aber wenn auch lange geübte Soldaten eines stehenden Heeres einen solchen Tour de force vollzogen hätten, so würde doch gewiß Keiner beweisen, daß es nöthig war, diese Bewegung und dieses Feuer anzuwenden, und daß solches nicht vortheilhaft auf eine viel einfachere Art geschehen konnte.

Bei Miliztruppen muß aber vor allen Dingen auf Einfachheit und Festigkeit getrachtet und dahin gezielt werden, daß die Zeit ihrer Versammlung als Vorbereitung zum Kriege und zum Gefecht benutzt werde. Nun ist es eine erwiesene Sache, daß hierzu sehr wenige Manövres dienlich sind. In Kolonne aufbrechen und marschiren, die Marschkolonne in Schlachtordnung bringen, defensiv das Rottenfeuer vollziehen, offensiv mit gefälltem Bajonett vorrücken, von rüstigen Plänklern umschwärmt, der Durchzug der Treffen in geschlossenen Bataillonskolonnen und ein Marsch in Staffelordnung, sind beinahe Alles, was im Angesicht des Feindes nothwendig ist; aber auch dies wird mit vorzüglicher Leichtigkeit und Sicher-

Digitized by Google

heit bewerkſtelligt, wenn jede Brigade als zuſammenhängender Körper angeſehen und die Bewegungen mit Bataillonsmaſſen vollzogen werden. Durch dieſe Mittel kann die Fronte einer Heeresabtheilung und eines Bataillons auch geändert werden; aber freilich eine Frontveränderung auf die Mitte eines Bataillons perpendikulär dürfte unterbleiben, und ein Vorwärts oder Front-Rückwärts in die Linie mit offenen Kolonnen muß durch das Deployiren erſetzt werden.

Uebungslager der eidsgenöſſiſchen Miliz sind gewiß von vorzüglichem Nutzen. Sie bilden den General- und Stabsoffizier, und ſetzen ihn in Stand, das Terrain zu würdigen; ſie geben den Soldaten der verſchiedenen Kantone Gelegenheit, einander kennen zu lernen und gegenſeitiges Zutrauen zu einander zu faſſen; ſie gewöhnen die Truppen an die Kriegs-Strapazen, an Beobachtung der Disziplinvorſchriften, an die Beſorgung ihres Haushalts, und geben ihnen die nothwendige militäriſche Brauchbarkeit; ſie laſſen endlich die verſchiedenen Waffen zuſammenwirken, und dadurch geben ſie die Mittel an die Hand, die Grundſätze der ſchweizeriſchen Kampftaktik feſtzuſetzen.

Um jedoch allem dieſem zu entſprechen und als Vorbild des Krieges zu dienen, darf in dem Uebungslager nicht das bloße Exerziren als Hauptſache angeſehen werden. Zu Kampfmanövres wird die Armeeabtheilung aus dem Lager geführt, auf verſchiedenartigem Terrain bewegt, und alle Evolutionen ſolchermaßen geordnet, als ob der Feind in der Nähe wäre. Alsdann werden Abtheilungen ausgeſandt, um den Felddienſt zu beſtellen, dieſe wieder abgelöſet, die Aufſtellung geprüft und wieder eingezogen, um des folgenden Tages andere Offiziere auf ähnliche Art einzuüben, ohne die Truppen durch Nachtwachen zu viel zu ermüden, welche jedoch immerhin bei der Lagerwache ſtatt finden müſſen.

Drei volle Tage brachte ich in dem Lager zu; dann mußte ich Lebewohl ſagen den wackern Schweizern, welche da ihre luftige Stadt unter der Leinwand erbaut hatten. Mit Bedauern zog ich fort, weil meine Zeit abgemeſſen war, nicht ohne zuvor die ſchöne Gegend bewundert zu haben, welche in unabſehbarer Länge den Bergwall des Juraſſus einerſeits, und auf der andern die ſchneebedeckten Alpengipfel darbot. In jenen Geländen, an den Ufern der Saane, zwiſchen beiden Seen, wird wahrſcheinlich der Freiheitskampf gefochten werden müſſen, wenn je ein Feind aus Weſten anrückt.

Ueber Aubonne, Rolle und Nyon richtete ich meinen Gang nach Genf. Schön iſt das Waadtland, wacker ſeine Bewohner; der See, einem kleinen Meere gleich, auf der Schweizer-Seite von Rebgelände begrenzt und an den ſavoyiſchen Ufern von den letzten Abhängen der Alpen eingeengt, iſt einzig in ſeiner Pracht. Geſchmackvolle Landgüter, hübſche Dörfer, wohlangebaute Felder und hoffnungsvolle Weingärten wechſelten beſtändig und lieſſen mich vergeſſen, daß der Weg ſehr ſtaubig und der Tag heiß war.

Von Nyon bis Genf iſt die Schweizergrenze kaum eine halbe Stunde von dem Ufer des Sees entfernt; Frankreich hingegen beſitzt das Ländchen Gex, zwiſchen dem öſtlichen Abhang des Gebirges und dem Leman. Es iſt alſo bloß eine Militärſtraße, welche die am Ausfluſſe der

Rhone gelegene Stadt mit der Eidsgenossenschaft verbindet, und dadurch wird ihre Gefahr ausgesprochen. Von Genf bis Basel ist eine Distanz von ungefähr fünfzig Militärstunden längs der äussern Vertheidigungslinie, bis Lausanne zwölf, und bis Arberg, dem Zentralpunkte an der Aar, achtundzwanzig Stunden. Immerhin also muß die zur Beschützung der erstgenannten Stadt bestimmte Heeresabtheilung in der romanischen Schweiz aufgestellt werden.

Genf, prachtvoll gelegen, um beide Seeufer zu beherrschen, ist die bevölkertste Stadt der Schweiz. Dies und die hübschen Promenaden ziehen immer eine Menge Fremder dahin, welches derselben reges Leben und ein gewisses air de grande ville gibt, das den übrigen Hauptorten der Eidsgenossenschaft, Bern ausgenommen, fehlt. Industrie und wissenschaftliche Kenntnisse haben ihren Wohnsitz in dieser kleinen Republik aufgeschlagen.

Jetzt zu den Befestigungswerken! Von zwei Seiten dominirt und auf dem rechten Rhoneufer die gefährliche Seite gegen Frankreich ganz im Zerfall, scheinen sie gar nicht haltbar; und das Projekt, die Stadt durch kostbare Arbeiten zur Halbfestung umzugestalten, darf als wenig nützlich für die Eidsgenossenschaft, und als gefährlich für die Genfer betrachtet werden. Ein einfacher sturmfreier Wall ist für Genf wünschenswerth; denn gegen fremde Kriegsmacht würde dadurch eben so viel zum Vortheil der Stadt geleistet werden können, als durch weitläufige Werke, welche sich der taktischen Lage nach nicht ernstlich vertheidigen lassen, und dennoch eine starke Besatzung erfordern, die einer Kapitulation entgegen sehen muß. In Friedenszeiten würden dadurch viele Unterhaltungskosten gespart, und der Gesundheitszustand der Stadt würde sicher dadurch gewinnen.

Von hier durch das Chamouny wieder nach Wallis. Dieses Thal, durch die reissende Arve gebildet, welche unterhalb Genf sich in die Rhone ergießt, berühmt in ganz Europa durch seine alpische Schönheit und durch den gutmüthigen Karakter seiner Bewohner, ist mit einem Theil von Savoien in der eidsgenössischen Neutralitätsversicherung mitbegriffen, wodurch die Vertheidigung der südwestlichen Schweiz um vieles erleichtert wird.

Sobald man aus der Schweiz in das Gebiet der benachbarten Monarchen tritt, heißt es gleich: Halt, da ist ein Zoll- und Mauthbureau! — Wie ich die Gemarken des Königs von Sardinien betrat, wurde mein Seebund (der Tornister) untersucht. Es ward freilich nicht viel Erhebliches darin gefunden; mich aber ärgerte die Sache nicht wenig, und ich dachte mit Wehmuth, daß nun die Eidsgenossen auch solche Handel und Wandel verhindernde Plakereien aufstellen wollen, und daß vielleicht in einigen Jahren zwischen Schweizerstädten gegenseitig ähnliche Mauthanstalten getroffen werden. Die gütige Vorsehung möge diesen Zwietrachtsapfel aus dem Schweizerlande entfernen, und die bisherigen Beschlüsse der verschiedenen Bundesglieder zum Guten, zur Beibehaltung der unentbehrlichen Handelsfreiheit zurückführen!

Auf dem Wege von Bonneville, gerade unter dem alten Schlosse Faucigny, weckte mich eine kleine Savoyardin, welche den gleichen Weg zu machen hatte und ein Paar der schönsten Augen trug, die ich in meinem Leben gesehen habe, aus diesen düstern Gedanken; in ihrer

Digitized by Google

Gesellschaft erreichte ich Bonneville, wo auf der Brücke ein herrlicher Blick in das Innere der Alpen gestattet wird.

Die Alpen, diese ungeheuern Granitmassen, deren Gipfel hoch in den Wolken schwebend mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind, bedecken von dem mittelländischen Meere an bis weit ins große Donauthal, dem schwarzen Meere zu, einen großen Theil von Europa, und scheinen von der Natur bestimmt zu sein, die Grenzmauern von verschiedenen Völkerstämmen zu bilden. Die Mitte ihres weit ausgedehnten Felswalles ist unter dem Namen der Pennischen, Schweizer- und Rhätischen Alpen bekannt, und der Gotthardsberg bildet den Knoten dieses riesenhaften Gebirgsstocks. Von seinen Höhen herab fließen die vorzüglichern Gewässer in verschiedenartiger Richtung; bei der Furka entspringt die Rhone, welche das große Walliserthal nach Westen zu durchströmt; am Grimsel die Aar, welche ihren Lauf nach Norden richtet; im Urserenthal die Reuß, welche dem Rhein zufließt und Helvetien in ungefähr zwei gleiche Theile sondert; am Fuße des Crispalts der mächtige Rhein, welcher später als Grenzfluß dient und eins der größten europäischen Flußthäler bildet; vom Rufenen herab quillt der Tessin, der seinen Lauf nach Süden, dem großen Po-Becken zu, richtet.

Diese Kette der großen Alpen beschützt die Eidsgenossenschaft gegen Süden; aber auch sie wird von vielen Straßen durchschnitten, worunter mehrere fahrbar sind. Von Savoien aus leiten zwei Heerwege über den Mont de Sion nach Genf; von Piemont aus geht der große St. Bernhard, und von dem Langen-See der prachtvolle Simplonpaß nach Wallis; aus den lombardischen Ebenen leitet der Gotthardspfad durch das Reußthal nach dem Vierwaldstätter-See und über den Grimsel nach der Aar; sodann öffnen der neuerbaute Bernhardsweg und der künstliche Splügen den Zugang nach dem Rheinthal; weiter führt die Albula aus dem Innthale nach Chur, und die Straße über den Arlberg nach dem Bodensee. Die Möglichkeit, so viele Päße zu vertheidigen, kann also auch gegen Süden und Osten nur dadurch erreicht werden, wenn Beobachtungsposten auf allen Pfaden angebracht und Zentral-Reservemassen in den großen Hauptthälern bereit gehalten werden, um diejenigen zu unterstützen, welche angegriffen werden, oder über den Feind selbst entschlossen herzufallen, wenn er die ersten Hindernisse überschritten hat und aus den engen Schluchten zu debouchiren sucht.

Am Fuße des höchsten Gipfels der alten Welt, des riesenhaften Montblanc, 13,400 Fuß über das mittelländische Meer erhaben, geht der Pfad durch das Chamounythal abwechselnd zwischen engen Felspässen und schön angebauten Geländen. Zu St. Martin wird der ungeheure silberweiße Bergstock am besten gesehen, und bietet in wunderbarer Form seine Hörner und Gletscher zur Schau dar. Der Montblanc wird mit dem großen Bernhard und den Pennischen Alpen durch den Col de Ferrette verbunden, und scheint die übrigen Granitblöcke, das Mattenhorn und den Monte Rosa, zu beherrschen.

Wilder wird das Thal bei den verlassenen Bergwerken von Servoz, und windet sich nach mancher Krümmung bis in das Dorf Chamouny. Allgewalt des Geldes! in ein einsames Thal

zauberst du alle Bequemlichkeiten, deren die Menschenweichlinge bedürfen, und die Leckerbissen aller vier Welttheile! — Die beiden Gasthöfe in Chamouny können mit den besten in den größten Städten verglichen werden; auch sind sie während einiger Monate so angefüllt, daß kaum Unterkommen zu erlangen ist. Im Hôtel de Londres waren bei sechszig Personen, ohne das Heer der Dienerschaft zu zählen, einquartiert; in der Union sollen noch mehr gewesen sein. Beständig sind Reisende, die da kommen und gehen, auf den Straßen, um die Naturschönheiten des Felsthales zu betrachten, oder um ihre Langeweile hier zu vertreiben bei Champagner und chinesischem Thee. Die Anzahl der Engländer war besonders stark; sonst waren auch Franzosen, Russen, Deutsche und Polen in diesem zur Mode gewordenen Dörfchen anzutreffen.

Die fünf Gletscher im Chamounythal, die vom hohen Montblanc durch die Felsritzen herunterkommen, sind sehr merkwürdig; der besuchteste ist jener, Desbois oder Montanvert genannt, wo das Eismeer zu sehen ist, und wo ein Hirt fünfhundert Franken jährlichen Zins an die Thalvorsteher zahlt, um mit zwei Kühen den höchsten kleinen Weidplatz benutzen und den Fremden die Milch theuer verkaufen zu dürfen; denn so, wie hier, ist die Kunst nirgends bekannt, mit den Schönheiten einer wilden Natur Geld zu erhaschen.

Weiter ging mein Weg mit einem Führer dem Col de Balme zu. Oben steht der Walliser Grenzstein, von wo die erhabene Aussicht auf den Montblanc und in das Thal als Abschied dient. Dann geht es steil hinunter in das Dörfchen Trient, von dort über den Forclas nach dem Felsthale der Dranse, und von Bourg, dem ersten Orte an der Bernhardsstraße, nach Martinach.

Das alte Octodurum, von den römischen Zeiten her bekannt, liegt an den Ufern der Rhone, da, wo sie ihren großen Ellnbogen beschreibt, um dem Lemansee zuzuströmen. Es scheidet hier die große Straße nach dem Simplon von dem Bernhardspfade, und dieses gibt dem Orte strategische Wichtigkeit. Mehr noch ist der Posten von St. Moriz, im engen Felsthale und mit einer Brücke über den Fluß, bemerkenswerth; denn hier kann eine Armee, welche vom Wallis her die Schweiz überschwemmen wollte, mit taktischen Vortheilen des Terrains aufgehalten werden.

Jenseits der Brücke öffnet sich das Thal, und das anmuthige Dorf Bex, durch seine Salzquellen bekannt, bietet dem Reisenden im guten Wirthshause eine freundliche Erquickung. Merkwürdig sind die Salzwerke. Mehr als eine Viertelstunde führen die unterirdischen Gänge in die Eingeweide des Berges, Alles in Felsen gehauen; hier und da mächtige Behälter des Salzwassers, dann tiefe Brunnen und weite Nebenadern, zeugen von langer Arbeit; Tag und Nacht wird an Fortsetzung des Werks gearbeitet. Dumpf, wie Kanonendonner bei neblichtem Wetter, erscholl es, als dem Besuchenden zu Ehren die Arbeiter die eben fertig gewordenen sechs Minen springen liessen.

Von Bex geht die Hauptstraße dem fruchtbaren Rystthale (la Vaux) entlang nach Lausanne, oder von Vevay aus an die Ufer der Sarine ins Greyerzerland und nach Freiburg. Ich aber

Digitized by Google

wollte nach Thun, richtete daher meinen Gang durch den Val d'Ormond, und dann über den Bergrücken von Les Moſſes gegen Chateau d'Oex im Saanethal, welches durch ſeine vorzüglichen Käſe berühmt iſt. Bei dem alten Schloſſe Rougemont ſcheidet ſich der Kanton Waadt von dem Kanton Bern, und wie durch Zauber ändert plötzlich auch Sprache, Sitten und Tracht.

Saanen iſt ein artiger Marktflecken, und trägt Spuren von alter Wohlhabenheit der Bewohner; die Berge auf beiden Seiten ſind bis oben mit Käſehütten beſäet und bezeugen die Arbeitſamkeit der Landleute. Die Saane bahnt ſich hier ihr enges Thal aus dem Gebirge, und geſtattet einen ſchmalen Pfad über den Sanetſch gegen Sitten im Wallis, welcher jedoch nur wenige Sommermonate für den Gemsjäger offen iſt.

Von Saanen führt eine gute Straße über den Berg nach Zweiſimmen, und von dort der Simmen entlang nach dem Thuner-See. Links die Kette der Mittagshörner, welche durch die ſchroffen Felſen des Stockhorns endet; rechts die ſchönen Gebirge, welche das ſchöne Berner Oberland zeichnen, und vor mir die Pyramide des Nieſen, zog ich freudig über die neuen Straßenverbeſſerungen, welche die bernische Regierung hier erſt vor kurzer Zeit machen ließ. — Es iſt keine Laubeck mehr! ſo ſagt die Tafel von gegoſſenem Eiſen in den Felſen eingelegt, welche beſtimmt iſt, der Nachkommenſchaft zu übertragen, in welchem Jahre der Laubeckhalden, durch das Werk künſtlicher Menſchenhand, umgangen wurde.

Weiter unten, beim Einfluſſe der Kander in den See, iſt ein älteres Rieſenwerk nicht auſſer Acht zu laſſen. Dieſer wilde Bergſtrom, mit der Simmen vereint, verwüſtete einſt, der Linth gleich, die Ufer der Aar und des Sees in den Umgebungen von Thun. Es wurde ihm ein Bett gegraben und ſein Waſſer in den See geleitet; jetzt folgt er der ihm gegebenen Richtung, und viele Tauſend Jucharten Weidland ſind dadurch gewonnen worden. Die neue, im Jahr 1821 beendete Straße führt dicht an dem linken Ufer herab, und vereinigt ſich bei der Kanderbrücke mit jener, welche über Frutigen den bekannten Gemmi-Paß nach Leuk im Wallis bildet.

Ob die Anlegung und Fahrbarmachung großer Straßen über die zu ihrer Beſchützung aufgeſtellten Bergketten für die Eidsgenoſſenſchaft vortheilhaft oder nachtheilig ſei, iſt eine noch nicht entſchiedene Frage. Für das Handelsweſen bietet ſolches gewiß Vortheile dar; wenn aber jenſeits Sperranſtalten eintreten, wie bei der noch lange nicht vollendeten Gotthardsſtraße, ſo fallen dieſelben beinahe ganz dahin. Für die Handhabung der ſchweizeriſchen Neutralität und für die Ruhe des Landes hingegen ſind dieſe großen Verbindungsſtraßen gewiß höchſt nachtheilig, weil ſie zur beſtändigen Lockſpeiſe für die fremden Mächte zu Offenſiv-Operationen durch die Schweiz werden, und die Vertheidigung des Gebirgs ſehr erſchweren. Allein Verbeſſerung der inländiſchen Straßen und gute Unterhaltung derſelben iſt ſicherlich eins der löblichſten Unternehmen der Regierungen, weil ſie ohne Nachtheil den innern Verkehr befördern und die Vertheidigungsanſtalten, durch Geſtattung von ſchnellen Märſchen der Defenſivtruppen, begünſtigen.

Von Genf nach Thun, auf dem eingeſchlagenen Wege, können fünfundfünfzig Stunden

Digitized by Google

gezählt werden, und ich hatte sie in fünftehalb Tagen zurückgelegt. Nun sollte ich rasten; aber schon des andern Morgens früh eilte ich nach der Allmend von Thierachern, dem Poligon der Artillerieschule, zu. Freudig wehte da das eidsgenössische Panier, und ich begrüßte abermals Eidsgenossen in Waffen versammelt, sich zu rüsten zur jeweiligen Vertheidigung des theuern Vaterlandes. Der erhabene Anblick der Berner-Alpenkette, deren höchster Gipfel, die ungeheure Gletscherpyramide der Jungfrau, 11,400 Fuß über das mittelländische Meer erhaben, von dem Finster-Aarhorn, dem Wetterhorn, dem Eiger und dem Schreckhorn umgeben, sich in majestätischem Glanze darbot; der schöne Thuner-See mit seinen romantischen Ufern; die ganze prachtvolle Gegend, welche diesen Standpunkt zu einem der anmuthigsten in der Welt stempelt; sodann das rege Leben der Soldaten, welche mit Geschützkunde und Schanzarbeit emsig beschäftigt waren — dies alles, und der freundschaftliche Empfang der eidsgenössischen Befehlshaber dieser wahrhaft nationalen Militäranstalt, wird mir das Andenken jener Stunde unvergeßlich machen.

Artillerie oder Geschützkunde ist die Kunst, alle Kriegswerkzeuge zu erbauen, wiederherzustellen und zu gebrauchen. Sie wird also natürlich in Personelles und Materielles geordnet; sie erfordert von ersterm besondere Kenntnisse und Erfahrung, von letzterm Gleichförmigkeit und zweckmäßige Bauart. Um diese Eigenschaften in einem Staatenbunde von zweiundzwanzig Republiken für das zu ihrer Vertheidigung nothwendige Geschütz zu erlangen, ist eine Central-Schule eingerichtet worden, wo die Artilleristen den nöthigen Unterricht empfangen, und wo über die Konstruktion und die Bedienung der Feuerschlünde das Unentbehrliche festgesetzt wird.

Alljährlich während zwei Monaten ist die Schule in Thätigkeit. Offiziere vom eidsgenössischen Geniewesen, unter Anleitung eines erfahrnen und erprobten Ingenieurs, bilden sich in Aufnahme des Terrains, in der Feldbefestigungskunst und in Militär-Rekognoszirungen; Kanoniere von allen Kantonen treffen ein, um die Wirkung des Geschützes, die Bewegung und Richtung desselben zu erlernen; ein kenntnißvoller Stabsoffizier leitet sie zu Allem, was von der Artillerie im Felde gefordert werden kann; und man hält mit Recht mehr darauf, das Richtigschiessen zu befördern, als Linienmanöuvres zu vollziehen. Auch die Trainsoldaten und Sappeurs werden hier eingeübt und zu ihren Verrichtungen vorbereitet.

Was einzig noch dieser Anstalt zu mangeln scheint, ist die Einberufung von Offizieren des Generalstabs, welche in den Grundsätzen der Taktik und der höhern Kriegswissenschaft unterrichtet und zur Leitung der eidsgenössischen Heeresabtheilungen gebildet würden. Ein Feldherr oder Anführer, mit einem Generalstabe umgeben, der in der Taktik der verschiedenen Waffen die nothwendigen Kenntnisse erlangt, der das Zusammenwirken der drei Waffengattungen ergründet und strategische Terrainkunde sich erworben hat, verdoppelt die Kräfte einer Armee, und es sollte daher auf alle Weise die Instruktion derjenigen Offiziere, welche zu künftigen Befehlshabern der eidsgenössischen Truppen bestimmt sind, angeordnet werden.

Drei Tage verweilte ich in Thun, um den gehaltreichen Vorlesungen und den Arbeiten beizuwohnen; dann wurde ein kleiner Abstecher ins romantische Oberland unternommen. Die

Digitized by Google

Naturschönheiten dieſes Landſtriches ſind ſchon zu oft beſchrieben worden, als daß ich es unternehmen dürfte, mit ſchwacher Feder einen Begriff von den maleriſchen, ſtets abwechſelnden Gebirgs-Ausſichten zu geben, oder die Gefühle auszudrücken, welche ſie in jeder Bruſt, ſelbſt unwillkührlich, hervorbringen.

Den ſchönen See hinauf nach Interlaken, wo die ewigen engliſchen Reiſenden auch wieder eins ihrer Hauptquartiere aufgeſchlagen haben. In der deutſchen Schweiz, mitten unter den vaterländiſchen Alpenfirnen, wurde im Wirthshauſe nur Franzöſiſch geſprochen, nach engliſcher Mode aufgetragen, und am Tiſche ſah man nur engliſche Geſichter, welche allein unter ſich und für ſich hauſeten. Des Abends kehrte ich nach Thun zurück, nahm herzlichen Abſchied von den lieben Waffengefährten, und trat die Rückreiſe nach Baſel durch das reiche Emmenthal an.

Wohlhabend und arbeitſam ſind die Emmenthaler, und beſonders merkwürdig ihre großen, freundlichen Wohnungen; gleich dem Stern eines Linienſchiffes bieten ſich die hölzernen Paläſte dieſes Landes dar, deſſen Hügel alle durch fruchtbare Wieſen und Weiden ertragbar gemacht ſind.

Zu Langenthal hatte dieſes Jahr ein eidsgenöſſiſches Militärfeſt Statt gefunden. Das Berner Offizierkorps lud freundſchaftlich die Waffenbrüder aller übrigen Kantone zum Mittagmahle dahin, und bei ſiebenhundert Offiziere von nahe und fern fanden ſich ein, um herzlich vereint ein Glas Wein auf des Vaterlandes Wohl zu trinken. Theuer war mir alſo der Ort, wo brüderliche Eintracht unter den Eidsgenoſſen verſprochen wurde, und mit frommen Wünſchen, daß dieſer gute Same aufgehen und dauerhafte Früchte tragen möge, ſchied ich von demſelben.

Die Aar, der ſchöne vaterländiſche Fluß, welcher die innere weſtliche Vertheidigungslinie bildet und das ausgedehnte Thal, das ſeinen Namen führt, befruchtet, ward zu Aarwangen überſchritten, bald darauf dem Kanton Bern Lebewohl geſagt und das Gebiet von Solothurn betreten.

Bei dem Schloſſe Bechburg lenkt die Straße durch die Felſenkluft der Ballſtaller Klus; hernach öffnet ſich das Bergthal, von wo aus die eine Straße über Mahendorf nach dem Münſterthale, die andere über Mümliswyl nach dem untern Birsthale, und die dritte über Waldenburg direkt nach Baſel führt. — Das einſt ſo mächtige Bergſchloß Falkenſtein, welches jetzt in Trümmern liegt, beherrſchte vorzeiten die beiden wichtigen Päſſe des obern oder großen Hauenſteins und des Paßwangs. Gedanken weckt es dem Reiſenden immer viele auf, wenn die Ruinen einer alten Burg von ihm beſucht, oder auf hohen Felſenſpitzen erblickt werden. Da, wo einſt die Gebieter hauſeten, welche das Volk unter der Frohnpeitſche hielten, und mit mancher bittern Thräne ihre frohen Neſter durch arme Vaſallen erbauen ließen — da haben jetzt der Uhu und die Eidechſe ihren düſtern Wohnſitz aufgeſchlagen, und drunten im Thale, in den Hütten des Volkes, wohnt heutzutage Freiheit und beſcheidenes Glück. Vergeſſet nie dieſes Bild, ihr Mächtigen der Erde! Und ihr, ihr Nationen, lernet eure Stärke kennen; ſie beſteht in euerm feſten Willen, in Befolgung der Geſetze, in Liebe zum Vaterlande!

Den Hauenſtein hinauf und in die Gemarken des heimathlichen Kantons ging weiter die

Reiſe. Straßenbauer waren unſere Väter vor Altem keine. Der ſo ſehr gebrauchte Weg über den Hauenſtein iſt ſo wenig kunſtgerecht angelegt, daß man auf den erſten Blick wahrnehmen muß, wie nur nach und nach die Pfade der Saumroſſe erweitert und endlich zu einer fahrbaren Straße umgeſtaltet worden ſind. Was kann nicht Kunſt und Geld? Dies muß demjenigen, welcher die Prachtwerke des Simplon, des Splügen und des Mont-Cenis beſucht hat und an den Hauenſtein gelangt, bei jedem Schritte auffallen. Es iſt Rede davon, bei letzterm Arbeiten zur Verbeſſerung anzuſtellen.

Nun den Ufern der Frenke entlang durch das freundliche Baſelgebiet; Lieſtall vorbei, die Rudera der römiſchen Pflanzſtadt Auguſta Rauracorum rechts laſſend, zurück in die Heimath.

Dieſe Reiſe hat die aufrichtige Ueberzeugung in mir beſtätigt, daß wir Schweizer, einig und beharrlich, aus eigener geſammter Kraft, die Unabhängigkeit des Vaterlandes behaupten können. Es geht dieſe Wahrheit ſowohl aus der ſtrategiſchen Lage der Eidsgenoſſenſchaft in Europa, als auch aus der genauen Würdigung ihrer Widerſtandsmittel hervor. Die erſtere erweiſet, daß das wahre Intereſſe der großen Kontinentalmächte den Grundſatz der ſchweizeriſchen Neutralität aufgeſtellt hat, und daß dieſe feſt ſtehen wird, wenn Helvetien zu ſeiner Behauptung entſchloſſen und zweckmäßig bewaffnet iſt; die letztere zeigt ein rüſtiges Volk und ein zur Vertheidigung ſehr geeignetes Land. Die Materialien ſind vorhanden; an den väterlichen Landesregierungen ſteht es, ſolche zu benutzen und das unzerſtörbare Gebäude der National-Selbſtſtändigkeit durch eine kraftvolle, zuſammenhängende Kriegsverfaſſung und durch Befeſtigung des Bruderbandes gegen alle Begebenheiten ſicher zu ſtellen.

Schweizer! Nur durch die Waffen könnet ihr hoffen, Freiheit, Ruhe und Eigenthum zu erhalten; nur wenn ihr bewaffnet Eure Neutralität mannhaft zu behaupten entſchloſſen ſeid, könnet ihr darauf zählen, nicht angegriffen zu werden; nur die Waffen in der Hand könnet ihr das gefährliche Zuvorkommen verhindern. Laſſet euch die Opfer nicht zu groß ſcheinen, welche die hierzu nothwendigen Militäreinrichtungen und die Aufſtellung des Bundesheeres erfordern; bedenket die Folgen, welche eine feige, entehrende Nichtvertheidigung oder eine ſchlaffe, unwirkſame Vertheidigung haben muß; vergleichet das Maas der Uebel, welche feindliche Beſetzung des Landes nach ſich zieht, mit den Laſten einer zweckmäßigen Ausrüſtung zum Widerſtande; erhebet eure Bruſt zu den Gefühlen einer freien Nation, und eure Wahl wird getroffen ſein.

Laſſet euch nicht einſchlummern, Eidsgenoſſen, durch Weichlichkeit und Bequemlichkeiten! Habet ſtets vor Augen die Schreckensſzenen von 1798 und 1799; vergeſſet nicht die Bedrängniſſe in den Jahren 1813 und 1814, welche durch eure Uneinigkeit und die unterlaſſene Benutzung der Widerſtandsmittel verurſacht wurden; erinnert euch der Worte, welche ſo ſchrecklich wahr über dieſe Begebenheiten geſchrieben worden ſind: „Nun bereuten die Schweizer und „ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß ſie die Kunſt der Waffen und des Krieges verlernt „hatten, und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müſſe immer ſo bleiben. Nun half

Digitized by Google

„ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Wesen, kein Gebet, kein Rosenkranz. „Denn der Himmel hilft nur denen ſtreiten, die für gerechte Sache zu „ſtreiten und zu ſterben verſtehen; aber die Trägen in ihrer ſtolzen oder „muthloſen Sicherheit verſtößt er.“

Schweizerland, Wiege der Freiheit, ermanne dich, erwache und rüſte dich! Zeige dich würdig der Väter!

Baſel, im Weinmonat 1821.

Oberſtlieutenant Wieland.

Ein Beitrag zur Geſchichte des ſüdamerikaniſchen Freiheitskrieges vom Jahr 1819.

Der britiſche Wundarzt, Herr J. H. Robinſon, befand ſich unter den Engländern, welche im Jahr 1817 für die patriotiſche Armee von Venezuela angeworben wurden. Er hat ſeine Schickſale in derſelben und den kurzen Kriegszug, welchen er mitmachte, in dem Tagebuche eines Feldzuges am Orenoks und Arauca (*Journal of an Expedition etc.* London 1822, ein Oktavband mit Kupfern) umſtändlich beſchrieben, und die nachſtehenden Angaben ſind dieſem Tagebuche entboben.

Herr Robinſon war, ſeiner Verſicherung nach, der Sache der Unabhängigkeit von Süd-Amerika aufrichtig zugethan und von lebhaftem Verlangen, dafür mitzuwirken, beſeelt. Sein Enthuſiasmus hinderte ihn jedoch nicht, vorläufige Bedingungen zu machen, und ſich von Don Luis Lopez Mendez, dem Agenten von Venezuela, eine Anſtellung zuſichern zu laſſen, die in Grad und Gehalt ſeine wirkliche Lage verbeſſerte. Nachdem dieſe Verhältniſſe geordnet waren, begab er ſich an Bord des Transportſchiffes der Dowſon, das in Begleitung des Indianers die Reiſe machen ſollte. Günſtigen Wind abwartend befanden ſich beide Schiffe noch in Portsmouth, als die Kundmachung eintraf, wodurch der Prinz Regent ſeinen britiſchen Unterthanen den Eintritt in den Dienſt beider kriegführenden Theile unterſagte. Die Schiffe gingen alsbald unter Segel; aber ein heftiger Sturm zwang ſie, in den kleinen Hafen Fowey oder Foy in der Shire Cornwall einzulaufen. Während des Aufenthalts in dieſem Hafen nahmen mehrere Offiziere, durch das erſte erlittene Ungemach ſchon entmuthigt, verſchiedentlichen Vorwand, ans Land zu gehen, und kamen nicht wieder; die auf dem Dowſon eingeſchiffren Soldaten verſuchten gleichfalls auszureiſſen, und es hielt ſchwer, Ordnung und Mannszucht unter ihnen zu erhalten. Aus den umſtändlichen Erzählungen des Herrn Robinſon läßt ſich deutlich abnehmen, daß die Agenten von Venezuela ohne Wahl und Unterſchied, was ſich ihnen darbot,

Digitized by Google

angeworben haben; so daß sie meist nur theils Landläufer erhielten, theils Abenteurer, die auf Glücksfälle und schnelles Vorrücken zählten, und denen hingegen die Sache der unabhängigen Amerikaner im Grunde sehr gleichgültig war. Daraus erklärt sich dann hinwieder beides, der schlechte Erfolg dieses so wie vieler andern Feldzüge, und die bittern Klagen derer, die sich in ihren ungereimten und selbstsüchtigen Hoffnungen getäuscht sahen. Sollte auch Herr Robinson bei der Reise nach Venezuela seinen eigenen Vortheil zunächst im Auge gehabt haben, so muß man immerhin ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehen, daß das erlittene Ungemach ihn gegen die insurgirten Amerikaner nicht ungerecht gemacht hat. Wenn er sie in gewissen Dingen beschuldigt, so rechtfertigt er sie in andern Beziehungen; er trägt ihrer Lage billige Rechnung, und gesteht unumwunden, daß eine Menge für sie schimpflicher Anekdoten, die ihm von seinen eigenen Landsleuten erzählt wurden, völlig grundlos und aus persönlicher Abneigung herzuleiten sind.

Der Dowson verließ am 2 Januar 1818 erst den Hafen von Fowey; nach ein paar Tagen Aufenthalt in Porto-Santo traf er am 19 Februar auf der Insel St. Barthelemy ein. Die Nachrichten, welche die Reisenden hier von der Lage der Insurgirten empfingen, waren nicht befriedigend und für die jungen Kriegshelden an Bord des Dowson unerfreulich; noch schlimmer kam es in Grenada, wo sie am 28 Februar eintrafen; auch weigerten sich die Supercargos vom Dowson und vom Indianer nun vollends, an den Ort ihrer Bestimmung abzugehen, weil sie dort unbezahlt zu bleiben fürchteten; die meisten von Don Mendez angeworbenen Leute brachen ihren Vertrag, und wollten auf Grenada bleiben. Herr Robinson hatte den Dowson gleichfalls verlassen und sich auf die Insel Trinidad begeben, um hier dem amerikanischen Festlande näher zu sein, und bei besserer Wendung der Dinge sogleich dahin überfahren zu können. Zu Anfang Augusts schiffte er sich dann auch wirklich, den Vorstellungen seiner Freunde, die ihm in Port d'Espagne zu bleiben und hier wundärztliche Geschäfte zu machen riethen, zuwider, auf einem Schooner ein, welcher nach Angostura, dem damaligen Hauptorte der Republik Venezuela, überging. Am 12 August geschah die Abfahrt, um am 18 war der Golf von Paria durchsegelt und das Fahrzeug in einen der Arme des Orenoko gelangt. Ohne sehr breit zu sein, war dieser Arm hingegen tief genug für zehn bis zwölf Fuß im Wasser gehende Schiffe, und also geeignet, einen hohen Begriff von dem Strome zu geben, von welchem er nur eine Abtheilung bildet. Seine Ufer sind mit dichter Waldung besetzt, die auch dem Winde allen Zutritt verschließt, wodurch die Schiffahrt schwierig wird.

Am 20 wurden die Reisenden unversehens von etwa fünfzig Booten umringt, die mehrere Hundert Wilde faßten. Diese Erscheinung verursachte ihnen anfangs einige Besorgniß, zumal sie in allzugeringer Zahl und zu schlecht bewaffnet waren, um mit Erfolg einer so bedeutenden Macht widerstehen zu können. Glücklicherweise aber waren diese Wilden von sanftem und freundfertigem Karakter. Herr Robinson vernahm von ihnen, die Auffahrt der Schiffe im Orenoko geschehe selten durch diesen Arm, weil öfters Räuber oder Piraten ihr Wesen darin treiben,

Digitized by Google

die gegen Reisende schonungslos verfahren, und deren Ueberfälle zu vermeiden fast unmöglich sei, weil sie in den zahlreichen Schlupfwinkeln des Stromes auflauern und die Fahrzeuge plötzlich überfallen. Der Bericht war beunruhigend, kam nun aber zu spät für die Rückfahrt.

Die Plage der mancherlei Insekten, von denen es in diesem Strome wimmelt, und deren Stiche überaus schmerzhaft sind, war groß. Auch über den Schiffskapitän hatte sich Herr Robinson zu beklagen, welcher sich verpflichtet hatte, ihn für fünfundzwanzig Dollars nach Angostura zu bringen und ihm unterwegs freien Tisch zu geben, der ihm nun aber so schmale Kost zukommen ließ, daß er ohne die von Zeit zu Zeit erlegten Vögel und Affen fast Hungers gestorben wäre. Am 5 September fuhren die Reisenden in den Hauptstrom ein, und am 9 landeten sie in Old Guyana. Es ist dieser Ort nur ein Dorf von etwa fünfzig Häusern, das in einem an den Strom auslaufenden Thalgrunde liegt und zu beiden Seiten durch ein kleines Fort bestrichen wird. Der schlechteste Weiler in England hat besseres Aussehen, als dieser Ort, welcher höchst ungesund ist. Herr Robinson traf hier ein Fahrzeug aus Philadelphia, das nach Angostura abzugehen im Begriff stand; er schiffte sich darauf ein und traf am 20 Sept. in dieser Stadt ein.

Angostura ist unter dem 8 Grad nördl. Breite, an einem sanften Abhang, unfern vom südlichen Ufer des Orenoko gelegen. Der Boden der Umgegend ist sehr uneben und, wie das Flußbett selbst, mit großen Steinblöcken besetzt. Die gewöhnliche Lufttemperatur beträgt 70 bis 80 Grad (17 bis 21 Reaum.) zur Nachtzeit, und 88 bis 92 (25 bis 27 Reaum.) bei Tage. Die Häuser der Stadt sind theils aus Steinen, theils aus Bambusrohr und Flechtwerk aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt. Manche haben ein recht gutes Aussehen, sind sehr geräumig, bequem und zierlich eingerichtet. Die Straßen sind alle ungefähr gleich breit, und sie durchschneiden sich einander rechtwinklicht. Die einen laufen parallel mit dem Strome, die andern steigen vom Gestade den Hügel an, auf welchem ein Fort erbaut ist. Am westlichen Ende der Stadt befindet sich das Kongreßhaus. Dieser aus Mauerwerk aufgeführte Pallast besteht aus einem großen Hauptgebäude und zwei Flügelstücken; er füllt die eine ganze Seite eines großen Geviertplatzes, dessen drei andere Seiten mit einer Kirche, einer Kapelle und einigen Privathäusern besetzt sind.

Das Klima von Angostura ist ziemlich gesund, wenigstens während der heißen Jahreszeit; und obgleich der Wärmemesser gewöhnlich auf 88 Grade Fahrenheit (25 Reaum.) ansteigt, so machen die Seewinde, welche zuweilen den ganzen Tag andauern, die Temperatur doch sehr erträglich. Anders verhält sich's in der Regenzeit; die Wechsel von übermäßiger Hitze und Regen verursachen alsdann Krankheiten, denen die Europäer nicht leicht widerstehen mögen. Der Boden in der Gegend von Angostura scheint ungemein fruchtbar zu sein. Der Cashu-Apfelbaum, der wilde Baumwollenstrauch, der Limonenbaum, der Plantin, die Wassermelone wachsen wild, und wenn die Natur durch Kunstfleiß unterstützt würde, so dürfte diese Landschaft wahrscheinlich nicht nur eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren hinreichend, sondern auch mancherlei Aus-

Digitized by Google

fuhrartikel zu liefern im Stande sein. Die Hauptnahrung der Einwohner von Angostura besteht in Ochsenfleisch, das ziemlich schlecht, aber sehr wohlfeil ist, nebst Maisbrod und Reis; sie haben noch eine andere Art Brod, die Casava heißt und den Kuchen aus Habermehl, welche in Schottland verfertigt werden, ähnlich sieht. Die Kunst der Mehlbereitung ist noch völlig in den ersten Anfängen; man bedient sich dafür einzig nur eines hölzernen Mörsers oder zwei großer Steine, von denen einer hohl, der andere gewölbt ist. Das gewöhnliche Getränk besteht in Wein oder Rhum; die eingebornen Indianer und die Kreolen vertragen davon eine ungeheure Menge, ohne berauscht zu werden, was vermuthlich auf der durch die große Hitze bewirkten sehr reichlichen Ausdünstung beruht.

Die Ausfuhr von Angostura besteht in Maulthieren, Ochsen und Häuten, die nach den westindischen Inseln verkauft werden; darauf beschränkt sich ungefähr der ganze Handel; die geringe Bevölkerung und die Trägheit der Einwohner hindern die Entwickelung des Gewerbfleißes. Ihrer Abneigung gegen Alles, was spanisch ist, ungeachtet, haben die Independenten von Amerika die spanische Gesetzgebung beibehalten. Verhaftungen werden in Angostura ganz willkührlich vorgenommen, und ohne daß der Verhaftete seine Ankläger oder den Grund seines Verhaftes inne wird; für den, der nicht mächtige Freunde besitzt oder reich genug ist, um einen listigen Anwald zu zahlen und die Richter zu erkaufen, ist auch nicht leicht Gerechtigkeit zu hoffen. Was ihre Religion betrifft, so sind die Einwohner von Angostura sehr eifrige Katholiken und im höchsten Grade abergläubisch.

Zur Erfüllung der ihm von Don Mendez in London ertheilten Zusicherungen konnte Herr Robinson nur mit vieler Mühe gelangen. Einen Monat nach seiner Ankunft in Angostura erhielt er endlich sein Patent als Generaldirektor der Hospitäler der freien Provinzen von Neu-Grenada, durch das Staatshaupt Simon Bolivar unterzeichnet. Bis die Spitäler, deren Aufsicht ihm übergeben war, wirklich zu Stande kommen würden, übte er die Wundarznei aus. Er wohnte auf Staatskosten und erhielt seine Rationen; von einer Bezahlung in Geld sagt er nichts. Im Dezember 1818 ward ihm der Vorschlag gemacht, eine Expedition zu begleiten, die den Orenoko hinauf bis San Fernando fahren sollte. Er war dazu bereit, und schiffte sich am 20 gleichen Monats auf der Bombarde, einem alten spanischen Fahrzeuge, ein, dessen sich die Patrioten bei der Einnahme von Angostura bemächtigt hatten. Zwei britische Offiziere und dreißig Kreolen befanden sich auf dem nämlichen Fahrzeuge. Die Flottille bestand aus siebenundzwanzig Launches und Flecheros (nähere Angaben über die Beschaffenheit dieser Fahrzeuge gibt Herr Robinson nicht), deren jedes mit einem oder zwei Feldstücken versehen war. Den Oberbefehl führte das Haupt der Republik in eigener Person, und ihn begleitete der General Urdanetta. Die eingeschifften Soldaten waren in geringer Zahl; allein sie sollten in einiger Entfernung von Angostura durch zwölfhundert Mann von der Armee des Generals Monaga, so wie durch einige vom Oberst Rooke befehligte Engländer, verstärkt werden.

Am 25 legte sich die Flottille nahe bei dem Dorfe Palmar vor Anker, wo der General Monaga zuvor eingetroffen war. Statt zwölfhundert Mann konnte er nur vierhundert drin-

gen, lauter Fußvolk; seine Kavallerie hatte ihn kürzlich verlassen. Am gleichen Nachmittage wurden hundert und zwanzig dieser Soldaten an Bord der Bombarde gebracht, und die übrigen auf die kleinen Fahrzeuge vertheilt. Als die Flottille eben im Begriff war, die Anker zu lichten, erschien Monaga am Gestade. Er trug eine blaue Jacke, weiße Weste und Pantalons; den Kopf hatte er mit einer Mütze aus Leopardenfell bedeckt. Er wollte seine zerstreute Reiterei aufsuchen, um sie wieder zu sammeln, und kam von dem Fußvolk Abschied zu nehmen. „Soldaten!“ sprach er mit gerührter Stimme: „Zum erstenmal, seit wir beisammen sind, muß ich mich von euch trennen; ich beschwöre euch, euern Offizieren zu gehorchen und, wenn die Stunde zum Kampfe schlägt, euch tapfer zu halten. Zählet darauf, daß ich in Monatsfrist wieder bei euch bin, um Beschwerden und Ruhm mit euch zu theilen.“ — Er hatte kaum ausgeredet, als die vierhundert Soldaten alle einstimmig Geld von ihm begehrten, um Tabak zu kaufen. Er blieb einen Augenblick stehen, schüttelte den Kopf, griff in die Tasche und zog acht Reaux hervor, die er ihnen sandte, mit dem Bedeuten, es sei dies alle Baarschaft, die er in diesem Augenblick besitze.

Der General Monaga ist ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, groß, wohlgebaut, thätig und einer der besten Jäger des Landes. Er hat eine breite, hohe Stirn und schwarze Augen. Sein gewöhnlich matter Blick wird zuweilen lebhaft und durchdringend. Er spricht wenig, weil er fühlt, daß seine Erziehung vernachlässigt war, und weil er lieber schweigen, als sich bloßstellen will. Vor dem Kriege war er Majordomo oder Aufseher eines Pachthofes; gegenwärtig ist er Eigenthümer eines solchen nahe bei Palmar. Die Vaterlandsliebe einzig nur konnte ihn zum Soldaten machen. Seine Neigung würde ihn vielmehr zu friedlichen Beschäftigungen des Haushalts und im Schooße seiner Familie leiten. Im Felde hat er immer viel Muth gezeigt, und mehrmals sah man ihn eigenhändig auf Flüchtlinge einhauen, die den Heerhaufen verlassen hatten.

Monaga's an Bord der Flottille eingeschifften Soldaten hatten ein nichts weniger als imponirendes Aussehen. Ein Theil derselben ging völlig nackt; andere trugen ein einziges Kleidungsstück, eine Art Schürze, die mit einem Gürtel befestigt war; noch andere trugen ein Jäckchen mit sehr kurzen Beinkleidern, einen Strohhut oder Filzkappe; vollständig gekleidet war kein einziger, aber alle waren mit Musketen und Dolchen versehen. Die Kleidung der Offiziere sah nicht viel besser aus, als die der Gemeinen, und es hielt schwer, sie zu unterscheiden, um so mehr, als sie zusammen auf die vertraulichste Art mit einander spielten, aßen und tranken.

Als der kleine Heerhaufen am 6 Januar 1819 in der Nähe von Cabcara eintraf, ward dem Oberbefehlshaber kund gemacht, der General Paez habe gut befunden, San Fernando zu zerstören. Auf diese Nachricht hin beschloß er, sein früheres Vorhaben aufzugeben und vielmehr nun nach St. Juan de Pierre am Araucastrom zu ziehen, um den General Paez einzuholen. Am 19 ging die Flottille in diesen letztern Strom über, und am 20 ankerte sie in der Nähe vom Dorfe Cangral, am linken Ufer des Arauca, zwei Meilen oberhalb des am gegenüber-

Digitized by Google

ſtehenden Ufer gelegenen St. Juan de Pierre. Den folgenden Tag erhielt Bolivar durch ein von Angoſtura abgeſandtes Boot die Nachricht von einer bei der Mündung des Orenoko eingetroffenen Verſtärkung von 1500 Engländern. Hierauf kehrte er alſogleich, nebſt dem General Urdanetta, zum Empfang dieſes Hilfskorps nach Angoſtura zurück, und überließ das Kommando ſeiner Reiterei dem General Paez, ſo wie dasjenige der Infanterie dem General Anſaoteguí. Gleich nach ſeiner Abreiſe wurden von den Verwaltungsangeſtellten der kleinen Armee die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten verübt. Seine Gegenwart einzig nur mochte Ordnung und Regelmäßigkeit erhalten, weil er, mit den Abſichten derer, die er gebrauchen muß, vertraut, überall mit eigenen Augen ſieht, und von der Vertheilung der geringſten Kleidungsſtücke oder Lebensmittel an bis zu den wichtigſten Unterhandlungen Alles ſelbſt überſieht; ſobald er ſich aber entfernt, entſteht dann auch allgemeine Verwirrung. Inzwiſchen darf man ſich über die verkehrten Angewöhnungen der Kreolen des ſüdlichen Amerika nicht wundern. Durch die ſpaniſche Regierung in erniedrigender Abhängigkeit behalten, von habſüchtigen und willkührlichen Regierungen bedrückt, blieben Verſchlagenheit und Liſt ihnen einzig übrig, ihr Schickſal erträglicher zu machen, und unmöglich konnten ſie die Eigenſchaften erwerben, die den Menſchen zum nützlichen und achtungswerthen Geſellſchaftsgliede machen. Dieſes verderblichen Einfluſſes einer langen Unterdrückung unerachtet finden ſich unter der verdorbenen Maſſe einzelne edle und kräftige Gemüther, auf deren Anſtrengungen das Gelingen der Sache der Unabhängigkeit beruht.

Vor ſeiner Abreiſe nach Angoſtura hatte Bolivar den Paez zum Diviſionsgeneral ernannt und ihm aufgetragen, mit ſeinen dreitauſend Mann Fußvolk und Reiterei in der Nähe von St. Juan de Pierre zu bleiben, hingegen ſorgfältig jedes Zuſammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Dieſer aber, durch ſeine Spionen, weil er ſie bezahlen konnte, beſſer bedient, als die Inſurgenten, hatte von der Entfernung des Oberbefehlshabers ſo wie von der erwarteten Verſtärkung Kunde erhalten; er rückte demnach vorwärts und befand ſich am 23 Januar nur noch drei Meilen von St. Juan de Pierre, welcher Ort von den Einwohnern und Truppen alsbald geräumt ward; beide zogen ſich ins Dorf Cangral zurück, wo ſich Herr Robinſon mit der von Bolivar hingebrachten Truppenabtheilung befand; der General Paez blieb inzwiſchen am gegenüberſtehenden Ufer des Arauca, entweder um die Bewegungen des Feindes zu beaufſichten, oder um die Zufuhr von Maulthieren, Pferden und Ochſen zu ſichern, und zu hindern, daß ſie nicht in Feindeshände geriethen.

Am 1 Februar vernahm man, Morillo ſei in San Fernando beim Hauptkorps ſeiner Armee eingetroffen. Der Oberſt Figarero beim Patriotendeere, am Geſtade des Apure aufgeſtellt, um dem Feinde den Uebergang zu wehren, war dazu auſſer Stand, und zog ſich eilig gegen Cangral zurück. Schon Tags darauf begann auch der General Paez ſelbſt ſeinen Rückzug auf das ſüdliche Ufer vom Arauca. Seine Dragoner bildeten den Vortrab; ſie waren völlig nackt, ritten kleine Pferde, und ihre Waffen beſtanden theils in Karabinern, theils in vierzehn

Digitized by Google

Fuß langen Lanzen. Die Offiziere trugen weite Leinwandhosen, welche nur bis ans Knie reichten, und ein groſses Leinwandhemd, durch dessen obere Oeffnung der Kopf gesteckt war; fast alle hatten einen Strohhut oder eine lederne Mütze, die ihren Rang bezeichnete. Den Dragonern folgte die Ehrenwache des Generals, welche ein weit besseres Aussehen hatte. Sie bestand aus dreihundert Mann, die aus dem ganzen Heere gewählt waren und vortreffliche Pferde hatten; sie trugen eine Mütze, wie die der britischen Dragoner, eine rothe Weste mit gelbem Untertheil, blauen Aufschlägen und Beinkleidern. Dieses kleine Korps gebraucht die Lanze, und hat sich dem Feinde oft furchtbar gezeigt.

Am 3 Februar erschienen die Spanier Cangral gegenüber; ihr Kleingewehrfeuer richtete nur geringen Schaden an. Alles, was nicht zur Armee gehörte, erhielt nun Befehl zum Rückzug; damit war das Zeichen völliger Unordnung gegeben, worin die einheimischen Soldaten und die Engländer gleichmäſsig Theil nahmen, um die Vorräthe an Lebensmitteln, besonders den Branntewein, zu plündern. Demungeachtet that Paez sein Möglichstes, um den Uebergang des Arauca dem Feinde zu wehren; beständig zu Pferde, in schlechten Beinkleidern und leinener Weste, sprengte er von einer Abtheilung der Truppen zur andern, überall die Soldaten und Offiziere, die ihn sehr lieb haben, aufmunternd; seine Unerschrockenheit schien, so wie die Gefahr dringender ward, sich noch zu verstärken. Alle Anstrengung blieb aber vergeblich. Die Spanier, achttausend Mann stark, mit vier Feldstücken, bewerkstelligten den Uebergang während der Nacht; die Patrioten sahen sich dadurch genöthigt, Cangral zu verlassen und ihren Rückzug gegen die Einmündung des Arauca anzutreten. Kaum läſst sich etwas Scheuſslicheres denken, als die Darstellung, welche Hr. Robinson von diesem Rückzuge und seinen persönlichen Leiden dabei gibt. Man denke sich eine aufgelöſete Armee, die von Greisen, Weibern und Kindern begleitet, vor einem grausamen Feinde flieht; die groſse Viehherden, als ihren einzigen Lebensvorrath, mit sich führt, und damit abwechselnd theils durch vom Feuer verbrannte Savanen, die Paez hatte anzünden lassen, um dem Feinde das Fouragiren unmöglich zu machen, theils durch buschiges Land, wo man nur mit der Axt sich Weg öffnen konnte, theils über brennenden Sand und theils durch sinkende Moräste, ziehen muſste! Hr. Robinson selbst, von Durst gequält, ohne irgend andere Nahrung, als schlechtes Ochsenfleisch, durch Insekten aller Art geplagt, von Hitze und Müdigkeit erschöpft, traf endlich mit den übrigen Flüchtlingen bei der Ausmündung des Arauca ein, und setzte auf die in dem Arm des Orenoko, der den Arauca empfängt, gelegene Insel Urbana über. Wenn von Seite der Spanier auf dieser Insel nichts zu fürchten war, weil sie keine Ueberfahrtschiffe hatten, so fanden aber auch die unglücklichen Flüchtlinge dort keine Befriedigung ihrer ersten Bedürfnisse. Die Gesundheit des Hrn. Robinson war durch die mannigfachen Beschwerlichkeiten des Rückzuges und durch den Mangel aller Pflanzennahrung mächtig erschüttert worden, und er wünschte, zu Herstellung derselben nach Angoſtura zurückzukehren. Nicht ohne viele Mühe erhielt er die Bewilligung dafür; schiffte sich auf einem unbedeckten Boote ein; fuhr den Orenoko hinunter; entging

glücklich den Angriffen des Kaperschiffes und den Gefahren der Schiffahrt, und traf um die Mitte des März 1819 wieder in Augustura ein. Hier endigt das Tagebuch, und der Herausgeber meldet seinen bald nachher erfolgten Tod, den er dem ungesunden Klima schuld gibt.

Die Schilderung, welche Herr Robinson von den Patrioten, den Kreolen sowohl als den eingebornen Indianern, macht, ist nicht geschmeichelt; faul und unreinlich, unwissend, habsüchtig und argwöhnig, bald übermüthig bald kriechend, zeigen sie sich eifersüchtig gegen die ihnen zur Hilfe kommenden Engländer, und wissen ihnen keinen Dank für alle zum Vortheil der Sache der Unabhängigkeit erlittenen Mühseligkeiten. Im Ganzen mögen diese Vorwürfe gegründet sein. Wie hätten sich häusliche und gesellschaftliche Tugenden bei dem durch eine so lange Reihe von Jahren schmählich unterdrückten Volke entwickeln können, welchem keinerlei Unterricht zu Theil wird, und dem seine Gebieter nur böse Beispiele geben! Die Insurgenten hatten seit Langem einen Vertilgungskrieg geführt; sie streiften von einer Provinz zur andern, und waren stets in Gefahr, ihre Wohnungen verbrannt, ihre Weiber und Kinder gemordet zu sehen und selbst unter dem Dolche ihrer Feinde und Verfolger zu fallen. Wer sollte sich wundern, wenn die Sorge der Selbsterhaltung Egoisten aus ihnen macht; wenn sie fremde Krieger, die ihnen zu Hilfe kommen, deren Sprache sie nicht kennen, die ganz verschiedene Sitten und Lebensart haben, deren Ansprüche oft sehr übertrieben waren, und deren Art Krieg zu führen sie oft mehr in Verlegenheit setzte, als ihnen Nutzen brachte, eben nicht gar freundlich behandeln? — Man begreift recht gut die Klagen des Hrn. Robinson und so vieler seiner Landsleute, die durch Verheißungen von Agenten der Unabhängigen und mehr noch durch ihre eigene Phantasie verführt, sich in Amerika Reichthümer und schnelle Beförderung träumten, statt deren sie nur Elend, Mühseligkeiten, Krankheit und öfters den Tod fanden. Man darf aber auch glauben, daß der Verdruß über unerfüllt gebliebene Erwartungen sie zuweilen ungerecht gemacht und zu übertriebenen Anschuldigungen verleitet hat. Vollends dann aber bürgt der gute Erfolg, welchen das Unternehmen, seit Hr. Robinson sein Tagebuch fertigte, gekrönt hat, theils für das Dasein tapferer Anführer im Felde, verständiger Leiter im Kabinet, und auch wohl einiger löblicher Eigenschaften, welche die Volksmasse sich allmälig erwirbt.

Reise durch Chile und das Andengebirge in den Jahren 1820 und 1821, von Herrn P. Schmidtmeyer aus Genf.

(Travels to Chile etc. London 1822.)

1.

Die Frage, ob die Bevölkerung der neuen Welt jünger sei, als diejenige der alten, ist, vielfacher Erfahrungen unerachtet, immer noch unentschieden. Durch die Forschungen des Herrn

von Humboldt wird die Vermuthung einer gemeinsamen Ursprunge unterstützt, die sich auf alte zwischen den Völkerschaften von Mexiko und Peru und denjenigen des östlichen Asiens bestehende Verhältnisse gründet.

Jene der unsrigen an Ausdehnung vielleicht gleichkommende Hemisphäre ward durch Christoph Columbus im Jahr 1492 entdeckt, und sie erhielt ihren Namen von Americo Vespucci, welcher 1497 das Festland betrat. Im Jahr 1500 ward durch Pedro Alvarez Cabral die portugiesische Flagge in Brasilien aufgepflanzt. Im Jahr 1515 fuhr der spanische Abgeordnete, Juan Diaz di Solis, in den La Plata-Strom, wo er in einem Gefechte mit den Einwohnern getödtet ward. Im Jahr 1520 hatte Sebastian Cabot, der Anführer einer spanischen Fahrt nach Ostindien durch die magellanische Meerenge, seinen Reiseplan geändert und war in den Platastrom eingefahren; die Niederlassung von Buenos-Ayres wurde erst im Jahr 1535 durch den Spanier Mendoza gegründet, späterhin aber wieder aufgegeben.

Im Jahr 1582 ward durch Juan Garay und sechszig spanische Kriegsleute eine neue Niederlassung in Buenos-Ayres gestiftet. Eine Reihe von Jahren verging, ehe die Stadt zu einiger Bedeutsamkeit gelangte. Das gesunde Klima, die allmälige Zunahme des aus Europa erhaltenen Viehstandes, die eröffneten Verbindungen mit dem innern Lande und später mit den westlichen Niederlassungen von Peru und Chile, gründeten den Wohlstand und die Bevölkerung der Stadt; ihr Hafen bewährte sich als bequemer Stapelplatz für die Erzeugnisse der reichen Bergwerke im Andengebirg.

Das obere Peru besteht aus dem höchsten Theil der Andenkette, und das untere Peru trennt diese Bergkette vom stillen Ozean. Diese Landschaft ward durch Pizarro entdeckt, welcher im Jahr 1532 eine Niederlassung daselbst stiftete und den Sebastian Benalcagar zur Besitznahme des Königreichs Quito aussandte. Zweihundert Soldaten genügten für diese Eroberung und für die Niederlassung im Lande, woraus sich die Schwäche seiner damaligen Bevölkerung ergibt.

Der nördliche Theil des südlichen Festlandes, Caracas genannt, ward von Columbus im Jahr 1498 entdeckt, und die Niederlassung von Neu-Grenada kam im Jahr 1536 zu Stande.

Die Bevölkerung von Chile war noch sehr gering zur Zeit von Almagro's erster Niederlassung im Jahr 1535; aber bald nachher leistete das starke und muthige Volk der Araucanen den Fortschritten der Spanier Widerstand und verjagte sie zum Theil wieder aus der schon von ihnen besetzten Gegend. Die Landschaft Arauco ist niemals erobert worden; aber die dazu gehörige Stadt Valdivia und ihr Hafen blieben ihrer sehr festen Lage wegen im Besitze der Spanier. Die große Insel Chiloe erhielt eine spanische Niederlassung im Jahr 1563.

Das sich von den Araucanen bis zur magellanischen Meerenge, westwärts der Anden, erstreckende Land, so wie die weite Gegend, welche auf der Ostseite dieses Gebirges Buenos-Ayres von der nämlichen Meerenge trennt, hat eine nur sehr geringe Bevölkerung. Es findet sich hier ein aufbehaltenes Land für einen Ueberschuß der Bevölkerung künftiger Zeiten, und aus religiösem und sittlichem Standpunkt stellt sich in der Erziehung und Ausbildung der wilden

Horden, die in diesen ausgedehnten Ländereien leben, dem Menschenfreunde und dem Staatsmann ein anziehender Vorwurf dar. Auffallend ist es, daß bis dahin Niemand Bedacht nahm, in diesem Theile von Südamerika Niederlassungen zu errichten.

Die Schönheit und Stärke der Ureinwohner, und besonders der in dieser Hinsicht berühmten Patagonier, scheinen ein gesundes Klima und ein fruchtbares Land anzudeuten. Die Gebirge könnten wahrscheinlich reiche Bergwerke und die Kordilleren-Abhänge nach Verschiedenheit des Klima für mannigfaltige Kulturen die Erfordernisse darbieten. Die von Magellan benannte Meerenge, welche das Feuerland vom festen Lande trennt, ward im Jahr 1519 entdeckt.

Die Landschaft Guiana ist im Jahr 1663 den Holländern zu Theil geworden, und die Inseln des Archipels, welcher auch den Namen Westindien führt, waren anfänglich im Besitze der Spanier.

In Mexiko oder Neu-Spanien, das im Jahr 1518 entdeckt ward, hat Ferdinand Cortez die erste Niederlassung gegründet und die Eroberung jenes ausgedehnten Reiches vollendet, welches in Künsten der Kultur noch weiter vorgerückt war, als die Königreiche Peru und Quito.

Die Halbinsel Californien wurde durch Cortez im Jahr 1536 entdeckt. Drake entdeckte Neu-Albion im Jahr 1578. Die Russen besuchten etliche Theile des nördlichen Festlandes, das jedoch erst durch Kapitän Cooks Reise im Jahr 1778 genauer bekannt ward.

An der Ostküste von Nordamerika landete Sebastian Cabot im Jahr 1497; in Canada gründeten die Franzosen eine Niederlassung im Jahr 1508. Die Portugiesen besuchten und benannten zuerst die Küste von Labrador, welche nachher im Jahr 1610 den Namen Neu-England erhielt.

Die Baffins-Bucht, durch welche neuerdings wieder die nördliche Durchfahrt versucht wird, hatte Davis im Jahr 1585 entdeckt, und im Jahr 1710 erhielt sie ihren Namen von Baffin. Normänner aus Island scheinen bereits im neunten oder zehnten Jahrhundert Niederlassungen in Grönland gehabt zu haben.

Die auf der Ostküste von Südamerika angesiedelten Portugiesen, und die Spanier im mittlern und westlichen Lande, durften nur durch eine Demarkationslinie ihrer Eroberungen sich von einander scheiden; und wie ausgedehnt auch die von ihnen in Besitz oder Anspruch genommenen Landschaften sein mochten, so war Niemand vorhanden, der ihnen dieselben streitig machte. Drei Jahrhunderte lang haben diese beiden Mächte das südliche Amerika durch eben jene Mittel sich erhalten, welche für die Sicherung der ausschließlichen Schiffahrt eines ausgedehnten Meeres angewandt werden; mittels der Sperrung oder Blokade nämlich, wobei eine kleine Zahl Schiffe hinreicht, den übrigen den Durchgang zu wehren. Jetzt aber ist diese Sperrung aufgehoben. Für die europäischen Seemächte war es ein glücklicher Umstand, daß jenes Verhältniß so lange angedauert hat, und diejenigen, welche von diesem Goldlande ausgeschlossen blieben, dürfen mit Recht das gemeine Sprichwort ausrufen: auch Unglück hat sein Gutes. Es scheint, als ob die Vorsehung Spanien und Portugall eine so lange Zeit im aus-

Digitized by Google

ſchließlichen Beſitze eines ausgedehnten Feſtlandes und ſeiner reichen Bergwerke laſſen wollte, um den Erfahrungsbeweis zu leiſten, daß wohlbeſtellte Ackerfelder und fette Wieſengründe in die Länge mehr Vortheil bringen, als Gold- und Silberberge.

2.

Die Erdbeſchreibung und die Erdkunde des ſüdlichen Amerika bieten auffallende Erſcheinungen dar. Eine lange Bergkette, das Andengebirg, ungemein hoch und anſehnlich breit, erſtreckt ſich, von der magellaniſchen Meerenge ausgehend, mit dem ſtillen Ozean gleichlaufend, in der Durchſchnittentfernung von dreißig Meilen, über einen Längenraum von zwölfhundert und dreißig Meilen. Zwiſchen dem zweiten und fünften nördlichen Breitegrade theilt ſich dieſe Kette in drei andere minder hohe. Die mittlere und zugleich höchſte Kette ſetzt jedoch ihre nördliche Richtung weiter fort bis zur Küſte des Archipels. Der nordöſtliche Arm lauft ins nämliche Meer aus, während der nordweſtliche durch die Landenge von Panama, wo ſeine Höhe nicht über zweihundert Toiſen beträgt, hindurchgehend, in Mexiko neuerdings emporſteigt, die majeſtätiſche Geſtalt der Anden wieder annimmt und weiterhin nordwärts bis zu unbekanntem Breitegrade fortſchreitet.

Gegenüber ungefähr dem Mittelpunkte dieſer langgedehnten Kette ſtehen einige mit ihr gleichlaufende, aber noch gar viel höhere Bergreihen, welche in Chile die Cordilleren heißen. Ihre Gipfel ſind zugeſpitzt und gezackt, und wer dieſe Berge in der Nähe geſehen und ſich mit ihren verſchiedenen einheimiſchen Namen vertraut gemacht hat, dem muß die Verwirrung auffallen, welche durch Uebertragung des Namens der Cordilleren auf die Andenkette in der Erdbeſchreibung veranlaßt worden iſt. Aus jener Zentralkette erheben ſich einzelne pyramidaliſche oder kuppelförmige Gipfel, die mit ewigem Schnee bedeckt ſind; ſie ſtellen ſich wie eigenthümliche über der großen Kette emporſtehende Berge dar. Es ſind dieſe kegelförmigen Gipfel meiſt erloſchene Vulkane; einige ſpeien jetzt noch Flammen aus. Wenn darunter ſolche vorkommen, die kein kraterförmiges Ausſehen haben, ſo iſt wahrſcheinlich, daß ihre Ränder eingeſtürzt ſind daß der ſie deckende Schnee ihnen die kuppelförmige Geſtalt gab. Vielleicht auch war die innerliche Bewegung nicht kräftig genug, um nach Aufhebung der Maſſen den Krater vollends zu öffnen.

In den Zwiſchenräumen der hohen Gipfel ſtellen ſich Spuren großer Umwälzungen und die Krateröffnungen erloſchener Vulkane von kleinerm Umfange dar.

Die Länge dieſer prachtvollen Bergkette, ſo weit man dieſelbe heutzutage kennt, dehnt ſich faſt ohne Unterbruch zweitauſend dreihundert Meilen weit aus. Herr von Humboldt gibt die mittlere Höhe dieſer großen weſtlichen Mauer zu achtzehnhundert und fünfzig Toiſen an; dies paßt jedoch nur auf die Anden von Neu-Grenada, Quito und Peru. Würden die Anden von Chile beigezählt, ſo ergäbe ſich ohne Zweifel eine anſehnlichere mittlere Höhe. Wenn man auf der Reiſe durch die Anden ſich überall von Spuren des Feuers, von rauchenden Kratern oder von erloſchenen Vulkanen umringt ſieht, ſo glaubt man die Natur mit Zubereitung der koſt-

Digitized by Google

baren Metalle, die im Schoose dieser gewaltigen Berge verborgen liegen, beschäftigt zu sehen.

Entfernt man sich ostwärts von den Anden, so stellen sich in Brasilien mehrere niedrige Bergketten dar, in der Richtung von Südwest nach Nordost. Sie nehmen ihren Anfang am rechten Ufer des La Plata-Stroms, dessen jenseitige Gestade flach sind. Weil die Anden in nordwestlicher Richtung laufen, so erweitert sich die Ebene, je mehr man nordwärts vorrückt.

Die Einförmigkeit des flachen Erdreichs wird in dieser Gegend nur durch kleine Berge oder Hügel unterbrochen, die zu unbedeutsam und von der großen Kette zu entfernt sind, um als Bestandtheil derselben gelten zu können, wenn gleich etliche Gruppen und einige Reihen dieser niedrigen Berge mit der Andenkette zusammenzuhängen scheinen. Herr von Humboldt hat die Berge zu beiden Seiten des Aequators beschrieben, deren Richtung mit jener der Anden rechtwinklicht ist. Eine dieser Berglinien dehnt sich längs der Küste von Caracas, von den Anden unterm sechsten Grad nördlicher Breite bis Kap von Paria, aus. Die Gewässer dieser Berge ergiessen sich einerseits in den Orenoko und anderseits ins Meer des Archipels. Was Herr von Humboldt die Gruppe von Parime nennt, ist eine Anzahl kleiner, durch Ebenen von einander getrennter Granitberge. Sie kommen vom dritten zum siebenten Grad nördlicher Breite vor, und sind durch eine ebene bei achtzig Meilen weite Fläche von den Anden getrennt. Sie bilden die Scheidewand zwischen dem französischen und dem holländischen Guiana, und sie ergiessen ihre Gewässer südwärts in den Amazonenstrom und nordwärts in den Orenoko. Dieser Theil von Amerika ist vorhin der Schauplatz jener vielfachen Unternehmungen zur Auffindung des Eldorado-Gebirgs und der Stadt Manoa gewesen, von denen das eine aus massivem Golde bestehen und die andere unerschöpfliche Reichthümer enthalten sollte.

Ein anderes Gebirgsland liegt zwischen dem sechszehnten und achtzehnten Breitegrad, von Brasilien bis zu den Anden hin. Diese Berge werden eher als eine Gruppe, denn als eine zusammenhängende Kette betrachtet. Sie sind niedrig und heißen die Chiquitos. Ihre Gewässer vertheilen sich zwischen den Amazonen- und den La Plata-Strom. Die Berge hören auf um den dritten Grad südlicher Breite. Von da bis zum Lande der Patagonier, wo eine neue Gebirgsgegend anfängt, ist eine völlige Ebene vorhanden.

3.

Die großen Flüsse des südlichen Amerika sind der Orenoko und der Amazonenstrom, die von West nach Ost laufen; der Paraguay, der sich mit dem La Plata oder Parana vereinbart, und endlich der Uraguay. Diese letztern fliessen südwärts in der Richtung der sie begrenzenden Berge.

Der Umstand ist bemerkenswerth, daß die Ströme von Paraguay und von La Plata, welche einen Raum von fünfhundert Meilen in der Richtung von Nord gen Süd durchlaufen, nur weniges Wasser von den Anden erhalten, die doch vermöge ihrer ungeheuern Masse und gewal-

Digitized by Google

tigen Höhe ihnen, wie man denken möchte, sehr vieles liefern sollten. Der La Plata-Strom erhält seine Hauptnahrung von den brasilianischen Bergen ostwärts, und von den Flüssen, die vom Mittelpunkt des Festlandes ihre Richtung südwärts nehmen.

Begleiten wir den Herrn Helm bei vierhundert Meilen weit westwärts von diesem Strome bis nach Cordova, so zeigt sich, daß hier das nöthige Wasser für den Bergbau mangelt; bis Salta vorgerückt, fand er nur ausgetrocknete Betten der Bergströme. Die ganze Landschaft war eine dürre Wüste, worauf, mit Ausschluß alles andern Pflanzenwuchses, nur ein einziger Strauch angetroffen ward In Salta hörte die Vegetation gänzlich auf, und sie fand sich erst wieder auf den Gipfeln der höchsten Berge. Zwischen Salta und Potosi, in einem übrigens bergichten Lande, hat Hr. Helm kein Holz mehr angetroffen. Am letztern Orte ward ein vierunddreißig Fuß langer Balken, welcher sechs Zoll ins Geviert hatte, mit zweihundert Pfund Sterling bezahlt (?). Inzwischen sind keine Gründe vorhanden, warum das Land hier nicht eben so fruchtbar wie im übrigen Südamerika sein sollte. Wir werden bald die nächste Ursache dieses Wassermangels inne werden.

Ein kleiner Abschnitt der Anden, so groß wie die Schweiz und in europäisches Klima versetzt, gäbe wahrscheinlich ein halbes Dutzend Flüsse, wie der Rhein, die Rhone und der Po sind.

Von der magellanischen Meerenge bis zum Biobiostrome, unterm siebenunddreißigsten Grad südlicher Breite, erhalten beide Abhänge des Andengebirgs reichlichen Regen, besonders die südwärts vom Lande der Araucanen gelegene Gegend. Diese Ländereien genieſſen ein schönes Klima; sie haben einen sehr fruchtbaren Boden und reiche Viehweiden, die keiner Wässerung bedürfen. Im Verhältnisse des nördlichen Ansteigens nimmt das Wasser immer mehr ab. Die Veränderung wird sehr merklich zu San Yago in Chile. Diese Provinz ist kein Weidland, und ihr Pflanzenwuchs erscheint des vortrefflichen Bodens ungeachtet dennoch höchst dürftig. Nach den Winterregen wächst etwas Gras, das aber keine lange Dauer hat. Je weiter nordwärts man ansteigt, desto seltener wird der Regen, bis zur Wüste von Atacama und bis nach Unter-Peru, wo gar niemals Regen fällt. Das angebaute und bewässerte Land gewährt reichlichen Ertrag auch ohne Dünger. Das Frühlingsgras, welches wenige Wochen dauert, ist sehr nahrhaft; man ist aber genöthigt, vor dem Eintritt der trockenen Jahrszeit die Heerden auf die Anden zu senden. Es wachsen da nur einzelne Sträucher. Der Thau ist unbedeutend. Wir haben auf unserer Reise von San Yago nach Guasco im Winter unter freiem Himmel übernachtet. Zuweilen waren unsere Decken von Thau feucht, öfters hingegen fiel gar keiner. Auf unsern Ausflügen das übrige Jahr hindurch haben wir beinahe niemals Thau bemerkt.

Ohne die Akazien, den Algarob und einige andere Sträucher, ohne das hin und wieder bewässerte Land, würde Chile neun Monate im Jahr der Wüste von Atacama gleichen. Die nämliche Erscheinung stellt sich ostwärts und westwärts der Anden dar. Es finden sich in diesen Bergen nur einzelne durch Oertlichkeit und einige Bäche begünstigte Gegenden, welche dem Vieh das ganze Jahr hindurch zur Weide dienen können. Die gleiche Trockenheit des Klima

Digitized by Google

wird auch oſtwärts der Anden bis auf eine Entfernung von hundert und ſiebenzig Meilen wahrgenommen.

Der Mangel an Regen iſt dieſem Klima eigenthümlich bis zum ſechszigſten Längengrad weſtwärts von Greenwich, auf der Oſtſeite der Anden und auf ihrer Weſtſeite bis zum Meere. Auch Quito verſpürt dieſen Einfluß. In Chile iſt die Sonne faſt das ganze Jahr hindurch ſichtbar, mit Ausnahme weniger Tage im Winter, wenn der Wind aus Weſten weht. Das untere Peru hat mehr Nebel, aber deshalb nicht öftern Regen.

Verfolgen wir die Andenkette, ſo ſehen wir die Gipfel der Cordilleren (um die Benennung von Chile zu gebrauchen) faſt alltäglich in Nebel gehüllt, während dieſer auf der minder hohen Andenkette nur im Winter wahrgenommen wird. Die Gewitter ſind um dieſe hohen Berggipfel das ganze Jahr hindurch häufig. Im Sommer ſieht man von San Jago aus an drei bis vier Abenden wöchentlich Blitze um die Cordilleren ſchimmern; nur ſelten aber hört man den Donner rollen.

Der Regen iſt auf dieſen Berghöhen völlig unbekannt. Die Führer und die Hirten, welche ihre Heerden hinbringen, ſprechen nie von Regen, wohl aber von Schnee; dieſer fällt bei jedem Gewitter beträchtlich viel niedriger, als auf der Linie des ewigen Schnees. In den Monaten Januar und Februar iſt uns auf der Wanderung durch dieſe Berge oft begegnet, daß nach ſehr beſchwerlicher Hitze Schnee fiel, der unter unbewölktem Himmel zwei Tage liegen blieb, obgleich wir uns zwiſchen dem 33 und 34 Grad ſüdlicher Breite und in noch beträchtlicherer Entfernung von der großen Kette befanden. Um die Mitte des März fiel der Schnee in ſolcher Tiefe, daß alle kleinen Berge davon bedeckt wurden und den Anblick einer nördlich europäiſchen Landſchaft beim Eintritt des Winters darboten. In der Ebene war die Hitze zur gleichen Zeit unerträglich. Solche Abſtiche haben die Reiſenden irre geführt: während die einen Chile als ein heißes Land beſchreiben, ſprechen andere davon als von einem ſo kalten Lande, daß die Einwohner ſich zum Schutze gegen die Kälte Höhlen graben müſſen.

In einer Ausdehnung von dreihundert und dreißig Meilen, das will ſagen, von Mayo bis Atacama, wäre alles von der Geſammtmaſſe der Anden auf der Weſtſeite abflieſſende Waſſer unzureichend, um einen Fluß zu bilden, wie die Rhone bei ihrem Eintritt in den Genfer-See iſt. Der Tersero-Strom, welcher weit der bedeutſamſte unter allen iſt, hat nicht über fünf bis ſechs Fuß Waſſer, und er iſt keine hundert Fuß breit in der Entfernung von hundert und achtzig Meilen von den Anden, und nachdem er alle Zuflüſſe der Seitengebirge auf dieſem Wege empfangen hat.

Es iſt jedoch auſſer Zweifel, daß dieſer Theil von Amerika vormals anſehnliche Ströme beſeſſen hat. Der Deſagnadero-Strom hat ein überaus breites und tiefes Bett, das in allen Jahrszeiten beinahe völlig waſſerleer iſt. Zwiſchen dieſem Strome und Mendoſa befindet ſich das ausgetrocknete Bett eines ſehr bedeutſamen Stromes, das mit Rollkieſeln bedeckt iſt. In Chile zwiſchen San Jago und Copiapo trifft man in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdige Thäler

Digitized by Google

an. Sie laufen vom Andengebirg gegen das Meer aus. Sie sind ungefähr zwei Meilen breit, und die kleinen Flüsse längs derselben haben dreißig bis fünfzig Fuß hohe Ufer, welche die Spuren der starken Strömungen, durch die sie vertieft wurden, an sich tragen. Dichte Schichten von gerollten Kieseln finden sich darin mit einer Erde gemischt, die offenbar aus der Ferne herkommt, weil sie von dem Boden der Umgebungen völlig verschieden ist. Mehrere über einander liegende Lager dieser fremden Materialien bilden zu beiden Seiten eine Abdachung gegen den Flußgrund. Sie scheinen darzuthun, daß die Ströme, nachdem sie lange in einer gewissen Höhe geflossen sind, zu verschiedenen Zeiten sich bedeutend vermindert haben. Stellt man sich die ungeheure Wassermasse vor, die eine sehr lange Zeit durch diese Betten strömen mußte, so hält es überaus schwer, sich die Ursachen zu erklären, welche die Vertrocknung so bedeutsamer, mehrere Hundert Meilen ausgedehnter Flüsse herbeiführen konnten. Ein Sammler, woraus dieselben unterhalten wurden, kann nicht vorhanden gewesen sein, wofern anders das Klima so trocken angenommen wird, als es gegenwärtig ist. In den vertrockneten Betten dieser großen Ströme wird Gold gefunden; aber die fruchtbarsten Nachsuchungen geschehen öfters bei zwanzig oder dreißig Fuß über dem jetzigen Flußwasser.

4.

Es wird allgemein angenommen, die südliche Halbkugel sei kälter als die nördliche. Zur Zeit, wo die europäische Schiffahrt in den stillen Ozean durch die magellanische Meerenge, zwischen dem 53 und 54 Grad südl. Breite, statt fand, klagte man über die große Kälte, während man gleichzeitig den schönen Pflanzenwuchs der Gestade bewunderte. Heutzutage, da die Schiffe unterm 60 Grad um das Kap Horn fahren, wird jenes Umstandes nicht weiter gedacht. Ließe sich nicht der Vermuthung Raum geben, es seien nicht bloß die beim Durchgang über die Schneemassen der Anden erkälteten Winde an der so verminderten Temperatur der magellanischen Meerenge Schuld, sondern es beruhe diese auch auf eigenthümlichen Verhältnissen dieser Gebirgskette? Könnte die ungemeine Trockenheit des Klima nicht aus gleicher Ursache herrühren? Herr von Humboldt gedenkt einer außerordentlichen Erkältung in der Temperatur von Quito seit dem Erdbeben im Jahr 1797, wobei vierzigtausend Menschen das Leben einbüßten. Von diesem Augenblick an steht der Thermometer, welcher vorhin sich gewöhnlich auf 66° F. gehalten hatte, nun meist zwischen 41° und 54°, und es sind keine Anzeigen vorhanden, welche eine Rückkehr der vormaligen Temperatur vermuthen lassen.

Man hat behauptet, die Ebenen von Südamerika seien ein völlig flaches Land. Dies ist wenigstens nicht der Fall in Bezug auf die zwischen Buenos-Ayres und Mendoza befindliche Landschaft, die einen durchaus wellenförmigen Boden hat, und es wird dieselbe (sie führt den Namen Pampas) für die größte Ebene des ganzen Festlandes gehalten. Ob das flache Land von Paraguay die nämlichen Unebenheiten darstellt, kann ich nicht sagen. Herr von Humboldt meldet, es sei das linke Ufer-land des Unter-Orenoko von Bäumen entblößt, im Winter über-

Digitized by Google

ſchwemmt und im Sommer durch die Hitze ausgetrocknet. Die weitläufigen Ebenen hingegen, welche die Transverſal-Gebirge von Parima und Chiquitos trennen, ſind, unter dem Einfluſſe der Aequinoktial-Regen, mit dichten Wäldern beſetzt, durch welche die Flüſſe einzig nur als Straße dienen. Das Land der Pampas unter 36° und 37° ſüdl. Breite iſt bei hundert und achtzig Meilen gegen die Anden hin faſt aller Vegetation beraubt. Auf den hundert Meilen, welche oſtwärts folgen, kommt hauptſächlich eine Akazien-Art, Eſpino genannt, und ein hohes in abgeſonderten Maſſen wachſendes Gras vor. Zwiſchen dieſer Bande und dem Ozean endlich wird das Land in allen Jahrszeiten von reichlichen Regen bewäſſert, Klee und Diſteln wachſen da in Menge, und hier finden ſich, wie ich glaube, auch die zahlreichſten Heerden.

Von Buenos-Ayres bis Mendoza iſt das Erdreich, glaube ich, nur wenig verſchieden; überall, wo Wäſſerung möglich iſt, bringt es auch ungedüngt reiche Aernten. Herr von Humboldt bemerkt, er habe im ganzen ſüdlichen Amerika keinen Kies gefunden. Ich kann ſagen, daß, obgleich ich auf den merkwürdigen Umſtand Acht trug, ich jedoch gleichfalls keine Spur von Kies weder auf der Oſt- noch auf der Weſtſeite der Anden angetroffen habe. Was ich am meiſten demſelben annähernd fand, war ein Conglomerat kleiner Maſſen durch Schwemmung im Waſſer abgerundeter Kieſel, mit Sand und einer Gebirgsart, die ich für kalkartig halte, vermengt. Dieſer Niederſchlag fand ſich auf der Zentralkette der Cordilleren, das will ſagen, wahrſcheinlich bei vierzehn- oder fünfzehntauſend Fuß über der Meeresfläche. Hr. Helm erzählt, er habe mit Befremden drei Meilen von Potoſi, auf einem der höchſten mit Schnee bedeckten Berge, ein breites Lager von gerollten und abgerundeten Granitſteinen gefunden. Er hatte bemerkt, daß die Granitkette in Tucuman auslaufe, und daß von da an bis gegen Potoſi hinauf die Berge ausſchließlich nur aus Thonſchiefer beſtehen.

Die Gruppen der niedrigſten Berge des ſüdlichen Feſtlandes werden für Granitfelſen gehalten; die höchſten Ketten dieſes Kontinents hingegen ſcheinen Schiefergebirg zu ſein. Ich habe die Südküſte Braſiliens von der See her beobachtet, und einen ſehr ausgedehnten Landſtrich derſelben mit der Gegend von Rio-Janeiro übereinſtimmend gefunden; dort und hier beſitzen zahlreiche ſchwärzlichte Granithügel ein hut- oder kuppelförmiges Anſehen, und ſcheinen in dieſer regelmäßigen Geſtalt aufgebläht zu ſein. Weſtwärts von Rio-Janeiro gegen die Orgel-Berge hinauf verſchwinden dieſe Kuppeln, ſie kommen aber jenſeits der Kette wieder zum Vorſchein. Bei zweihundert und dreißig Meilen weiter ſüdwärts und nahe beim La Plata-Strom nimmt man die nämlichen Granithügel nochmals wahr.

Die Höhenunterſchiede der verſchiedenen Orte ſind im ſüdlichen Amerika unter der nämlichen Breite ſo groß, daß, während man, unter dem Aequator, in den niedrigen Ebenen brennende Hitze leidet, auf den hohen Bergflächen hingegen empfindliche Kälte verſpürt wird. Eine ausgedehnte öſtliche Landſchaft erhält fruchtbare Regengüſſe, während unter dem nämlichen Breitegrad weſtwärts kein anderes Waſſer auſſer dem, welches vom Schnee der Anden abſchmilzt, angetroffen wird. Ein Theil dieſer dürren Landſchaft wird anhaltend von der Sonne beſchie-

Digitized by Google

nen, während der andere unter allezeit bewölktem Himmel liegt. Der Erdſtrich, wo niemals Regen fällt, oſtwärts und weſtwärts der Anden und bis auf die Entfernung von hundert und achtzig Meilen von dieſem Gebirge, iſt in ſeinem Naturzuſtande höchſt unfruchtbar; hingegen zeigt er ſich ſehr fruchtbar an den wenigen Orten, welche bewäſſert werden können.

5.

Das Erdreich in Braſilien erheiſcht Dünger; ſeine Vegetation iſt dann aber auch ſo kräftig, daß man im Jahre zwei reiche Maisärnten erhält. Im Norden von Chile, in Peru und in der Provinz Quito wird mit dem Miſte von Seevögeln ein bedeutender Handel getrieben. In den öſtlichen Landſchaften von Chile iſt die Wäſſerung ohne Dünger für reichliche Aernten hinreichend. Die Hilfsmittel dieſes ausgedehnten Landes ſind in landwirthſchaftlicher Hinſicht ſo mannigfach, daß viel leichter wäre, die Erzeugniſſe aufzuzählen, welche Amerika nicht liefern mag, als die ſeiner Landeskultur zuſprechen. Wenn die Fortſchritte der Bevölkerung und Ziviſirung in dieſem Feſtlande ſeine Bedürfniſſe werden vervielfältigt haben, ſo mögen Klima und Boden hinwieder für Alles genügen; das Verhältniß der Erzeugniß iſt vielleicht hier günſtiger als irgend anderswo.

Wo die Aequinoktialregen der Landſchaft zu gut kommen, findet der Ackerbau kein bedeutendes Hinderniß; wo hingegen beinahe niemals Regen fällt, da muß nothwendig für Wäſſerung geſorgt werden. Zwiſchen den Wendekreiſen, wo es nicht an Waſſer gebricht und wo die niedrige Lage die Kälte abwehrt, ſind das Zuckerrohr, der Kaffee, der Kakao und die Baumwolle die vortheilhafteſten Kulturgewächſe. Dieſe ſind es, womit ſich der Arbeitsfleiß der Koloniſten in den Caracas, in Neu-Grenada, in Guiana und in Braſilien vorzugsweiſe beſchäftigt. Der Mais iſt das Getreide, welches am allgemeinſten gepflanzt wird. Zur Zeit der Eroberung war daſſelbe bereits ſchon allgemein bekannt, theils als Speiſe, theils zur Bereitung von Getränk. Der Maniok, aus welchem Mehl bereitet wird, wurde gleichfalls im ganzen Lande angebaut, und es geſchieht dies jetzt noch überall, wo ſattſame Wärme und ein hinlänglich feuchter Boden vorhanden ſind. Die einheimiſche Kartoffel ſcheint von der Weſtſeite der Anden herzukommen; in Chile wird ſie ſehr allgemein angepflanzt; ihre Knollen ſind aber ſo ſchmackhaft nicht, wie in Europa. Sie artet in der öſtlichen Landſchaft ſehr bald aus, und man iſt genöthigt, alle zwei Jahre friſche Knollen aus dem Weſtlande kommen zu laſſen. Zwiebeln werden in großer Menge gepflanzt und verbraucht.

In Braſilien und Chile werden die Bohnen häufiger noch als der Mais vom Volke verſpeiſet. Chile erzeugt viel Weizen und Gerſte, mit denen es Braſilien und Peru verſieht. Von Buenos-Ayres werden ſolche gleichfalls ausgeführt. Auch in Neu-Grenada wird Korn gepflanzt und vieles Mehl von da ausgeführt. Dieſe Kultur findet auf den erhöhten Ebenen der Tropenländer überall ſtatt, wo die Wäſſerung nicht allzuſchwierig iſt. Der Reis wird faſt nur in Braſilien angebaut. Die Weſtlande erhalten ihn aus Oſtindien.

Digitized by Google

Kohlarten und Kürbiſſe gedeihen im Ueberfluſſe; der rothe Pfeffer bildet eine bedeutende Pflanzung, weil er ſehr allgemein im Gebrauch iſt. Man bedient ſich ſeiner als Würze faſt für alle Speiſen, und ſein Geſchmack iſt beiſſender als der des hindoſtaniſchen Pfeffers. Tabak wird theils angebaut, theils aus Cuba eingeführt. Sein Verbrauch iſt ſehr anſehnlich, weil Männer und Weiber aus allen Ständen Cigarren rauchen; doch hat die Mode des Tabakrauchens unter der vornehmern Klaſſe bedeutend abgenommen.

6.

Die Provinz Paraguay liefert das Coca (oder das Kraut von Paraguay), welches um des allgemeinen Gebrauchs ſeines Aufguſſes willen der ſüdamerikaniſche Thee heißt. Der Baum, von dem das Blatt herrührt, iſt eine Ilex-Art, die einem Pomeranzenbaum gleicht *). Es wird getrocknet und zu Pulver zerſtoßen. Vor dem Kriege war der Abſatz deſſelben in den Provinzen Buenos-Ayres, Chile und Peru ſehr bedeutend; aber die Schwierigkeiten des Transports haben den Preis dieſes Pulvers auf ſieben Schillinge das Pfund in Chile geſteigert, und da man, um einen angenehmen Aufguß zu erhalten, davon mehr als vom Thee nehmen muß, ſo hat ſein Genuß ſich auf die begüterten Klaſſen beſchränkt. Man macht gegenſeitige Einladungen zum Cocatrinken, wie in Europa zum Theetrinken, und man bietet den Beſuchgebern eine Matecita (oder Taſſe Coca) an. Es wird dieſes Getränk für geſund gehalten. Anfangs ſchmeckt es etwas fade, bald aber findet man es angenehm, und es reizt die Nerven nicht, wie der Thee thut. Ein Zuſatz des letztern zum Coca-Aufguſſe machte uns dieſen vorzüglich angenehm, und zumal mit Kuh- oder Ziegenmilch hielten wir ihn für ein eben ſo geſundes als liebliches Frühſtück.

Man hatte den Verſuch gemacht, bedeutende Vorräthe der hierba coca vom La Plata-Strom nach England zu bringen. Die Theehändler wurden darüber beſtürzt und verbreiteten Gerüchte von ſchädlichen Wirkungen dieſes Getränks, wodurch ſeine Verbreitung gehindert ward. Das Theetrinken iſt in England unter der arbeitenden Klaſſe ſehr allgemein geworden; viele Landleute trinken dreimal täglich Thee ſtatt des Biers und Waſſers. Sollte dieſe Aenderung in der Lebensordnung nachtheilige Folgen für die Geſundheit haben, ſo wird man dies vielleicht erſt nach geraumer Zeit, und wann es zu ſpät iſt, wahrnehmen. Ein Beiſatz des Paraguaykrautes zum Thee könnte den Nachtheilen des zu vielfältigen Genuſſes vom letztern, beſonders bei der ärmern Klaſſe, die ihn ohne Zucker trinken muß, vorbeugen. Es könnte dieſe Pflanze die Veranlaſſung zum Handelsverkehr mit jenen innern Landesgegenden werden, die durch Klima und Boden den Garten von Amerika einſt zu bilden beſtimmt ſind.

*) Die vermuthliche Coca-Pflanze iſt ein Strauch aus der Malpighiaceen-Familie, Erythroxylon coca, deſſen ſchon Cluſius und Hernandez gedacht haben, und deſſen Abbildung Juſſieu (Diss. bot. 3, tab. 229) geliefert. Seine Blätter werden, theils für ſich allein, theils mit einer Thonerde vermengt, von den Indianern eben ſo gekaut, wie der Tabak von den Europäern, oder der Betel von den Morgenländern. Anm. des Ueberſ.

In allen Niederlassungen europäischen Ursprungs trifft man Weinreben, Pomeranzen- und Zitronenbäume, Mandeln, Oliven, Granatäpfel, Pfirsiche, Birnen, Aepfel und Feigen an. Wein wird, so viel ich weiß, in hinlänglicher Menge zur Ausfuhr, nur in Mendoza und in den Niederungen von Peru und Chile gepflanzt. Auch Ananas und gewöhnliche sowohl als Wasser-Melonen werden gezogen. Diese machen die Hälfte des Jahres hindurch einen bedeutsamen Theil der Nahrung des gemeinen Volkes aus. Die Erscheinung der ersten Wassermelonen auf dem Markte erweckt eine allgemeine und große Freude. Es gibt keine Stunde im Tage, wo die Arbeiter nicht gern eine Cigarre rauchen und eine Wassermelone speisen mögen.

Der Hanf und Flachs gedeihen auch recht gut; weil aber der Krieg Nachfrage und Absatz unterbrach, so hat ihr Anbau gelitten. Die Lucerne, hier zu Lande Alfalfa genannt, gedeiht vortrefflich und ist in Chile eine der nutzbarsten Pflanzen. Man hielt sie für einheimisch; ich habe dieselbe jedoch nie anders, als wo sie angebaut wird, wahrgenommen, so wie ich auch den Klee mit violetter und weißer Blume nirgends antraf. Eine kleine Kleeart mit gelber Blume wächst in Chile; sie ist aber von nur geringem Ertrag. In demjenigen Theile der Anden, wo beinahe niemals Regen fällt, wachsen Hafer und Gerste im Frühling; sie vertrocknen aber alsdann auf dem Felde und bleiben in diesem Zustande bis zum Winter, weil nichts ihre Zersetzung befördert. Unsere Pferde weideten diese dürren Stoppeln auf dem öden Lande begierig ab. Von ferne gesehen erhalten die Bergabhänge von diesem Stroh ein gelbes Aussehen. In höhern Gegenden findet sich ein zwar nicht reichliches, aber nahrhaftes Futter, das beim Anfühlen sehr klebricht ist. Wilder Reis wächst in den Sumpfgegenden der Tropenlande.

Der Kaffeestrauch und der Kakaobaum wachsen wild. Die Kerne des letztern werden von den Eingebornen nicht geachtet, und nur ihre Fleischhülle wird genossen. Die Baumwollpflanze wächst in den Wäldern und fast überall; der Baum erreicht eine seltene Größe, und sein Stamm hat zuweilen über fünfzehn Fuß Durchmesser. Auch der Feigenbaum wird in den Wäldern angetroffen. Herr von Humboldt spricht von einem solchen Baum, welcher nahe an der Wurzel zweiundzwanzig und einen halben Fuß im Durchmesser hatte. Dieser ausserordentliche Umfang beruht allerdings zum Theil auf den zahlreich hervorstehenden Knorren, die den Baum an der Erde und bis zu zwanzig Fuß Höhe umgeben und ihm gleichsam zur Stütze dienen.

In Chile, wie an den östlichen Abhängen des Andengebirgs, ist der Feigenbaum beinahe der einzige Schattenbaum um die Wohnungen her. Seine guten Früchte werden in Menge von den arbeitenden Klassen verspeiset. Der Pisangbaum gedeiht wild, wo in den Tropenländern sattsame Feuchtigkeit vorhanden ist. Er erreicht die Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß, und trägt viele weißgelblichte, etwas mehlige und süßliche Früchte, von sechs bis neun Zoll Länge und achtzehn Linien Durchmesser. Die Eingebornen und die Neger speisen dieselben in Menge. Der Landschaft von Rio-Janeiro gereicht dieser Baum mit seinen schönen und langen Blättern zu nicht geringem Schmucke.

Digitized by Google

Bericht des französischen Naturforschers Herrn Delalande über seine Reise nach dem Kaplande.

Den Vorstehern des Museums der Naturgeschichte in Paris erstattet *).

Manche in den Sammlungen des Museums noch vorhandene Lücken, vorzüglich aber der Wunsch, der Wissenschaft neuen Zuwachs und Aufschlüsse zu verschaffen, führten die Verwalter dieser Anstalt auf den Gedanken einer Reise, deren nächster Zweck sein sollte, dem Museum verschiedene mangelnde Naturkörper, unter andern den Hippopotamus und das Rhinoceros mit doppeltem Horn, dessen Vorkommen in Afrika bekannt war, zu verschaffen. Mir wurde der Auftrag für diese Reise zu Theil. In dem Museum der Naturgeschichte erzogen, in der Schule seiner gelehrten Professoren gebildet, und durch drei frühere Reisen vorbereitet, deren erste nach Spanien und Portugall ich als Begleiter des Herrn Geoffroy Saint-Hilaire gemacht habe, welchem ich einen guten Theil meiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse verdanke; die zweite an die Küsten des Mittelmeers und die dritte nach Brasilien, im Gefolge des ausserordentlichen Botschafters, Sr. Excellenz des Herzogs von Luxemburg — fühlte ich die ganze Wichtigkeit des erhaltenen Auftrags, und der Eifer, welcher mich belebte, flößte mir das Vertrauen ein, demselben einigermaßen Genüge zu leisten.

Ich verließ Paris im April 1818, und landete in der falschen Bai, zehn Meilen vom Kap, am 8 August, von meinem zwölfjährigen Neffen, dem jungen Verreau, begleitet, welcher auf der ganzen Reise nicht von mir gewichen ist, sich muthvoll gezeigt und nach Maasgabe seiner Kräfte an meinen Arbeiten wackern Theil genommen hat. Ich werde nicht versuchen, die Empfindungen auszudrücken, die sich meiner bemächtigten, als ich zuerst das afrikanische Gestade betrat, besonders aber als ich von dem nächsten Hügel herab die weite Landschaft überblickte, welche ich als Nachfolger der Kolbe, Sparrmann, Paterson, Le Vaillant, Barrow, Daniel und so viel anderer Naturforscher mehr durchwandern sollte. Es sind nicht meine Gefühle, die ich hier schildern darf; mein Bericht soll melden, was ich geleistet habe.

Auch eine Beschreibung des Kaplandes will ich hier nicht geben, sondern einzig nur einen kurzen Abriß seiner Naturgeschichte und der ihm eigenthümlichen Erscheinungen.

Was zunächst die Aufmerksamkeit fesselt, ist der imponirende und gewissermaßen furchtbare Anblick der Tafel-, Löwen- und Teufelsberge, deren Höhe und rauhes Aussehen mit der freundlichen Gestalt der Stadt und der umliegenden Wohnsitze merkwürdig abstechen. Um diese letztern her wachsen ausschließlich einige mühsam erzogene Bäume; sonst überall sieht man nur niedrige Sträucher, welche, sobald sie sich zu einiger Höhe emporheben, durch die Nordwest- und Südost-

*) Mémoires du Muséum de l'histoire naturelle, par les Professeurs de cet établissement. Tome VIII. Paris 1822. in-4.

Digitized by Google

winde zerstört werden, die in diesen Gegenden anhaltend mit einer Heftigkeit wehen, von der man sich in unsern gemäßigten Erdstrichen keinen Begriff macht. Auf ungemein heiße Tage, während denen der Wärmemesser zuweilen von fünfzehn auf dreißig Grade ansteigt, folgen sehr kühle Nächte. Regenniederschläge sind selten, ausser in den Monaten Juni, Juli und August, als den Wintermonaten, wo in diesen Gewässern Stürme herrschen, die dem Vorgebirge den Namen des Sturmkaps ertheilt hatten. Im September kehrt der Frühling zurück. Der vom Regen erfrischte Boden erhält jetzt eine neue Gründecke; ganze Hügel erscheinen wie mächtige Blumenstücke, mannigfach gefärbt und nach großen Massen vertheilt; eine Menge der schönsten Gewächse schmücken alsdann die Umgebungen der Kapstadt, Liliaceen vorzüglich und Heidearten und Proteen, worunter die Protea argentea mit ihren seidigen und silberglänzenden Blättern sich auszeichnet. Zwei Monate dauert dieser Genuß, und die Winde wehen jetzt milder; alsdann aber welken die Blüthen, ihre Pracht verschwindet, und das Erdreich nimmt wieder die das ganze übrige Jahr andauernde einförmige und traurige Gestalt an. Die reiche Pflanzenärnte für mein Herbarium habe ich in den Monaten September und Oktober gesammelt.

Nachdem ich für die vorhabende Landreise das Erforderliche zugerüstet und mir Empfehlungen an die verschiedenen Landdroste, hauptsächlich aber die Erlaubniß zur Jagd des Hippopotamus (die der Statthalter Lord Sommerset mir gefällig ertheilte, der Verordnung ungeachtet, wodurch diese Jagd bei tausend Rixdaler Buße untersagt ist) verschafft hatte, trat ich, von meinem Neffen und drei Hottentotten begleitet, die Wanderung an. Ein Wagen und zweiundzwanzig Ochsen bildeten unser Reisegeräth; Niemand reiset anders in diesem Theile von Afrika.

Man mag sich nicht leicht einen Begriff von den zahllosen Schwierigkeiten machen, womit der Reisende in diesem Lande zu kämpfen hat. Bald ist es überall nur eine ausgedehnte, von der Sonne verbrannte Wüste und ungeheure Sandfläche, die ihm vor Augen liegt, wo kaum wenige vereinzelte Wohnungen mehrere Tagreisen von einander entfernt stehen; bald sind es dicht verwachsene Waldungen, bald Bergketten, an deren Fuß Gewässer fliessen, die vom Regen plötzlich zu wilden Bergströmen angeschwellt, kurz nachher nur noch Spuren ihrer Verheerungen oder Pfützen mit stinkendem und schlammichtem Wasser zurücklassen. Bei Tage wird das Fortkommen beschwerlich und zuweilen unmöglich durch die sengende Sonnenhitze und die unaufhörlich neue Sandwirbel aufthürmenden Winde; giftige Schlangen drohen nebenbei auf jedem Schritte; zur Nachtzeit ziehen Panther, Hyänen und Schakals auf Beute aus. Dies sind die Hindernisse, welche sich dem Reisenden unaufhörlich entgegensetzen; das Verlangen aber, eine neue Welt kennen zu lernen und das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern, rückt ihm die Gefahr aus dem Auge und stellt nur die Freude des Gelingens dar.

Ich will hier keineswegs ein Tagebuch der drei Reisen liefern, von denen ich die erste ostwärts, die zweite nordwärts und die dritte wieder ostwärts vom Kap gemacht habe. Die erste könnte nur eine Erzählung von Beschwerden und Verdrießlichkeiten sein. Ich fand nur wenige des Sammelns werthe Dinge, und gefährdete auch, dieses Wenige wieder zu verlieren, als ich

Digitized by Google

durch eine selbst hier zu Lande ausserordentliche Trockenheit in Ellmärschen umzukehren gezwungen ward; darüberhin stand ich in Gefahr, den Kaffern in die Hände zu fallen, welche, durch die Näherung der Engländer aufgereizt, in einem Heere von zehntausend Mann gegen die Kolonie anrückten und auf ihrem Wege überall Tod und Verderben verbreiteten. Sie glaubten sich ihres Sieges dermaßen gewiß, daß sie sogar auch das Holz ihrer Sagaien zerbrachen, um sie für Dolche zu gebrauchen; aber zweihundert Engländer, die von ihnen überfallen und eingeschlossen waren, reichten hin, um durch ein Musketenfeuer, welches Schrecken unter sie brachte, ihr ganzes Heer zu zerstreuen.

Die Landschaft, welche ich auf dieser ersten Reise durchwandert habe, ist südwärts vom Meere, nordwärts durch eine Kette hoher Sandstein- oder Granitberge, welche (nach Arrowsmiths Karte, die ich für die mindest fehlerhafte halte) sich von Ost nach West, in einer Durchschnittbreite von 20 bis 25 Meilen, vom 27°, 50 der Länge von Grenw. bis zum 26°, 27 ausdehnt und zwischen dem 33 und 34 Grad südlicher Breite inne liegt. Sie wird von Kolonisten und Hottentotten bewohnt. Hundert Meilen ungefähr vom Kap fangen die unzugänglichen Wälder an, die mit der Erde ein gleiches Alter zu haben scheinen und sich über weite Räume hin bis ins Kafferland ausdehnen.

Auf der Rückkehr von diesem ersten Ausfluge fand ich einen am Sandufer gestrandeten Wallfisch. Der Nordwestwind hatte das fünfundsiebenzig Fuß lange Thier auf die Küste geworfen. Ich machte mich alsbald darüber her und setzte, der brennenden Sonnenhitze und des scheußlichen Gestanks ungeachtet, die Zerstückelung des Thieres zwei Monate fort, bis sie zu Ende gebracht war. Ich hatte das seltene Glück, seine sämmtlichen Knochen und besonders auch jene Barten zu erhalten, welche die Oberkinnlade schmücken. Es sind zwar einige Beschreibungen dieser Cetacee vorhanden, doch alle mehr und weniger unvollständig, und die Beingerippe, welche davon aufbewahrt werden, finden sich aus Knochen von zahlreichen Individuen zusammengesetzt, so daß die unterscheidenden Karaktere auszumitteln unmöglich ist. Späterhin habe ich meine Sammlung mit noch zwei andern Wallfisch-Skeletten vermehrt. Das eine gehört dem Wallfische mit runzlichtem Bauche an, und das zweite einem ganz jungen Thier, welches, wie auch das größte war, der gemeine Wallfisch ist. Noch zwei ähnliche Präparate sind mir während der Arbeit durch Windstürme in die See entführt worden.

Glücklicher als die erste war meine zweite Reise. Ich schlug den Weg nordwärts längs der Küste ein, und gelangte bis zum Elephantenflusse, welcher sich ungefähr 3° 39′ vom Kap in den Ozean ergießt. Diese kultivirteste und fruchtbarste Landschaft der Kolonie ist niedrig und sandig; sie besitzt schöne Viehweiden, und an verschiedenen Orten wird hier Getreide gepflanzt. Gegen Berg-River fand ich den heiligen Ibis der Aegyptier, so wie viele schöne Vögel und mehrere neue oder mangelhaft beschriebene Arten der Antilope; ich sammelte daselbst auch eine große Menge Insekten, und als ich eben im Begriff stand, abzureisen, über das Mißgeschick verzweifelnd, demnach ich den Hippopotamus, einen der Hauptzwecke meiner Reise, nicht erhalten

Digitized by Google

konnte, berichtete einer von meinen Hottentotten-Begleitern, er habe das Thier im nahen Rohr am Flußgestade schreien gehört. Meine Freude hierüber war groß. Keinen Augenblick durfte gezögert werden; meine Reisegefährten bewaffneten sich nebst mir; ich wußte, daß das mindeste Geräusch diesen wachsamen Thieren unser Dasein verrathen würde; die Entfernung betrug eine Viertelmeile; wir durften uns nur gebückt und halb kriechend ihnen nähern. In einiger Entfernung trennten wir uns, um nach genommener Abrede auf das größte Thier der Truppe zu feuern. Mein Flintenschuß, so wie diejenigen der Hottentotten, trafen dasselbe; ich sah es fallen und schrie laut auf vor Freude; seine Gefährten stürzten sich mit gewaltigem Geräusch in den Fluß, der verwundete Hippopotamus hingegen hatte sich wieder aufgerichtet und schritt gegen mich los (er wußte vermuthlich nicht, was er wollte, und ich muß mich glücklich schätzen, daß er sich nicht auch in den Fluß warf, der ihn ins Meer getragen hätte); ein zweiter Flintenschuß streckte ihn todt zu meinen Füßen. Ich habe die Haut und das Beingerippe mit mir gebracht; beide werden darthun, wie mangelhaft alle bisherigen Beschreibungen dieses Thieres sind *).

Gleich nach der Rückkehr von dieser zweiten Wanderung rüstete ich mich zu einer dritten Reise, wobei ich das gefällige Anerbieten des Kolonial-Sekretärs, Herrn Bird, benutzte, um auf einem britischen Schiffe die Ueberfahrt nach der Algoa-Bai zu machen. Von hier schlug ich den Weg nordostwärts ein bis zum Keiskama-Strom, welcher von Nord gen Süd lauft und unter 28° 7′ der Länge und 33° 11′ der Breite sich in die See ausmündet. Diese Landschaft, vorzüglich die Gegend zwischen dem Keiskama und dem Flusse Groote-Vis, war meist von Kaffern bewohnt, die nun aber seit einem Jahre von den Engländern über den erstern Fluß zurückgetrieben und durch eine aus dem Mutterlande in die schöne Kolonie übergebrachte Bevölkerung ersetzt worden sind.

Ich halte die sich von der Algoa-Bai zum Keiskama ausdehnende Landschaft für ungemein kulturfähig; sie ist mit Wäldern besetzt, die, wie schon bemerkt, eine Fortsetzung anderer mehr westlich liegender sind. Die schönen Flüsse, von welchen sie in verschiedenen Richtungen durchzogen wird, sind durch Untiefen und Sandbänke, welche sich längs der Küste hinziehen, in ihren Ausmündungen so unzugänglich, daß auch den kleinsten Fahrzeugen die Einfahrt unmöglich wird. Meine Sammlung hat hier reichen Zuwachs erhalten durch viele seltene Insekten, bisher unbekannte oder mangelhaft beschriebene Vögel und Vierfüßer, unter andern Ichneumone, Helamys, mehrere Arten der Antilope und endlich das Rhinoceros mit doppeltem Horn,

*) Die Schädel des Hippopotamus finden sich in vielen Sammlungen; mehr aber war von dem Beingerippe dieses großen Vierfüßers bisher nicht bekannt, wenn ich die schätzbaren osteologischen Angaben ausnehme, welche Herr Cuvier, der dafür einen in Branntewein aufbewahrten Fötus benutzen konnte, bereits im vierten Bande der Annales du Museum gegeben hat. Das von mir mitgebrachte Skelett, wovon eine getreue Zeichnung gezogen ist, wird eine wichtige Lücke in Hrn. Cuviers Werk über die fossilen Knochen ausfüllen, dessen zweite Ausgabe so eben erscheint.

Digitized by Google

welches mir lebensgefährlich zu werden drohte. Ich hatte das Thier bereits zerlegt und war nach meiner Station gekehrt, um Gehilfen und einen Wagen zu holen, womit es weggeführt werden könnte, um nicht den Kaffern oder wilden Thieren zur Beute zu werden. Auf dem Rückwege ward mein sonst zahmes Pferd vom Geruche des Rhinoceros dermaßen aufgeregt und wild, daß ich seiner nicht Meister blieb, von ihm abgeworfen und im Fallen an Kopf und Schulter merklich beschädigt ward.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt im Kaffernlande, welches ich in allen Richtungen durchstreift hatte, schlug ich den Weg nach dem Kap wieder ein, unter lebhaftem Bedauern, daß mir weiter vorzudringen nicht möglich gewesen war, und in der Hoffnung, auf einer vierten Reise das Versäumte nachholen zu können. Bereits hatte ich mancherlei Berichte aus diesem Binnenlande gesammelt; es sollten sich, wie mir versichert wurde, in zweimonatlicher Reise-Entfernung jenseits des Orangeflusses fruchtbarere Gegenden und volkreiche Städte finden, mit denen ich Bekanntschaft zu machen große Begierde hatte: aber die Nachrichten, welche ich aus Europa erhielt, die Ankunft eines Schiffes und die Scheu, meine kostbaren Sammlungen unerfahrnen Händen anzuvertrauen, nöthigten mich, auf jene weitern Plane zu verzichten, und nach zweijährigem Aufenthalt in Afrika bin ich am 1 Sept. 1820 von da wieder abgereiset. So ungern mag kaum je ein Verbannter seinen heimathlichen Boden verlassen haben, als ich das Land verließ, worin ich gehofft hatte, bisher völlig unbekannte Gegenden zu besuchen und mit Hilfe der bereits erworbenen Kenntnisse über die mannigfachen und anziehenden Vorwürfe, welche das Thierreich zumal in diesem Welttheile darbietet, noch weitere neue Entdeckungen zu machen. Diese Hoffnung ist nun zwar getäuscht, und der Wunsch, jene Gegenden näher zu erforschen, bleibt unerfüllt; einigen Ersatz dafür gewährt mir jedoch immerhin der Gedanke, daß auch schon durch meine beschränktern Leistungen wenigstens einige Irrthümer gehoben und einige Lücken der Wissenschaft ausgefüllt worden sind. In diesen Beziehungen hätte ich eine große Menge von Thatsachen vorzutragen; die Schranken dieser Berichterstattung aber gebieten mir, bei den Hauptzügen zu verweilen.

Von den Reisenden, welche sich naturgeschichtliche Forschungen in fernen Ländern zum Vorwurfe gemacht haben, sehen wir die einen einem vorgefaßten Systeme die einzelnen Erscheinungen anknüpfen, welche sich ihnen darboten, anstatt die Thatsachen erst einfacherweise zu sammeln und zu ordnen, um daraus nachher allgemeine Gesetze abzuleiten; andere, und die Mehrzahl, haben Alles, was ihnen vorkam, ohne Unterschied beschrieben, eine Menge von Materialien zusammengerafft und, wie es den Anschein hat, einen größern Werth auf das viel, als auf das richtig und gut Sehen gelegt; damit haben sie die Wissenschaft zum Theil mehr verwirrt, als befördert; ihren Nachfolgern lag, neben der Angabe der eigenen Beobachtungen, häufig nun auch das unangenehme Geschäft ob, ihre Vorgänger zu widerlegen, und der großen Menge von Reisenden und Reiseberichten ungeachtet walten vielfältig auch noch über solche Dinge Zweifel, von denen man denken sollte, es wären getheilte Meinungen darüber

Digitized by Google

gar nicht möglich. Ein philoſophiſcheres und befriedigenderes Verfahren im Studium der Naturgeſchichte hat inzwiſchen die Ueberzeugung hervorgebracht, daß genaue und gründliche Kenntniß nur von richtig beobachteten Thatſachen ausgehen können; daß, um dieſe zu erhalten, erforderlich wird, die vollſtändige Organiſation der einzelnen Arten zu kennen, dieſelben aus verſchiedenen Geſichtspunkten und in den Verhältniſſen, worin ſie zu andern Arten ſtehen oder von ihnen abweichen, genau ins Auge zu faſſen, um die Stelle auszumitteln, die ihnen in der natürlichen Ordnung der Geſchöpfe zuſteht. Von dieſen Grundſätzen geleitet ließ ich mir angelegen ſein, die Karaktere der Thierarten, welche ich in Afrika beobachtet habe, vollſtändig zu ſammeln; von den meiſten derſelben, ſonderheitlich von den neuen Arten, beſitze ich die Skelette, und vorzugsweiſe habe ich mir Mühe gegeben, die Schädel, ſelbſt die ganzen Beingerippe von Menſchen zu erhalten, und in wiſſenſchaftlicher Hinſicht dürfte dieſer Theil meiner Sammlungen einer der bedeutſamſten ſein. Vom Aſiaten bis zum Makoia findet ſich darin eine ununterbrochene Stufenfolge. Der Geſichtswinkel wird zuſehends größer, vom Makoia zum Buſchmann, hernach zum Hottentotten und zu den Namaquas, welche den Uebergang zu den Kaffern bilden, deren ganzer Körperbau den auf's Höchſte geſteigerten Ausdruck der Stärke und phyſiſchen Kraft darſtellt, während gleichzeitig die Gehirnmaſſe eine größere Ausdehnung über den Augenbogen zumal gewonnen hat.

Andere Stämme des Binnenlandes zeigen minder entwickelte Naſengruben und einander näher gerückte Augenhöhlen. Unter den gekreuzten Racen finden ſich die Malaien-Miſchlinge, die von den reinen Malaien und von den Makiaven abſtammen, und die Namaquas, welche meiner Vermuthung nach Abſtämmlinge der Kaffern und Hottentotten ſind. Den Namaquas ſtellen wir zur Seite die Bewohner von Madagascar, mit krauſem Haarwuchſe; dieſen folgen die Aſiaten mit glatten und langen Haaren: die reinen Malaien, die Chineſen, die Bengalen und Malabaren. Die Erklärung des Zuſammentreffens ſo zahlreicher Menſchenracen auf einem Erdſtücke Afrika's (ich ſpreche hier einzig nur von ſolchen, die ſich in der Kap-Kolonie aufhalten) dürfte eben ſo ſchwierig ſein, als es ſchwer hält, anzugeben, warum die Weiber auf dem Kap, weiße und ſchwarze ohne Unterſchied, in der Jugend eine ſchlanke Geſtalt haben, aber in gewiſſem Alter ſämmtlich ſehr fett in ſtets zunehmendem Grade werden. Wahrſcheinlich indeß dürften alle dieſe gegenwärtig noch ſehr abſtechenden Verſchiedenheiten ſich allmälig mindern, und mit der Zeit aus der Miſchung der ſämmtlichen Racen ein einziger Typus eben ſo hervorgehen, wie in Europa die vormals höchſt auffallenden Verſchiedenheiten zwiſchen den einzelnen Völkerſchaften großentheils verſchwunden ſind. Der ſo ſpitze Geſichtswinkel des Makoia, welcher allmälig bis zum Kaffer hinauf größer wird, darf als ein richtiger Maasſtab der Geiſteskräfte dieſer verſchiedenen Völker betrachtet werden, und wenn wir vom phyſiſchen zum moraliſchen Menſchen anſteigen wollen, ſo kann man die Mißgriffe nur bedauern, welche in Beurtheilung desſelben, beſonders gegen den Menſchen in der Kindheit des Geſellſchaftlebens, ſind begangen worden.

Herr Levaillant, welcher zuweilen nicht nach Verdienen iſt gewürdigt worden, hat vorlängſt die Hottentotten gegen Kolbe's Beſchuldigungen in Schutz genommen, der ſie als ein dem höchſten und ungereimteſten Aberglauben ergebenes Volk geſchildert hatte. Allerdings trifft man Vorurtheile bei ihnen an, die von Unwiſſenheit herrühren, und wie überall mag auch hier der liſtige zuweilen den einfältigen und unwiſſenden Menſchen betrügen. Wenn ſie aber einfältig und unwiſſend ſind, ſo ſind ſie darum noch kein verſunkenes und verdorbenes Volk, und man findet unter ihnen Tugenden, die bei ziviliſirtern Völkern vergeblich geſucht würden. Ihre Sitten ſind allerdings von den unſern ſehr verſchieden. Wenn geſchäftige Thätigkeit den ziviliſirten Völkern eigenthümlich iſt, ſo erſcheint das Verlangen nach Ruhe als die herrſchende Leidenſchaft der Völker, welche wir Wilde heißen; ihm bringen ſie jegliches Opfer, und das bloße Daſein ſcheint ihnen ein ſattſames Vergnügen zu gewähren. Häufig habe ich ſie über mein Sammeln von Inſekten, die von ihnen mit Füßen getreten werden, erſtaunt geſehen und einander fragen gehört: wie mag man doch um ſo nichtswürdiger Dinge willen ſo weit her kommen? Statt zu ſäen und ſich mit Landbau abzugeben, jagen ſie und halten ſich Heerden, deren Milch ſie genieſſen. Sie leben aber nicht, wie ſo oft iſt geſagt worden, in ſtetem Kriege mit den wilden Thieren. Als Bewohner des gemeinſamen Landes theilen ſie daſſelbe vielmehr mit ihnen, und ſie leben friedlich, jeder auf ſeinem Theil, bis zufällige Umſtände die Harmonie ſtören: alsdann greift der Kral zu den Waffen, das angreifende Thier wird verjagt oder getödtet, und Alles kehrt zur gewohnten Ordnung zurück.

Die Bewohner der Kap-Kolonie, zu denen ich die daraus vertriebenen Kaffern nicht rechne, ſind ſanfte, gute, gaſtfreundliche, aber ſchwache, träge, durch ein heißes Klima entnervte Menſchen. Ihr Körperbau deutet ſattſam auf dieſen Mangel an Kraft hin, und in ihren geiſtigen Eigenſchaften mag dafür kein Erſatz gefunden werden. Die Thiere hingegen ſind hier ausnehmend ſtark, kühn und wild. Es ſcheint, als wollte die Natur ſie auf Unkoſten der übrigen Bewohner dieſes Landes ausbilden. Dennoch aber und der nachtheiligen Verhältniſſe ungeachtet, worin der Menſch ſich befindet, iſt wahrſcheinlich, daß in einer nicht ſehr entfernten Zeit die meiſten großen Thiere verſchwunden ſind und dem Menſchen Platz gemacht haben, der davon nur diejenigen beibehält, welche ihm nutzbar ſind, die er ſich dienſtbar macht oder zu Hausgenoſſen wählt, und dieſe vermehren ſich alsdann auſſerordentlich. Solche Herrſchaft iſt dem Menſchen über die Natur verliehen! Bereits ſind die vor vierzig Jahren noch häufigen Löwen und Elephanten in der ganzen Kolonie ſelten geworden; und dies iſt ſehr natürlich: die Menſchen, indem ſie ſich vermehren, machen allezeit auch einige Vorſchritte in der Kultur, ihre Kampf- und Eroberungsmittel vervielfältigen ſich; die Thiere hingegen bleiben auf den Inſtinkt beſchränkt, demnach ſie auf ihre Beute losſtürzen und dieſelbe verzehren.

Unter den großen Vierfüßern der Kap Kolonie ſtehen oben an die Elephanten, das Rhinoceros, der Hippopotamus, die Antilope oder das kapſche Elennthier. Von dieſer letzten habe ich eine Art geſchoſſen, die größer als ein Ochs war, aber von den Raubthieren in der erſten

Digitized by Google

Nacht aufgezehrt wird; das Zebra und der Quagga werden an der Ausmündung des Groote-Vis häufig angetroffen, und sie leben an diesem Flusse nach Art der wilden Pferde. Unter den Fleischfressern finden sich die Löwen, die Panther, die Schakals und angebliche wilde Hunde, die ich ihren Zähnen nach für wahre Hyänen zu halten geneigt bin. Diese Thiere sind so gewandt und behend, daß es ihrer großen Zahl ungeachtet schwer hält, sie zu bekommen. In der ganzen Kolonie verbreitet, ziehen sie schaarenweise herum, verursachen vielen Schaden und greifen die Heerden mit unbegreiflicher Wuth an.

So fruchtbar das Land an wilden Thieren ist, so beschränken sich hingegen seine Hausthiere auf die Ziege, das Schaf und die Ochsen, unter denen einige ausgezeichnet große Racen vorkommen.

Von den neuen Arten, die ich mitgebracht habe, will ich hier die Zibethkatze mit der Mähne, den langohrigen Fuchs, die Mangouste vom Kaffernlande, den wolligen Ree-bock vom Lande der Hottentotten und den rothen Ree-bock aus dem Kaffernlande erwähnen. Die niedlichen Vögel der Kap-Kolonie sind allgemein bekannt. Die Gold-Kukuke, die Couroukous, die Spechte, die Zuckerfresser, die Eisvögel, die Bienenfresser und viele andere mehr, welche unsern Sammlungen theils längst zur Zierde gereichen, theils künftig dieselben schmücken werden. Der Adler mit schwarzer Brust, der Angeber mit schwarzer Kehle, die doppelgestreifte Amsel, die Mimosen-Grasmücke, der Trappe mit rothen Flecken, der Trappe mit schwarzem Kragen, und viel andere mehr.

Reptilien gibt es eine große Menge, und darunter sehr giftige, vorzüglich einige Viperarten; vom Bisse der Viper mit schwarzem Halsring sah ich einen gesunden und starken Jüngling in zwölf Stunden sterben. Die Schildkröten sind bei den Hottentotten sehr beliebt; ich selbst bin unzählige Male erfreut gewesen, dieselben in Wüsten anzutreffen, wo neben ihnen nur Schlangen leben können, und wo die Reproduktion der Natur sich in ihnen allein noch zu Tage legt. Nebst sechs bekannten habe ich fünf bisher unbekannte Arten beobachtet.

Man trifft eine einzige kleine Fischart in einigen Bächen an; in den Flüssen kommen gar keine vor, vermuthlich deshalb, weil zur Zeit ihrer Wassergrößen durch Regengüsse die Strömung so heftig wird, daß die Fische ihr nicht widerstehen möchten. An den Ausmündungen der Flüsse und in den Buchten halten sich unzählige Rochen und Haifische auf, unter denen ich solche sah, die bei zehn Fuß Umfang hatten; auch Welse, Lippfische und Schleimfische kommen in Menge vor.

Unter den Weichthieren fand ich die Tetrien, welche theils abgesondert, theils familienweise beisammen wohnen; im letztern Falle hängen sie mit einem fleischigen Kernstück zusammen, das ihr gemeinsamer Lebensquell zu sein scheint, und auf dessen Oberfläche sich der sternförmige Mund jedes der Familie zugehörigen Individuums öffnet. Es ist diese merkwürdige Bildung durch Herrn Savigny mit vielem Scharfsinn an ungleich kleinern Arten entdeckt und dargestellt worden, als die sind, welche ich zu beobachten Anlaß hatte.

Digitized by Google

Ohne hier bei noch weitern zoologischen Einzelnheiten zu verweilen, darf ich jedoch die Insekten nicht mit Stillschweigen übergehen; ich habe deren über zehntausend Stücke mitgebracht, und hätte noch viel mehrere sammeln können, wenn ich mich nicht absichtlich auf die von den Reisenden vernachläßigten, bisher unbekannt gebliebenen, oder die durch ihre Kleinheit und des mangelnden Glanzes wegen den Naturforschern entgangen waren, beschränken wollte.

Die Entomologie vom Kap steht in Wechselverhältniß mit seinem heißen Klima, seinem sandigen und dürren Boden und mit seinen Gewächsen: darum werden diejenigen Insekten, welche sich von Blättern und Blumen nähren oder in ihrem Larvenstande auf hohen Bäumen wohnen, und die im südlichen Amerika so zahlreich vorkommen, die Koleopteren, Tetrameren und Lepidopteren, hier nur selten und zum Theil überall nicht angetroffen; wo hingegen solche, die auf der Erde oder im Sande leben, die sich von Wurzeln oder vom Aas und Koth der Thiere nähren und auf wenig holzigen Bäumen wohnen, in Menge vorkommen, sonderheitlich die Arten von Linné's Tenebrio und Meloe; die der Gattungen Anthia, Copris, Brachycerus, Truxalis und Grillus des Fabricius; verschiedene Arten Lamien, mit gewölbtem, fast zylinderförmigem Körper, Termiten, Mutillen und Pangonien; etliche Gattungen, wie die Manticoren, Eurichoren und Pneumoren, gehören ausschließlich diesem Welttheile an. Herr Latreille, welcher so gefällig war, meine Insektensammlung zu untersuchen, hat über dreihundert neue Arten darin gefunden. Ich habe auch mehrere neue Arachniden und Crustaceen gesammelt.

Die Zoologie blieb indeß nicht der einzige Vorwurf meiner Arbeiten. Die Pflanzen, welche ich blühend traf, wurden sorgfältig gesammelt und getrocknet, in der Hoffnung, daß darunter solche befindlich sein möchten, welche Thunberg und die übrigen Botaniker, die dieses Land besuchten, übersehen hätten. Diese Hoffnung ist erfüllt worden; unter den acht- bis neunhundert Arten meines Herbariums haben sich viele den Sammlungen des Museums bisher mangelnde und darunter mehrere noch unbekannte Arten gefunden. Auch Zwiebeln von Liliaceen und zweihundert und dreißig Arten von Samen habe ich mitgebracht. Eine große Zahl lebender Pflanzen, die in unsern Garten noch nicht angetroffen werden, waren für den gleichen Zweck bereit gehalten; ich mußte aber auf ihre Ueberfahrt verzichten. Das Schiff, welches meine Sammlungen abholte, wollte lieber in der falschen Bai als in der dem Kap nähern Tafelbai sich vor Anker legen, so daß die Sammlungen einen Landweg von zehn Meilen über einen gar holprichten Boden zurücklegen mußten, welches auch bei der sorgfältigsten Behandlung die lebenden Pflanzen nicht ertragen mochten.

Dreihundert an verschiedenen Orten gesammelte Fossilien sind zwar durch sich selbst weder merkwürdige noch kostbare Bereicherungen unserer Sammlungen; dem Geologen aber dürften sie eine erwünschte Auskunft über die Beschaffenheit des Bodens und der Berge geben, welche er in den zahlreichen Schriften über das Kapland vergeblich sucht.

Dies sind nunmehr die Ergebnisse meiner zweijährigen Reise; und wenn dieselbe gleich hinsichtlich auf Geologie und Pflanzenkunde nicht ganz unfruchtbar geblieben ist, so liegt jedoch

Digitized by Google

sattsam zu Tage, daß die Zoologie der eigentliche Vorwurf meiner Arbeiten gewesen ist. Die Vergleichung der Beingerippe vom Hippopotamus und vom doppelgehörnten Rhinoceros mit den fossilen Knochen dieser Thiere werden die Erörterung der Verschiedenheiten oder Aehnlichkeiten zwischen den afrikanischen Arten und denjenigen der Vorwelt erleichtern, und vielleicht mag diese Vergleichung einige Folgerungen über den Gang der Umwälzung des Erdballs begründen helfen. Die beträchtliche Anzahl von Menschenschädeln, die ich zusammengebracht habe, und unter denen sich so große Verschiedenheiten und so bedeutsame Abstufungen finden, können hoffentlich den Untersuchungen über die Spielarten des Menschengeschlechts nutzbare Materialien darbieten.

Den heutzutage im Studium der Naturwissenschaften glücklicherweise vorherrschenden Grundsätzen zufolge, demnach die gegenseitigen Verhältnisse der Naturkörper, ihre Verbindungen, Annäherungen und Trennungen, durch genaue nur mittels des Scalpells mögliche und die innersten Falten ihrer Organisation enthüllende Untersuchungen gekannt sein müssen, habe ich eine große Anzahl Thiere und insbesondere neue Arten zergliedert. Weder der Ekel, der von solchen anatomischen Arbeiten unter der sengenden Sonne untrennbar ist, noch die vielen und mannigfaltig zerstreuenden Erscheinungen, von denen ich umgeben war, durften mir jenen naturphilosophischen Zweck aus dem Auge rücken; ich habe ihm den größten Theil meiner Zeit und Mühe gewidmet, und ihr Ergebniß findet sich in hundert und zweiundzwanzig Skeletten, worunter einige von sehr großen Dimensionen.

Die von der Reise mitgebrachten Sammlungen aber befaßen für das Thierreich allein nur 13,405 Stücke, welche 1620 Arten angehören, nämlich:

	Individuen.	Arten.
Säugethiere	229	50
Vögel	2205	260
Reptilien	822	136
Fische	263	70
Insekten	10000	982
Weichthiere	387	102

Was immer auch meine Arbeiten für Werth haben mögen, so gebührt das Verdienst derselben mir jedoch keineswegs ausschließlich. Der französische Konsul in der Kapstadt, Herr Graf des Ecotais, der britische Statthalter Lord Sommerset und der Kolonie-Sekretär Herr Bird, denen ich meine dankbaren Gefühle öffentlich ausdrücken zu können mich glücklich schätze, haben durch Gefälligkeiten aller Art, und durch unmittelbare sowohl als mittelbare Unterstützungen, meine Arbeiten wesentlich begünstigt und erleichtert. Auch mir war es vergönnt, die aufmunternde Erfahrung zu machen, daß die Gelehrten und Menschenfreunde aller Länder nur eine Familie bilden, denen die Eifersuchten, durch welche die Nationen getrennt werden, fremd bleiben, und die sich überall vereinbaren, wo es sich um Erweiterung und nützliche Anwendung der Wissenschaft handelt.

Digitized by Google

Ich selbst werde den schönsten Lohn meiner Arbeit [illegible] vom Beifall und Wohlwollen des gelehrten Vereins finden, dem ich diesen Bericht erstatte; und ich werde mich doppelt glücklich schätzen, wenn, um das Angefangene zu vollenden, mir vergönnt sein kann, durch Bekanntmachung meiner Beobachtungen und des gesammelten Stoffes zur Erweiterung der Naturbeschreibung einen Beitrag zu liefern. Der Plan für diese Ausgabe ist entworfen, und einige Materialien sind mit Hilfe eines Freundes, des Herrn Benit, der sich für das Unternehmen mit mir verbunden hat, auch schon ausgearbeitet; aber ich werde leider darauf verzichten müssen, wofern die Regierung nicht durch das Gutachten der Akademie über die Wichtigkeit des beabsichtigten Werks bewogen werden kann, ihre wohlwollenden Gesinnungen für mich weiter zu erproben und mir die mangelnden Hilfsmittel dafür zufliessen zu lassen.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts im Jahr 1821 durch vier Welttheile.

Mit der wachsenden Ueberzeugung vom wohlthätigen Wirken des gegenseitigen Unterrichts wächst die Anzahl der Schulen, in welchen dieser aufgenommen wird. Je weniger hin und wieder die Regierungen dafür leisten, je eifriger die Ultra, die Mönche und die übrigen Schwärme der Verfinsterer, die heutiges Tages wie Privilegirte anzusehen sind, entgegen arbeiten: um so thätiger erweisen sich überall Privatleute zur Beförderung eines verbesserten öffentlichen Volksunterrichts.

Im Anfang dieses Jahres zählte Frankreich nun schon 1197 solcher Schulen, ungerechnet 25, die noch im Entstehen waren, oder 12 Schulen für Erwachsene und mehr denn 166 Regimentsschulen.

Corsica ist in Rücksicht der Volksbildung am weitesten zurück. Theils fehlt es da an Mitteln zur Einrichtung von nöthigen Schulen, theils sogar bei den unwissenden Aeltern am Gefühl der Nothwendigkeit eines guten Unterrichts der Jugend. Inzwischen hat man jetzt im Entwurf, ungefähr dreißig Schulen des gegenseitigen Unterrichts daselbst zu gründen.

Das Ministerium des Innern fährt fort, in den Departements die Schulen zu ermuntern, und hat ungefähr 50,000 Franken dafür im vergangenen Jahre verwendet, womit aber auch in einigen Gemeinden bloß Schulgebäude errichtet wurden. Rühmlich wetteifert aber damit die Freigebigkeit der Privatleute. Nur die Pariser Gesellschaft zur Beförderung des Elementar-Unterrichts hatte durch Beiträge im Jahr 1821 die Summe von 16,572 Franken eingenommen, und dagegen in demselben Jahre 16,140 Fr. verwendet.

Man rechnete im Januar 1821, daß man 3,883,009 Knaben (von fünf bis fünfzehn Jahren) in Frankreich nur 1,070,500 die Anfangsschulen besuchten. Es waren 24,124 Gemeinden

mit Schulen verſehen. Die Zahl von dieſen betrug 27,581, und die Zahl der Schullehrer 28,945. Die Anzahl der Knaben, die keine Schule hatten, betrug ungefähr 1,818,081. Die Ausgabe für die wirklich beſtehenden Schulen ward im Jahr auf 17 Mill. Franken angeſchlagen; ſollten noch die fehlenden Schulen geſchaffen werden, würden die Ausgaben des Staats oder der Gemeinden dadurch um wenigſtens 8 bis 10 Mill. vermehrt werden. Würde der wechſelſeitige Unterricht allgemein, betrüge der jährliche Aufwand für beſtehende und noch fehlende Schulen zuſammen kaum 9 Mill.

Der weibliche Unterricht iſt in Frankreich noch mehr verſäumt. Von ungefähr drei Millionen junger Mädchen mögen bis jetzt etwa nur 500,000 die Anfangsſchulen beſuchen.

Ueberhaupt kann man rechnen, daß von 24 Mill. erwachſener Perſonen in Frankreich nur 9 Mill. leſen und ſchreiben können. Alſo 18 bis 19 Mill. jedes Alters und Geſchlechts ſind in Frankreich noch des Unterrichts der Anfangsſchulen bedürftig.

In England verbreitet ſich der wechſelſeitige Unterricht mit großer Schnelligkeit. In Städten und Dörfern bilden ſich, auſſer den gewöhnlichen Unterrichtsanſtalten, noch beſondere Sonntags- und Abendſchulen. In London befanden ſich Ende vorigen Jahres 43 Lancaſterſche Schulen, worin 7998 Zöglinge beiderlei Geſchlechts gelehrt wurden. Im Durchſchnitt zählte demnach jede dieſer wohleingerichteten Schulen des gegenſeitigen Unterrichts 186 Schüler oder Schülerinnen.

In Irland waren im Jahr 1820 für gegenſeitigen Unterricht 381 Schulen mit 26,174 Zöglingen (inbegriffen 10 Gefängniſſchulen); dazu wurden von der hiberniſchen Geſellſchaft und den Wiedertäufern noch 90 andere Schulen für 8000 junge Leute gegründet.

Das Schulweſen in Schottland war von jeher wohl eingerichtet. Da hat ſeit langer Zeit jede Pfarrei wenigſtens eine Schule, jede Schule ihr Grundeigenthum zur Selbſterhaltung. Demungeachtet verbreitet ſich auch hier, von der Schule zu Edinburg aus, der gegenſeitige Unterricht durch Städte und Dörfer immer mehr.

In den Niederlanden macht er hingegen deſto langſamere Fortſchritte. Ausgenommen zu Lüttich, Luxemburg, Brüſſel, Maſtricht, Amſterdam und andern Städten, hält ſich da die alte Unterrichtsart mit ihren Mängeln und Vorurtheilen aufrecht. Doch überall iſt für Unterricht geſorgt. In den nördlichen Provinzen Hollands zählt man 180 Schullehrergeſellſchaften, an welchen 1986 Lehrer Theil nehmen; Stiftungen, die zur Beförderung der Volksbildung von hohem Werth ſind. Da, wo die Schulen ſchon in genugſamer Anzahl und wohl genug eingerichtet ſind, daß ein Lehrer nicht über dreißig Schüler in gleicher Zeit zu unterrichten hat, mag der wechſelſeitige Unterricht allerdings erſpart werden können. Aber in wie vielen Gegenden Europa's iſt dies ſchon der Fall?

Daher wird beſonders auch in Rußland mit ruhmwürdiger Thätigkeit die Zahl der Lancaſterſchen Schulen ſtets vermehrt. Auſſer denen, welche der Kaiſer für Soldatenkinder gegründet hat, ſind neue zu Kiew, Odeſſa, Mogilew u. ſ. w. in Sibirien und Polen geſchaffen.

Im letztern Lande befindet sich jetzt eine mit 200 Schülern unter der Obhut der Universität Wilna; Petersburg besitzt eine von 600 Schülern; in Moskau beschäftigen sich die Vorsteher der evangelischen Schule, den gegenseitigen Unterricht einzuführen. Schon blüht er auch zu Abo in Finnland unter kaiserlichem Schutze.

In Schweden haben sich König, Geistlichkeit und Magistrate laut für diese vortheilhafte Unterweisungsart erklärt. Eben so in Dänemark. Dieses Königreich besitzt 3000 Schulen. Es soll im Entwurf sein, den gegenseitigen Unterricht in alle Anfangsschulen einzuführen.

In Deutschland wie in der Schweiz hingegen ist dafür weniger lebendiger Sinn. Unkunde, Vorurtheil und Hang zur Herkömmlichkeit stehen überall sehr entgegen. Aber auch muß man nicht unbemerkt lassen, daß hier vieler Orten schon der Volksunterricht sehr thätig besorgt ist, besser wenigstens, als in Frankreich, Italien oder Rußland. Zum Beispiel besuchen in der Schweiz 29,000 Kinder im Kanton Waadt die Schulen, und auf eine Bevölkerung des Landes von 160,000 Seelen zählt man 639 Schulen. Der Kanton Aargau, mit einer Bevölkerung von 150,000 bis 160,000 Seelen, zählt über 27,000 Schulkinder, von denen drei Viertheile lesen, die Hälfte schreiben und drei Achttheile rechnen können. Wie weit bleibt Frankreich daneben mit seinen Bildungsanstalten für das Volk zurück! — Inzwischen muß bei dem allen nicht vergessen werden, daß ein solcher Reichthum von Bildungsanstalten nicht überall in Deutschland und in der Schweiz, sondern nur theilweise bestehe; und daß, selbst wo er vorhanden ist, sehr viele Schulen sind, worin die Kinder es nach der ganzen Reihe von Schuljahren zuletzt doch nicht weiter bringen, als zum nothdürftigen Lesen, unbehilflichen Schreiben, mangelhaften Rechnen, weil ein einziger Lehrer oft 60 bis 100 Kinder zugleich nach der alten Unterweisungsart unterrichtet. Eine ganz besondere mittel- oder unmittelbare Beaufsichtigung jedes Einzelnen der Kinder ist ihm bei der Menge unmöglich. Aus diesen Schulen stammt daher die Verwilderung, Gedankenlosigkeit, Begriffsverkehrtheit und Sittenrohheit so vieler Landleute.

In Italien scheinen, seit den jüngsten staatsthümlichen Erschütterungen, eher Rückschritte als Vorschritte im Erziehungswesen geschehen zu sein. Die Lombardie, Piemont und Neapel müssen jetzt nicht genannt werden, wenn von Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts Rede ist. Desto glänzender steht Toskana daneben. Nicht nur hat die Stadt Florenz gegenwärtig fünf Schulen des wechselseitigen Unterrichts, sondern es sind bei dreißig solcher Schulen auch schon in den Landgemeinden und eine auf der Insel Elba errichtet.

Vermuthlich bildet man sich ein, in Spanien kehre jetzt bei den bürgerlichen Unruhen die Barbarei ein. Im Gegentheil, der Geist der Freiheit kehrt sie aus. Hier einige Thatsachen. Seit mit Hilfe der britischen Gesellschaft im Jahr 1818 zu Madrid eine Lancasterische Schule für Knaben eröffnet worden war, wurde daselbst auch eine für 300 Mädchen errichtet. In der Normalschule zu Paris studierten viele Spanier das Wesen des gegenseitigen Unterrichts, und sind nun in ihr Vaterland zurückgekehrt, um ihn dort auszubreiten. Grenada, Saragossa,

Digitized by Google

Cadix, Burgos, Valencia, Tortosa und viele andere Oerter haben jetzt wirklich schon dergleichen Schulen. Man arbeitet an einer Zentralschule für das Militär, und die Regierung ist beschäftigt, zu Madrid eine große Schule für 500 Knaben und 400 Mädchen neu zu schaffen.

Nächst dem europäischen Welttheil leistet der amerikanische das Meiste für Volksunterricht; bald wird es in dieser Rücksicht heißen: nächst Amerika auch Europa. Es wäre zu weitläufig, hier aufzuzählen, was die Weisheit der Regierungen in den vereinigten Staaten von Nordamerika für das Schulwesen fort und fort thut. Sie wissen das, wovon man häufig in Europa das Gegentheil wissen will: daß nur Geistesbildung den Nationen, wie den einzelnen Personen, gegen andere Ueberlegenheit, Selbstständigkeit, Wohlstand und innere Ruhe durch Vaterlandsliebe gewährt. Fast alle Kinder ohne Ausnahme werden in die Schule geschickt. Im Staate Pennsylvanien betrug am 15 Februar 1821 die Zahl der Schulkinder 5369. — Auch in Haity oder St. Domingo, seit diese Insel von Spanien und Frankreich frei ist, geht das Schulwesen ungemein rasch vor. Der jetzige Präsident dieses Freistaates thut Alles dafür. Die Lehrer sind, ausser einigen Engländern und Franzosen, meistens Neger. — Eben so schreitet im frei gewordenen Buenos-Ayres, in Montevideo, am La Plata, in Chili der wechselseitige Unterricht vorwärts, und zwar für beiderlei Geschlecht. Don Saturnino Segurola, Mitglied des Stadtrathes von Buenos-Ayres und Generaldirektor der Schulen dieser Provinz, hatte neulich darüber an die Pariser Gesellschaft für Elementarunterricht merkwürdige Berichte mitgetheilt. In Brasilien beschränkt sich die Einführung der Lancasterschen Schulen noch blos auf die Hauptstadt Janeiro. Herr Miranda, Großkanzler von Brasilien, zeigt sich mit besonderer Theilnahme dafür. Doch haben auch die Schweizer in ihrer Kolonie Neu-Freiburg wirklich nun zwei dergleichen Schulen gestiftet.

An den Nordküsten Afrika's scheint die Politik der dortigen Fürsten dem Unterricht des Volkes wenig günstig zu sein. Sie selbst sind nur Barbaren und unwissend. Kein Wunder, wenn sie Widerwillen gegen höhere Geisteskultur ihrer Unterthanen beweisen, und den besten Theil der Staatseinkünfte für ihre Kriege oder für ihre Hoffeste verschwenden. Die auf Malta, zu Lavalette und Zeitoun, gestifteten Anstalten, die nach Tripoli, Algier und anderswo versandten Lehrmittel in arabischer Sprache hatten bis jetzt wenig Wirkung. Man muß noch erwarten, ob Ismail Gibraltar, der auf Befehl des Vizekönigs von Aegypten Europa durchreisete, die Lancasterschule zu Alexandrien und Kahira wirklich nach dem Muster derjenigen zu Stande bringt und festhält, die er auf Malta sah.

Die von der französischen Regierung zu St. Louis am Senegal gestiftete Schule, wo jetzt ein Herr Dayres unterrichtet, ist ein kleiner Lichtpunkt in der unermeßlichen Finsterniß des dortigen Welttheils. Und doch wird sich an ihm vieles entzünden. Gegenwärtig sind an dieser Schule vier junge Prinzen (Saraculeh's) aus dem Innern Afrika's, die von ihren Vätern dahin geschickt wurden. Man druckt jetzt an einem Wörterbuche und an einer Sprachlehre der Wolof-Sprache. — Die von den Briten in der Sierra Leona gestifteten Schulen blühen

Digitized by Google

freudig fort. Mit Hilfe zweier Neger in London hat gegenwärtig, was merkwürdig iſt, ein engliſches Frauenzimmer, Namens Hannah Kilham, die Sprachen Weſtafrika's erlernt und ſich vorgeſetzt, ſelber in die Sierra Leona und ins Innere Afrika's zu gehen, um Gottes Wort und Volksunterricht zu verbreiten. Auch haben die Briten wieder eine große Lancaſterſchule, ſechszig Meilen von der Kapſtadt entfernt, im ſüdlichen Afrika errichtet.

In Aſien, wenn Sibirien abgerechnet wird, beſchränkt ſich die Verbeſſerung der Volksſchulen durch gegenſeitigen Unterricht lediglich auf die Gegenden, welche von den Briten in Oſtindien beſetzt ſind. Die Societät von Calcutta hatte im Jahr 1821 ſchon 188 indiſche Schulen unter ihrer Pflege. In Bengalen und auf der Inſel Ceylan hat dieſer Unterricht ebenfalls feſten Gang; doch mangeln vom vorigen Jahre nähere Nachrichten.

Digitized by Google

Inhalt des Jahrgangs 1822.

I. Zur Geschichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

Seite

Ueber den Zustand unsers Welttheils im Jahr 1822. Als Vorrede zu diesem Jahrgang. 1

Umriß von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile. — Die Erfindung und ihr Werth. Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in England. In Frankreich. In der Schweiz. In den Niederlanden, Deutschland, Polen, Rußland. In Portugall, Spanien, Griechenland. In Italien. In Afrika. In Asien. In Amerika. Bedeutsamkeit des gegenseitigen Unterrichts für den Entwickelungsgang der Menschheit. Schluß der Uebersicht. 145

Der gehemmte Handelsverkehr, seine Ursachen und die deshalb den Fabrikmaschinen gemachte grundlose Anschuldigung. 210

Die Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts im Jahr 1821 durch vier Welttheile. 578

2. Im Besondern.

Spanien.

Gang des gelben Fiebers in Barcelona im Jahr 1821. Bemerkungen über diese Krankheit. 46

Blätter aus Spanien. — Ueber den Hauptpunkt in der Verfassung der Cortes. Der Mittelstand in Spanien. Die Engländer in Spanien. Wellington als Feldherr in Spanien. Zerstörung der Stadt Sebastian de Guipuscoa. Von den Mängeln der spanischen Verfassung. Wer sind die spanischen Staatsumwälzer? Der Ursprung der Cortes-Verfassung. Ueber Legitimität der spanischen Verfassung. Die Geistlichkeit und der Adel neben der Revolution Spaniens. Die Republik in monarchischer Form. Was ist ein König von Spanien? Was sind die spanischen Cortes? Was bedeuten die Gährungen in Spanien? Von der Gefahr Spaniens. 241

Die Geschichte des gelben Fiebers zu Barcelona im Jahr 1821. 336

Frankreich.

Robespierre. 22

Die kleinen Eigenthümer und die Theilung des Grundbesitzes. 137

Die Schlacht bei Fère-Champenoise, in Verbindung mit dem Feldzuge vom J 1814 dargestellt. 193

Frankreichs Bundesverhältnisse; sein zunehmender innerer Wohlstand; die französische Klerisei. 231

Die Bevölkerung von Paris, in ihren Verhältnissen zur Gesundheit und Lebensdauer. Ihre Eintheilung in die konsumirende und produzirende Klasse. Ihre vormaligen Kaufmanns-Innungen und Handwerkszünfte, mit den Folgen ihrer Aufhebung seit dreißig Jahren. 420

Amtlicher Versuch, ein französisches Departement zum Aufruhr zu bewegen. 431

Großbritannien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Schutzpockenimpfung in dem Lande ihres Entstehens. 332

Digitized by Google

Seite

Ein Blick auf das ſchottiſche Hochland und die letzten Spuren der Oſſaniſchen Welt in unſern Tagen. — Die Chroniken von Eri. Die Lieder von Oſſian. Die Seher und die Tonkunſt der Gaelen. Von alter und jüngerer Sitte der Bergſchotten. Die Inſel Arran. 385

Zuſtand des öffentlichen, zumal des Volks- und Elementar-Unterrichts in Schottland. 408

Schweiz.

Landwirthſchaftliche Armenſchule im Kanton Zürich. 187

Das neue Maas- und Gewichtſyſtem im Kanton Waadt. 310

Ueber die Glarneriſche Armenanſtalt an der Linth. 528

Skizze einer Reiſe durch das Schweizerland in militäriſcher Beziehung. 535

Italien.

Geſchichtliche Erinnerungen und ſtaatsthümliche Betrachtungen. 85

Der neapolitaniſche General Wilhelm Pepe. 183

Die geheimen politiſchen Geſellſchaften in Italien. — Einleitung. Die Decisi und Carbonari. Calderari und Welfen. Die Stellung der Regierung zu den geheimen Orden in Neapel. Vereinigung mehrerer geheimer Geſellſchaften zur Herbeiführung eines beſſern Zuſtandes der Nation. Unruhen im römiſchen und neapolitaniſchen Gebiet durch die Carbonari und Welfen. Vermehrung der Carbonari. Ausbruch der Staatsumwälzung, durch einzelne Carbonari bewirkt. Selbſtvernichtung der Carbonari. Die Pythagoräer. 337

Geſchichte einer Peſtalozziſchen Bildungsanſtalt in Neapel. 451

Türkei.

Mehemet, geheimer Agent der Pforte, und die Neu-Griechen. 115

Griechenland und die Türkei. 223

II. Zur Geſchichte Aſiens.

Aus Alexander Antrans ungedrucktem Tagebuche ſeiner Reiſe von Odeſſa durch Syrien und Aegypten im Jahr 1819. 49 u. 97

Abbas Mirza, königlicher Prinz von Perſien. 324

III. Zur Geſchichte Afrika's.

Zur Kunde von Nordafrika. Von Nicht-Europäern. 374

Der Sklavenhandel im Jahr 1822. 379 u. 393

Neueſtes Gemälde von Fezzan im nördlichen Afrika. 553

Bericht des franzöſiſchen Naturforſchers Delalande über ſeine Reiſe nach dem Kaplande. 568

IV. Zur Geſchichte Amerika's.

Zur Karakteriſtik der vereinigten Staaten von Nordamerika. 123

Die Nordpolarländer. 162

Ueber die vereinigten Staaten von Nordamerika. 487

Reiſe durch Chile und das Andengebirg in den Jahren 1820 und 1821. 555

Literarische Anzeigen.

Hekate.

Ein literarisches Wochenblatt,

redigirt und glossirt von Kotzebue's Schatten.

Unter diesem Titel wird vom 1 Jan. 1823 an in meinem Verlage eine Zeitschrift erscheinen, die hauptsächlich eine möglichst populäre und humoristische, kritische Musterung der neuesten Literatur beabsichtiget. Die literarische Maske auf dem Titel, die ja wohl einem großen Theile des Publikums aus der parte posthuma des Kotzebue'schen Wochenblattes und aus dem Dresdener Merkur bekannt ist, soll nichts verhüllen, sondern bloß dem Zwecke des Humors dienen. Die Leitung des Blattes, insoweit sie nicht merkantilisch ist, hat der Herr Hofrath Dr. Müllner übernommen. Umfang, typographische Einrichtung und Preis werden sein, wie sie bei Kotzebue's Wochenblatte waren: wöchentlich zwei Bogen bequemen Drucks in 4., und monatlich ein- bis zweimal ein Intelligenzblatt welches neben den Buchhandelsanzeigen auch der Antikritik offen steht), zu dem jährlichen Abonnement von acht Thalern, wofür man es durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen bekommen kann. Wer sechs Exemplare in der Verlagshandlung bestellt, dem wird ein Freiexemplar zugestanden. Briefe an die Redaktion sind an den Unterzeichneten zu adressiren.

Leipzig, im Sept. 1822.

A. Wienbrack, Buchhändler.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch auf das Jahr 1823.

Walter Scotts Halidon-Höhe.

Uebersetzt von Dr. Adrian.

12 Gr. oder 45 kr.

Die englischen Kritiker haben dieses neue Produkt Walter Scott's mit Enthusiasmus aufgenommen, und mit Recht, denn es mochte nicht leicht eine interessantere Darstellung schottischer Sitten und Charaktere aus der Feder des berühmten Dichters geflossen sein. Für den Werth der Uebersetzung bürgt der Name des Uebersetzers.

Die Priesterinnen der Griechen.

Von Dr. Adrian.

8. Geheftet. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Gegenstand, den der als Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser in diesem Werke behandelt, ist zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um dasselbe in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen fünf Büchern Geschicht, von Wilhelm Friedrich Hufnagel. 2 Rthlr. 4 Gr. oder 3 fl. 36 kr.

Auf die Geschichte der Vor- und Urwelt kann Niemand zurücksehen, ohne mit ganzer Seele und inniger Lust bei dem Manne zu verweilen, dem allein wir die Kenntniß jener Geschichte verdanken. Diesen Mann Gottes stellet gegenwärtige Schrift (ein Werk des in der theologischen Literatur so rühmlich bekannten Seniors und Dr. der Theologie zu Frankfurt am Main) in seiner ganzen so beziehungsreichen Eigenthümlichkeit dar. Aus der Geschichte von Moseh's Zeit und von der Hand des großen Mannes selbst, entleihet diese Schrift mit großer Umsicht und seltener Sachkenntniß Alles, was Moseh als Religionsstifter, Gesetzgeber, Volksbeherrscher, Heerführer und Geschichtschreiber, charakterisirt. Geburt und Kindheit ist hier so wichtig als die Bildung des Knaben zum Jünglinge, und des Jünglings zum Manne; zu dem Manne, der durch die Macht des Glaubens und der Weisheit aus rohen Sklavenhorden einen geordneten Staat bildete, und dem verwilderten Haufen einen Geist einhauchte, der heute noch, schon in das vierte Jahrtausend hinein, eine über den Erdboden gestreute Nation ohne Oberhaupt und Vaterland zusammenhält; wahrlich, eines der merkwürdigsten Wunder des wundervollen Moseh.

Wir sind überzeugt, daß Mitglieder des mosaischen, wie des christlichen Bekenntnisses, diese geistreiche und scharfsinnige Schrift mit Nutzen und Vergnügen lesen werden.

Bei P. G. Hilscher in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blumen-Deutung. Auszug aus den neuesten Blumensprachen. Taschenbüchlein zur Unterhaltung. 8. 1822. 12 Gr.

In dem Vorwort dazu heißt es: Bedeutungen der Blumen, die in den neuesten Schriften über Blumensprache zu finden waren, trug ich zusammen; wo ich vergebens suchte, nahm ich eine Erklärung, die mit den willkührlichen in den kleinen Blumensprachen übereinstimmte; wo keines war, wählte ich eine solche, die mir am natürlichsten und angemessensten schien, und wo zu viele Widersprüche herrschten, half ich mir durch das Umkehren der Blume und ordnete Beides, Blumen und Bedeutungen, in zwei Alphabete. Weit leichter, als nach den übrigen Blumensprachen, kann man hier einen bedeutvollen Kranz winden, weil man die Blumen nach ihren Bedeutungen nun besser zusammenstellen, und überreichte Kränze sicherer und schneller erklären kann.

Clauren, H., Erzählungen. Erstes bis sechstes Bändchen. 8. (Das erste und zweite Bändchen in einer neuen Auflage von 1822.) Jedes Bändchen 20 Gr.

Bücher dieser Gattung und dieses Gehalts sind für den Leser von Gefühl und Geschmack ein wahres Geschenk. Wir kennen keinen reinern Genuß, keine wohlthätigere Erholung, als nach vollbrachter Tagesarbeit eine solche Lektüre, die das Gemüth erheitert, die Zeit unterhaltend kürzt, und im trauten Familienkreise Stoff zur geselligen Unterhaltung gibt. Des Verfassers vortreffliche Darstellungsgabe, seine lebendige Sprache, sein treffender Witz und seine Kunst, den Leuten nach Gefallen das Wasser in die Augen zu treiben, oder sie recht herzlich zu lachen zu machen; — das alles sind bekannte Vorzüge, die sich auch hier wieder von Neuem bewähren, und darum bedarf das Buch keiner weitern Empfehlung.

Digitized by Google

Fischer, G. A., Anfangsgründe der Statik und Dynamik fester Körper, als Lehrbuch zum ersten Unterrichte für Bau- und andere Schulen, als auch zum Selbstunterrichte angehender Architekten entworfen. Mit 4 Kupfertafeln. gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Der Zweck dieses Buches ist, denjenigen, welche sich bereits die Sätze der niedern Buchstabenrechnung, der Geometrie und Trigonometrie gehörig angeeignet haben, als Leitfaden zu dienen, selbige sowohl zu Berechnung der Kräfte, in Hinsicht des Gleichgewichts, als auch der wirklichen Bewegung, auf Körper und einfache Maschinen anwenden zu lernen. Der Verfasser hat hierbei die trefflichen Werke Eytelweins zum Grunde gelegt, jedoch alle auf der höhern Analysis beruhenden Beweise beseitigt, wohl aber die daraus hervorgehenden Resultate benutzt und die Stellen obiger Werke bezeichnet, wo für Geübtere die ausführlichern Beweise zu finden sind.

Vorzüglich hat sich der Verfasser bemüht, durch vielfache ausgeführte Berechnungen und eingestreute Uebungsaufgaben die theoretischen Sätze mit praktischen Anwendungen zu verbinden, auch jedem Abschnitte Fragen, wie in seinen früher edirten Schriften, beigefügt, um die Zuhörer oder Leser unterrichtend zu beschäftigen und ihnen bemerklich zu machen, ob sie die vorgetragenen Sätze richtig aufgefaßt und verstanden haben.

Laun, Friedrich, Erzählungen. Erster Band. 8. 1822. Velinpap. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Zwei neue Erzählungen: der Thronfolger und die unterdrückbare Liebe, erhält die lesende Welt hier aus der Feder eines ihrer beliebtesten Erzähler — ihr gewiß eine willkommene Gabe!

Löben, Graf O. H. von, Erzählungen. Erster Band. 8. 1822. Velinpapier 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Diese Erzählungen — drei der Anzahl nach, betitelt: die Todtenmahnung, Leßko und Famska, der Tanzer und der Pfaffer — werden, durch ihr reich geschmücktes Leben und ihre besondere Zartheit — allen Darstellungen dieses Verfassers eigen — Leser von Geist und Gefühl wiederum innig ansprechen.

Mayer, R., deutsch-englischer Briefsteller, oder neue Sammlung deutscher Handlungsbriefe. Ein Uebersetzungsbuch zur Einübung in der englischen Sprache, für Kaufleute, bestehend in einer Reihe von Originalbriefen, in welcher ein vollständiger Geschäftsgang durch alle Arten von Handelsspekulationen in systematischer Ordnung aufgestellt ist, mit untergelegter Wort- und Sach-Erklärung, nebst einem Anhange, enthaltend Muster zu Empfehlungs-Schreiben, Wechseln, Courszettel, Fakturen, Vollmacht, Protest u. s. w. in der Originalsprache. gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser sagt in seinem Vorwort: „Bei Bearbeitung des vorliegenden, rein merkantilischen Werkchens liegt der Zweck zum Grunde, den jungen Leuten, welche sich dem Handelsstande widmen, ein brauchbares und nützliches Uebungsbuch in ihrem Fache in die Hände zu liefern. Daß beides hier in vollem Maaße vereinigt ist, davon kann sich ein Jeder bei einer flüchtigen Uebersicht selbst überzeugen. Das Ganze besteht aus einer systematisch geordneten Original-Korrespondenz von Geschäften, die wirklich geführt worden ist, also keiner willkührlich zusammengetragenen Idee, und es gibt, in dieser Hinsicht, selbst den Geübtern manchen interessanten Aufschluß über verschiedene Zweige des Geschäftsganges jeder Art. Eine Uebersicht des Inhaltes des Ganzen liefert das Geschäftsregister, und es wäre überflüssig, hier etwas mehr davon zu sagen. Die Phraseologie bietet, außer dem gewöhnlichen Zwecke, zugleich einen Schatz von Kunstausdrücken und Benennungen der im Handel vorkommenden Gegenstände dar, so daß man ohne Uebertreibung sagen kann, es sei die reichhaltigste Sammlung, die in unsern Tagen in dieser Art erschienen ist."

Pope, A., der Mensch, ein Gedicht in vier Gesängen, übersetzt von C. C. Hohlfeldt. gr. 8. 1822. Geh. 1 Thlr.
Velinpapier, gebunden, 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses vorzügliche Gedicht Pope's, das die wichtigsten und mannigfaltigsten Beziehungen des irdischen Lebens schön und genial darstellt, verdiente schon lange eine neue metrische Bearbeitung in deutscher Sprache. Herr Hohlfeldt, durch mehrere Dichtungen bereits ehrenvoll bekannt, hat eine solche Uebersetzung geliefert, die von sehr vielen Urtheilsfähigen für gelungen erklärt worden ist. Das Aeußere des Buches entspricht dem innern Gehalt.

Seidel, T., der Küchen-Gemüß-Gärtner, oder deutliche Anweisung, wie auf die leichteste und zweckmäßigste Art ein Küchen-Garten zu bestellen und jede Pflanze der Natur gemäß zu warten sei, um daraus den besten Nutzen zu ziehen. Nebst einer Anweisung über die Kultur der Blumenzwiebeln und einiger Knollengewächse. 8. 1822. 16 Gr.
Auf Schweizerpapier 20 Gr.

Hieraus besonders abgedruckt:

Seidel, T., die Kultur der Blumenzwiebeln und einiger Knollengewächse. Dritte Auflage 8. 1822. 6 Gr.

Tagebuch eines Invaliden auf einer Reise durch Portugal, Italien, die Schweiz und Frankreich. Aus dem Englischen des H. Matthews, Esq. 2 Bände. 8. 1822. Velinpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Von diesem Werke, welches seit seiner Erscheinung in London drei Auflagen erlebt hat, und von jedem gebildeten Engländer nur ein vortreffliches Werk gehalten wird, ist so eben in unserm Verlage der erste Theil erschienen, der besonders von Italien handelt. Ein Mann, dem, wie es scheint, das klassische Alterthum ganz zu Gebote steht und der als tiefer Denker besonders mit Sterne viel Aehnlichkeit hat, muß in Form und Stoff etwas Vorzügliches liefern können. Jedem Leser wird es eine anziehende Lektüre sein; aber dem, der mit der Kunst näher vertraut ist, oder sich ihr gewidmet hat, wird es eine vorzügliche Erscheinung sein. Wir dürfen versichern, daß auch das Aeußere

Digitized by Google

desselben angenehm ist. Der zweite Band ist unter der Presse.

Tieck, Ludwig, sämmtliche Gedichte. 2 Theile. 8. 1821. Auf feinem Postpapier 3 Thlr. 12 Gr.
Auf Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr.
Auf geglättetem Velinpapier 6 Thlr.

Die über jede Erwartung freudige Theilnahme, die das Erscheinen der hier zum erstenmale gesammelten, gedruckten und ungedruckten Poesien des trefflichen Dichters im deutschen Vaterlande überall angeregt, und welche (beiläufig sei es gesagt) den ziemlich allgemeinen Wahn von poetischer Uebersättigung des Publikums bündigst widerlegt, macht jede Anempfehlung gewiß überflüssig; auch beabsichtigen wir hiermit bloß, die gebildete Welt auf obige Sammlung aufmerksam zu machen, und verbinden damit die Anzeige, daß ein dritter Theil bereits unter der Presse ist.

Uebersicht, historische, der Staatsveränderungen in Spanien vom ersten Ausbruche des Aufstandes 1808, bis zur Auflösung der Cortes. Nach dem Spanischen des Grafen Toreno, letzten Präsidenten der Cortes von 1820. gr. 8. Zweite Ausgabe. 1823. 14 Gr.

Mit dieser Schrift, wohl der wichtigsten, die neuerlich über die innern Verhältnisse Spaniens erschienen ist, hat der Verfasser, einer der Trefflichsten unter den Liberalen, der lange als Verbannter in Frankreich lebte, eine oft bemerkte Lücke in der neuern Geschichte Spaniens ausgefüllt, und mit dem hellen und tiefen Blicke eines denkenden Staatsmannes deutlich nachgewiesen, wie die merkwürdige Revolution in Spanien sich bildete und den Gang nehmen mußte, den sie genommen hat, wobei de Pradt's bekannte Schrift nicht selten berichtigt wird.

Denkwürdigkeiten Ludwig Bonaparte's, ehemaligen Königs von Holland, von ihm selbst beschrieben. Doce well en zie niet om. (Thue recht und scheue Niemand). 8. Zweite Ausgabe. 1823. 1 Thlr. 8 Gr.

Es bedarf keiner Anpreisung bei einem für die neuere Geschichte so höchst wichtigen und merkwürdigen Werke, das über viele Begebenheiten unserer Tage überraschende Aufschlüsse gibt, das zur richtigen Würdigung eines achtungswerthen Volkes in einer verhängnißvollen Zeit führen wird, so wie zur gerechten Beurtheilung eines selten unparteiisch gewürdigten Mannes, der das Volk während jener Zeit mehr als einmal dem Verderben entriß und auch in der Art, wie er sich hier selbst sein Urtheil zu sprechen sucht, sich als den Redlichsten seines Hauses zeigt.

Bei Fl. Kupferberg in Mainz ist 1822 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Apollonius von Perga, die Bücher des, de sectione determinata, wiederhergestellt von Robert Simson, und die angehängten Bücher des Letztern, nach dem Lateinischen frei bearbeitet von Dr. W. A. Tiefferweg. Mit 10 Steintafeln. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Cullerier, über die Lustseuche, ihre Zufälle und Heilmittel. Mit Zusätzen herausgegeben von Dr. H. K. Renard. Mit 2 Steintafeln. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Gemälde, skizzirtes, von Frankfurt am Main. Nebst Ausflügen nach Offenbach, Darmstadt, Wilhelmsbad, Soden, Weilbach, Eppstein, Königstein und Homburg von der Höhe. 8. 10 gr. oder 45 kr.

— — von Mainz. Nebst Ausflügen nach den Bädern des Taunus, dem Rheingau, nach Kreuznach und Oppenheim. 8. 14 gr. oder 1 fl.

— — von Koblenz und Ehrenbreitstein. Nebst Ausflügen nach Ems, Bertrich, Trier und dem Laacherse. 8. 10 gr. oder 45 kr.

— — von Köln. Nebst Ausflügen nach Aachen, Elberfeld, Barmen und Düsseldorf. 8. 14 gr. oder 1 fl.

Grab, Dr., Briefe über die Wunderheilungen des Fürsten Alexander von Hohenlohe, von dessen ehemaligem Lehrer. (Aus dem vierten Hefte des Apologeten besonders abgedruckt.) gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— — der Apologet des Katholizismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannigfaltiger Entstellungen des Katholizismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe. Viertes und fünftes Heft. 12 gr. oder 48 kr.

Hillebrand, K., die Anthropologie als Wissenschaft. Erster Theil.
Auch unter dem besondern Titel:
Allgemeine Naturlehre des Menschen. gr. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dessen zweiter Theil. Besondere Naturlehre des Menschen oder Somatologie und Psychologie. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Horst, G. C., Zauberbibliothek oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprozessen, Dämonen, Geistern und Geistererscheinungen. Zur Beförderung einer rein-geschichtlichen, von Aberglauben und Unglauben freien Beurtheilung dieser Gegenstände. Dritter Theil. Mit Abbildungen. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 3 fl. 15 kr.

Kreuser, F., der Hellenen Priesterstaat mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hieroduten in Kürze dargestellt. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Lebrun, C., Lustspiele, Original und Bearbeitungen. Zwei Theile. 8. 3 thlr. oder 5 fl. 24 kr.
Auch einzeln unter folgenden Titeln zu haben:

Lebrun, Pommersche Intriguen, oder: das Stelldichein. Lustspiel in drei Akten. 8. 14 gr. oder 1 fl.

— — Mittel und Wege, oder: „Still! ich weiß schon." Posse in drei Aufzügen nach dem Engl. des Georg Colman. Esq. frei bearbeitet. 8. 12 gr. oder 54 kr.

— — Lehrer, Schüler und Korrektor. Lustsp. in einem Aufz. Nach dem Französischen des Vial. 8. 10 gr. oder 45 kr.

— — Marquis Pomerars. Lustspiel in einem Aufzuge. nach dem Franz. frei bearbeitet. 8. 6 gr. oder 27 kr.

— — Er ist sein eigener Gegner. Lustsp. in drei Aufz. frei bearbeitet nach Picard. 8. 14 gr. oder 1 fl.

— — Simon, Molière und Tartuffe. Lustsp. in einem Aufz. nach Simon bearbeitet. 8. 6 gr. oder 27 kr.

— — die Schauspieler, Lustsp. in Versen und fünf Aufz., nebst Prolog frei und getreu nach Delaviane. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Meuth, C., Ueber die Fieber im Allgemeinen und ihre besondern Formen. 8. 7 gr. oder 30 kr.

Müller, N., Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmtern Völker der alten

Digitized by Google

Welt, mit hieher gehöriger Literatur und Linguistik. Erster Band mit 2 Tabellen und 7 Steindrucktafeln, mehr als 170 noch nicht erschienene bildliche Darstellungen enthaltend. gr. 8. 4 thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Neurohr, A., der Mensch im Staate und in der Kirche. Insbesondere Deutschland und sein Genius. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Rheineck, W., Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst ausführlichen Gemälden von Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln und Düsseldorf mit ihren Umgebungen. Mit einer Karte. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Steininger, J., Gebirgskarte der Länder zwischen dem Rhein und der Maas, in Royal-Folio, illum. mit erläuternden Bemerkungen; der Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier vorgelegt. gr. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Strauß, A. F., Chemie und Physik als Hilfsmittel bei dem Studium der Forstwissenschaft durch einige chemisch-forsttechnische Gegenstände erläutert. gr. 8. 7 gr. oder 30 kr.

Wehler, J. E., Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder. Zwei Theile. Neue mit Zusätzen und Verbesserungen und 2 Kupfertafeln vermehrte Ausg. gr. 8.

Erster Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder überhaupt, oder über deren Nutzen, Einrichtung und Gebrauch. 1 thlr 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Zweiter Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere, oder Nachrichten über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder in der nördlichen Schweiz, in Schwaben, in den Rhein- und Maingegenden, und in Franken. 2 thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

— — Zusätze und Verbesserungen zu obigem Werke für die Besitzer der ersten Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 18 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Ueber die im Verlage des Unterzeichneten erschienenen „Religionszifferblätter des Doktors K. Müglich."

Da Viele nicht wissen, was unter diesem Titel zu suchen ist, bemerke ich Folgendes. Zifferblätter zeigen die Zeit an. So zeigen uns die genannten Religionszifferblätter den Stand unserer Zeit in religiöser Hinsicht an. Sie zerfallen in vier Abtheilungen, vier verschieden gesinnter Parteien, die sich zu bekämpfen scheinen, im Grund aber nur als Theile eines nothwendigen Ganzen des Zeit- und Weltgeistes dastehen. Verfasser der ersten Abtheilung ist Christianus. Er läßt den Messias 1) sich selbst malen, indem das Evangelium des Matthäus sinnig überblickt wird; 2) giebt er eine gründliche Beurtheilung des Klopstockischen Messias. Christianus scheint in Herderischem Sinne zu schreiben. Verfasser der zweiten Abtheilung ist Jacobinus Rationalis, voltairisch gestimmt. Er strebt aus dem relativen Positiven hinaus, empfiehlt die allgemeine Naturreligion und hat für dieselbe eine schätzbare Anzahl Stimmen der großen Geister gesammelt, a) andeutende Stimmen, b) ahnende, c) bebelbestreitende, d) unbestimmt und e) bestimmt weissagende. In der dritten Abtheilung steht Supernaturalis Mystikos, eine Stillingsche Seele, vorstehenden Stimmen christenthümliche, vielleicht hyperchristliche entgegen. Beide Stimmensammlungen sind gleichsam eine kleine Bibliothek. Den Beschluß des Werkchens macht in der vierten Abtheilung Humanus — den der Herr geheime Kirchenrath Paulus in seiner dankwerthen Revension (Heidelberger Jahrbücher August 1831) immer Religiosus nennt. Dieser nimmt den weltbürgerlichen Standpunkt, der Idee der Allseitigkeit folgend, und sieht in dem ästhetisch erfaßten Gange der Menschheitsgeschichte die unfindbar sich-tnende Harmonie. Die in 16 Sonetten dargestellten Epochen des Lebens der Menschheit haben den Dr. Paulus vorzüglich angesprochen. Die vier Abtheilungen sind auch kurz überschrieben: 1) Der Gottmensch; 2) der Widerchrist; 3) der Wiederchrist; 4) die Menschheit.

Dieses Buch ist für 1 Thlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. zu haben in allen Buchhandlungen und in Neustadt an der Orla beim Verleger

J. K. G. Wagner.

Neue Bücher der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet worden sind.

Ch. Bells Erläuterungen

der wichtigsten chirurgischen Operationen durch Kupfer. 4. Zweites Heft. 16 Gr.

Magazin der neuesten Erfindungen,

Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen; in Verbindung mit mehrern Sachverständigen, herausgegeben von Dr. und Prof. Johann Heinrich Moriz Poppe, Prof. Karl Gottlob Kühn, und Dr. Friedrich Gotthelf Baumgärtner. Neue Folge. Erstes Heft. Mit Kupfern. 4. br. Preis 16 Gr.

Neues Museum des Wundervollen,

oder Magazin des Ausserordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben vom Dr. Bergk. Erster Band zweites Stück. Mit 5 Kupfern. gr. 8. br. Preis 18 Gr. Die Kupfer stellen vor:

1) Das tartarische Lamm, ein höchst merkwürdiges Vegetabil. 2) Einen vierbeinigen Hahn. 3) Thomas Coole, der berüchtigte Gerhals. 4) Der Kampf des Känguru. 5) Eine merkwürdige Pflanze.

Biblisch-exegetisches Repertorium,

oder die neuesten Fortschritte in Erklärung der heiligen Schrift. Herausgegeben von Dr. Ernst Friedrich Karl Rosenmüller, Professor der morgenländischen Sprachen zu Leipzig und M. Georg Hieronymus Rosenmüller, Prediger zu Oelschan bei Leipzig. Erster Band gr. 8. br. Preis 18 Gr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google